THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

335.05
So
v.16²

The person charging this material is responsible for its return on or before the **Latest Date** stamped below.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University.

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY AT URBANA-CHAMPAIGN

OCT 26 1971

JAN 02 1997

APR 08 1997

L161— O-1096

Volumes 6

½ Goat

Hol. Buck.

Lib. Buck.

Cloth

½ Duck

½ Pig

Light Brown

Dark Brown

Black

Dark Blue

Red

Maroon

Olive

Light Green

Dark Green

Light Blue

Light Drab

See Sample Back

SOZ
271

Sozialistische
Monats-hefte

1912

May – Aug.
516
part 2

UNIV. OF
ILLINOIS
LIBRARY

SOZIALISTISCHE MONATSHEFTE
REDIGIERT VON JOSEF BLOCH
1912 / 2. BAND / 10. BIS 17. HEFT

VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G·M·B·H· IN BERLIN W. 35

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Allen County Public Library

16. Jahrgang der Sozialistischen Akademiker 18. Jahrgang der 2. Band

INHALTSVERZEICHNIS

Eduard Bernstein · Vom Parlament und vom Parlamentarismus . . 650
— Kaiserhoch und Verwandtes 720
— Zur Reorganisation der Partei 906
— Landtagswahlpolitik in Preußen 1026
Louis Bertrand · Nach den belgischen Wahlen 1912 897
Hans Bethge · Über Rodin den Zeichner 866
Leonida Bissolati · Der italienische Sozialismus nach dem Parteitag von Reggio Emilia 899
Hedwig Dohm · Das Recht der Ungeborenen 746
Emmy von Egidy · Über Selma Lagerlöf 810
Kurt Eisner · Der Philosoph des sozialen Enthusiasmus · Zu Fichtes 150. Geburtstag 611
August Erdmann · Die moralische und politische Bedeutung des Falles Hildebrand 726
— Der katholische Gewerkschaftsstreit und das Zentrum 852
Edmund Fischer · Parteijustiz 656
— Genossenschaft und Klassenkampf 845
Paul Göhre · Klassenkampf und Genossenschaft · Eine Erwiderung . . 921
Peter Hamecher · Der Künstler Eduard von Keyserling 675
Wilhelm Hausenstein · Leben und Kunstform 621
Johannes Heiden · Über Auslese und Anpassung der großindustriellen Arbeiterschaft 804
Adolf Hepner · Alkoholprohibition und Sozialismus 858

259353

Gerhard Hildebrand · Die Entfaltung der Produktivkräfte als Angelpunkt sozialdemokratischer Politik 661
Paul Kampffmeyer · Meinungsfreiheit innerhalb der Partei! . . . 599
— Leben und Wissenschaft 773
Friedrich Kleeis · Die Herabsetzung des Lebensalters für den Bezug der Altersrente 681
August Kolb · Wahllehren für Agitation und Organisation 973
Karl Leuthner · Wozu — wohin? 594
— Ein übersehenes Ereignis 893
— Die Entente und das Ende der deutschen Orientpolitik 1033
Ludwig Quessel · Die ökonomische Bedeutung des Imperiums . . . 707
— Das russische Imperium 1043
Sela Roon · Bissolati und die Emser Depesche 997
Otto Schembor · Selbstkultur und Gemeinschaftsleben 976
Max Schippel · Britisches Weltreich und Reichsgedenktag 643
— Eugen Richter und die Wandlungen der Fortschrittspartei 715
— Kolonialbegeisterung, *Atlanticus* und K. Kautsky 784
— Die Parteizersetzung in Amerika 849
— Sibirien als Siedelungskolonie 914
— Kolonialpolitische Glossen zu den Putumayogreueln 1038
Kaspar Schmidt · Die Sozialdemokratie und die Politik in Bayern . . 1052
Robert Schmidt · Aus dem Abgrund der sozialen Gegensätze 739
Wilhelm Schröder · Ein schwankender Boden 605
— Die Angst vor dem eigenen Mut 780
Arthur Schulz · Sozialdemokratie, Landarbeitergewerkschaft, Landarbeiteransiedlung 790
— Die Sozialdemokratie und die süd- und westdeutschen Klein- und Mittelbauern 961
Karl Severing · Der Streit in den katholischen Arbeitervereinigungen 733
— Die Tragödie des Syndikalismus 1021
Max Sokal · Von Zierkunst und Arbeit 1055
Hendrik Spiekman · Das neue Programm der holländischen Sozialdemokratie 587
Franz Staudinger · Klassenkampf und Konsumverein 982
Roman Streltzow · Die dritte Reichsduma 957
Georges Weill · Parteiorganisation und politische Aktion · Zur Reform des sozialdemokratischen Organisationsstatuts 829
Balthasar Weingartz · Rückblick auf die letzten englischen Riesenstreiks 833
Wally Zepler · Alexander L. Kielland 989

× × ×

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Belgien: Kammerwahlen 1912 . . 630
England im Mittelmeer 999
England: Wahlreform 869
Frankreich: Wahlreform 869
Italien: Wahlreform 868
Marschall 628
Nationalliberaler Parteitag . . . 629
Türkei: Innere Krise 998
Zuckerkonvention 1000
Kurze Chronik 630, 870, 1000
Literatur 870, 1000

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Allgemeine Lage 817
Bankabschlüsse 631
Elektrizitätsmonopol 634
Geldmarkt 816
Getreideversorgung 631
Gummi 928
Kali 633
Kohlenmarkt 817
Schiffahrt 632, 928
Spiritus 633
Staatsanleihen 817
Stahlwerksverband 633
Warenhäuser 818
Zucker 928
Kurze Chronik 634, 818, 929
Literatur 819, 929

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer

Generalkommission der Gewerkschaften 685
Gewerkschaftskartelle 931
Konferenz der Verbandsvorstände 685
Kongresse und Verbandstage 686, 931
Österreich 933
Schneider 686
Ungarn 933
Kurze Chronik 687, 934
Literatur 688

Genossenschaftsbewegung/GertrudDavid

Ausstellung 874
Besteuerung 690
Deutsche Großeinkaufsgesellschaft 689, 874
Deutsche Konsumvereinszentrale 688, 870
Deutscher Genossenschaftstag 1912 871
Großeinkaufsgesellschaften . . . 692
Hamburg: *Produktion* 690
Landwirtschaftliche Genossenschaften 1060
Österreich 1059
Österreich: Genossenschaftstag 1912 1060
Schweiz 692
Kurze Chronik 693, 875, 1062
Literatur 1062

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Arbeitsnachweis 751
Fürsorgeerziehung 752
Geburtenrückgang 934
Invalidenversicherung 750
Lohnsteigerung und Preisbewegung 749
Zentralarbeitersekretariat 751
Kurze Chronik 752, 936
Literatur 753, 936

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Anstellung von Direktoren . . . 754
Gartenstadt Leipzig-Marienbrunn . 1001
Lebensmittelversorgung 753
Straßenreinigung 1003
Wiederkaufsrecht 756
Kurze Chronik 758, 1005
Literatur 758

Staatssozialismus / Wilhelm Schröder

Allgemeine Tendenz 1063
Arbeitslosenversicherung . . . 1064
Bayern: Wasserkräfte 1065
Individualismus und Staatssozialismus 937
Reichswohnungsgesetz 940

Staatsbahnen und Gütertarife . . 940
Kurze Chronik 941, 1065
Literatur 941

Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

Preußen: Staatliche Jugendpflege 759
Rousseau 1066
Schulreform 760
Kurze Chronik 762, 1067
Literatur 1067

Frauenbewegung / Wally Zepler

Antifeministenbund 1008
Wahlrecht 1006
Kurze Chronik 1009
Literatur 1009

WISSENSCHAFT

Philosophie / Kurt Grelling

Kant 822
Logik 634
Wahrscheinlichkeit 820
Kurze Chronik 637, 822
Literatur 823

Naturwissenschaften / Frida Ichak

Mutationen 1067
Quantentheorie 942
Kurze Chronik 943, 1068
Literatur 944, 1069

Psychologie / Else Stœber-Damm

Ausstellung 1069
Erregungs- und Rauschzustände . 693
Massenpsychologie 1011
Psychologenkongreß 1912 1070
Kurze Chronik 697, 1014, 1072
Literatur 697, 1014

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Dietzgen 879
Teleologische Betrachtungsweise . 875
Kurze Chronik 879
Literatur 879

Geschichte / Paul Kampffmeyer

18. Jahrhundert 698
Amerika 699
Cromwell 698
Japan 700
Lassalle 886
Renaissance 881
Rousseau 882
Kurze Chronik 700, 882
Literatur 700

Rechtswissenschaft / Otto Lang

Duell 762
Jesuitengesetz 764
Sensationelle Fälle 762
Streikvergehen 763
Kurze Chronik 764
Literatur 765

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Antike und Moderne 884
Berliner Ausstellungen 884
Berlin: *Große Kunstausstellung* 1912 883
Brücke 701
Futuristen 701
Legrand 702
Kurze Chronik 702, 885
Literatur 702, 885

Dichtkunst / Max Hochdorf

Anekdotisches 948
Erzählungen 947
Lyrik 639, 765, 948
Neuausgaben 949
Novellen 1072
Romane 638, 944
Strindberg † 637
Kurze Chronik . . . 640, 767, 950, 1073
Literatur 767, 1073

Bühnenkunst / Hans Winand

Freilichttheater 1014
Wedekind 823
Kurze Chronik 825, 1016
Literatur 826, 1016

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Elektrischer Hochofen 951
Hochofenschlacken 952
Spreetunnelüberschwemmung . . 952
Wasserstoffgewinnung 953
Kurze Chronik 954
Literatur 954

Landwirtschaft / Arthur Schulz

Agrargeschichte 886
Agrarpolitik 887
Landarbeiter 1075
Liberale Agrarliteratur 1074
Kuzre Chronik 889, 1076
Literatur 889

Verkehr / Felix Linke

Baden: Elektrifizierung der Staatsbahnen 891
Deutsche Eisenbahngemeinschaft . 1016
Kanada: Nationaltranskontinentalbahn 767
Landstraßen mit Eisengeleisen . . 768
Neapel: Untergrundbahn 768
Norwegen: Eisenbahnen 891
Schiffsgrößen 891
Schleppmonopol 769, 890
Türkei: Eisenbahnen 1017
Kurze Chronik . . . 769, 892, 1017
Literatur 770

Kolonisation / Gerhard Hildebrand

Arbeiterfrage 1077
Argentinien: Eisenbahnwesen . . 826
Baumwolle 828
Brasilien: Santa Catharina . . 1080
Südkamerun 1078
Kurze Chronik 828, 1081
Literatur 1081

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Arbeitermöbel 640
Bayrische Gewerbeschau 1018
Berlin: *Große Kunstausstellung* 1912 704
Berlin: Opernhaus 704
Kalligraphie 640
Kiehl 1020
Silhouetten 641
Werkbund 1019
Kurze Chronik 641, 705, 1020
Literatur 642, 705

DIVERSA

Aus der Zeit

Bücherautomat / Paul Westheim 642

Neuerscheinungen

Bibelausgaben / Josef Bloch . . 1082
Heiligenlegenden / Lisbeth Stern . 706
Philippsons Abhandlungen/Mathias Acher 770

ABBILDUNGEN

Selma Lagerlöf / Nach einer Aufnahme im Jahr 1906 772

VERZEICHNIS SINNENTSTELLENDER DRUCKFEHLER

BEI den Druckfehlern der Rundschau ist die Spalte durch eine der Seitenzahl angefügte römische Zahl bezeichnet.

Seite 621 Zeile 9 v. o. statt eines . . . Volksvetos lies einer . . . Volkswehr
„ 629II „ 39 v. u. „ Kassel , Berlin

DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN

10. Heft | 23. Mai 1912

HENDRIK SPIEKMAN · DAS NEUE PROGRAMM DER HOLLÄNDISCHEN SOZIALDEMOKRATIE

HOLLANDS Sozialdemokratie ist jetzt in der glücklichen Lage ein Programm zu besitzen, das von sämtlichen Richtungen in der Partei gebilligt wird. Ja, mehr als das: Sämtliche Richtungen preisen es als ein Programm großen Stils, ein Programm, das alle Bestrebungen der im Kampf stehenden Arbeiterklasse, die gesamte wirtschaftliche Entwickelung der kapitalistischen Gesellschaft wie die großen Ziele der Arbeiterschaft zum Ausdruck bringt.

Wie war es möglich eine solche Übereinstimmung herbeizuführen? Wurden hier Prinzipienopfer gebracht? Haben die verschiedenen Richtungen, die innerhalb der sozialdemokratischen Arbeiterpartei gerade in den letzten Jahren oft so leidenschaftliche Kämpfe ausfochten, sämtlich zugunsten der Einigkeit etwas von ihren Überzeugungen geopfert? Wurde ihre Kontroverse unterdrückt? Oder haben diese Richtungen, die *marxistische* oder *radikale*, die reformistische, die religiös-sozialistische, ferner jene, die der Gewerkschaftsbewegung eine besonders hohe Bedeutung beimißt, sich vielleicht alle von dem edlen Wunsch tragen und trügen lassen, daß Friede im Lager herrschen möchte, ohne die Tatsache zu bedenken, daß abweichende Meinungen doch nun einmal vorhanden sind und sich notwendig geltend machen müssen?

Nein, nicht eine dieser Möglichkeiten liegt hier vor. Zum Beweis dessen sei folgendes angeführt: Noch an dem Tag der Annahme des neuen Programms entbrannte auf dem Leydener Parteitag eine äußerst heftige Debatte über den Amsterdamer Seemannsstreik und die Haltung der Partei dazu, in der die beiden Richtungen, die man (so wenig richtig auch mit diesen Benennungen die Gegensätze gefaßt werden) als *marxistisch* und *revisionistisch* zu bezeichnen pflegt, sich wieder aufs schärfste bekämpften, und bei der von neuem unzweideutig zum Ausdruck kam, daß die übergroße Mehrheit der Partei nicht geneigt ist auch nur einen Schritt nach jener Seite zu tun, nach der die *radikale* Minderheit sie drängen möchte. Daß dennoch eine solche fast unbedingte Übereinstimmung über das neue Parteiprogramm erzielt worden ist, daß die Diskussion darüber

auf dem Parteitag sich mehr zu einer Kundgebung für das Programm als zu einer Kritik des Entwurfs gestaltete, und jetzt nach dessen endgültiger Annahme keine der Parteirichtungen sich als Siegerin oder als Überwundene fühlt, findet meiner Meinung nach seine Erklärung in verschiedenen Umständen. Zunächst in der eigenartigen Natur des Programms, seinem eigentümlichen Aufbau, in dem konsequent innegehaltenen objektiven Charakter des Ganzen und daneben in der glänzenden Leitung durch unsern Genossen Troelstra, der von Anfang an mit vollem Ernst bestrebt war ein wirkliches Einheitsprogramm zu schaffen, sämtliche Richtungen zur Mitarbeit heranzog, alle besonderen persönlichen Wünsche über Einzelheiten des Entwurfs bei sich und anderen im allgemeinen Interesse zu unterdrücken suchte und darin sein Ziel vollständig erreichte. Wie ich ohne einen Schatten persönlicher Schmeichelei sagen darf, hat er sich hier als wahrhafter Parteiführer gezeigt.

Nun zum Programm selbst.

In den *Sozialistischen Monatsheften* hat schon Genosse Ankersmit die Gründe auseinandergesetzt, die der sozialdemokratischen Arbeiterpartei in Holland bereits seit einigen Jahren die Notwendigkeit einer Programmrevision nahelegten.[1]) Ich halte es indessen für zweckmäßig jetzt, da der Parteitagsbericht die sehr ausführliche Rede des Genossen Troelstra wiedergab, in der er vor dem Parteitag den Programmentwurf im Auftrag der Revisionskommission begründete, einige Stellen aus dieser groß angelegten und tiefgründigen Rede hier anzuführen, da darin die sozialistisch-wissenschaftliche Bedeutung des neuen Programms auf die vorzüglichste Weise beleuchtet wird. Troelstra führte aus:

»Das alte Parteiprogramm, das erste der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, dessen Entstehung einer Improvisation zu verdanken war, hat jetzt 17 Jahre ausgehalten. Das ist 1 Jahr länger als das deutsche Gothaer Programm, 5 Jahre länger als das österreichische Programm von Hainfeld und 7 Jahre länger als das Programm des frühern *Sozialdemokratischen Bundes* in Holland. In diesen 17 Jahren hat die wirtschaftliche Entwickelung mancherlei Erscheinungen gezeitigt, darunter viele, die die Grundlagen des wissenschaftlichen Sozialismus erhärtet haben. So hat sich in dieser Zeit das Bankkapital als Beherrscher der Industrie und als Führer und Schürer des Imperialismus sehr bedeutend entwickelt. Ferner trat in diesen 17 Jahren eine andauernd starke Konzentration in der Industrie ein, und wie die letzte Krise lehrte, zeugte auch das längere Ausbleiben einer wirtschaftlichen Krisis noch nicht von dem endgültigen Verschwinden der Krisen überhaupt. Aber manches in der Entwickelung der Gesellschaft oder einzelner gesellschaftlicher Zweige ist auch anders vor sich gegangen oder geht noch anders vor sich als es unser Programm darstellt, und das alte Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei, das jetzt durch ein neues ersetzt werden soll, ist an vielen Punkten, besonders da, wo es von der Verelendungs- und Katastrophentheorie handelt, noch viel anfechtbarer als das deutsche Erfurter Programm, das bei diesen Theorieen mehr an bloße gesellschaftliche Tendenzen denkt.

In dem alten Programm der sozialdemokratischen Arbeiterpartei wird von den »Nichtbesitzenden, deren Elend mit ihrer steigenden Anzahl wächst«, und von der »raschen Aufeinanderfolge der Krisen« gesprochen. Diese Erscheinungen werden nicht als Tendenzen der kapitalistischen Gesellschaft hingestellt sondern als Tatsachen, und als Tatsachen sind sie unrichtig. Ferner wird im Programm von der »schnell fortschreitenden Konzentration aller Produktionsmittel in den Händen einer stets geringer werdenden Zahl von Personen« gesprochen, und diese Behauptung, die sich hier auf sämtliche Wirtschaftszweige bezieht, ist mindestens für die landwirtschaftlichen Betriebe nicht aufrecht zu halten. In der Landwirtschaft geht der Siegeszug des Kapitalismus auf ganz andere Weise vor sich als in Handel und Industrie.

[1]) Siehe Ankersmit *Ein neues Parteiprogramm für die holländische Sozialdemokratie* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 3. Band, pag. 1674 ff.

Für Holland wenigstens war das alte Programm in diesem Punkt nicht mehr zu verteidigen.

Besonders notwendig war eine Revision unseres alten Programms im Punkt der *Verelendung*. Wir durften im neuen Programm die *Verelendung* nicht als Tatsache hinstellen, vielmehr nur als eine Entwickelungstendenz der kapitalistischen Gesellschaft. Stellte man aber alle jene niederdrückenden Wirkungen und traurigen Folgen des Kapitalismus nur als Tendenzen dar, sagte man damit also: nicht alle diese Tendenzen setzen sich wirklich in immer fühlbarere, immer schärfer eingreifende Tatsachen um, so mußte die Frage erstehen: warum verwirklichen sich denn diese Tendenzen nicht alle? Und die Antwort darauf lautet: weil sich im Proletariat Gegentendenzen geltend machen, die im selben Maß stärker und bedeutungsvoller werden wie der Kapitalismus selbst erstarkt. Der frühere Sozialismus stützte sich auf das Elend der Massen; der marxistische Sozialismus dagegen baut sich auf den Widerstand der Arbeiterschaft auf. Und wer heute ein sozialdemokratisches Parteiprogramm ausarbeiten will, wird nicht umhin können die wachsende Entwickelung dieser Widerstandskräfte in der Arbeiterschaft genau ebenso in diesem Programm zum Ausdruck zu bringen wie die wirtschaftliche Entwickelung selbst. Das ist in unserm Programm geschehen, und so ist es ein dynamisches statt eines statischen Programms geworden, das heißt eines Programms, das nur Tatsachen feststellen will. Im alten Programm wurde über die Wirkung, die Folgen dieser proletarischen Widerstandskräfte nichts ausgesagt. Am Anfang war der Klassenkampf nur ein spontanes Sichauflehnen gegen die unmenschlichen Zustände im Kapitalismus. Jetzt aber ist die Organisation zu einer gewaltigen Macht geworden, und die Gewerkschaftsorganisationen, die ursprünglich unter den Fittichen der bürgerlichen Parteien standen, haben sich mit ihrer vollen Kraft jener Widerstandsbewegung angeschlossen. Diese starke proletarische Bewegung übt nun wiederum eine einschneidende Wirkung auf den Kapitalismus aus; sie greift ihn in seinem Wesen selbst an; sie geht allmählich von der Verteidigung zum Angriff über, und der Kampf gegen den Kapitalismus wird nun zugleich ein Kampf für den Sozialismus. Gleichzeitig vollzieht sich in diesem Kampf eine Wandlung nicht nur in den materiellen Verhältnissen sondern auch in der Psyche des Proletariats, in seinem Wollen, seinem Streben, seinem Geist. Die Arbeiter, die in den Kampf hineingerissen werden, entwickeln sich zu anderen Menschen. Die Klasse der elenden Menschen von früher ist heute zu einem Faktor der Kultursteigerung geworden. Und auch diese geistigen Wandlungen im Proletariat müssen im Programm ihren Ausdruck und ihre Würdigung finden, genau so wie die ihnen zugrunde liegenden ökonomischen Veränderungen. Nicht die ökonomische Entwickelung allein wird eine sozialistische Gesellschaftsordnung herbeiführen können, auch der Wille, der bewußte Wille des Proletariats ist dazu unentbehrlich. Ohne diesen Willen läßt sich sehr wohl die Entwickelung einer Art großkapitalistischen Feudalismus denken, durch den der Sozialismus mindestens noch längere Zeit ferngehalten werden könnte.

Wem diese Würdigung der geistigen Hebung des Proletariats im Programm als Verstoß gegen den Marxismus erscheint, der beweist damit nur, daß er den Marxismus niemals begriffen hat. Der Marxismus hat niemals gefordert, daß man unter den Faktoren für die sozialistische Umgestaltung der Gesellschaft den Widerstand und die geistige Hebung des Proletariats übergehen solle. Das *Kommunistische Manifest* gibt eine eingehende Darstellung dieser proletarischen Widerstandskräfte und ihrer Entwickelung zum machtvollen organisierten Kampf. Schon in seiner polemischen Schrift gegen Vogt spricht Marx von der bewußten Teilnahme des Menschen an dem Umgestaltungsprozeß. Eben weil die sozialdemokratische Bewegung eine politische Kampfbewegung ist, ist es erforderlich in einem Programm, das die Notwendigkeit des Sozialismus nachweisen will, auch den Willen des Proletariats zum Sozialismus als tatsächlichen Faktor mitaufzunehmen.«

Dies die allgemeine Erläuterung des Programms, das jetzt wie folgt lautet:

»Die Entwickelung der Gesellschaft hat zur kapitalistischen Produktionsweise geführt, in der die Masse der Produzenten von den Produktionsmitteln getrennt ist. Diese Produktionsmittel dienen ihren Besitzern dazu aus der Arbeit der Arbeiter, die aus Sorge für ihren Lebensunterhalt gezwungen sind ihre Arbeitskraft zu verkaufen, Profit zu ziehen. Zwei Klassen, das Proletariat und die kapitalistische Klasse, stehen einander auf diese Weise in dauerndem Interessengegensatz gegenüber.

In diesem System zwingen Konkurrenz und Profitgier zur andauernden Verbesserung der Technik, zur Ersparung von Arbeitslohn. Es führt bei der kapitalistischen Klasse zur Anhäufung von Reichtum, beim Proletariat aber zu Elend, Unsicherheit der Existenz, Abhängigkeit, übermäßiger und schwerer, oft ungesunder Arbeit von Männern und Frauen; zur Kinderarbeit; zur Vernichtung des Familienlebens, zum Rückgang der körperlichen Leistungsfähigkeit, zu Pauperismus und Prostitution, Alkoholismus und Kriminalität. Die Folge ist, daß die Arbeiterklasse da, wo sie den kapitalistischen Profithunger nicht durch ihren Widerstand zügelt, in steigende Entartung und in Elend versinkt, nur beschränkt durch die natürlichen Grenzen menschlichen Ertragens und die Forderungen der kapitalistischen Interessen. Das Mißverhältnis zwischen der steigenden Produktivität der Arbeit und der geringen Kaufkraft der Massen und das Fehlen einer gesellschaftlichen Regelung der Produktion verursachen immer wieder Krisen im Wirtschaftsleben, die alle diese dem Wesen der kapitalistischen Produktionsweise inhärente Tendenzen noch verschärfen. Diese Wirkungen rufen aber den Widerstand des Proletariats hervor, das sich gewerkschaftlich und politisch organisiert und immer stärker zum Bewußtsein seiner Aufgaben kommt: den Kapitalismus als System zu bekämpfen und die Führung der Gesellschaft der kapitalistischen Klasse ab- und selbst zu übernehmen. Bei ihren Kampf um politische Rechte und soziale Reformen nämlich stößt die Arbeiterklasse, solange sie nicht die Herrschaft besitzt, auf die Übermacht und den mangelnden guten Willen der herrschenden Klasse, die nur notgedrungen, unter dem Einfluß der wachsenden Macht des Proletariats dessen Forderungen entgegenkommt und darin nicht weiter geht als die Handhabung ihrer Herrschaft und das Wesen des kapitalistischen Systems es erlauben.

Inzwischen schafft die kapitalistische Entwickelung selber die ökonomischen Bedingungen für ein neues Produktionssystem, das nicht auf der Ausbeutung der einen Klasse durch die andere beruht sondern auf gesellschaftlichem Besitz und gesellschaftlicher Verwaltung der Produktionsmittel, dessen Ziel nicht der Profit einzelner sondern die Befriedigung der Bedürfnisse aller ist. Die Konkurrenz in Verbindung mit dem technischen Fortschritt zwingt immer mehr zur Großproduktion; sie macht solcherweise die kleineren Unternehmer vom Großbetrieb abhängig oder macht sie zu Proletariern. Obgleich der Prozeß der Betriebskonzentration sich in den landwirtschaftlichen Betrieben bisher nicht in der gleichen Weise zeigt wie in Handel, Verkehr und Industrie, so sieht man doch auch dort die Macht des Kapitals wachsen, und zwar durch die Ausdehnung des Pachtsystems, durch den zunehmenden Einfluß industrieller Unternehmungen auf die Landwirtschaft und die Bewegung zur Monopolisierung des Markts durch das Großkapital. Dabei geht aber auch dort, wo die landwirtschaftlichen Kleinbetriebe sich neben den größeren behaupten oder ausdehnen, diese Erscheinung Hand in Hand mit einem derartigen Maß von Entbehrung und Überarbeit auf seiten derjenigen, die darin ihre Existenz finden, wie es mit dem in den arbeitenden Klassen herrschenden Drang nach einer höhern Lebenshaltung auf die Dauer unvereinbar ist. Obendrein leitet die Entwickelung der fabrikmäßigen Produktion einen immer größern Teil des eigentlichen Agrarbetriebs auf das Gebiet der Industrie hinüber.

In der weitern Entwickelung bringt die Konkurrenz den Profit in Gefahr, was zur wachsenden Ausdehnung des kapitalistischen Monopols und zur Beschränkung der Konkurrenz führt. Immer mehr geraten Produktion und Verkehr unter die Herrschaft des Bankkapitals, und das Profitmachen wird unabhängig von jeglicher Funktion in Produktion und Tausch. Der Kapitalist verliert damit seine Bedeutung als Betriebsleiter und wird zum Parasiten des Volkswohls. Der Betrieb gelangt nun auf eine Stufe, wo er zur Übernahme durch die Gesellschaft geeignet ist. Damit ist die Grundlage gelegt, auf der das System der sozialistischen Produktionsweise auf die Produktion in ihrem ganzen Umfang angewendet werden kann. Inzwischen wird eine Reihe von Betrieben von der privaten in öffentliche Verwaltung überführt, während zugleich auch das Genossenschaftswesen das Gebiet des privaten Betriebs beschränkt.

Mit diesen wachsenden Möglichkeiten für den Sozialismus gehen das zunehmende Streben und die Macht zu seiner Verwirklichung zusammen. Die gewaltige Vermehrung des Reichtums und der Luxus der Kapitalisten steigern auch die Anforderungen, die die Arbeiter an die Lebenshaltung stellen, während auf der andern Seite das Hinaufschrauben der Wohnungsmieten als Folge der Bevölkerungsanhäufung in

den Großstädten und die Preisbewegung die Tendenz haben die Lebenshaltung der Arbeiter herabzudrücken. Im Klassenkampf, in dem ein Teil des Proletariats sich eine höhere Lebenshaltung zu erkämpfen weiß, steigern sich seine Bedürfnisse bis zu einem Grad, daß sie unter der Herrschaft des kapitalistischen Systems nicht mehr zu befriedigen sind. Die Gegensätze innerhalb der kapitalistischen Klassen treten in dem gleichen Maß in den Hintergrund wie das Streben der Arbeiter nach neuen Rechten und Reformen für deren Herrschaft und das ganze kapitalistische System gefährlich wird. Diese Bewegung zeigt sich sowohl in dem Zusammenschluß der Unternehmer den gewerkschaftlichen Organisationen der Arbeiter gegenüber als auch auf politischem Gebiet. Die Kapitalmagnaten an der Spitze der riesenhaften Kapitalkonzentrationen, die, weil sie über Materialien, Verkehrswesen und Betriebsmittel verfügen, sich die ganze Gesellschaft zinspflichtig erhalten, wissen Verwaltung und Gesetzgebung ihren Interessen dienstbar zu machen und treiben die Regierungen auf den Weg des Imperialismus und der Kolonialpolitik mit der damit zusammengehenden Erhöhung der Militärlasten und einer wachsenden Spannung in den internationalen Beziehungen. Gleichzeitig wächst auch die Macht der Arbeiterschaft gegenüber dem Kapitalismus. Hand in Hand mit der Betriebskonzentration geht ein zunehmendes Übergewicht der numerischen Stärke im Proletariat. Als neues Element entwickelt sich darin der *neue Mittelstand*: Techniker und Beamte des Großbetriebs, die, was Existenzunsicherheit und Abhängigkeit vom Kapitalismus anlangt, dem Arbeiter gleichgestellt sind. Daneben entwickeln sich jene Gruppen, deren Interessen dem Kapitalismus zwar nicht gerade entgegenstehen, aber ebensowenig mit ihm zusammenfallen. Das Proletariat erwirbt im Klassenkampf eine wirtschaftliche und politische Entwickelung, eine gesellschaftliche und moralische Hebung und eine Ausdehnung und Erstarkung seiner Organisation, die es nicht nur instand setzen den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen sondern es auch für seine Aufgabe reif machen die Stelle dieser Klasse einzunehmen. Bei diesem Bestreben ist es unbesiegbar, weil es dabei seine historische Aufgabe erfüllt die ganze Gesellschaft von einem System zu erlösen, das ökonomisch überlebt und moralisch verurteilt ist.
Das Proletariat kann den Widerstand der kapitalistischen Klassen gegen die Überführung der Produktionsmittel aus privatem in gesellschaftliches Eigentum nur brechen durch die Eroberung der politischen Macht. Zu diesem Zweck hat sich die Arbeiterschaft, die durch den Klassenkampf zum Bewußtsein ihrer Aufgabe erwacht ist, über die ganze Erde hin organisiert. Die sozialdemokratische Arbeiterpartei Hollands hat es sich zum Ziel gestellt auch das holländische Proletariat zur Teilnahme an diesem internationalen Kampf der Arbeiterklasse zu führen. Sie erstrebt die Einigkeit im proletarischen Klassenkampf und unterstützt so viel wie möglich jede ökonomische oder politische Bewegung der Arbeiterschaft, die auf Eroberung besserer Lebensbedingungen gerichtet ist, um auf diese Weise das Klassenbewußtsein des Proletariats und seine Macht gegenüber den besitzenden Klassen zu stärken.«

Von den Erläuterungen über Einzelheiten des Programms, die Genosse Troelstra im Einverständnis mit der Kommission gab, führe ich noch die folgenden für die Interpretation des Programms wichtigen Stellen an:

Die Fassung der Stelle über die Landwirtschaft stieß in der Kommission nicht auf Widerspruch. Die allgemeine Entwickelung in Handel und Industrie zeigt eine stetige Zunahme des Großbetriebs auf Kosten der Kleinbetriebe; dadurch tritt eine Erstarkung des Proletariats ein, und jede weitere Entwickelung läßt uns dem Sozialismus einen Schritt näher rücken. Dagegen ist in der Landwirtschaft die Konkurrenzmöglichkeit der Kleinbetriebe gegenüber dem Großbetrieb eher besser als schlechter geworden. Aber das ist noch kein Beweis gegen den Sozialismus. Denn einmal ist die ländliche Bevölkerung relativ in Abnahme begriffen, und damit vermindert sich die Bedeutung jener Bevölkerungsschicht für das Proletariat. Dann werden allmählich verschiedene Zweige des landwirtschaftlichen Betriebs aus den Bauernhöfen in die Fabriken verlegt. Endlich wird der Bauer mehr und mehr von der Großindustrie und dem Großhandel abhängig, vom Weltmarkt, mit einem Wort: von der großkapitalistischen Ent-

wickelung der Gesellschaft. Ferner lebt die ländliche Bevölkerung nicht mehr isoliert dahin. Die jüngeren Leute in den Dörfern lernen das industrielle Leben, den großen Kampf der Arbeiterklasse kennen, und sicher übt dieser Kampf auch auf die ländliche Bevölkerung eine tiefgreifende Wirkung aus. Auch können die Kleinbauern nur durch einen übermäßig langen Arbeitstag und vielfach durch Unterernährung ihre Position halten und ihren Verpflichtungen nachkommen. So wird sich schließlich auch das ländliche Proletariat und das Zwergbesitzertum mehr und mehr dem sozialistischen Ideal zuwenden müssen, das ihm nur als eine Befreiung erscheinen kann.

In der Verelendungsfrage war sich die Kommission darüber einig, daß es für die moderne Arbeiterklasse zum mindesten eine psychische Verelendung gibt, die einerseits aus dem immer tiefer empfundenen Bedürfnis der Arbeiterschaft erwächst an allen materiellen und geistigen Kulturgütern teilzunehmen und andrerseits aus der immer geringern Möglichkeit diese steigenden Bedürfnisse befriedigen zu können. Verschiedene Anschauungen bestanden in der Kommission darüber, wie viel oder wie wenig die Arbeiter noch unter der Herrschaft des Kapitalismus erobern und festhalten können. Aber alle stimmten darin überein, daß das Proletariat für eine Hebung seiner Lebenslage kämpfen müsse, daß dieser Kampf zwar schwierig sei, doch jede Verbesserung ihrer Lage für die Arbeiterschaft ein Stimulans zu höheren Zielen darstellen, ihre Zukunftsaussichten erhöhen und ihre Hoffnung auf eine endliche Befreiung verstärken werde.

So weit die Erläuterungen Troelstras.

Von den anderen Rednern erwähne ich nur den Genossen van der Goes, den hervorragendsten Vertreter der *radikalen* Mitglieder der Kommission, der den Parteivorstand ersucht hatte ihm Gelegenheit zu geben vor dem Parteitag die Gründe darzulegen, die ihn und seine theoretischen Gesinnungsgenossen zur Billigung des Programmentwurfs bewogen. Sie hätten für den Entwurf gestimmt, weil darin erklärt wird, eine Aussöhnung mit dem Kapitalismus sei für die Arbeiter völlig unannehmbar, und die einzige Macht, die unter der Herrschaft des Kapitalismus Verbesserungen der Lebenslage bewirken könne, sei der Kampf und Widerstand der Arbeiterklasse. Nicht aus sich selbst heraus nehme also der Kapitalismus für die Arbeiterschaft etwas erträglichere Formen an; dazu sei unbedingt seine vollkommene Revolutionierung durch die Gewalt der kämpfenden Arbeiterklasse nötig. Nicht anders als durch eigenen Kampf, durch den Kampf gegen alle niederdrückenden Tendenzen des Kapitalismus könnten wir eine allgemeine Hebung der Lebenslage der Arbeiterschaft erobern. So stütze sich das ganze Programm auf die Kraftentfaltung und den Widerstand der Arbeiterschaft selbst. Nur an einer einzigen Stelle, führte van der Goes aus, wird in dem Programm von der Hebung der materiellen Lebenslage des Proletariats gesprochen, und auch da wird sie nur als eine Folge des Klassenkampfs, als ein Sympton der zunehmenden Bedürfnisse der Arbeiterschaft hingestellt. Das Programm sagt also den Arbeitern: Auch von eurem eigenen Klassenkampf habt ihr niemals Resultate zu erwarten, die euch gänzlich befriedigen können. In diesem Sinn ist das Programm ganz *marxistisch.* Es sagt: Der Kapitalismus bedeutet für die Arbeiterschaft unter allen Umständen Elend, freilich nicht gerade Zunahme des Elends. Das Mißverständnis, das früher bestand, ist jetzt völlig aus dem Programm eliminiert. Marx hat über

diesen Punkt niemals anders gedacht. Aber das Programm darf nicht so aufgefaßt werden, als legten wir der materiellen Hebung der Lebenslage des Proletariats den gleichen Wert bei wie der sittlichen und organisatorischen, oder als glaubten wir in dem gleichen Sinn an deren Möglichkeit. Gewiß steigt das Proletariat in jeder Beziehung auf, immer aber bleibt es unter dem Kapitalismus eine Klasse von Armen. Ebenso können wir uns wohl vorstellen, daß durch die Gewerkschaftsbewegung noch unter der Herrschaft des Kapitalismus die Arbeiter schließlich bessere Nahrungs- und Wohnungsverhältnisse erreichen, nicht aber, daß sie einen nennenswerten Wohlstand erobern. Eine Besserung der Lebenslage wird sich für das Proletariat gerade als Resultat des politischen Kampfs ergeben; durch ihn werden Staat und Gemeinden zu eingreifenderen sozialpolitischen Maßnahmen gezwungen.

Dies die Interpretationen, die von beiden Seiten dem neuen Programm gegeben wurden. Es seien mir dazu noch einige Bemerkungen gestattet.

Nicht nur Genosse van der Goes in seiner Parteitagsrede, auch eins der kleineren holländischen Parteiblätter, das *Friesch Volksblad,* nennt dieses Programm ein *marxistisches Programm.* Es kann uns ja nun ganz gleichgültig sein, ob dieser oder jener Genosse das Bedürfnis hat dem Programm den Stempel einer bestimmten Richtung aufzudrücken. Nur auf den Inhalt kommt es doch schließlich an. Und da meine ich: Alle Ursache, mit diesem neuen Programm der holländischen Sozialdemokratie zufrieden zu sein, haben diejenigen Sozialdemokraten, die wir als *Reformisten* bezeichnen, weil sie auf die Reformarbeit in der Gegenwartsgesellschaft ein ganz besonderes Gewicht legen, die Genossen, die diese Reformen, ob sie nun nach hartem und schwerem Kampf durch die soziale Gesetzgebung, ob sie durch die aufbauende und schaffende gewerkschaftliche Arbeit oder als Resultat des Genossenschaftswesens erzielt sind, als Vorbedingung für die Machtentwickelung des Proletariats betrachten, und die alle diese Reformen (wenn auch selbstverständlich als Resultat des Klassenkampfs) schon gegenwärtig für möglich halten. Gerade die in dem neuen Programm zur Geltung gebrachte Würdigung der p o s i t i v e n A r b e i t der Arbeiterbewegung, die Anerkennung, daß diese Bewegung, die politische und gewerkschaftliche Aktion, so starke Gegentendenzen gegen die Verelendungstendenzen des Kapitalismus erzeugt, daß die Arbeiterklasse teilweise sich eine höhere Lebenshaltung zu erkämpfen weiß und sich im Klassenkampf eine wissenschaftliche und politische Entwickelung, eine gesellschaftliche und moralische Hebung und eine Ausdehnung und Erstarkung ihrer Organisation erwirbt, die sie nicht nur instand setzen den Widerstand der herrschenden Klassen zu brechen sondern auch sie reif machen selber deren Stelle einzunehmen: alle diese Anerkennungen der schon jetzt vorhandenen und sich immer weiter entwickelnden Gegenwartsergebnisse der schaffenden Arbeiterbewegung sind noch in keinem einzigen sozialdemokratischen Parteiprogramm so stark hervorgehoben worden wie in diesem.

Wenn Genosse van der Goes hier sagt: daß der unaufhörliche Klassenkampf die Vorbedingung für die neben den politischen und organisatorischen Erfolgen der Arbeiterbewegung erzielte materielle und moralische Hebung der Arbeiterschaft sei, so ist das ja selbstverständlich; es ist niemals von den Reformisten auch nur im mindesten angezweifelt worden. Der Kern der Frage war vielmehr der: Kann eine allgemeine Erhöhung der Lebenslage, auch der materiellen und

gesellschaftlichen Stellung des Proletariats schon unter der Herrschaft des Kapitalismus erreicht werden? Und muß diese Erhöhung erreicht werden, damit die Arbeiterklasse ihre revolutionäre Aufgabe erfüllen kann? Ist deshalb diese allgemeine Erhöhung der Lebenshaltung eine Vorbedingung für den einstigen Sieg des Proletariats? Diese Fragen werden in dem neuen Parteiprogramm mit eiserner Konsequenz bejaht: Mit der Verelendungstheorie hat dieses Programm ein für alle Mal aufgeräumt. Darum ist in dieser Betrachtungsweise auch die Gewerkschaftsbewegung nicht nur ein Mittel zur Organisierung der Massen, sondern auch ein Mittel zur Hebung der Lebenslage jener Massen; und darum ist die schaffende Arbeit der Gewerkschaften auch die Vorbedingung zur Erreichung der Ziele der Sozialdemokratie.

Einen schwachen Punkt indes besitzt dieses Programm: Das ist der Absatz, der von der Landwirtschaft handelt. Zwar konstatiert es hier wohl die ganz andersartige Entwickelung der landwirtschaftlichen gegenüber den industriellen Betrieben, doch erklärt es sie nicht. Dann aber zieht es aus verschiedenen, freilich bedeutsamen Nebenerscheinungen in der Landwirtschaft den Schluß: die Kleinbauern würden zweifellos auch zur Sozialdemokratie kommen. Wem aber wäre es bei dem jetzigen Stand der Agrarfrage wohl möglich einen Programmsatz zu entwerfen, in dem aus der agrarischen Entwickelung heraus die Notwendigkeit des Sozialismus für die Landwirtschaft klar und bestimmt bewiesen wird?

Alles in allem: Es ist ein gutes, reichhaltiges, starkes und hochstehendes Programm.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

KARL LEUTHNER · WOZU — WOHIN?

ALLER Radikalismus fühlt sich auf dem Papier am wohlsten. Das Papier ist der Mutterboden, dem er entstammt, auf dem er sich daher wie neu gestärkt nach jeder Niederlage und kampfkräftig erhebt. Auf dem Papier schlägt er seine kühnsten Schlachten, zieht er seine letzten Konsequenzen; alle Hemmungen rennt er hier (einem hemmungsfreien Hirn entsprungen) spielend nieder. Was nun aber allen anderen Radikalismen mühelos geglückt ist, warum soll es dem militaristischen Radikalismus der Zukunftskriegsführer nicht gelingen? Längst sind die Offiziere Federfuchser geworden: Sie haben entdeckt, daß in der Tinte die Zauberkraft steckt die Welt in jede beliebige Gestalt umzuschreiben. Weshalb nur nicht in die so vertraute der Kriegsspiele? Man nehme sie alle in die Hand, die in den letzten Monaten so viel Lärm erregt haben, oder die älteren: den Major de Civrieux, der die Deutschen auf Grund einer alten Weissagung auf dem Birkenfeld massakriert, oder den Oberst Arthur Boucher, der zu diesem Behuf Saarburg vorzieht, den österreichischen Dichterhauptmann Bartsch, der in seinem Buch *Unser letzter Kampf,* bevor ihm die *Zwölf aus der Steiermark* den Lorbeer des Poeten aufgesetzt hatten, die österreichische Kaiserflagge just auf ungarischem Blachfeld vor den vereinigten Italienern und Serben niedersinken ließ, oder den bedeutendsten und ernsthaftesten aus dieser Gruppe, den General von Bernhardi: sämtlich gleichen sie sich darin, daß sie die äußersten Möglichkeiten zum Ausgangspunkt ihrer Erwägungen nehmen. Stets ist Deutschland

gleichzeitig von drei Großmächten angegriffen: von England, Frankreich, Rußland; gelegentlich werden, wie bei Bernhardi, auch noch Belgien, Holland und Dänemark bemüht. Bartsch gar ist noch vor dem *Deutschen Leid* so phantasiebeschwingt nicht nur Rußland, Italien und Serbien gegen Österreich-Ungarn aufmarschieren zu lassen: in seinem Buch bricht auch eine ungarische Revolution aus, und Deutschland und Rumänien betätigen ihre Bundesgenossenschaft, indem sie ihren Anteil an Österreich-Ungarn mit Beschlag belegen; ja, über Stock und Stein zieht sogar Bulgarien heran und läßt unbekümmert um die Türken im Rücken seine treffliche Heeresorganisation statt vor Konstantinopel in Ungarn erproben. Überhaupt, der Zweibund oder gar der Dreibund: ihnen geht es bei allen Militärpropheten hundeelend. Wie Oberst Boucher die Vertragstreue Österreich-Ungarns in Frage zieht, so fügt doch auch Bernhardi seinen höflichen Wendungen über die verbündete mitteleuropäische Macht einige zweifelsvolle Worte bei, da ja das eigene Interesse jeder Bundespflicht die Grenze der Betätigung ziehe. Und was Italien angeht, so will Boucher die lateinische Schwester schlimmstenfalls recht geringschätzig mit zwei Armeekorps abtun, dieweil Bernhardi bei aller Vorsicht des Ausdrucks verrät, daß die Deklamationen seiner österreichischen Berufsgenossen an ihm nicht wirkungslos vorbeigegangen sind.

Das Übereinstimmende wie das Abweichende dieser Veröffentlichungen verdient Beachtung. Wo pazifizistische oder irgendwie von dieser Seite her gefärbte Kritik an Schriften von Offizieren herankommt, ist sie mit dem Urteil bald zustande: Aus einem Gefühl ungeheurer Bildungsüberlegenheit schmettert sie ihr *Chauvinistisch!* und hat alles erledigt. Ich sehe aber nicht ein, woher die Bildungsüberlegenheit kommen soll. In der nachklassischen Zeit wie in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zählen Clausewitz, Gneisenau, Grolman, Moltke, Stosch, Roon und so weiter zu den bedeutendsten unserer Prosaschriftsteller, und von den deutschen und deutsch-österreichischen Militärtheoretikern und Kriegsgeschichtsschreibern von heute wird nur derjenige, der sie nicht kennt, leugnen, daß sie, was Wissen, allgemeine Bildung, Kraft und Kunst des Ausdrucks anlangt, den Vertretern jeder andern Fachliteratur ebenbürtig sind. Chauvinistisch aber: je nun, es wäre zu wünschen, daß sich die deutschen Pazifizisten über die Beweggründe der deutschen Politik mit der Höflichkeit und dem Rechtsgefühl äußern würden, das Bernhardi in seinem Urteil über Frankreich betätigt. Guter Wille enthebt unter uns Deutschen stets von der Pflicht des Wissens und der Wohlerzogenheit: Wer aber hätte mehr guten Willen als die Friedensfreunde von Beruf? Ernsthaft gesprochen: Mit völlig unberechtigtem Überlegenheitsdünkel und Moralphrasen oder gar mit der beliebten Verdächtigung, die jede abweichende Ansicht über die auswärtige Politik auf die Gebefreudigkeit der *Panzerplattenfabrikanten* zurückführt, kommt man gegen die *Krieg in Sicht*-Literatur der Truppen- und der Flottenoffiziere nicht auf. Ihr Mangel bei Beurteilung des für die deutsche Zukunft Möglichen und Nötigen liegt in der Fachbeschränktheit der Denkweise. Sicherlich ist es eine Dreistigkeit, wenn Journalisten oder Abgeordnete in Fragen der auswärtigen Politik mitsprechen, die sich auf dem Gebiet der Kriegswissenschaft, der Geschichte und der Volkswirtschaft nicht wenigstens einigermaßen unterrichtet haben: Aber Kriegswissenschaft oder Nationalökonomie als einziger Ausgangspunkt bei der Behandlung internationaler Fragen führt stets zu lächerlichen Einseitigkeiten. Man erinnert sich noch, wie böse sich der wissenschaftliche

Führer der deutschen Freihändler blamierte, als er aus dem schroffen Schutzzollcharakter des Zolltarifs die Unmöglichkeit folgerte Handelsverträge zu schließen. Er vergaß, daß die inneren Verhältnisse Österreich-Ungarn und Rußland keine freie Hand ließen, daß beide Staaten froh sein mußten überhaupt einen Handelsvertrag unter Dach zu bringen. Zu den selben Ungereimtheiten führt eine Auffassung der europäischen Verhältnisse nach den Denkgewohnheiten des Generalstabs. Kriegsannahmen, Kriegsspiele müssen alle Möglichkeiten und die Kombination aller Möglichkeiten umfassen, an jeder Grenze (an der des wahrscheinlichsten wie an der des unwahrscheinlichsten Kriegs) müssen die Voraussetzungen des Aufmarsches und der aus dem Aufmarsch sich ergebenden ersten Operationen sorgfältig erwogen werden, müssen wie die ersten Züge dem Schachspieler sozusagen fest stehen, von der Friedensarbeit dem kriegführenden Heer als gesichertes Ergebnis überliefert sein. Was wäre ein Generalstab, der nicht alle Möglichkeiten, die sich aus der geographischen Lage überhaupt ergeben, zu beantworten suchte?

Bei der Übertragung in das politische Zukunftsbild entspringen hieraus jedoch die ärgsten Schiefheiten und Verzeichnungen. Um nur eins herauszuheben: Ein Krieg Deutschlands mit allen seinen Nachbarn in Westen, Osten und Norden, während Österreich in gleichgültiger Neutralität zur Seite steht, ist die Annahme für kriegstheoretische Erwägungen. In der Wirklichkeit der Dinge würde dies eine politische Lage voraussetzen, in der ein Staat (selbst nach der Auffassung eines Soldaten, des österreichischen Kriegsgeschichtsschreibers General Woinowich) verpflichtet ist sogar demütigende Verträge einem Krieg vorzuziehen. Aber wie sollte diese Lage überhaupt eintreten? Wenn man nicht die Meinung vertreten will, daß Österreich-Ungarn Lust daran finden könnte bei einer Teilung Deutschlands tätig mitzuwirken, so ist gewiß die Anschauung noch ungereimter, es würde Gewehr bei Fuß zusehen, wie Rußland sich durch einen Sieg im Norden auf den Beruf vorbereitet die Angelegenheit im Südosten Europas gegen die österreichischen Lebensinteressen zu ordnen. Das Bündnis Deutschlands und Österreich-Ungarns ist mit Bündnisverträgen zwischen zwei anderen Staaten nicht zu vergleichen. Es bekräftigt den 1866 von Preußen gefaßten Entschluß auf eine Lösung der deutschen Frage im Sinn der achtundvierziger Demokraten, im Sinn einer allumfassenden Einigung der deutschen Volksstämme zu verzichten, und es beurkundet zugleich die 1870 unter vielen Schwankungen und nach verwickelten Allianzverhandlungen von Österreich getroffene Entscheidung die Rache für Sadowa nicht zu nehmen, die Ausschließung von der deutschen Hegemonie als endgültig zu betrachten. Das Deutsche Reich und das Nachbarreich, dessen kulturell führender und zahlreichster Volksstamm gleichfalls deutsch ist, sind schon im rein militärischen Sinn durch ihre ein- und ausspringenden, eindringenden und umfassenden Grenzen angewiesen entweder zusammenzustehen oder einen Vernichtungskampf zu führen. Die alldeutsche oder großdeutsche Frage ist tot, so lange das Bündnis zwischen Wien und Berlin besteht. Sie könnte nur durch die Wiener Politik belebt werden, aber nicht ohne die Berliner Diplomatie in die Richtung Rußland gegenüber zu drängen, die Bismarck zwischen 1863 und 1871 eingehalten hat. Solange indessen das deutsch-österreichische Bündnis fortdauert, bleibt ein russischer Angriff immerhin eine sehr unwahrscheinliche Annahme; die Erfahrungen der serbischen Krise haben das sehr anschaulich gemacht, nicht minder das Scheitern

der Eduardschen Politik, als er es in Wien mit Lockungen versuchte und nach einer gründlichen Abfuhr die Schachfiguren auf dem Balkan und in Italien so zu stellen bemüht war, um Mitteleuropa völlig einzukreisen.

Das soll nun nicht sagen, das deutsch-österreichische Bündnis sei gegen alle Anfeindung gesichert. Vielleicht wird man dieses einzige Friedensbündnis der Welt, diese einzige ernsthafte Bürgschaft des Friedens in Europa nach dem Tod Franz Josefs ernsthaft zu verteidigen haben. Aber das muß bedacht werden, daß die Gesamtlage Europas von Grund aus geändert wird, wenn diese Verbindung gelöst erscheint: Es ist sinnlos so zu tun, als gäbe es den Zweibund nicht, und alle anderen Voraussetzungen der politischen Lage Deutschlands wären gleichwohl die selben wie heute. Deshalb entbehren alle die *Krieg in Sicht*-Bücher der deutschen Militärschriftsteller jedes Wirklichkeitssinns. Sie nähern sich bloß dort an die Wirklichkeit an, wo sie das zunehmende Stärkegefühl Frankreichs betonen und als Gefahr für den Frieden werten. Daß hierin viel Richtiges ist, beweist schon der eine Umstand: Die französischen Zukunftskriegsschriften (ja die ganze Militärliteratur) haben einen erstaunlich angreifenden Ton angenommen, und welches Echo sie finden, hört jeder, der es nicht für klug hält sich die Ohren zuzuhalten, um unbeirrt durch die Töne der Umwelt dem freien Spiel seiner Phantasie nachzugehen. Nun mag man erwidern: Die Deutschen antworten auf die Drohung wieder mit einer Drohung. Indes, hier ist das Entscheidende: Sie antworten, und soweit ich die Antworten kenne, klingen sie so, als wollte man durch große Worte den Wortemachern drüben den Mut abkühlen. Wer sollte auch in Deutschland den Krieg mit Frankreich wünschen, wer ihn ernsthaft betreiben? Die Rechnungen mit dem westlichen Nachbarn sind abgeschlossen; um das Erledigte noch einmal einen Kampf auf Leben und Tod zu führen kann die Revanche anstreben, niemals jedoch der glücklich Besitzende.

Es fällt überhaupt e i n Zug in der ganzen, sehr fälschlich sogenannten *imperialistischen* Literatur Deutschlands auf, den herauszugreifen man bisher meist unterlassen hat, obwohl er am besten die Hohlheit aller dieser Gedankengänge in Deutschland und am deutlichsten kennzeichnet. In einer vielfach sehr bedeutenden, sachkundigen, gedankenreichen Schrift, in Rohrbachs Buch *Der deutsche Gedanke in der Welt,* wird das deutsche Ausdehnungsbedürfnis zum Leitmotiv genommen und geschickt mit Tatsachen aus der Bevölkerungs- und Handelsstatistik begründet; allein auf die Frage, was wir Deutschen nun eigentlich unternehmen sollen, antwortet unter verschiedenfältiger Abänderung der Ausdrücke immer nur die Wendung: den deutschen nationalen Gedanken als Großmacht in das Weltgeschehen einführen. Schön gedröhnt, allein in die Sprache der kühlen Überlegung übersetzt: was soll das heißen? Auf Grund einer solchen, in Gedanken kaum vollziehbaren Wortkombination kann man wohl einen Gymnasialaufsatz mit patriotischem Schwung schreiben, wie jedoch 65 Millionen Menschen daraus das Ziel einer Weltpolitik entnehmen sollen, wird wohl niemand gelingen klar zu machen. Und wo findet man sonst ein faßbareres Ziel, sei es in *Deutschland sei wach!* des *Flottenvereins* oder in Lokouts *Englands Weltherrschaft und die deutsche Luxusflotte* oder selbst in der Rede Onckens über *Deutschland und England?* Weiß Bernhardi, was Deutschland soll, weiß es der *Deutsche,* der in der Broschüre *1870-1871—19 . . .?* Boucher antwortet? Bernhardi flüchtet sich in die Kriegsmoral und predigt als ein um-

gekehrter Fried die männliche Erhabenheit des Kampfes und der Kampfestüchtigkeit. Man kann dem Bernhardi, der *Deutschland und der nächste Krieg* schrieb, den Bernhardi entgegenhalten, der in dem großen Werk *Vom heutigen Krieg* ausführt, wie das ursprünglich kriegerische Element nur dem Leben der Naturvölker eingewoben sei, und noch besser des Generals der Infanterie von Blume lichtvolle, in ihrer treffenden Knappheit kaum zu überbietenden Darlegungen (in der neuesten Auflage seines berühmten Buches *Strategie*) über die größere Verwundbarkeit des Industriestaats im Verhältnis zum Agrarstaat. So ist auch Karl Mehrmann, als er unter dem frischen Eindruck der bosnischen Krise, in seiner Schrift *Die auswärtige Politik, besonders des Deutschen Reichs,* so etwas wie eine gedankliche Grundlegung des Imperialismus liefern wollte, zuletzt in wissenschaftlichen Allgemeinheiten stecken geblieben. Dieses negative Ergebnis verdient umsomehr hervorgehoben zu werden, als alle die genannten Schriften ihr Thema sehr ernst, mit Geist und Wissen behandeln: so wie man wünschen möchte, daß ihre Gegner es täten, die über moralische Salbaderei, scheint es, nicht mehr hinauskommen. Oder was soll es zum Beispiel heißen, wenn die *Friedenswarte* Lokout entgegenhält, auch Preußens Politik sei krumme Wege und Wege der Vergewaltigung gegangen? Ein Deutscher, der die Vorgänge, die zur teilweisen Einigung des deutschen Volks (also zur Erfüllung der primitivsten Voraussetzungen der deutschen Existenz) führten, auf gleicher Wage wiegt mit den Maßnahmen, durch die England Südafrika, Indien, Ägypten und die Alleinherrschaft auf dem Meer errungen hat, zeigt doch eine erstaunliche Verständnislosigkeit.

Allein die Gedankenarmut der Gegner des deutschen Imperialismus gibt ihm selbst noch keine Gedankengrundlage. Alle Politik braucht ein deutliches Wozu und Wohin. War das alldeutsche Geschrei nach einem Marokkofetzen, wie Rohrbach ziemlich unverblümt aussagt, knabenhaft, und sind im Umkreis des türkischen Ländergebiets, wie jeder vernunftbegabte Mensch Rohrbach zugeben muß, für die Deutschen weder Ländereien für Siedelungen noch Boden für Eroberungen zu finden, weil die Erhaltung der türkischen Macht für Deutschland selbst (im System der Gegengewichte, an dem seine Sicherheit hängt) den höchsten Wert hat: was gibt es also, wofür die Deutschen in den Krieg ziehen sollten? Das große Wort der Tatsachen lautet eben, daß sich Deutschland, wenigstens bei der Fortdauer der gegenwärtigen Verhältnisse, schlechthin in Abwehrstellung befindet. Diese Abwehr enthält allerdings Probleme, von denen sich die *Friedenswarte* und ihre Gesinnungsfreunde nichts träumen lassen: Aber als Schlußergebnis der Rechnung bleibt doch, daß Deutschland den Frieden wollen muß, weil der Friede bei der heutigen Weltlage sein besonderes Interesse ausmacht. Vielleicht läßt sich das Urteil über die Propagandaliteratur unserer Flotten-, Heeres- und Weltpolitiker in dem einen Satz zusammenfassen: Eine Literatur, die Willensantriebe geben will und kein Willensziel klar und deutlich zu bestimmen imstande ist, mag gutes Material gut gruppieren, mag ihre Ideen geschickt vertreten, mag in vielen Nebendingen und Nebenbetrachtungen sogar recht haben: in ihrem Kern, im Lebenszentrum, ist sie siech und ohne Kraft das Neue zu schaffen; sie erzeugt unfruchtbare Aufregungen, täuscht falsche Kraftgefühle vor. Gärende Köpfe und ein ziellos stürmender Wille: der Vorrat an alldeutschen Schwarmgeistern ist überreichlich; ihn zu mehren lohnt nicht der Mühe.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL KAMPFFMEYER · MEINUNGSFREIHEIT INNERHALB DER PARTEI!

AM Karfreitag dieses Jahres tagte im Solinger Gewerkschaftshaus ein Parteischiedsgericht, das sich mit der Berufung des Genossen Gerhard Hildebrand-Solingen gegen seinen vom Agitationskomitee in Elberfeld ausgesprochenen Ausschluß aus der sozialdemokratischen Partei befaßte. Aus dem kurzen Bericht des *Vorwärts* vom 11. April dieses Jahres über diese Schiedsgerichtstagung ersehen wir, daß sich die sachliche Verhandlung im wesentlichen um den Inhalt des Hildebrandschen Buches *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* drehte:

»Das Schiedsgericht kam nach mehrstündiger Beratung mit 4 gegen 3 Stimmen zu dem Schluß, daß Hildebrand nicht mehr auf dem Boden des sozialdemokratischen Parteiprogramms stehe und daher aus der Parteiorganisation auszuschließen sei. Gegen dies Urteil steht dem Betroffenen noch eine zweite Berufung zu, über die vom Parteitag entschieden wird. Die Ausschließungsgründe besagen folgendes: »Die Verhandlungen, ganz besonders die Darlegungen des Genossen Hildebrand vor dem Schiedsgericht selbst haben ergeben, daß Hildebrand die sozialen Forderungen des grundsätzlichen Teils des Parteiprogramms als offene Fragen betrachtet wissen will und lediglich den demokratischen Teil des Parteiprogramms als verbindlich für sich anerkennt. Das tritt auch an verschiedenen Stellen seines Buches *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus* klar zutage. Da zur Partei nur gehören kann, wer die Grundsätze des Parteiprogramms voll anerkennt, mußte auf den Ausschluß Hildebrands erkannt werden.««

So der Bericht des *Vorwärts*. Die offizielle Begründung des Schiedsspruches, die dem Genossen Hildebrand später zugestellt wurde, wies eine Revision des Schlußsatzes auf, der jetzt folgendermaßen lautet:

»Genosse Hildebrand hat damit nicht nur gegen die Grundsätze des Parteiprogramms verstoßen, er hat den Boden des Parteiprogramms überhaupt verlassen. Deshalb mußte auf seinen Ausschluß erkannt werden.«

Mit dem Unterschied der Lesarten wollen wir uns hier nicht aufhalten. Genosse Heine hat hier schon zwingend dargetan, was von dieser scheinbaren Verschiedenheit zu halten ist.[1]) Nehmen wir also einfach die Sache selbst, den faktischen Inhalt des Schiedsspruchs. Danach häufte Genosse Hildebrand ein zwiefaches Verbrechen auf sein schuldig Haupt: 1. Er »verstieß« gegen die Grundsätze des Parteiprogramms; 2. er verließ den Boden des Parteiprogramms »überhaupt«.

Die Hand, die diese zweite Begründung des Hildebrandschen Ausschlusses zu Papier brachte, war wirklich nicht glücklicher als die erste Hand, die den prächtigen Grundsatz niederschrieb, daß nur der zur Partei gehören könne, »wer die Grundsätze des Parteiprogramms voll anerkennt«. Jeder Stoß gegen die Parteigrundsätze setzt schließlich ein Verlassen des Parteiprogrammbodens voraus; jede wissenschaftliche Programmkritik erhebt sich über den »Boden« dieses Programms, denn sie betrachtet wissenschaftliche Feststellungen als über dem Programm stehend und prüft an diesen den Wert oder Unwert der Programmsätze. Daß der Standpunkt der Wissenschaft nicht mit dem des sozialdemokratischen Programms zusammenzufallen braucht, wird man nicht erst dem Genossen einzuschärfen haben, der die wissenschaftlichen Argumente kennt, die einst Marx gegen die Grundlagen des Gothaer Programms

[1]) Siehe Heine *Autodafé* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 533.

ausspielte. Nur wer im Stil eines Hertling von bestimmten Parteigrundsätzen als von *ewigen Wahrheiten* redet, wer mit einem Wort die Sätze des Programms zu unumstößlichen, von der göttlichen Vorsehung verkündeten Glaubenssätzen, zu Dogmen erhebt, der darf kategorisch die Unterordnung der Wissenschaft unter diese Parteigrundsätze fordern. Unumstößlich feststehend ist aber wahrlich der »Boden« der Partei nicht. Fortgesetzt gruben und graben wissenschaftlich arbeitende Genossen diesen Boden um. Und die Kurzlebigkeit bestimmter Parteigrundsätze ist ja eigentlich für jeden selbstverständlich, der sich bewußt ist, daß diese Sätze vielfach nur bestimmte Wirklichkeitstendenzen, bestimmte Richtungen des ökonomisch-sozialen Lebens in mehr oder weniger zutreffende Formeln fassen wollen. Selbst wenn diese Formeln noch so glücklich und exakt Tatsächliches zum Ausdruck bringen, so veralten sie doch und werden innerlich unwahr, weil sie eben Tatsachen umschließen, die selbst veralten, die sich selbst vernichten. Ein sozialdemokratisches Programm, das die ökonomisch-sozialen Zustände und Tendenzen des Jahres 1890 *naturwahr* widerspiegeln würde, wäre im Jahr 1920 sicher *naturunwahr,* weil sich eben die *Natur* der sozialen Wirtschaft in der Zwischenzeit verändert hat. Jedes Parteiprogramm, das mit den Fortschritten der Wissenschaft Schritt halten will, wird also nicht auf seinem »Boden« stehen bleiben sondern wird über sich selbst hinausschreiten. Wer daher den Grundsatz aufstellt, jedes Verlassen des Parteiprogrammbodens sei mit dem Ausschluß aus der Partei zu ahnden, der setzt nicht nur eine harte Strafe auf jedes freie wissenschaftliche Forschen der Parteitheoretiker, sondern er schneidet der Partei selbst die Wurzeln ihrer Kraft ab; denn die Partei schöpft nur ihre Stärke aus der richtigen Kenntnis und tatkräftigen Benutzung der sich ständig verändernden Wirklichkeitstendenzen der sozialen Wirtschaft. Wo sich die ganze ökonomische Wirklichkeit umwälzt, kann eine ökonomisch wirkende Partei nicht auf festem Boden stehen bleiben.

Der »Boden des Parteiprogramms« ist daher fortgesetzt von Theoretikern und Praktikern der Partei »verlassen« worden. Ich mache mich anheischig die ältesten und bewährtesten Parteigenossen vor ein Schiedsgericht zu stellen, weil sie schon den Boden des Parteiprogramms verlassen haben. Der Boden dieses Programms ist, meine ich, ein ökonomisch-politischer. Deshalb spricht das Erfurter Programm den Grundsatz der »Erklärung der Religion zur Privatsache« aus. Die Partei will eben nicht die Bannerträgerin eines kirchen- und religionsfeindlichen Atheismus sein. Und doch existieren zahlreiche Broschüren, Artikel, Reden, Parteitagsanträge, die alle die Beseitigung dieses Parteigrundsatzes ins Auge fassen und den prinzipiellen Kampf gegen Religion und Kirche durch die Partei verkünden lassen wollen. Ja, der Boden, die Grundsätze des Erfurter Programms sind nicht nur in rein wissenschaftlichen Arbeiten von dem Charakter des Hildebrandschen Werkes unterminiert worden, nein, der Umsturz gegen diese Sätze ist auch auf Parteitagen von den Parteidelegierten handfest organisiert worden. Hildebrand sprach in seinem wissenschaftlichen Werk nur als sozialer Forscher zu einem durchweg gelehrten Publikum aus allen Klassen. Auf dem Parteitag dagegen wandten sich die Auserlesenen der Partei offen kämpfend gegen einen Parteigrundsatz, der an der Spitze des Erfurter Programms prangt. Dieses beginnt nämlich mit dem Satz von dem naturnotwendigen Untergang alles Kleinbesitzes.

Und gegen diesen Satz verstießen prinzipiell alle die Bauernschutzforderungen, die auf dem Breslauer Parteitag von großen Gruppen der Parteigenossen zur Erhaltung und Kräftigung des bäuerlichen Kleinbetriebs vertreten wurden. Auf diesem Parteitag prägte auch Schoenlank das geflügelte Wort von der Notwendigkeit einer »Revision der Vorstellungsweise in der Partei«, denn die Partei habe längst aufgehört »die Partei allein des Industrieproletariats zu sein«. Und mit erhobener Stimme fügte Schoenlank hinzu:

»Die Revision unserer Vorstellungen geht unaufhaltsam weiter, und der verbissene Fanatismus der Parteidogmatiker in der Partei fängt bereits an zu bröckeln.«

Dem impulsiven, temperamentvollen Schoenlank war es sicherlich ernst mit einer Revision unserer Grundanschauungen. Verlangte er doch von uns, von unserm Programm, in dem vor allem die Vorstellungswelt des Industrieproletariats niedergeschlagen ist, ein zielklares Abweichen von unseren industrieproletarischen Grundanschauungen. Wenige Jahre später setzten dann die heftigen Auseinandersetzungen über die Verelendungs- und Katastrophentheorieen ein, die nach den Ansichten zahlreicher Genossen in dem Erfurter Programm zum Ausdruck gelangt sind. Wieder wurde der Boden des Parteiprogramms unterminiert. Ich untersuche selbstverständlich hier nicht die Berechtigung dieser Angriffe gegen diese Grundanschauungen der Partei, ich konstatiere nur die Tatsache, daß an ihnen bewußt und kräftig gerüttelt wurde.

Also, der Umsturz an bestehenden Grundsätzen des Programms ist in der Partei nicht n e u, und Hildebrand befindet sich mit seiner Kritik theoretischer Grundanschauungen in guter parteigenössischer Gesellschaft. Ja, die Art seines Verbrechens selbst ist nicht einmal neu. Er hat die Bauernschutzgedanken führender Genossen in gewisser Hinsicht nur zu Ende gedacht, wenn auch in manchen Punkten sehr einseitig. Er hält zunächst daran fest, daß der bäuerliche Kleinbesitz durch die wirtschaftliche Entwickelung nicht vernichtet wird sondern in seiner Leistungsfähigkeit wächst und zum Hauptversorger der Bevölkerung mit Lebensmitteln wird. Im Interesse einer ausreichenden Lebensmittelversorgung legt er sich nun mit Nachdruck für eine planmäßige Stärkung der heimischen Bauerngrundlage ein. An diesem durch die Entwickelung selbst emporschnellenden, aufstrebenden Bauerngrundbesitz findet nun nach seiner Ansicht das kollektivistische Prinzip eine feste Grenze. Der Industriesozialismus kann nicht zur vollen Herrschaft gelangen. Hildebrand formuliert diesen Gedanken folgendermaßen:

»Das Industrieproletariat kann also wohl innerhalb der Industriestaaten wie die Mehrheit so die politische Macht gewinnen, es kann diese Macht ausnutzen, um sich einen wachsenden Anteil an den ihm z u g ä n g l i c h e n Produktionserträgen zu sichern, aber es kann selbst durch eine ganz demokratische Organisation der Güterherstellung und Güterverteilung nicht selbständig, ohne Kooperation mit einer seinen so erweiterungsfähigen Nahrungs- und Kleidungsbedürfnissen entsprechenden Bauerngrundlage, eine ungestörte Fortentwickelung des eigenen Gemeinwesens herbeiführen.«

Dieser Gedanke ist wohl nach Ansicht der sozialdemokratischen Richter Hildebrands ein Kapitalverbrechen gegen den theoretischen Teil des Erfurter Programms. Und deshalb fordern sie Hildebrands Ausschluß aus der Partei. Aber wäre denn Hildebrand mit einem Hinauswurf wirklich widerlegt? Die Hildebrandsche Arbeit stellt sich doch ihrem ganzen Charakter nach als eine w i s s e n s c h a f t l i c h e dar, und selbst der festeste Tritt des kräftigsten Rausschmeißers ist noch keine wissenschaftliche Widerlegung.

Man sieht, im Fall Hildebrand hat ein Parteigerichtshof seine Kompetenzen

überschritten. Parteischiedsgerichte sind gewissermaßen Kriminalgerichte, die über persönliche Vergehen gegen die Partei oder gegen einzelne Parteigenossen (Bruch von Parteitagsbeschlüssen, unehrenhaftes Betragen, Parteiverrat) zu richten haben, aber sie sind keine wissenschaftlichen Untersuchungs- und Forschungskommissionen, die die Resultate wissenschaftlicher Arbeit nachzuprüfen und zu beurteilen haben. Die Wissenschaft richtet niemanden wegen wissenschaftlicher Fehlschlüsse hin; sie begnügt sich einfach mit der Widerlegung dieser Schlüsse. Der Brandgeruch des Ketzergerichts haftet einem modernen wissenschaftlichen Forum nicht mehr an. Der ganze Fall Hildebrand ist vor eine falsche Instanz gebracht worden: Das wissenschaftliche Werk dieses Genossen durfte nur der wissenschaftlichen Kritik der Parteigenossen überliefert werden, nicht aber dessen Person einem Parteistrafgericht zur Aburteilung.

Die Untersuchung, die Genosse Hildebrand in seinem Werk vorgenommen hat, umfaßt nämlich eine der ernstesten, bedeutungsschwersten Fragen des Sozialismus: das Problem der sozialhistorischen und ökonomisch-technischen Grenzen des sozialistischen Wirtschaftsprinzips. Ich will hier gar nicht entscheiden, ob Hildebrand zu diesem Problem einen wertvollen oder wertlosen Beitrag geliefert hat, aber das muß man auf alle Fälle anerkennen, daß er sich an diese schwierige wissenschaftliche Frage herangewagt hat. Und wir Sozialdemokraten, denen Lassalle frühzeitig die ungeheure Bedeutung der Allianz der Arbeiter mit der Wissenschaft gelehrt hat, sollten forschende Genossen zu derartigen Untersuchungen ermutigen und sie nicht durch die Verhängung von existenzvernichtenden Strafen entmutigen. Die Wissenschaft darf eben niemals vor der *Heiligkeit* irgendeines Parteigrundsatzes demutsvoll in die Knie sinken. Diese Grundsätze haben sich im Gegenteil mit der Wissenschaft in Einklang zu setzen. Als die Partei im Jahr 1890 an die Festlegung der Grundsätze ihres Programms ging, da betonte der alte Liebknecht schon mit ganzem Nachdruck, »daß wir überhaupt niemals ein vollkommenes und endgültiges Programm schaffen können, da die Wissenschaft stets voranschreitet, und daß die Partei sich demnach auch nicht einen papiernen Papst in Gestalt eines unfehlbaren Programms schaffen dürfe«.

Und wie wenig die Grundanschauungen dieses Programms als unfehlbar galten, das bewies die starke Opposition gegen bestimmte sozialreformatorische und politisch-demokratische Programmanschauungen, die schon vor deren Festlegung einsetzten. Noch heute schätze ich die Zielklarheit meines Freundes, des *Unabhängigen* Wilhelm Werner, hoch ein, der sich 1891 über unsern radikalen Magdeburger Programmentwurf lustig machte, weil wir in ihm alle die schönen demokratischen und sozialen Gegenwartsreformen aufmarschieren ließen, die nachher im Erfurter Programm festgelegt sind. Aber diese Gegenwartsreformen sind eben nicht mit einem kräftigen Schnitt aus dem sozialdemokratischen Programm zu exstirpieren, sie wurzeln in ihm organisch, und wer sie dort ausschneidet, zerspaltet das ganze Erfurter Programm. Unsere Anschauungen über die praktische Reformtätigkeit der Partei sind eben sozialdemokratische *Grundanschauungen* im wahren Sinn des Worts. Die antiparlamentarischen Prinzipien des Liebknechts von 1869 sind in hartem Ringen überwunden worden. Die reformierende Tätigkeit der Sozialdemokratie in den Gemeinden siegte nur langsam ob über die propagandistisch-revolutionäre Tätigkeit, der

noch 1887 und 1888 in Berlin laut das Wort geredet wurde. Und die sich überall regenden Reformbestrebungen in der Partei brachen schließlich in dem klaren *Zunächst* der Forderungen des Erfurter Programms durch.

Diese Forderungen rücken uns die demokratische und soziale Reformarbeit des Gegenwartsstaats vor Augen. Aber diese Demokratisierung muß den zahlreichen Genossen, die eine ständige Verschärfung der Unterdrückungs- und Ausbeutungspolitik der herrschenden Klassen voraussetzen und erst von einer sieghaften sozialen Revolution die wirkliche demokratische Umgestaltung der politischen Institutionen erwarten, als Utopie erscheinen. Von dem konsequenten radikal-revolutionären Standpunkt aus muß die ganze Demokratisierungs- und Sozialisierungspolitik unserer Genossen im Reichstag, in den Landtagen, in den Rathäusern als verlorene Liebesmühe erscheinen; denn erst die soziale Revolution macht ja die Bahn für eine fruchtbare politische und soziale Umgestaltungsarbeit frei. Und es ist kein Zufall, daß von Zeit zu Zeit immer wieder in der Partei die gleichen Ansichten von der Unfruchtbarkeit der parlamentarischen Tätigkeit, von der Notwendigkeit außerparlamentarischer Massenaktionen aufleben. Von der Berliner Opposition des Jahres 1891 an bis zu unseren Tagen läuft immer eine Unterströmung in der Partei fort, die sich an das *Zunächst* der praktischen Programmforderungen und der parlamentarischen Tätigkeit stößt.

Also auch von links her melden sich ständig Widerspruchsgeister an, die taktisch und theoretisch gegen unsere Grundanschauungen anrennen. Diese Links*radikalen* stützen sich meist auf wissenschaftliche Darlegungen des wirtschaftlichen und sozialen Entwickelungsprozesses und heischen mit Nachdruck das Recht der freien Meinungsäußerung für ihre Wissenschaft. Und sollte diese auch zu Resultaten gelangen, die im starken Kontrast zu gewissen Grundanschauungen der Partei stehen, nimmer dürfte die Partei gegen diese Wissenschaftskünder mit der Strafe des Ausschlusses vorgehen. Nur wenn diese den wissenschaftlich-theoretischen Boden verlassen und durch bestimmte H a n d l u n g e n wichtige Parteibeschlüsse zu durchkreuzen suchen, zerstören sie die nötige Aktionseinheit der Partei. Denn die Partei ist nicht nur eine Partei der W i s s e n s c h a f t sondern der T a t. Parteibeschlüsse drehen sich aber durchweg nicht um rein wissenschaftliche Theorieen sondern um sehr lebendige, die Welt der Gegenwart umgestaltende Aktionen. Eine Partei realistischen Schaffens und Gestaltens wird den politischen Takt besitzen ihre Beschlüsse auf derartige Aktionen zu beschränken und nicht Majoritätsbeschlüsse über strittige wissenschaftliche Theorieen zu provozieren; denn sie weiß, wie kurzlebig oft genug diese Lehren sind.

Die freie wissenschaftliche Forschung ist geradezu ein L e b e n s e l e m e n t der Sozialdemokratie. Heiß und leidenschaftlich hat sie seit ihrer ersten Geburtsstunde mit den großen sozialen Problemen der Zeit gerungen, um eine klare Stellung zu ihnen zu gewinnen. Und in ihrem ernsten Suchen nach der Wahrheit zerschlug sie häufig das, was sie vorher verehrt hatte, und verehrte das, was sie früher unbarmherzig zerschlagen hatte. Sie philosophierte buchstäblich stets mit dem Hammer, und ihre Bahn ist theoretisch mit Trümmern besät. Als *Allgemeiner deutscher Arbeiterverein* betritt sie mit einem kaum sanft geröteten Programm die weltgeschichtliche Bühne, sie spricht zahm von einer »genügenden Vertretung der sozialen Interessen des deutschen

Arbeiterstandes«, von einer »wahrhaften Beseitigung der Klassengegensätze in der Gesellschaft« auf friedlichem und legalem Weg, und 28 Jahre später redet sie von dem naturnotwendigen Untergang der bürgerlichen Gesellschaft und von der Beseitigung jeder Art von Ausbeutung und Bedrückung. Das sozialistische Prinzip gestaltete sich erst nach und nach folgerichtig in den Köpfen der voranschreitenden sozialdemokratischen Arbeitergruppen aus. Und gerade das, was zuerst die junge Sozialdemokratie so gewaltig mit sich fortriß, die Lassallesche Theorie von dem machtvollen, das Produktivgenossenschaftswesen umwälzenden Staat, verfiel einem schnellen Zersetzungsprozeß durch das sieghafte Vordringen der Marxschen Ideen vom Klassenstaat und von der Abhängigkeit der Politik von der ökonomischen Entwickelung.

Theorie und Taktik der heutigen Sozialdemokratie sind die Frucht härtester wissenschaftlicher Ringkämpfe. Nur in der reinen Luft freier wissenschaftlicher Forschung kann der Sozialismus (man redet ja stets vom wissenschaftlichen Sozialismus) gedeihen. Der Sozialismus will den allgemeinen Wohlstand begründen, das geistige und sittliche Gesamtniveau der Gesellschaft heben und den Gesellschaftsmitgliedern eine vielseitige harmonische Entwickelung gewährleisten. Dieses hohe Kulturziel setzt eine hochgradige Beherrschung der Natur und eine tiefgründige Kenntnis der wirtschaftlichen und sozialen Gesetzmäßigkeiten voraus. Die Menschen sollen nicht nur fortgepflanzt sondern emporgepflanzt werden, und die Natur soll im größten Umfang beherrscht werden, damit ergiebige wirtschaftliche Quellen zur Sättigung aller kulturellen Bedürfnisse der Menschheit fließen. Aus diesem Grund hat der Sozialismus direkt ein Lebensinteresse an den Fortschritten der schöpferischen, die Natur- und Sozialgesetze beherrschenden W i s s e n s c h a f t. Diese Wissenschaft aber, für die sich unsere Großen von Lassalle bis Liebknecht mit so mächtigem sittlichen Feuer eingelegt haben, ist s c h a f f e n d e s Wissen, vorwärts drängendes, die Wirklichkeit umgestaltendes Wissen. Wahre Wissenschaft steht dem Leben nie fern, sie ist Leben für Lebende. In der wissenschaftlichen Kritik steckt etwas Schöpferisches, sie räumt mit dem Überlebten auf, um Platz für neues Leben zu schaffen. Das wäre eine edle wissenschaftliche Kritik, die nicht auf feste Resultate, auf wirkliche Konsequenzen lossteuert.

Und doch scheint unser Zentralorgan, der *Vorwärts*, nur die Kritik zulassen zu wollen, die zu keinen »praktisch-politischen Konsequenzen« führt, die gleichsam unfruchtbar ist. Schreibt er doch am 9. Mai in einem Leitartikel, der den Ausschluß des Genossen Hildebrand aus der Partei als »selbstverständlich« betrachtet:

»Wenn Hildebrand nur Kritik an unserer Theorie geübt hätte, es wäre, so wie es ja auch in der Tat geschehen ist, mit Gegenkritik geantwortet worden, und niemand hätte einen Ausschluß für notwendig gehalten. Hildebrand hat aber aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die p r a k t i s c h - p o l i t i s c h e n K o n s e q u e n z e n gezogen.«

Mit einem Wort: Der *Vorwärts* erlaubt eine freie theoretische Kritik, aber diese Kritik darf bei Leibe keine praktischen Konsequenzen haben. Das heißt, sie darf eigentlich keine Kritik sein. Jede wissenschaftliche Kritik der politischen Ökonomie wird, wenn sie nicht elendes, idiotisches Geschwätz sondern wirkliche Kritik ist, »praktisch-politische Konsequenzen« haben, sie wird stets diese oder jene Institutionen zu werten, aufrecht zu erhalten oder zu beseitigen suchen. Die wertvollste Seite der wissenschaftlichen Kritik

ist gerade ihre »praktische«, denn die politisch-ökonomische Wissenschaft ist in letzter Hinsicht eine lebensgestaltende, formende Macht. Wer die auf »praktisch-politische Konsequenzen« lossteuernde Kritik verfolgt, der tötet die freie, die fruchtbare Kritik. Aber der *Vorwärts* setzt überhaupt der wissenschaftlichen Kritik sonderbare Grenzen:

»Wenn aber die wissenschaftliche Überzeugung eines Mannes ihn dazu führt die sozialdemokratischen Anschauungen und damit die sozialdemokratische Politik für falsch zu halten, und es ihm nicht gelingt die Partei zu seinem Standpunkt zu bekehren, dann ist er eben kein Sozialdemokrat und gehört nicht in die Partei.«

Was wäre aus dem modernen Sozialismus geworden, wenn dieser Grundsatz betätigt worden wäre? Die Begründer dieses Sozialismus, Marx und Engels, befanden sich inmitten träumender, utopistisch gesinnter, religiös schwärmender Handwerksgesellen und Arbeiter der vierziger Jahre in einer damals hoffnungslosen Minorität, sie hatten gar keine Aussicht die Partei der Handwerksgesellen auf den sogenannten *Arbeiter- und Handwerkskongressen* des tollen Jahrs zu ihren Ansichten zu »bekehren«, und dennoch zählten sie sich zur proletarischen Partei, und dennoch bekannten sie sich zum demokratischen Sozialismus. Ja, noch nach dem Einigungskongreß von 1875 standen unsere beiden Vorkämpfer in einem ausgesprochenen Gegensatz zu den theoretischen Anschauungen und zur Politik der Gesamtpartei. Und dennoch hat ihnen niemand die Tür gewiesen und mit dem *Vorwärts* gesagt: Ihr habt die Partei nicht zu eurem Standpunkt bekehrt, also gehört ihr nicht zur Partei.

Und die Ansichten dieser beiden Männer beherrschen heute die Köpfe der führenden Genossen der Partei. Nur weil sich die sieghafte Kraft dieser Ansichten frei auswirken konnte, wurde der Utopismus zu Boden geworfen, wurde das geschaffen, worauf wir heute so stolz sind: die wissenschaftlich-sozialistische Bewegung. Aber nur bei völlig freier, ungehemmter wissenschaftlicher Kritik kann der wissenschaftliche Sozialismus gedeihen. Und daher freies Forschen auf allen Wissenschaftsgebieten, freier, ernster, sachlicher Meinungskampf über alle Grundanschauungen der Partei. Vergessen wir nie das Schlußwort der Liebknechtschen Programmrede auf dem Parteitag zu Halle von 1890:

»Die Wissenschaft ist die Mutter des Sozialismus; wenn wir sie verlassen, dann sind wir verloren. Auf dem Boden der Wissenschaft und der Wirklichkeit sind wir unbesiegbar und werden alle unsere Feinde überwinden.«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WILHELM SCHRÖDER · EIN SCHWANKENDER BODEN

WENN einmal ausnahmsweise der innere Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Daseinsformen eines Zeitabschnitts erkannt wird, so geschieht es regelmäßig dann, wenn diese Formen sich schon halb überlebt haben, dem Verfall entgegen gehen.« So schreibt Engels in dem gegen Eugen Dühring gerichteten berühmten Kapitel über die ewigen Wahrheiten. Und da ja wohl die Gegenwarts- wie die Zukunftsforderungen des sozialdemokratischen Parteiprogramms von dem innern Zusammenhang der gesellschaftlichen und politischen Daseinsformen nicht ganz unbeeinflußt sind, so folgt schon hieraus,

was im Grunde genommen so ziemlich ein jeder weiß, daß es nämlich mit den *Grundsätzen* wie mit dem *Boden* eines Parteiprogramms, soweit es auf deren Hieb- und Stichfestigkeit ankommt, so eine eigene Sache ist. In dieser Hinsicht macht das Programm der sozialdemokratischen Partei von allem übrigen Menschenwerk keine Ausnahme. Eine gute, anständige Wahrheit wird nach Ibsens *Volksfeind* ihre zwanzig, dreißig Jahre alt, und die in unserm Parteiprogramm festgesetzten Wahrheiten sind 1891 der Welt verkündet worden. Unter solchen Umständen ist es eine bedenkliche Sache einen Parteigenossen, wie es im Fall Gerhard Hildebrand geschehen ist, auf seine Glaubensfestigkeit hin prüfen zu wollen, und es bleibt ein Ruhmestitel der Partei, aus dem sowohl ihre konservativen wie ihre revisionistischen Anhänger Vorteile ziehen, daß das Glaubensgericht gegen Hildebrand in seiner Art einzig dasteht und schon um deswillen beträchtliches Aufsehen erregt.

Daher, daß es sich bei dem parteikonservativen Vorstoß gegen Hildebrand um eine in der Sozialdemokratie ungewöhnliche Erscheinung handelt, mag es denn wohl auch rühren, daß die Verteidiger dieses Vorstoßes ihre Arbeit mit einer in der Sozialdemokratie bis dahin ungewohnten Unbeholfenheit verrichten. Sehen wir von anderen Äußerungen ganz ab und halten uns vorab einzig daran, was unser Zentralorgan am 9. Mai in seinem (argumentativ auffallend schwachen) Leitartikel gegen Heine verkündet, so finden wir als wesentlich folgendes angeführt:

»Hildebrand hat . . . . aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen. Er ist ein Gegner des Freihandels und befürwortet den Schutzzoll, namentlich auch für die agrarische Produktion. Er lehnt die Milizforderung ab, fordert zwar gewisse demokratische Reformen im Heerwesen, ist aber auch ohne deren Bewilligung bereit in außergewöhnlichen Fällen für notwendige Augenblicksforderungen einzutreten. Er verurteilt die ablehnende Haltung der Sozialdemokratie zur Kolonialpolitik und zum Imperialismus, erklärt die Erweiterung unseres Kolonialbesitzes für notwendig und geht so weit die Forderung der bedingungslosen Erhaltung des Weltfriedens, die wir im Marokkostreit vertreten haben, als zu weitgehend zu bezeichnen. Hildebrand nimmt also in den wichtigsten Gegenwartsfragen eine der Haltung der Partei genau entgegengesetzte Stellung ein, und wenn etwas unbegreiflich ist, so nur das eine, daß ein solcher Mann bei der Partei bleibt, die er doch eigentlich bekämpfen müßte.«

Mit Verlaub. Wenn das Sündenregister, das hier gegen Hildebrand herhalten muß, einem jeden vorgehalten würde, der sich in unseren Reihen einmal über die Forderungen der Partei ausgelassen hat, so wäre keiner der Sünde ledig. Daß ein Mann aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen zieht, ist eine Handlung, die ihm auch dann zum parteigenössischen Ruhm angerechnet werden sollte, wenn sich diese Konsequenzen auf Fragen der im *Vorwärts* angeführten Art erstrecken. Hildebrand soll Gegner des Freihandels sein. Ja, du lieber Himmel, hat denn irgend eine Autorität den Parteigenossen vorzuschreiben gewagt, daß sie auf den Freihandel eingeschworen sein sollen? Von den Tagen an, wo das Spottwort über die *Freihandelshausiererburschen* fiel, bis in unsere Zeit hinein hat es nie an Sozialdemokraten gefehlt, die gegen eine absolute Freihandelspolitik ihre sehr begründeten Bedenken geltend machten. Dem im Jahr 1876 abgehaltenen Parteikongreß war die Frage, ob Schutzzoll oder nicht, laut Beschluß eine praktische Frage, die in jedem einzelnen Fall entschieden werden müsse. Auf dem Parteikongreß des folgenden Jahres wurden den Reichstagsabgeordneten

Blos und Demmler heftige Vorwürfe gemacht, weil sie im Gegensatz zu der Mehrheit der Fraktion gegen die Wiedereinführung des Eisenzolls gestimmt hatten. Im Jahr 1879 erklärte sich der sozialdemokratische Abgeordnete Kayser im Reichstag für bestimmte Schutzzölle. 1887 auf dem Kongreß zu Sankt Gallen wies Auer darauf hin, daß auch die Art der direkten progressiven Einkommensbesteuerung ihre Grenzen hätte. So geht es mit den Versündigungen gegen das Freihandelsevangelium weiter bis zur Gegenwart. Und ich glaube, wenn die sozialdemokratische Reichstagsfraktion heute plötzlich die Macht erhielte in Deutschland alle und jede Schutzzölle zu beseitigen, so würde sie sich sehr hüten von dieser Macht rückhaltlosen Gebrauch zu machen. Wie mit dem Freihandel so steht es mit der Milizforderung, mit der Kolonialpolitik und mit der Erscheinung, die da *Imperialismus* getauft worden ist. In allen diesen Fragen ist schon lebhaft geketzert worden, und zwar nicht im Mißbrauch der unendlichen, im Fall Hildebrand erst gerissenen Geduld der bestellten Glaubenswächter, sondern weil es sich hier überall um Fragen handelt, die mit einem absoluten *Ja* oder *Nein* praktisch nun einmal nicht entschieden werden können. So hat denn auch die Haltung, die die Mehrheit der führenden Sozialdemokraten in allen diesen Dingen eingenommen hat, nur einen relativen Wert. Unsere Reichstagsfraktion mußte wesentlich freihändlerische Ansichten betonen, mußte den Militärforderungen entgegentreten, nicht weil unveränderliche Grundsätze dies notwendig machten, sondern weil es erforderlich war gegen die Überspannung in bürgerlichen Lagern einen Gegendruck zur Geltung kommen zu lassen, der schon, wenn man so sagen darf, zur Erhaltung eines gewissen moralischen Gleichgewichts in der Politik notwendig ist. Unsere Partei konnte ferner in bestimmten Gegenwartsfragen eine verneinende Haltung einnehmen, weil sie als Minderheitspartei der Verantwortung ledig war; und sie braucht sich ja auch heute kaum schon Kopfzerbrechen darüber zu machen, daß später einmal für sie Tage kommen mögen, wo sie einen jeden auslachen wird, der ihr etwa Vorwürfe darüber macht, daß sie Kanonen neuesten Kalibers nebst den dazu gehörigen Artilleristen mit 2-jähriger Dienstzeit zum Besten der von ihr vertretenen Sache in Bereitschaft hält.

Nach dem *Vorwärts* und auch nach dem ganzen Geist des Schiedsgerichtsurteils kontra Hildebrand kann zur Partei nur gehören, wer die Grundsätze der Partei voll anerkennt. Wenn das richtig wäre, dann müssen zunächst einmal solche Grundsätze von allgemeiner Geltung v o r h a n d e n sein. Aber die gibt es einfach nicht. Und das ist gut so. Denn hätten wir solche Grundsätze in dem Sinn, daß Fragen der Handelspolitik, der Landesverteidigung, der Kolonialpolitik einfach nach einem Katechismus zu beantworten wären, so würde es für niemanden in der Partei, der auf selbständiges Denken Anspruch macht, (also doch wohl auch für die Mehrzahl der *radikalen* Genossen) zum Aushalten sein, und wir hätten statt eines reichen geistigen Lebens einen erstarrten Buchstabenglauben, wozu allerdings dieser und jener Glaubenswächter die Parteigenossen dressieren möchte.

Wir wissen aus der Geschichte der Partei, daß es bis zum Fall Hildebrand n i c h t als Grund zum Ausschluß gegolten hat, wenn jemand aus theoretischen Untersuchungen mit anderm Ergebnis als den etwa bis dahin allgemein gültigen die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen hat. Dies gilt für neue

wie für abgelagerte Programme, deren die Sozialdemokratie seit ihrem bald 50jährigen Bestehen annähernd ein Dutzend aufgestellt hat. Welche heillose Verknöcherung hätte es gegeben, wenn ein noch so frisch gebackenes Programm auch nur einen Tag lang als vollverbindlich von allen Sozialdemokraten hingenommen worden wäre. Das 1866 in Erfurt beschlossene Programm glänzte mit der Parole *Durch Einheit zur Freiheit!* Es wurde (und nicht ohne Grund) als Sympathiekundgebung für die preußische Vorherrschaft aufgefaßt und von Marx, Engels, Liebknecht und anderen Männern bekämpft, die schon 2 Jahre vorher die kaum begonnene Mitarbeit am *Sozialdemokraten* wegen der Schweitzerschen Bismarckartikel abgebrochen hatten. Von der Beurteilung verschiedener Programmforderungen der Lassalleschen Richtung soll noch später die Rede sein. Wenden wir uns jetzt für ein paar Augenblicke der *Internationalen* zu, die doch mehr oder weniger unter Marxens Einfluß stand. Schon die Einleitungssätze in dem Genfer Statut von 1866, daß alle Gesellschaften und Individuen, die sich ihr anschließen, Wahrheit, Gerechtigkeit und Sittlichkeit als die Regel ihres Verhaltens anerkennen sollten, erregten ob ihrer platten Selbstverständlichkeit Kopfschütteln, und nicht minder die hausbackene Lehre, daß keine Pflichten ohne Rechte, keine Rechte ohne Pflichten seien. Unter den Forderungen des Kongresses besagte eine, daß Kinder schon von 9 Jahren an, wenn auch in diesem Alter nur 2 Stunden täglich, in Fabriken und Werkstätten beschäftigt werden dürften. Der Kongreß von 1867 zu Lausanne sagte von den Arbeitergenossenschaften in einem Beschluß, daß ihre Anstrengungen, sofern sie sich mit Beibehaltung der jetzigen Form verallgemeinern sollten, die Bildung eines sogenannten *vierten Standes* mit Zurücklassung eines ganz elenden *fünften* zur Folge haben würde. Der Kongreß zu Brüssel 1868 wollte, daß der Grund und Boden (wie die Bergwerke und Eisenbahnen) an eine Arbeitergewerkschaft abgetreten werde, und zwar »mit Garantiebedingungen für die Gesamtheit wie für den einzelnen«. Alle diese Beschlüsse hatten programmatische Bindekraft und waren doch unter Sozialdemokraten vom ersten Augenblick an Gegenstand erheblichen Zweifels.

Aber wir wollen die *Internationale* außer acht lassen und uns andrerseits auch nicht daran kehren, daß im eben erwähnten Jahr 1868 die besonders glaubenskräftig auf die reinen Lassalleschen Prinzipien gestützte Hatzfeldsche Organisation allen Ernstes die Streiks für ein Mittel erklärte, »das einen Rückschritt der Arbeiter in ihrem Kampf um die Umgestaltung der sozialen Lage« herbeiführe, und daß die selbe Organisation auch die obligatorische Abschaffung der Sonntagsarbeit unter den heute bestehenden Arbeiterverhältnissen als einen »Raub an dem letzten Rest der Freiheit« verdammte. Vielmehr möge an das Gothaer Programm erinnert werden, das die genannte Partei sich 1875 gab, und mit dem sie unter der Drangsal des Sozialistengesetzes ihr Heroenzeitalter erlebte.

In seiner erst 1891 von Engels veröffentlichten Kritik nannte Marx dieses Werk ein durchaus verwerfliches und die Partei demoralisierendes Programm. Der Lehrsatz (der auch heute ja in bestimmten *radikalen* Schichten noch nicht ausgestorben ist), daß der Arbeiterklasse gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse bilden, war nach Marxens Urteil aus verschiedenen Gründen »Unsinn«. Das internationale Bekenntnis des Programms stand ihm »noch unendlich tief unter dem der Freihandelspartei«. Von dem ehernen

Lohngesetz gehörte, so drückt Marx sich aus, Lassalle nichts als das den Goetheschen »ewigen ehernen großen Gesetzen« entlehnte Wort *ehern*. Dies Wort aber sei, so sagte er mit herabsetzendem Ingrimm, »eine Signatur, woran sich die Rechtgläubigen erkennen«. Und im Hinblick auf das Schlagwort vom ehernen Lohngesetz redet Marx weiter von einem ungeheuerlichen Attentat auf die in der Parteimasse verbreitete Einsicht und von dem Leichtsinn, mit dem die Vertreter der Partei bei Abfassung des Kompromißprogramms zu Werke gegangen seien. Für den Satz, daß die deutsche Sozialdemokratie den freien Staat erstrebe, hatte Marx das Spottwort, daß der »Staat« im Deutschen Reich fast so »frei« sei wie in Rußland. Alles in allem war ihm das Gothaer Programm »trotz alles demokratischen Geklingels durch und durch vom Untertanenglauben der Lassalleschen Sekte an den Staat verpestet, oder, was nicht besser, vom demokratischen Wunderglauben«. Oder auch »ein Kompromiß zwischen diesen zwei Sorten dem Sozialismus gleich ferner Wunderglauben«.

Stellen wir uns vor, daß Marx so zwischen 1875 und 1890 in Deutschland faßbar gewesen wäre und sich wegen seines parteischädigenden Treibens vor den vier Solinger Parteirichtern vom *linken* Flügel zu verantworten gehabt hätte. Wäre für diese wackeren Genossen das Wort scharf genug gewesen, daß Marx mit seinen Ketzereien »nicht nur gegen die Grundsätze des Parteiprogramms verstoßen« sondern »den Boden des Parteiprogramms überhaupt verlassen« hätte? Wäre der Altmeister der internationalen Sozialdemokratie, der Mann, dessen gewaltige Bedeutung, dessen tiefes Wissen weit über die Reihen der Partei hinaus von der Wissenschaft gepriesen wird, wäre dieser Große nicht ohne alle Umstände kopfüber zum Tempel hinausbefördert worden, wenn er das Pech gehabt hätte sich in Solingen ob seiner Rechtgläubigkeit verantworten zu müssen?

Aber, so wird man fragen, sollen wir in der Sozialdemokratie denn überhaupt kein Programm, keine Lehrsätze anerkennen, soll, um mit unserem Zentralorgan zu reden, »die selbstverständliche Grundlage jeder Partei, die gemeinsame Überzeugung«, für die Sozialdemokratie nicht vorhanden sein? Sollen wir Nationalliberale in unseren Reihen dulden, Leute, die den Gegnern, wie sich der *Vorwärts* weiter ausdrückt, »zu ihrem Kampf der Heuchelei die nötige Munition liefern«? Was vorab das Gerede von der Munition für die Gegner betrifft, so sei daran erinnert, daß schon 1890, gleich nach Bekanntwerden der eben erwähnten Kritik des 1875er Programms, in der *Neuen* Zeit festgestellt wurde, daß die Gegner über diese Kritik in ein Jubelgeschrei ausgebrochen seien. Ich weiß nicht, ob irgend wie ein revisionistischer Ketzer neuerdings das Unglück gehabt hat von parteikonservativer Seite aus wegen seiner Versündigungen am reinen Glauben mit einem stärkern Ausdruck des Tadels bedacht worden zu sein. Wenn dies der Fall wäre, so möge der Ketzer sich mit dem Wort trösten, das die *Neue Zeit* 1890 zu Marxens und der Partei Rechtfertigung gebrauchte, daß nämlich unsere Gegner sich freuen, weil wir — immer weiter lernen. In der Tat, eine Kritik an unserm Programm und unseren sonstigen Lehren, einerlei, ob sie von Marx oder von Hildebrand ausgegangen ist, hat der Partei wohl oft genützt, aber noch nie geschadet. Diese Kritik ist unser Lebenselement, und es wäre der erste Schritt zum Niedergang der Partei, wenn die von Hildebrand begangene Tat den schimpf-

lichen Zustand herbeiführen sollte, daß irgendwer Furcht empfände so unverblümt wie er es bisher gewohnt war über die Partei und ihre Programmforderungen das nach seiner Meinung Nötige zu sagen. Will man einmal von Schädigungen reden, die der Partei durch ihre eigenen Anhänger zugefügt seien, so liegen diese Schädigungen höchstens in den persönlichen Zänkereien, die bei passender und unpassender Gelegenheit in unseren Reihen auftauchen. Ob aber in dieser Hinsicht die Urheber auf der revisionistischen Seite zu suchen sind, erscheint denn doch nach dem, was gerade in den letzten Wochen sich vor uns abspielte, zum mindesten sehr zweifelhaft.

Doch zurück zur Beantwortung der Frage, wo denn der Sozialdemokrat aufhört, und der Parteischädling (recte: Gegner) anfängt, wenn nicht das Parteiprogramm Richtschnur der Gesinnung und des Verhaltens sein soll. Mich dünkt, daß die Antwort nicht schwer gegeben ist. Uns geht es in dieser Hinsicht dem Grad, aber nicht dem Wesen nach besser als anderen Parteien. Wie in der Arbeiterschaft weit mehr politischer Sinn vorhanden ist als leider im Bürgertum, so sind die Arbeiter durchweg auch besser über die Ziele der Sozialdemokratie unterrichtet als die Interessenten bürgerlicher Parteien über deren Richtlinien, vorausgesetzt, daß solche überhaupt vorhanden sind. Aber bei alledem kämen wir sehr schlecht weg, wenn jeder Arbeiter, der sich in einem sozialdemokratischen Verein zur Aufnahme meldet, erst über seine Programmfestigkeit examiniert werden sollte, und ich glaube, daß ein solches Examen auch nach ein- oder mehrjähriger Mitgliedschaft noch nicht sehr befriedigend ausfallen würde. Die Kenntnis des Programms schließt aber nach allem Herkommen in der Partei auch seine Kritik ein, und es waren nicht immer die schlechtesten Kerle, die in dieser Hinsicht das Schwert geschärft haben. Unter solchen Umständen kommt meines Erachtens die Sozialdemokratie am besten weg, wenn sie bei jedem, der sich ihr angeschlossen hat oder anschließen will, die im Grunde genommen selbstverständliche Voraussetzung erfüllt sieht, daß er, sei es allein mit dem Herzen, sei es ferner noch auf Grund seiner mehr oder weniger wissenschaftlichen Überzeugung, sich selber als Anhänger unserer Partei fühlt. An Mitteln unsere Parteigenossen in hergebrachten Überzeugungen zu festigen, fehlt es uns vor allem in der Gegenwart doch wahrlich nicht; und wenn, der Verkündigung der alten Lehren ungeachtet, die *Revision unserer Vorstellungen* unaufhaltsam weiter geht, und der verbissene Fanatismus der Parteidogmatiker zu bröckeln anfängt, so ist das eben ein Zeichen dafür, daß es in der Sozialdemokratie zu ihrem Besten nicht anders sein k a n n. Das Gerede, daß wir bei lässiger Handhabung der Zuchtmittel auch etwa Nationalliberale, Ultramontane, Konservative und wer weiß wen in unseren Reihen dulden müßten, ist ganz töricht. Weshalb in aller Welt sollte denn ein Mitglied einer a n d e r n Partei bei u n s sein wollen? Von dem Fall der Spitzelei oder anderer u n e h r l i c h e r Zwecke sehe ich natürlich in diesem Zusammenhang ab: d a g e g e n bietet das Statut besondere Handhaben, und von einer Anzweifelung der moralischen Lauterkeit der Gesinnung ist ja hier selbstverständlich auch auf der Gegenseite nicht die Rede. Ebenso kann ich hier über den Einwand hinweggehen, daß es Intellektuelle gibt oder geben könnte, die zwar weit entfernt sind sich zu unserm Wollen innerlich zu bekennen, die aber um der Nahrung willen zu uns kommen. Denn, sollte es solche geben, so sind sie die letzten, die einen »groben Verstoß gegen die Grundsätze des Parteiprogramms« begehen; gerade sie werden sich sicherlich

nicht durch abweichende Anschauungen mißliebig machen, müssen vielmehr ängstlich bemüht sein ihre Rechtgläubigkeit auffällig zu dokumentieren und stets mit der Mehrheit zu gehen, von der sie ja ihr Brot bekommen. All solche Befürchtungen und Ausschlußgründe, die sich auf den Charakter beziehen, scheiden bei Betrachtungen, zu denen der Fall des Genossen Hildebrand Anlaß geben kann, gänzlich aus. Ist aber an der Ehrlichkeit der Gesinnung, wie hier, kein Zweifel, so bleibt als einziges und bestes Kriterium der Parteizugehörigkeit die eigene Empfindung und das eigene Bekenntnis dessen, der zu uns gehören will.

Das Erfurter Programm, seine Erläuterungen und sein späterer Ersatz in allen Ehren: Aber weit mehr als auf ein inquisitorisches Verfahren mit dem Ziel exakt *radikaler* Programmfestigkeit kommt es darauf an von unseren Anhängern zu fordern, daß sie bei all ihrem Handeln auf die politische und wirtschaftliche Stärkung der Arbeiterklasse bedacht sein sollen, ohne deren Hilfe die Sozialdemokratie sich nicht durchsetzen kann. Die Erhaltung der *reinen Lehre* ist eine Utopie; wohl aber ist es notwendig uns davor zu sichern, daß neue Anschauungen, die doch einmal Gemeingut unserer Anhänger werden müssen, zu unserer nachträglichen Beschämung als parteiverräterisch usw. verdächtigt werden. Es ist nun einmal bei einem lebendigen Organismus wie dem unserer Partei nicht anders: Alles praktische Handeln, alle Erfolge, die wir bei unserm Wirken um die geistige und materielle Hebung der Arbeiterklasse erzielen, stehen turmhoch über dem nun einmal vergeblichen Mühen um die Reinhaltung der Prinzipien in unserer Partei. Gar manche wohlformulierte Wahrheit hat im Lauf der Jahre erheblich an Kredit eingebüßt; aber das eine Wort von Marx, daß jeder Schritt wirklicher Bewegung mehr wert ist als ein Dutzend Parteiprogramme, hat, denke ich, immer noch Geltung.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

KURT EISNER · DER PHILOSOPH DES SOZIALEN ENTHUSIASMUS · ZU FICHTES 150. GEBURTSTAG

ALLES auf der Erde ist unbeschreiblich klein; das weiß ich: Aber Glück ist's auch nicht, was ich suche; ich weiß, ich werde es nie finden. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfnis, nur ein volles Gefühl meiner selbst; das: außer mir zu wirken. Je mehr ich handle, desto glücklicher scheine ich mir.« FICHTE

NIE ist der Unterschied englischen und deutschen Philosophierens verkannt worden. Die englische Philosophie hat etwas von der Leichtigkeit und Zuverlässigkeit des Reiseführers, der in der Unmittelbarkeit des politisch-sozialen Daseins sich zurechtfinden lehrt; sie ist klar, verständlich, anleitend, auch weltmännisch, aber ohne Sinn für die letzten Tiefen. Der deutschen Philosophie hingegen fehlt die höhere Behendigkeit weiser und witziger Menschenkennerschaft, sie gräbt schwer und ächzend unter das Leben nach letzten Geheimnissen, sie pflügt tief im dunkeln Schoß des eigenen Geistes, sie wird im Enträtseln selbst zum Rätsel. Der englische Staatsmann, der kein Philosoph wäre, gälte als ein ungebildeter Stümper. Wenn man den deutschen Minister recht zu verspotten begehrt,

nennt man ihn einen Philosophen. Englische Philosophie ist Lebensklugheit, deutsche Philosophie ist ein Leben für sich, abseits des Lebens.

Ist das ein Hirnunterschied der Rassen? Es ist nur der Gegensatz der Stellung des Geistigen im Staat, der den Unterschied des Philosophierens entwickelt hat. Nebstdem haben auch die Polizeiverhältnisse den Stil gebildet. In einem Staat, in dem es zwar zeitweilig erlaubt war alle heiligen Güter der Religion und der Philosophie zu leugnen und zu zerstören, in dem der Schriftsteller aber gestäupt wurde, wenn er es sich einfallen ließ eine politische Maßnahme seiner Obrigkeit bescheiden in aller Ehrfurcht zu kritisieren, entleert der Philosoph sein Denken von aller anschaulichen Materie des Gegenwärtigen und streift in die ewigen Jagdgründe des Denkens, in denen es ihm doch verboten ist ein Wild zu erlegen. Und sein Stil wird zum Umweg gezwungen, der sich nicht selten in dem Gestrüpp verliert, hinter dem er sich verstecken muß. Der dunkle Tiefsinn der deutschen Philosophie ist ein Notbehelf.

Dieser deutsche Vertiefungsprozeß, der doch zugleich ein Verkümmerungsprozeß ist, läßt sich am schärfsten bei dem Denker verfolgen, der wie kein anderer aus innerster Natur nichts sein wollte als ein Missionär der Tat. Es war Fichte, der am Schluß seines Lebens (in der sogenannten *Staatslehre* von 1813) schrieb:

»Alle Wissenschaft ist tatbegründend; eine leere, in gar keiner Beziehung zur Praxis stehende gibt es nicht. . . . . So kann der Spruch *Dies mag in der Theorie wahr sein, gilt aber nicht in der Praxis* nur heißen: für j e t z t nicht; aber es soll gelten mit der Zeit. Wer es anders meint, hat gar keine Aussicht auf den Fortgang, hält das Zufällige, durch die Zeit Bedingte für ewig und notwendig: er ist . . . Pöbel.«

Dieser Philosoph aber, der die T a t in die Mitte seines Systems stellt, dem der Enthusiasmus für das politische Handeln, für die revolutionäre Umgestaltung der Menschheit die Seele seines Denkens war, übte n i e m a l s eine W i r k u n g. Zu Lebzeiten nicht und auch nachher nicht. Wohl gewann ihm die Gewalt seiner Beredsamkeit Zulauf. In Jena strömten die Studenten; in Berlin war es in der bessern Gesellschaft zeitweilig Mode die Vorträge des Mannes zu hören. Aber er ritzte nicht die Haut seiner Hörer. Freilich, an G e f ü h l für sein Wollen fehlte es nicht. Deshalb wurde er zeitlebens verfolgt, und nach seinem Tod noch stand der Unverstandene auf der Liste der Bösewichte. In der finstersten Zeit Deutschlands empfand man Fichte sogar als den Quell alles Bösen. Aber vielleicht nur einmal wurde die Philosophie der Tat T a t: Das war 100 Jahre nach seiner Geburt, als Ferdinand Lassalle in Fichte den Geist der Arbeiterbewegung entdeckte.

Mit seiner im deutschen Schrifttum nicht wieder erreichten volkstümlichen Urkraft durch Vernunftgründe zu überwältigen, die Widersprüche und Ratlosigkeiten der herrschenden Phraseologie, als der Hirnlohndienerin der herrschenden Politik, in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, mit seiner Gabe das Verwirrte im Tiefen zu vereinfachen, das Unehrliche zu entlarven und das Unsinnige spottend unschädlich zu machen; endlich mit dem rhetorischen Ungestüm eines dennoch künstlerisch gebändigten Vortrags wäre er in England wohl ein großer Staatsmann geworden. Im politisch luftleeren Deutschland mußte sich seine ungenutzte Tatkraft in mystischen Überschwang vergraben, in die Seligkeit sich selbst in der Schau des Weltgeistes zu erleben, weil er sich nicht entäußern konnte. Der lebensfrischeste deutsche Philosoph, zugleich der kühnste Revolutionär wurde so aus dem rücksichtslosen Kritiker aller Offen-

barung ein Schwärmer, der in den Zungen der Offenbarung Johannis redete. Fichte kam nicht in seiner Bildung wie Kant von der strengen mathematischen Naturwissenschaft, in der man sich frei bewegen und unabhängig von äußeren Gewalten zur harten, scharfen, methodischen Arbeit erziehen konnte. Fichte ging von dem geistig wie staatsbürgerlich gefährlichen Gebiet der sozialen Sittlichkeit aus, er war von Haus aus und seiner innersten Neigung nach politischer Publizist und Agitator: auf diesem Feld fand er keine Freiheit der Betätigung, nicht einmal die Freiheit der Aussprache. Das war die Ursache seiner mystischen Vergrabung und Absperrung. Aber die Mystik ist doch nur Gewölk, das den hellen Himmel überflutet. Der klare Geist r e d e t nur im Geisterstil. Wie denn auch bloß der Stil seines Denkens, nicht das Denken selbst sich verändert hat. Der junge Revolutionär hat sich nie in einen preußischen Staatsdiener, der Kosmopolit der Freiheit nie in einen deutschen Nationalisten, der sozialistische Demokrat nie in einen Reformer Hardenbergischer Art verwandelt: Die Nachlaßschriften seiner letzten Zeit stießen noch radikaler gegen alles Bestehende an als seine anonymen Jugendpamphlete. Nur die Ausdrucksweise hat sich geändert. Er sprach immer mehr nur noch zu sich selbst. Er hatte keine Mission. Er schrieb auch in den letzten Jahren keine Bücher mehr; das Lesen war ja doch nichts als eine nutzlos verschlingende Gefräßigkeit. An die Macht des lebendig gesprochenen Wortes glaubte er noch ein wenig, und seine Reden und Vorträge ließ er drucken. Aber in dem Entwurf zu einer politischen Schrift, in der er Friedrich Wilhelms III. Aufruf *An mein Volk* beantworten wollte, bekennt er in kämpfender Verzweiflung, daß es ihm nicht um irgend einen unmittelbaren Erfolg in der wirklichen Welt zu tun sei; er will seine Gedanken aussprechen, »damit sie nicht untergehen in der Welt«.

FICHTE ist der Sohn eines Bandwebers aus Rammenau in der Oberlausitz. Es ist das Elend der Erbuntertänigkeit, in dem seine Kinderjahre dahingehen. Nach der Ordnung dieser Zeit war es ihm gesetzlich verboten aus seinem *Stand* jemals herauszugehen. Er hütet die Gänse, er hilft den zahlreichen Geschwistern die Erzeugnisse seines Vaters im Hausierhandel zu vertreiben. Eine bigotte und zänkische Mutter läßt ihn früh über Familienerziehung nachdenken. Auch eine andere Erfahrung begleitet ihn durchs Dasein von Anbeginn und zeugt in ihm die Grundanschauung seiner Philosophie: daß die menschliche Gesellschaft aus einem Spiel der Zufälligkeiten zu einer Ordnung aus Vernunft erschaffen werden solle. Der Zufall entscheidet immer wieder sein Schicksal. Weil eines Tages ein Junker erst nach der Predigt in die Kirche kommt, und der kleine Gänsehirt den gnädigen Herrn mit seinem Talent vergnügt die entbehrte Predigt aus dem Gedächtnis zu repetieren, nimmt sich der Herr des Proletarierjungen an und schickt ihn auf die Gelehrtenschule; er soll Pfarrer werden. Unter dem harten Willkürregiment der Schulpforta erglüht sein Freiheitsgefühl. Rousseau wird auch Fichtes Erwecker, und Defoe sein Phantasiebildner. Der gequälte Schüler flieht und will sich irgend eine Robinsoninsel schaffen. Er wird in den Kerker zurückgebracht, aber in seinem Geist wirkt das Jugenderlebnis nach: Die Utopie seines *Geschlossenen Handelsstaates* wie die pädagogische Provinz in seinen *Reden an die deutsche Nation* sind echte Robinsonaden. Auch seine mystischen Predigten vom seligen Leben sind Fluchtversuche auf geistige Robinsoninseln.

Fichte wird Student. Die Familie seines inzwischen verstorbenen Gönners läßt ihn wirtschaftlich ins Leere sinken. Er unterrichtet ums Brot. Die Theologie gibt er auf. Er studiert unruhig und unregelmäßig. Er bringt es niemals zu einem Examen. Er nimmt den Jammer des Hauslehrertums auf sich, an das sich die meisten Intellektuellen des klassischen Zeitalters klammern müssen. Schulden würgen ihn. Keine Hoffnung mehr. Er faßt den Entschluß seinen 26. Geburtstag nicht mehr zu erleben. Am Vorabend des 19. Mai 1788 will er ein Ende machen. Ein Zufall erhält ihn am Leben: Im letzten Augenblick erreicht ihn der Ruf eine Hauslehrerstelle in Zürich anzunehmen. Er wandert in die Schweiz. Hier findet er zum erstenmal Ruhe. Auch seine künftige Frau findet er in Zürich, Johanna Rahn, eine Nichte Klopstocks; sie war 4 Jahre älter, nicht schön, aber verständig, klug und hingebend. 2 Jahre später kehrt er nach Deutschland zurück, nach Leipzig. Ein neuer Zufall entscheidet über sein geistiges Leben. Irgend jemand will von ihm Unterricht in Kantischer Philosophie. Er muß also Kant lesen, und aufjauchzend entdeckt er seinen Erlöser. Kant zähmt, wie Fichte in diesen Tagen schreibt, seine übermächtige Einbildungskraft, sie gibt dem Verstand das Übergewicht und dem ganzen Geist eine unbegreifliche Erhebung über alle irdischen Dinge:

»Mein ungestümer Ausbreitungsgeist schwieg: Das waren die glücklichsten Tage, die ich je verlebt habe. Von einem Tage zum andern verlegen um Brot, war ich dennoch damals vielleicht einer der glücklichsten Menschen auf dem weiten Rund der Erde.«

Not und Unruhe treiben ihn weiter. In seinen Beziehungen zu seiner Braut fehlt die sinnliche Leidenschaft. Einen schwankenden Augenblick denkt er daran das Band zu lösen. Er pilgert nach Warschau, wo sich ihm eine Hauslehrerstelle darbietet. Als er sieht, daß er von der gräflichen Familie zum Gesinde gerechnet wird, wirft er sofort wieder den Bettel hin. Jetzt wallfahrtet er zum Ort seiner Sehnsucht: nach Königsberg. Kant ist spröde. Aber es gelingt Fichte den Alten zu gewinnen, der vornehm und klug die dringende Bitte um finanzielle Unterstützung dadurch erfüllt, daß er ihm für den eben entstandenen *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* einen Verleger verschafft. Diese ohne Namen veröffentlichte Erstlingsschrift wird für ein Werk Kants gehalten und deshalb mit Posaunentönen verherrlicht. Dieser Irrtum begründet den literarischen Namen Fichtes, der fortan zu den deutschen Berühmtheiten gehört.

Fichte geht wieder nach Zürich, heiratet und schleudert (anonym) seine brausenden Revolutionsschriften hinaus, in denen er die Denkfreiheit von den Fürsten zurückfordert und die Anschauungen des Publikums über die französische Revolution berichtigt. Für Jena sucht man eine Zugkraft. Man verfällt auf Fichte. Daß er ein unzweideutiger Jakobiner war, stört die Gewaltigen von Sachsen-Weimar nicht. Schon in dieser Frühzeit erlebt Fichte das später immer sich wiederholende Schauspiel, daß man sein Wesentliches, wenn man es überhaupt versteht, nicht ernst nimmt. Ein Brief des Geheimen Rats Voigt an den Professor Hufeland zeigt, in welchem Sinn man den Revolutionär zum Jenaer Professor bändigen wollte:

»Ist wohl Fichte, selbst allenfalls mit Ratscharakter, zu haben? Er privatisiert in Zürich. Ist er klug genug seine demokratische Phantasie oder Phantasterei zu mäßigen?«

So wenig kannte man Fichte, daß man ihm, als ob es nur als eine kleine selbst-

verständliche Höflichkeit von ihm gefordert würde, zutraute, er könnte den Herzschlag seiner Weltanschauung *mäßigen*.

Seine Jenenser Professorenjahre waren ebenso erfolgreich (auch finanziell) wie von endlosen Kämpfen zerrieben. Unter der Anklage des Atheismus bricht seine Existenz zusammen. Er muß Jena verlassen, und alle deutschen Staaten wetteifern Fichtes Schriftstellerei zu verpönen. Nur Preußen folgte der Anregung Kursachsens nicht (Jena wurde mit dem Boykott bedroht, wenn die Universität nicht Fichte fortjagte), und dieser Umstand veranlaßte ihn nach Berlin zu gehen. Er wußte nicht, warum Friedrich Wilhelm III. nichts von einem Verbot des Fichteschen Journals wissen wollte. Wir aber kennen heute den Grund; er war in der Kabinettsorder vom 25. Mai 1799 ausgesprochen. Die preußische Majestät mißbilligt es zwar auch, daß der Verfasser sich bemüht habe »das Dasein Gottes als eines selbständigen Wesens wegzuräsonnieren«, und sie bedauert die »Halbphilosophen, die ihre Vernunft in dem Grade verlieren«. Aber in Preußen sei das Journal in keinem Buchladen angetroffen worden, und Fichte würde keine Anhänger seiner traurigen Lehre finden, wofern die Schriften, »die der Aufmerksamkeit der Regierung ganz unwürdig sind, nicht durch öffentliche Schritte aus der Dunkelheit hervorgezogen werden, in der sie bisher gar nicht bemerkt wurden«.

In Berlin hielt Fichte öffentliche Vorträge. Als nach dem Untergang Preußens in Berlin die Universität gegründet wurde, erhielt er eine Professur, zur Belohnung dafür, daß man seine Art von Patriotismus nicht verstand. Aber er war und blieb verdächtig. Nur das gedemütigte Preußentum duldete ihn, obwohl es ihm keinen Tag Schikanen ersparte. Er starb, bevor der Sturz Napoléons vollendet war, und das siegreiche Preußentum wieder die Herrschaft ergriff. Fichtes Frau hatte sich bei der Krankenpflege im Lazarett im Januar 1814 infiziert, und das Fieber übertrug sie auf ihren Mann. Am 29. Januar starb Fichte. Es blieb ihm erspart ins Zuchthaus gesperrt oder in die Verbannung getrieben zu werden oder gar der geistig-moralischen Fäulnis zu erliegen, wie andere, wie etwa Josef Görres, der in der Jugend in Wollen und Art viel Gemeinsames mit Fichte hatte und sich in der Zeit der heiligen Allianz bis in den letzten Aberwitz verzückt frömmelnder Mystik verlor.

JOHANN Gottlieb Fichte gehört zu den ganz vereinzelten Gestalten unser klassischen Zeit, die trotzig und aufrecht, ohne Beugungen und Zugeständnisse, ihren einsamen Weg gehen. Nur einmal, einen Augenblick, schien er zu löblicher Unterwerfung bereit. Das war in den letzten Zuckungen des Jenenser Atheismusstreits. Da bot er den Rückzug an, aber ein gnädiges Schicksal verhütete, daß man sein Angebot annahm. Der Minister Goethe hatte bereits durch eine höchst formlose Überrumpelung (ein Privatbrief wurde als ein Entlassungsgesuch aufgefaßt, und das also konstruierte Gesuch schleunig genehmigt) die Entfernung des lästigen Mannes erwirkt. Im bürgerlichen Deutschland fehlte das Verständnis für jene *taktlosen* Charaktere, die so unbesonnen sind ihre Weltanschauung in ihrer persönlichen Lebensführung durchsetzen zu wollen, ohne des Anstoßes zu achten.

So halfen die Weimarer Ästheten Fichte vertreiben. In dieser entnervenden Hofluft galten politische Kämpfer halb als ärgerliche Narren halb als gefähr-

liche Katilinarier; und konnte man nicht ihre Plattheit aristokratisch schelten, so hielt man sich umgekehrt im Namen des sonst verachteten gesunden Menschenverstands über ihre Verstiegenheit auf. Welch jämmerliche Philister die Weimaraner in allen Fragen des politischen Charakters waren, erkennt man aus dem lustig empörten Brief, den Caroline Herder damals über die Verteidigungsschrift Fichtes und Niethammers (des Mitherausgebers des Fichteschen Journals) an Knebel sandte:

»Wirklich, es war keine kleine Arbeit sie zu lesen. Indessen ist es interessant zu sehen, mit welchem Stolz und welcher Eingebildetheit sie ihre Sache führen, wie sie sagen, was sie erwarten, daß die durchlauchtigsten Erhalter tun werden. Sie schreiben zwar nicht vor, aber Fichte droht mit sehr deutlichen Worten, wenn er keinen Schutz gegen die Kabale findet, dahin zu gehen, wo Gewalt gilt, weil man da doch auch die Hoffnung hat einen Teil dieser Gewalt an sich zu reißen. Was sagen Sie zu diesem letzten? Die Herren Protecteurs sind nun etwas stark beleidigt (wir hören eben im Vertrauen, daß ihm der Rat des Wanderns gegeben werden soll, von hier aus). Sie werden hier mit dieser hervorstörenden, kecken Nase dieser kleinen Person schon noch zu tun bekommen.«

Eine drollige Anmaßung in der Tat, daß eine kleine Person, die dem Weltgeist die Geheimnisse ablauscht, sich herauszunehmen erdreistet mit seiner hervorstörenden, kecken Nase sogar durchlauchtigste Erhalter, einen lebendigen deutschen Herzog durch die Verteidigung des Rechts zu beleidigen. Die submisse Dienstwilligkeit des Weimarer Ästhetenklubs steigerte das Mißtrauen Fichtes in die Mission der Kunst. Die Kunst ist in seinem Gedankenbau beinahe vergessen. Gegen Schillers Flucht ins Reich des Schönen richtet sich das derbe, das ganze klassische Zeitalter verurteilende Wort:

»Die Idee durch ästhetische Erziehung die Menschen zur Würdigkeit der Freiheit und mit ihr zur Freiheit selbst zu erheben führt uns in einem Kreis herum, wenn wir nicht vorher ein Mittel finden in einzelnen von der großen Menge den Mut zu erwecken niemandes Herren und niemandes Knechte zu sein.«

Und an anderer Stelle:

»So ist der ästhetische Trieb im Menschen allerdings dem Trieb nach Wahrheit und dem höchsten aller Triebe, dem nach sittlicher Güte, unterzuordnen.«

Die hervorstörende, kecke Nase wurde in Berlin nicht weniger peinlich empfunden. Selbst als er im vollen Bewußtsein der Lebensgefahr in der von den Franzosen besetzten preußischen Hauptstadt dem Feind die *Reden an die deutsche Nation* ins Angesicht schleuderte, ließen ihn die Franzosen zwar gewähren, aber die preußische Obrigkeit mißhandelte den staatsgefährlichen Patrioten. Das Manuskript einer Rede ließ die Zensur verloren gehen, das heißt, man unterschlug es, wie das preußische Übung war und blieb. (Im Berliner Geheimarchiv sind solche *verloren gegangenen* Handschriften heute noch aufbewahrt.) In die anderen Reden pfuschte man hinein. Die Zensur half sogar durch Fichte selbst die Fichtelegende von dem *Individualisten* zu fördern, der doch ein sozialistischer Demokrat war. In die 14. Rede mußte Fichte auf Weisung der preußischen Zensur den klar auf eine Massenbefreiung zielenden Satz »Ob aber gerade es uns wieder wohl gehen soll, dies hängt ganz allein von uns ab, und es wird sicherlich nicht wieder irgendein Wohlsein an uns kommen, wenn wir nicht selbst es uns verschaffen« durch den Zusatz in die ebenso ungefährliche wie beliebte, weil nicht befolgte Predigt p e r s ö n l i c h e r Charakterbildung auflösen und verdunkeln: »und insbesondere, wenn nicht jeder einzelne unter uns in seiner Weise tut und wirket, als ob er allein sei, und als ob lediglich auf ihm das Heil der künftigen Geschlechter beruhte«.

Fichte wurde zwar an die neue Universität Berlin berufen, aber seinem großen Wollen wurde kein Einfluß verstattet. Sein Rektorat nahm nach aufreibenden Konflikten ein rasches Ende. Ihn meint der Kultusminister Schuckmann, wenn er dem König rät sein Wort zu brechen und die Verleihung der Domänen, die der Universität wirtschaftliche Unabhängigkeit sichern sollten, nicht auszuführen:

»Wie aber auch die Köpfe [der Professoren] exaltiert sein mögen, so behalten doch die Mägen immer ihre Rechte gegen sie, die einzigen, die in diesem Zustand geschont werden. Wem die Herrschaft über letztere bleibt, der wird immer auch mit ersteren fertig, und wer die Befriedigung der letzteren an seine Wahl bindet, hat die beste Sicherheit, daß die ersteren dafür arbeiten.«

Fichte hat sich nach seiner Entlassung aus dem Rektorat in den Senatssitzungen nicht mehr blicken lassen.

Als der unbequeme Mann endlich tot war, und Friedrich Wilhelm III., nach Erledigung Bonapartes, wieder höchst lebendig, da wurde Fichtes Geist als der große Verderber gehetzt. Die Karlsbader Beschlüsse genügten den Preußen nicht. Es galt die Morallehre Fichtes und alle, die sich zu ihr bekannten, auszurotten. In dem Promemoria, in dem 1821 die Beckedorff, Eylert, Snethlage und Schultz den König zum Vernichtungskampf gegen den Umsturz aufriefen, wurden Fichtes verderbliche Wirkungen lebhaft geschildert:

»Da nämlich nach jenem neuern Moralsystem nur diejenige Handlung recht und sittlich genannt werden kann, welche mit der innersten Überzeugung des Menschen übereinstimmt, jede Handlung nach Bestimmung äußerer Autorität aber unsittlich und des reinen Menschen unwürdig ist; so ist es danach auch unsittlich und seiner unwürdig sich Gesetzen zu unterwerfen, von deren Güte er nicht überzeugt ist, und zu denen er, laut oder schweigend, seine Einwilligung nicht gegeben hat. *Du sollst Gott mehr gehorchen als den Menschen* wird nach dieser neuen Moral so gedeutet, daß, da Gott im Menschen selbst oder nichts anderes als des Menschen tiefstes Wesen, seine innerste Überzeugung, sei, dieser Überzeugung mehr als allen Gesetzen zu gehorchen ist. Gehorsam gegen die Gesetze findet also hiernach nur aus Klugheit zur Vermeidung äußern Zwanges und mit der Mentalreservation statt sie zu befolgen, insofern sie mit der Überzeugung des Individui übereinstimmen, sonst aber ihnen aus sittlicher Verpflichtung auf alle Weise, heimlich oder öffentlich entgegenzuwirken. Daher entspringt denn also auch für die Bekenner dieser Moral die absolute Notwendigkeit jedem einzelnen seinen Anteil an der Gesetzgebung zu vindizieren, mithin die Notwendigkeit einer gesetzgebenden Volksrepräsentation; so wie sich für selbige andrerseits aus dem Grundsatz der Nichtigkeit aller Autorität, selbst der göttlichen Gesetze der Offenbarung, und aus dem Grundsatz des absoluten gleichen Wertes der Menschen als Inhaber des höchsten göttlichen Wesens die notwendige Forderung der Souveränität des Volkes ergibt.«

Nach dieser gar nicht üblen Darstellung Fichtescher Anschauungen wird solche Lehre nicht (wie der Urheber selbst behauptet) als »Fingerzeig Gottes« anerkannt; hier sei vielmehr »deutlich die Hand des Verderbers zu erkennen, der die schwachen Menschen durch solche Vorspiegelungen zum ewigen Unheil zu verführen sucht, indem er das Zauberbild einer übermenschlichen Vollkommenheit ihren betörten Augen vorgaukelt«. Wo aber das Christentum verloren gegangen und an seine Stelle die törichte Einbildung philosophischer Erkenntnis der göttlichen Natur des Menschen eingetreten ist, da können weder Kirche noch Staat länger bestehen. Da versinkt alles Heil der Gegenwart und Zukunft in einen bodenlosen Abgrund. Am Rand dieses Abgrunds steht unser Vaterland. Dann wurde in kerniger Schlichtheit die amtlich preußische Biographie Fichtes entworfen:

»Dieser Professor Fichte, dessen öffentliche Lehren die wirksamste Grundlage der Entwickelung dieses gefährlichen Systems gewesen sind, war schon im Jahr 1798, als damaliger Lehrer der Philosophie an der Universität zu Jena, auf den Antrag des

Dresdener Hofes wegen atheistischer Lehren in Anspruch genommen worden. Er verteidigte sich dagegen in gedruckten Schriften auf eine Weise, welche den Grund dieser Anklage gegen ihn nur zu sehr bestätigte und das Gift seiner Lehre um desto allgemeiner verbreitete. Nachdem er demzufolge von dem Lehramt zu Jena entlassen war, wurde er zu unserm großen Unglück, gleichsam als Entschädigung für ihm dort widerfahrene Kränkung, nach Erlangen berufen; ja, er erhielt sogar die Aufforderung anstatt zu Erlangen, hier zu Berlin vor einem gemischten Publikum, also in populärer Sprache, seine Lehren vorzutragen. Von diesen populären Vorlesungen, welche Professor Fichte hier bis zum Jahr 1808 mit steigendem Beifall gehalten hat, schreibt sich die gänzliche Zerstörung der christlich-religiösen und moralischen Gesinnung her, welche weiterhin unter einem großen Teil der hiesigen Staatsbeamten, Gelehrten und Jugendlehrer zur Erscheinung gekommen ist, indem der feste Glaube an philosophische Allmacht und Allwissenheit des Menschen an deren Stelle trat.«

Die *Reden an die deutsche Nation* werden in erster Linie verantwortlich gemacht. In diesem Plan deutscher Nationalerziehung sei dargelegt, »daß alle echte Bildung in Deutschland vom Volk ausgegangen, von den Fürsten und dem Adel aber gehindert worden sei, und daß die deutsche Nation vor allen anderen europäischen Nationen ihre Reife zur republikanischen Verfassung geschichtlich dargetan habe, . . . daß die bisherige Tendenz der öffentlichen Lehranstalten, die Erziehung zur Seligkeit im Himmel und der Unterricht um des Christentums willen, durchaus verwerflich sei: für die Seligkeit im Himmel bedürfe es keiner Bildung . . . .; daß die Nationalerziehung auf Stand, Geburt und äußere Bestimmung keine Rücksicht zu nehmen habe«. Es wird endlich (nach der unsterblichen politischen Technik geistige Lehren für Verbrechen verantwortlich zu machen) dargetan, daß Sand, der Mörder Kotzebues, ganz im Sinn jenes »philosophischen Weltreformators« auf dem Wartburgfest gesprochen, um zu dem Schluß zu gelangen: es seien Vorkehrungen zu treffen, »daß durch Spekulation und Kritik nicht ferner wie bisher die Grundfesten der Kirche und des Staates angegriffen und erschüttert werden«, natürlich, »ohne daß die Freiheit wissenschaftlicher Forschung dadurch beschränkt wird«.

Die Wirkungen, die von Fichte ausgingen, sind in berechnender Absicht in dieser Urkunde preußischer Achtung vor Philosophie und Wissenschaft maßlos übertrieben. Die gleiche Rolle spielt Fichtes Geist in den Demagogenakten der Mainzer Untersuchungskommission, und aus der selben Übertreibung wurden 1824 die *Reden an die deutsche Nation* als ein »verführerisches, leere Phantome nährendes Buch« verboten. Immerhin bewiesen damals die Herrschenden Preußens ihre Dankbarkeit dem Mann, der einst für ihre Befreiung unter Gefahr des Todes gewirkt, dadurch, daß sie für die revolutionäre Bedeutung des Genius das Verständnis auszubreiten suchten. Die Folgezeit ließ Fichte nicht einmal mehr seine Seele. Das Äußerste der Ächtung wird erst ein Jahrhundert nach seinem Tod erlebt werden: Dann werden die unveränderten Verfolger und Bedränger seiner Lehre ihm ein Denkmal setzen.

FICHTE hat die deutsche Aufklärung zu ihrem letzten Gipfel geführt: zur Demokratie, die sozialistisch sich vollendet. Die nach innersten Gesetzen tätige Menschenvernunft wird zum schaffenden Prinzip der Welt erhoben. Alle Erkenntnis wird in bewegt bewegende Handlung aufgelöst. Das sittliche Handeln hat den Vorrang vor aller wissenschaftlichen Naturerkenntnis. An diesem Gipfel des Aufstiegs beginnt der Absturz in die Romantik, in die visionäre Gefühlsrabulistik und Ideenspinnerei der Naturphilosophen und Geschichtsdialektiker. Die Philosophie wird reak-

tionär, wie die Revolution Restauration wird. Fichtes absolutes Ich der tätigen Freiheit, das doch selbst den romantischen Absturz vorbereitet hat, schreitet nun, geläutert an der Spitze der Demagogen, die unter der Herrschaft der Naturphilosophen verfolgt wurden. Fichtes Geschichtsphilosophie läßt die Menschen aus eigener Kraft der Vernunft die Welt gestalten, Hegels Menschheitsgeschichte ist ein bösartiger Witz Gottes: Die sich selbst überlassene Menschheit taumelt in trübem Aberwitz dahin; aber in der Synthese allen Unsinns wirkt sich schließlich die göttliche Vorsehung zum höchsten Sinn aus. Das ist die Hegelsche »List« der Vernunft:

»Gott läßt die Menschen mit ihren besonderen Leidenschaften und Interessen gewähren, und was dadurch zustande kommt, das ist die Vollführung seiner Absichten, welche ein anderes sind als dasjenige, um was es denjenigen, deren er sich dabei bedient, zunächst zu tun war.«

Wobei denn klärlich, um die rechte Summe in dem listigen Rechenexempel herauszubekommen, nichts Wirkliches fehlen darf, alles demnach vernünftig ist, und Friedrich Wilhelm III. und die Demagogenhatz als unentbehrliche Glieder in der listigen Entwickelung zur Erfüllung der Gottesidee unantastbar sind: bei Todes- und Zuchthausstrafe.

Fichtes Welt-, Gott- und Geschichtsauffassung erniedrigt den Menschen nicht zum Spielball einer niederträchtigen List. Die göttliche Vorsehung ist die menschliche Vernunft, die zur Gemeinschaft der freien und gleichen Menschen emporstrebt. Weil Fichte das Ich für die letzte Instanz erklärt, wird er von der Kompendienweisheit der Richtungs- und Wortregistratoren unter die Individualisten oder Subjektivisten eingereiht. Die Müller, Schulze und Schuckmann wären danach, jeder auf seine Art, besondere Weltschöpfer. »Die nächste sich darbietende Erscheinung bei einem epochemachenden System sind die Mißverständnisse«, schrieb Hegel 1801 über das Schicksal der Lehre Fichtes. Die Mißverständnisse sind aber nicht nur die nächste sondern, gerade weil sie aus platter Gedankenlosigkeit erwachsen, die bleibende Erscheinung. Philosophenjubiläen sind gemeinhin tausendste Wiederholungen der erfolgreichen Posse der Irrungen, Benefizvorstellungen nicht für den Philosophen sondern für die verschollenen Leute, die sich zuerst die Mühe gaben ihn entscheidend mißzuverstehen.

Was ist dieses Ich?

Die Anklage des Atheismus, die ihn von Jena forttrieb, ist durchaus begründet, wenn man die Anschauung aller Mythologieen von göttlichem Wesen zugrunde legt. Für die Mythologen muß Fichte in der Tat der radikalste aller Atheisten sein. Denn das Dasein solchen Gottes ist für Fichte nicht nur, wie bei Kant, nicht beweisbar, sondern sein Nichtdasein ist schlechthin notwendig. Umgekehrt ist für Fichte alle anthropomorphe Vergottung schändlichster Atheismus, roheste Blasphemie. Fichte aber ist nicht nur gottgläubig sondern gotterfüllt, Enthusiast. Er glaubt an den Gott in sich, seine in Flammen glühende Religion ist: diesen Gott zu entäußern. Fichtes Gott ist die sittliche Weltordnung. Schärfer und reiner noch kann man Fichtes Gottesbegriff als das *sittliche Weltordnen* bezeichnen. Damit ist der in ihm liegende Begriff höchster menschlicher Aktivität ausgesprochen. Sittliche Weltordnung, reines Ich, absolute Realität, Gott, letzte Objektivität, Freiheit: das sind alles nur verschiedene Wendungen, um den Grundgedanken Fichtes zu bezeichnen. Das

Fichtesche Ich ist so wenig ein Individuum oder ein Subjekt, daß es vielmehr die letzte, allgemeinste, unumstößliche Gewißheit der Menschheit, des Menschengeistes, des Kulturbewußtseins, oder auch Gottes und des Weltgeistes ist: die Gesellschaftsordnung sittlicher Freiheit auf Erden zu schaffen. Der Mensch müßte sich selbst aufgeben, wenn er nicht an diese Idee der Freiheit, an diese schöpferische Aufgabe des reinen Ichs glaubte und zugleich entschlossen wäre diese höchste Realität zu realiseren, in der Erscheinungswelt des Staates zu verwirklichen. Die Neigung Fichtes diesen seinen elementaren Lebensgedanken in biblisch glühenden Bildern zu malen und in mystisch schwärmenden Tiefsinn zu versenken, die leidenschaftliche Inbrunst mit dieser Philosophie tätiger Freiheit die Gemüter zu erfüllen, auch wohl der Zwang der Preßunfreiheit und der Zensur, können den, der den innern Stil seines Gedankenbaus nicht erfaßt hat, in die Irre führen.

Das ist das absolute Ich: die Wahrheit und Gewißheit an sich. Die Menschheit verliert sich selbst, wenn sie an diesem Gesetz zweifelte, ihm nicht folgte. Freilich ist damit nicht gesagt, daß sich die Menschheit nicht aufgeben kann. Es ist sogar die Meinung Fichtes, daß sich die Menschheit aufgegeben hat. An dieser Stelle erfüllt sich Fichtes absolutes Ich mit Pestalozzis Erziehungslehre. Die neue Generation soll, losgelöst von aller verlorenen Menschheit, dazu erzogen werden die höchste Realität wiederzufinden, zu realisieren. So will er den Freiheitskrieg als einen Aufschwung zum Wiederfinden deuten, er klammert sich an die Idee des Freiheitskriegs, weil er an der Zufälligkeit des tatsächlichen Freiheitskriegs von Anfang an verzweifelt. Und er spricht im letzten Jahr seines Lebens den Fluch aus über das deutsche Volk, das die Gelegenheit des idealen Freiheitskriegs nicht ergreife und in alte Knechtschaft sich zurückführen ließe. Das wäre die Selbstaufgebung der Menschheit.

Der Grundgedanke Fichtes läßt sich nunmehr ganz einfach aussprechen: Sein absolutes Ich, sein Gott, ist garnichts anderes als Demokratie und Sozialismus, als tätiges Zielprinzip, gesichert durch den Enthusiasmus handelnden Glaubens an diese Aufgabe. Mir scheint, als ob letzten Endes diese Philosophie des sozialen Enthusiasmus so wenig Mystisches an sich hat, daß sie vielmehr die Lebensbedingung aller revolutionären Kämpfer ist: der absolute Glaube an den endlichen Sieg der Freiheit, an ihre Erfüllung im irdischen Jenseits.

Fichte hat von Anfang an in seiner Verteidigung der französischen Revolution und des Rechts der Revolution überhaupt die Demokratie mit sozialistischer Kritik des Eigentums gefärbt. Der Gedanke eines national abgesperrten sozialistischen Staates, der 1800 im *Geschlossenen Handelsstaat* ausgeführt wird, ist aus den jahrzehntelangen Handelskriegen zwischen England und Frankreich erwachsen; es schien keine andere Möglichkeit gegeben, um nicht ewig in diesen Strudel der Weltkämpfe hineingezogen zu werden, als die völlige wirtschaftliche Isolierung. Das System einer sozialistischen Republik beschäftigt erneut seine letzten Jahre. Es ist keineswegs bloß eine Art von Erziehungssozialismus. Die *Reden an die deutsche Nation* sind nur ein die Erziehungsfrage in Pestalozzis Sinn behandelndes vorläufiges Kapitel eines umfassenden politischen Systems der sozialistischen Demokratie. Und ganz und gar nicht denkt Fichte etwa an eine Beglückung und Begnadung mit Sozialismus von oben herab. Die Befreiung kann nur das Werk der Massenerhebung von unten auf sein. In der *Staatslehre* von 1813 streift er bereits den Gedanken des

Klassenkampfs: Die Menschheit zerfällt in zwei Grundstämme, die Eigentümer und die Nichteigentümer. Die Staatsgewalt war bisher der Diener der Eigentümer, die aber in Wahrheit nicht der Staat sind. Das sind schon Ideen einer durchaus praktisch-tätigen Politik. Fichte hat auch, wie die Sozialdemokraten, jeden Weg versucht, um seine Ideale zu verwirklichen, und keine Teilarbeit, keinen Teilerfolg verschmäht. Wie er Freimaurer wurde, um diesen Orden zur Propaganda zu gewinnen (mit jämmerlichem Mißerfolg, übrigens), so trieb er zu den Freiheitskriegen vornehmlich deshalb an, weil er in der Schaffung eines waffenfähigen Volksvetos das revolutionäre Element erkannte. Als Demokrat und Sozialist blieb Fichte kosmopolitisch. Sein Nationalismus hat nichts mit dem gemein, was man heute darunter versteht. Er haßte Napoléon und die Franzosen als die Verräter an der Revolution. Gerade weil im deutschen Volk aller staatlicher Verband vernichtet, und damit die organisierte Macht der Unfreiheit scheinbar aufgelöst war, hielt er das deutsche Volk für berufen die Revolution zu vollenden. Das war sein nationaler Enthusiasmus, der über alle Grenzen und alle Zeiten hinausstrebte.[1])

In einem Dasein von Enttäuschungen hat Fichte den Glauben an die Zukunft niemals verloren. In einem Sonett hat er selbst diese Stimmung gemalt:

»Was meinem Auge diese Kraft gegeben,
Daß alle Mißgestalt ihm ist zerronnen,
Daß ihm die Nächte werden heitre Sonnen,
Unordnung Ordnung, und Verwesung Leben?

Was durch der Zeit, des Raums verworrnes Weben
Mich sicher leitet hin zum ewgen Bronnen
Des Schönen, Wahren, Guten und der Wonnen,
Und drin vernichtend eintaucht all mein Streben?

Das ist's: Seit in Uranias Aug', die tiefe
Sich selber klare, blaue, stille, reine
Lichtflamm', ich, selber still, hineingesehen:

Seitdem ruht dieses Aug' mir in der Tiefe,
Und ist in meinem Sein, das ewig Eine,
Lebt mir ein Leben, sieht in meinem Sehen.«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WILHELM HAUSENSTEIN · LEBEN UND KUNSTFORM

WIE ist zwischen der Sphäre der künstlerischen Leistungen und der Sphäre des allgemeinen Lebens in Wahrheit ein Zusammenhang herzustellen? Das ist das Kulturproblem, von dem die sogenannte *Mannheimer Bewegung zur Einbürgerung der Kunst* ausgeht.

Kein Mensch wird bestreiten wollen, daß dieser Zusammenhang heute

[1]) Eine Gesamtausgabe aller Fichteschen Werke, die namentlich auch den in Berlin ruhenden wichtigen Nachlaß vollständig bringt, fehlt. Die einzige, kaum noch im Buchhandel käufliche Ausgabe bleiben die von seinem Sohn 1845 bis 1846 herausgegebenen *Sämtlichen Werke,* denen 3 (unvollständige) Nachlaßschriften vorausgegangen waren. Eine Auswahlausgabe in 6 Bänden ist neuerdings in Leipzig erschienen (siehe die Rubrik *Philosophie,* in diesem Band, pag, 637). Der *Geschlossene Handelsstaat,* die *Reden an die deutsche Nation* und einiges andere sind bei Reclam zu finden. Ein unbefangenes und getreues Fichtebrevier hat der treffliche Max Rieß (der inzwischen freiwillig aus dem Leben schied) in der von Eugen Diederichs veranstalteten Sammlung *Erzieher zur deutschen Bildung* 1905 herausgegeben. Dieses *Evangelium der Freiheit* ist die wertvollste und für jeden erschwingliche Fichtepublikation der letzten Jahre.

fast mehr fehlt als je. Schon eine einzige offenbare Tatsache genügt das Fehlen dieses Zusammenhangs zu beweisen: die Tatsache, daß es Kunstsammlungen gibt. Museen, Gemäldegalerieen, Skulpturensammlungen, förmliche Repositorien für Kunst können bloß da entstehen, wo die künstlerische Produktion die Verbindung mit dem täglichen Lebensapparat des einzelnen und der Gesamtheit verloren hat, und wo der einzelne und die Gesamtheit aus irgendwelchen Gründen darauf verzichten sich die Ergebnisse des künstlerischen Schaffens zuzuleiten, um sie in dem großen Konsumtionsprozeß, den wir das Leben nennen, mit möglichster Unmittelbarkeit der Beziehungen wirklich zu verbrauchen.

Ein Blick auf frühere Kulturen lehrt sofort, was das alles bedeutet. Michelangelo schuf seine Plastiken nicht als Atelierplastiken, die von irgendwem gekauft werden und irgendwo aufgestellt werden konnten oder auch nicht. Er schuf für bestimmte, von vornherein übersehbare Zwecke der monumentalen Dekoration: für das Juliusgrab, für die Mediceergräber. Und er malte nicht Bilder, die später einmal der Kustodenphilologie verfallen und in einer Galerie neben anderen, beliebigen Kunstwerken hängen sollten: sondern er malte *al fresco,* in unverrückbaren Werken örtlich eindeutig fixierte Bilder für die kultische Atmosphäre der Sixtina, für einen ganz bestimmten Horizont eines ganz bestimmten, das Leben beherrschenden Kulturgefühls: für die religiöse Erschütterung mit ihren sinnlich-metaphysischen Bedürfnissen. Gerade so schufen die Gotiker. Statt für Museen, die es nicht gab, schufen sie für Kirchen, Rathäuser, für Zunftstuben, Paläste, Bürgerhäuser, Gildenhäuser, für öffentliche Plätze. Die künstlerische Arbeit stand in den unmittelbarsten, lebendigsten Beziehungen zum Organismus der zeitgenössischen Kulturbedürfnisse. So hatte die Kunstübung den Charakter einer sozialkulturellen Selbstverständlichkeit, und so wurde sie mit aller möglichen Natürlichkeit, gleichsam anstrengungslos von den einzelnen und der Gesamtheit begriffen. Sie bildete einen integralen Teil des kulturellen *common sense,* der allgemeinen Lebenskonvention. Ohne sie war das Leben gar nicht denkbar; sie gab dem Leben die endgültige Form.

Heute ist es anders. Die Kunst ist heute ein höchst fakultatives Kapitel der allgemeinen Beziehungslosigkeit. Sie ist als eine professionelle Spezialität, die sich sehr gut entbehren läßt, aus dem *common sense,* den es nicht mehr gibt, herausdifferenziert und geht jenseits der allgemeinen Interessen die einsamen Gänge einer von seitwärts dumm bestaunten oder blödsinnig verlachten Besonderheit. Man sieht in ihr auf jeden Fall etwas Kapriziöses, das sich zur Ökonomie unseres Daseins wie eine Floskel verhält und im Europäer dieser Zeit entweder stumpfe Gleichgültigkeit oder ein höchst stupides Pflichtgefühl hinterläßt. Freilich begann schon eine Reaktion. Man kümmert sich wieder um die Kunst. Man will dem Leben wieder Form geben. Aber die allerwenigsten nur halten dabei die feine Grenze des Takts ein, die da ist, ohne sich selber aufdringlich-preziös zu empfinden. Bei den meisten tritt eine kümmerliche Kulturaffektation und Kunstpose ein. Es entsteht der Ästhet. Es entsteht ein Allerweltskulturkrampf, eine unsympathische Wichtigtuerei mit den Fragen der Lebensformung.

Aber wir wollen nicht ungerecht gegen die eigene Zeit sein. Niemand ist übler als der Mensch, der seine eigene Zeit *ex professo* herabsetzt. Er macht

sich, während er glaubt ein Kritiker zu sein, des Hochverrats am Lebendigen schuldig. Wir müssen erkennen: Jener Kulturkrampf, den wir erleben, ist ein Zeichen der heilsamsten Krise. Naturgemäß übertreiben da, wo sich der Gang der Dinge immer mehr zu empfundenen individuellen Lebensproblemen verdichtet, Bedürfnis und Wille sich selber: man sucht die Entwickelung zu forcieren; man überhitzt, indem man das objektive Zeitproblem zum subjektiven Bewußtseinsakt gestaltet, mit dem Eifer der subjektiven Ansprüche die natürliche Temperatur der Zeit. Man kann es nicht abwarten, bis das Neue als ein Objektives ausreift, um sich dann den Subjekten mitzuteilen. Man züchtet Kultur; man züchtet Kunstpflege. Es ist nicht sehr erquicklich das anzusehen. Aber das Ganze ist sehr menschlich, höchst menschlich: das eigentlich menschliche Gebaren mit aller seiner immanenten Paradoxie, dem immanenten Widerspruch zwischen Wille und Entwickelung. Aus diesem Widerspruch ergibt sich zuletzt dialektisch immer eine Kultur von neuem, gutem Ebenmaß.

Und schon haben Führer mit einer Begeisterung von ruhevoller Prätentionslosigkeit eine Kunstpflege und Formpflege geleistet, die mit der nobelsten Einfachheit und dennoch leidenschaftlich erregt in die natürlichen Proportionen des Lebens eintritt. Tschudi hat die alte Münchener Pinakothek aus einer wirren fürstlichen Kunstkammer, in der die Bilder mit beziehungsloser Anarchie neben einander hingen und auf jede Möglichkeit anständiger dekorativer Darbietung, auf jede Möglichkeit der würdigen Ausnutzung räumlicher Möglichkeiten verzichteten, in eine Reihe still-festlicher, beruhigt-pathetischer Räume verwandelt, in denen die Bilder zu einander und zum Raum in ornamentalen Verhältnissen stehen, so daß sie künstlerisch-religiöse Stimmungsgemeinschaften bilden. Hier ahnt man, daß selbst ein Museum etwas werden kann. In Tschudis Werk sieht man das Beispiel. Es bedeutet zwar nur einen Richtungsweiser. Es konnte bei den leider gegebenen äußeren Grenzen und wegen des verhängnisvoll frühen Todes des genialen Reformators nicht mehr werden. Denken wir aber die Logik solcher Galerieorganisation zu Ende, dann entsteht in unserer Vorstellung vielleicht etwas, das (wie das geplante Münchener Maréesmuseum) neben antiken Tempeln und mittelalterlichen Kathedralen nicht ganz unebenbürtig dasteht: Die würdelose Häufung der Kunstwerke zu einem zusammenhangslosen Nebeneinander schwindet, und es entstehen durch auswählende Verbindung des Verwandten Räume von gleichsam kultischem Geist, geheiligte Zentren für das Klärung und Erhebung suchende Bewußtsein. Ich selber habe den Unterschied zwischen einer typischen Kunstsammlung und dem Organisationswerk Tschudis unlängst wieder besonders lebhaft empfunden, als ich das *Augusteum* in Oldenburg besuchte. Das ist die hochfürstliche Kunstkammer in ihrer widerwärtigen Verwahrlosung: eine üble Remise, in der die *Stücke* eins neben dem andern in erbarmungsloser Wüstheit an den Nägeln hängen. Und doch könnte man, wenn man die Hälfte der Dinge in die Reserven stellen, die Räume mit anständiger Einfachheit herrichten und die besten Sachen intelligent hängen wollte, eine stimmungbringende Kunsthalle schaffen. Ich denke mir die ideale Kunsthalle allerdings auch nicht wie das Kaiser-Friedrich-Museum: Unvergleichlich vornehmer als die selbstgefällige, alleszeigende, vielgeschäftige Präsentation der Sammlungsgegenstände, die hier geboten ist, wirkt die ruhige Distanzierung der Objekte, die Tschudi in München vorgenommen hat, und die den Dingen da wie durch Zauber die innere Sammlung einer alten und unbezweifelbaren Kultur verleiht.

Nächst dem Werk Tschudis in München ist die kunstpolitische Tätigkeit des Direktors der Mannheimer Kunsthalle eine Leistung von edelster zeitgenössischer Bedeutung. Die Tätigkeit Fritz Wicherts war zunächst nur die eines Galerieleiters. Es handelte sich für ihn darum eine Kunstsammlung zu schaffen, in der die ökonomische Energie und das zeitgenössische Selbstbewußtsein der Handels- und Industriestadt einen angemessenen ideologischen Ausdruck findet. Wichert hat diese Aufgabe in glänzender Weise gelöst, mit einer großstädtischen, fast sagt man: amerikanischen Schnelligkeit und einer sachlichen Adäquation, so daß man heute, nach den paar Jahren, die seit der Entstehung der Mannheimer Kunsthalle verflossen sind, von einem in den prinzipiellen Zügen einfach fertigen Typus industriestädtischer Museumsneugründung sprechen kann. Wichert verzichtete von vornherein auf den verkehrten Ehrgeiz die Mannheimer Kunsthalle mit kunsthistorischer Allseitigkeit auszubauen. Statt Unsummen für alte Kunst aufzuwenden, zieht er (auch hier bewußt zeitgenössisch) neue und neueste Kunst heran, und zwar mit dem einschränkenden Grundsatz, daß die Mannheimer Kunsthalle, ohne die ganz entscheidenden Persönlichkeiten der neuern Kunst zu übersehen, die Künstler pflegen soll, die zu dem Mannheimer Kulturgebiet in besonderer Beziehung stehen, und weiter überhaupt die, deren Profil in anderen Kunstsammlungen nicht deutlich wird.

Allein die Tätigkeit des Galerieleiters wäre nach Wicherts mustergültiger Auffassung nichts, wenn es nicht gelänge zwischen dem Inhalt der Kunsthalle und den Einwohnern der Stadt ein inniges Verhältnis herzustellen und durch den Reichtum der Kunsthalle an Beispielen zeitgenössischer Weltformung auf den Formtrieb des täglichen Lebens einzuwirken. Aus dieser Erkenntnis heraus hat Wichert geradezu einen Umgang der Mannheimer mit der Kunsthalle organisiert. Zu Anfang des Jahres 1912 konnte Wichert mitteilen, daß seit der Eröffnung der Kunsthalle vor etwa 2 Jahren 80 000 Besucher in der Kunsthalle gewesen sind. Das ist rein äußerlich ein kolossaler Erfolg. Er ist um so wertvoller, als er auf einer wirklich innerlichen Beteiligung der Einwohner an den Angelegenheiten der Kunst zu beruhen scheint. Diese Beteiligung spricht sich in dem lebendigen Interesse aus, mit dem die Mannheimer die Propagandagründungen Wicherts verfolgen. Dieser Propagandagründungen sind bis heute 3. Ende April 1911 tagte auf Wicherts Anregung im *Nibelungensaal* des *Rosengartens* zu Mannheim eine große Volksversammlung. Wichert vertrat vor ihr die Idee der Gründung eines freien, von Staat und Gemeinde unabhängigen Bundes zur Einbürgerung der Kunst in Mannheim. Der Bund wurde konstituiert. Wichert führt die Organisation. Als erste Institute des Bundes wurden didaktische Monatsausstellungen und eine Auskunftsstelle für Angelegenheiten künstlerischer Existenzpflege eingerichtet.

Die didaktischen Ausstellungen demonstrieren (jeweils auf ein ganz bestimmtes Gebiet künstlerischer Lebensgestaltung eingeschränkt) an zeitgenössischen Beispielen, die sich innerhalb der Kunsthalle allmählich zu einer Mustersammlung auswachsen sollen, die Möglichkeiten guter Form. Die Ausstellungen arbeiten außer mit den Ausstellungsobjekten mit lehrhaften Texten, die in aller Kürze das Wesentliche einer Kunstaufgabe und einer Lösung entwickeln. So gab der ausgezeichnete Berliner Bildhauer Georg Kolbe zur 4. didaktischen Ausstellung des Bundes (Thema *Ausdrucksplastik*) eine kurze und treffende Kennzeichnung

des entwickelungsgeschichtlichen Augenblicks, in den die Plastik durch die großen Gegenseiter Hildebrand und Rodin gebracht ist. Ein anderer (anonymer) Aufsatz zeigt trefflich die Relativität der einzelnen Ideale aus der Entwickelungsgeschichte der Skulptur. Dann folgen Detailbesprechungen der Ausstellungsobjekte.

Die Auskunftsstelle beschäftigt einen festangestellten Beamten. Wichert charakterisiert diesen Beamtentypus, dem die delikatesten Obliegenheiten zufallen, mit folgenden Worten:

»Die Aufgabe dieses Mannes ist ebenso verantwortungsvoll wie die des Museumsdirektors, seine Mission ebenso vielseitig. Ganz besondere Eigenschaften der Begabung und Vorbildung müssen von ihm verlangt werden. Natürlich muß er die übliche kunsthistorische Erziehung genossen haben. Historisches Gefühl und Kenntnis der geschichtlichen Vorgänge, der Wallungen und Auf- und Niedergänge der Kunst müssen ihm eigen sein. Neben der historischen Einführung aber muß er modernes Wesen besitzen. Er soll ein Bejaher der Gegenwart und der Zukunft sein mit dem einzigen Wahlspruch *Dich sing ich Zeit der Zeiten, meine Zeit!* Er sollte womöglich auch Künstler sein; nicht etwa Maler, Bildhauer oder Zeichner, sondern ein Gestalter allgemeinerer Art mit dem Sinn für das Wesen der kunstgewerblichen Form. Fragt man lächelnd, wie viele Eigenschaften denn schließlich für dies Amt erforderlich seien, so läßt sich darauf entgegnen, daß es sich ja nur um Eigenschaften handelt, die fast immer nahe beieinander liegen. Der Künstler des modernen Kunstgewerbes ist ohne frischen Gegenwartssinn gar nicht zu denken; ist er dabei zufällig noch Kunsthistoriker, so sind schon alle Bedingungen erfüllt. Die didaktischen Ausstellungen des Bundes ziehen alle Dinge in ihren Bereich, die irgendwie der Gestaltung zugänglich sind. Diesen Universalismus zeigt im Hinblick auf das Publikum auch die Tätigkeit des Bundesbeamten. Seine *Kundschaft* ist schlechtweg jedermann. Er soll sein Wirkungsfeld finden für jedes Temperament, für jede Auffassung, für jeden Beruf. Wenn man ihn nur überhaupt zu Rate zieht. Auf die Temperamente kann er sich einstellen. Dem zielbewußten Charakter gegenüber kann er sich abwartend verhalten, seine Ansicht nur auf Wunsch darlegen; den weniger sichern Frager aber darf er in taktvoller Weise leiten und führen. In allen Fällen ist Sachlichkeit Voraussetzung. Er soll indessen keineswegs Tapeziererdienste leisten, auch wenn ihm dazu noch Muße übrigbliebe. In einfachen Fragen legt er Beispiele aus der Mustersammlung des Bundes vor oder gibt mit Hilfe des Abbildungsmaterials aus dem kunstwissenschaftlichen Institut in zurückhaltender Form so etwas wie eine Geschmackslehre.«

Das dritte Institut des Bundes ist die *Akademie für jedermann*, die kürzlich ins Leben trat. Ein Mannheimer Bürger gab die Mittel zur Errichtung eines mit der konstruktiv-sachlichen und materialschönen neuen Kunsthalle verbundenen Vortragssaals, der etwa 700 Personen faßt; ein anderer Bürger gab einen ausgezeichneten Projektionsapparat. Hier finden Lichtbildervorträge statt, die eine unmittelbare Einwirkung auf den aktiven Formtrieb der Hörer versuchen. Hier einige Themen: *Wohnkultur* (Serie), *Rembrandt als Befreier* (Einzelvortrag), *Kultur und Kunst Venedigs* (Serie), *Das Betrachten von Kunstwerken* (Einzelvortrag), *Der Geist des modernen Kunstgewerbes* (Einzelvortrag), *Der Kunstsammler* (Einzelvortrag), *Das Wesen der Gestaltung* (Einzelvortrag). Die spezielle Rechtfertigung dieser (sehr gut besuchten) Vorträge liegt im speziellen Zweck und Inhalt, in der speziellen Didaktik, die darauf abzielt den aktiven Formtrieb der Hörer auf die Dinge zu lenken, die im Bereich der Aktivität des einzelnen liegen. Wichert gibt auch eine allgemeine Rechtfertigung der Vorträge, und ich mag mir nicht versagen die sozialpsychologisch feinen Worte zu zitieren:

»Vielleicht besitzen wir wirklich ein anderes Gedächtnis als unsere Vorfahren. Immer weniger fühlen wir uns geeignet rein gedankliche Dinge in der Erinnerung festzuhalten. Was uns packt, wobei sich sofort jenes Erregungsmoment einzustellen pflegt, von dem die Kraft des Gedächtnisses bestimmt wird, ist das Anschauliche, Graphische,

Bildhafte. Und mehr noch: das unmittelbare Erlebnis. Es muß etwas gegeben werden, was keiner weitern Übersetzung mehr bedarf. Nach dem Gesetz des geringsten Kraftverbrauchs bevorzugen wir die leichteste Form der Mitteilung, die nämlich, bei der uns selbst die geringste Arbeit zugemutet wird. Man ist heute weniger bereit als früher dicke und vielbändige Werke durchzulesen. Die Frische des Geistes, die für die Erfassung eines großen Kunstwerks nötig ist, nicht abgemüdete Sinne und Unbedrücktheit des Gemüts, wir bringen sie meistens nach Erledigung einer allzu reichlichen Tagesarbeit nicht mehr auf. Die Folge davon ist, daß wir im besten Fall die leichtere Muse bevorzugen und, wie gesagt, jene Kunstunterhaltungen, die die geringste Aktivität vom Empfangenden voraussetzen, zum Beispiel Theater, Musik, Kinematograph. Die ganze ungeheure Wirkung des Kinematographen beruht auf dieser Tatsache. Die Literatur und die Kunst dagegen sind in einer weniger angenehmen Lage. Denn während es bei Konzerten und im Theater fast schon genügt, daß wir dem Dargebotenen Augen und Ohren hinhalten, indem diese zu jenen Kunstgattungen gehören, die sich auf uns zubewegen, so verharrt das Gemälde ebenso wie das Buch in einer die Sinne nur wenig reizenden Stummheit still auf seinem Platz, und es ist Entschluß, Ausdauer und immer neu einsetzende Konzentration dazu nötig, um seine Inhalte auszuschöpfen. So viel auch gedruckt werden mag, noch nie wurde weniger sorgfältig, weniger eindringend gelesen. Selbst die Tageszeitung wird von vielen nur flüchtig durchgesehen, und Gegenstände, zu denen wir nicht schon vorher irgendwelche Beziehungen besitzen, bleiben nicht selten vom Leser gänzlich unbeachtet. Will man aber verhindern, daß die unbeweglichen Geisteserzeugnisse vor den beweglicheren nicht gar zu sehr ins Hintertreffen geraten, so wird man versuchen müssen sie auf solche Weise darzubieten, daß auch sie an die Aktivität des Empfangenden und seine Konzentrationsfähigkeit keine hohen Anforderungen stellen. Man wird sie eben auch m o b i l i s i e r e n müssen. Den Weg dazu hat man seit langem beschritten. Durch Vorträge, Führungen, Matineen usw. wird schon jetzt durch die betreffenden Fachleute eine große Menge Wissen und Kultur verbreitet, die anders nur durch das Studium von Büchern hätten erworben werden können. Auch die Kunstausdeutung bewegt sich oft unbewußt auf dieser Bahn, indem sie dem sonst passiven Kunstgegenstand eine gewisse Aktivität und Bewegung auf den Beschauer zu verleiht.«

Über diese Einrichtungen greift der Bund aber bereits hinaus. Die Disziplin der Mitglieder ist bereits so groß, daß der Bund mit 15 badischen Baugenossenschaften in Verbindung treten und sie zur Herstellung von Möbeln nach Entwürfen bewegen konnte, die der Bund liefert. So findet eine unmittelbare Einwirkung auf das volkswirtschaftliche Gebiet statt. Diese Einwirkung wird in dem Sinn immer weiter ausgebaut, daß der Bund als Mittler mit qualifizierten Anregungen zwischen Käufer und Hersteller tritt.

In diesem Zusammenhang ist schließlich das außerordentliche Projekt Wicherts zu erwähnen die Verwertung der mechanischen Reproduktionen einzuschränken und den einzelnen Originalwerke junger Künstler zu billigem Preis zu vermitteln. Dies ist eine der wertvollsten Einsichten Wicherts, daß er weiß: ein relativ bescheidenes Original ist immer bedeutsamer für unser Leben als die beste mechanische Wiedergabe eines großen Kunstwerks. Dies ist eine unbedingt wahre, echt künstlerische Erkenntnis. Eine dilettantische Skizze, die der einzelne sich vielleicht selber macht, enthält mehr künstlerische Aktivität, mehr Vitalitätsäußerung für ihn als die glänzendste Reproduktion eines großen Kunstwerks, die er schließlich doch nur *en bloc* und mehr oder minder unkritisch hinnimmt. Der besondere Wert der Reproduktion ist damit nicht bestritten; sie behält ihre Bedeutung als kunstwissenschaftliches Lehrmaterial, So plant Wichert innerhalb des Bundes eine Verkaufsorganisation, die den Mitgliedern zu den günstigsten Bedingungen (wie sie eben nur die Großeinkaufsgenossenschaft schaffen kann) die Erwerbung von Originalen, und seien sie auch bloß ganz momentane Skizzchen, ermöglicht. Wichert schreibt:

»Zu gleicher Zeit mit der Ausstellung [der eingekauften Dinge] wird eine Verlosung unter den Bundesmitgliedern veranstaltet, doch werden die Gewinne nicht in Kunstwerken bestehen. Wer gewinnt, erhält nur das Recht von den eingekauften Werken innerhalb einer bestimmten Gruppe eins zum 10. Teil des Einkaufspreises zu erwerben. Man wird leicht einsehen, wohin dies Verfahren zielt. Es will die Werke der Kunst sozusagen *um jeden Preis* an den Mann bringen. Ist damit erst eine gewisse allgemeine Sammeltätigkeit in die Wege geleitet, so wird die Kunst sich selber weiterhelfen. Die nicht verkauften Stücke gehen in die nächste Jahressammlung über. Erst wenn sich ein ganz bestimmter unlösbarer Rest ergibt, wird mit diesem eine direkte Verlosung vorgenommen. Die Käufer verpflichten sich, falls sie sich genötigt sehen ein Stück, das sie aus der Bundessammlung erhalten haben, zu veräußern, dem Bund eine Art Vorkaufsrecht einzuräumen. Ob die Gefahr eines Abfließens der vom Bund verteilten Gegenstände wirklich eintreten wird, muß abgewartet werden. Auch hier wären Gegenmaßregeln nicht schwer zu finden. Nach den Berechnungen wird es möglich sein im ersten Jahr des Bestehens der Gründung unter etwa 2000 Mitglieder 350 Kunstwerke zu verteilen. Das Verhältnis wird jedoch später noch günstiger werden. Die jeweiligen Gewinner scheiden in Kategorieen, die nach dem Jahresbeitrag festgesetzt werden, je nachdem für eine oder mehrere der folgenden Verlosungen aus.«
Auf ähnlichen Wegen gedenkt der Bund allenthalben auch die Gründung kleiner Lokalgalerieen in die Wege zu leiten und so eine planmäßige Verteilung der Kunstgüter vorzubereiten.

Dies etwa ist es, was man die *Mannheimer Bewegung* nennt.

Die Sache ist nachdenklich für sogenannte *Kunststädte* wie München. Das künstlerische Leben Münchens war immer bis zu einem gewissen Grad eine Fiktion: erst eine royalistische unter den beiden Ludwigen, deren zweiter zudem einen wahrhaft entsetzlichen bildnerischen Geschmack gehabt haben muß, dann eine artistische. Ich sage das mit dem gehörigen Respekt vor allem, was im Münchener Kunstleben einmal gut war, wie etwa die Erscheinung Uhdes. Tatsache ist, daß das Kunstleben in München wie das ganze Sein dieser Stadt relativ immer mehr des wahren, nämlich des sozialökonomischen Auftriebs entbehrt. Wohl hat die Stadt ein gewisses sinnlich-ästhetisches Fluidum durch Karneval und Überlieferung: Aber es handelt sich da doch um ein verhältnismäßig abstraktes Phänomen, das gar nicht in den fruchtbaren Tiefen der Geschichte wurzelt. Nun beginnt sich in den Städten wie Mannheim, die man von der harmlosen Phäakeninsel München aus unwillkürlich halb bedauernd als rein ökonomisches Produktionsgebiet ansieht, ein eigenes, und dazu an originellen Trieben reiches, hoch über das gewisse *L'art pour l'art* erhabenes Kunstleben zu entwickeln. Ökonomisch fortgeschrittene Zentren wie Düsseldorf, Barmen, Hagen reißen in der neuesten Kunstbewegung (für die Praxis wie für die Kritik und das Ausstellungswesen, wie die Sonderbundsausstellungen und die tiefen kritischen Einsichten Niemeyers beweisen) die Führung an sich. Eine Arbeitsstadt von dem faszinierenden Energieenverbrauch Berlins entwickelt ein Kunstleben von viel größerer Ursprünglichkeit als München. Es ist nun einmal so: Die großen ökonomischen und sozialen Antriebe machen alles. Sie fehlen in München.

In den sozialökonomischen Antrieben liegt auch die Gewähr für die Zuverlässigkeit der Mannheimer Bewegung. Diese Stadt steht heute mit aller Natürlichkeit da, wo sie einen Organisator heranholen muß, der die Zeichen der Entwickelung mit taktvollem Bewußtsein deutet. Sie steht sogar da, wo sich die soziale Problematik über den harten Mechanismus des sozialökonomischen Klassenkampfs für gewisse Kultursphären hinausheben kann, und die Ener-

gieen einer ganzen Kommune sich vorahnend, vorgreifend in einem idealistischen Gemeinschaftswillen aller Klassen tatsächlich bekunden. So erlebt diese Stadt der hochentwickelten Klassengegensätze schon heute ein Stück sozialer Zukunft: nicht zuletzt dank der geistigen Energie der teilnehmenden Arbeiterklasse, die vielleicht sogar im Zentrum des Bundesidealismus steht. Wichert schreibt Worte wie diese über seine Erfahrungen bei Vorträgen für Arbeiter: »Es ist immer ein großes Erlebnis unserer einheimischen Arbeiterschaft einen Vortrag halten zu dürfen. Denken wir uns in eine der Fabrikvorstädte. Ein Saal, der etwa 400 Leute faßt, schlecht beleuchtet, ohne Form, ohne Reiz; der übliche Saalbau großer Bierhäuser. Man wird Lichtbilder zeigen, aber der Apparat, der zur Verfügung steht, ist kein Prachtexemplar. Was macht's? Die Veranstalter sind guter Dinge, sie empfangen den Redner mit jener wunderbaren Aufgewecktheit, die man sonst nicht allzu häufig findet, und die den heitern Glauben an die großen Ziele des Menschheitsgeistes ohne weiteres erkennen läßt. Der Saal füllt sich. Man ist erwartungsvoll, vielleicht ein wenig zu still, was körperliche Abgespanntheit verrät. Neue Leute drängen herzu. Nun ist der letzte Platz besetzt, und der Vortrag beginnt. 1½ Stunde bleiben diese Menschen gespannt und andächtig, saugen in sich hinein, was ihnen in besserer oder schlechterer Form geboten wird, und sind für alles dankbar. Anderthalb Stunden: und doch sind die meisten von ihnen schon um 6 Uhr morgens in der Fabrik gewesen, haben ein langes schweres Tagewerk hinter sich, Arbeit, die nicht heiter, nicht beweglich macht, haben nicht selten Wohnungen, die jedem andern die Freude an geistiger Nahrung schon beim Anblick nehmen könnten. Diese aber, stille, dankbare Zuhörer, sind auch am Ende noch nicht müde, scheinen überhaupt nicht müde zu werden. Welch eine Summe von Willenskraft, welch tiefe Sehnsucht nach Entwickelung. Niemand, der dies Schauspiel des öftern erlebt hat, wird die geistige Bereitschaft, ihren wunderbaren Willen zur Aufwärtsbewegung im edelsten Sinn verkennen. Von dieser Kraft möglichst viel für den Aufbau unserer Kultur zu gewinnen erscheint nahezu Pflicht der Selbsterhaltung. Zum *Freien Bund* gehören wohl 1000 Arbeiter. Eine besondere Propaganda ist nicht gemacht worden. In Jahresfrist wird diese Zahl sich vielleicht verdoppelt haben, da sich täglich neue Mitglieder anmelden.«

Die Kunst ist das allgemeinste Gebiet menschlicher Lebensformung. Ihr Formgeist ist nicht materiell ganz fest gebunden; Kunst ist immer in gewissem Maß Gleichnis, das jeder nach seiner individuellen Not deutet. Noch bevor die sozialen Fragen gelöst sind, vollzieht sich gleich einer Dichtung, die Herrliches verheißt, dort schon die Synthese, die wir von der Zukunft erwarten, und um die wir noch nach wie vor im politischen Leben die leidenschaftlichen Kämpfe des Tages führen müssen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Marschall Anläßlich der Berufung des Freiherrn von Marschall auf den Londoner Botschafterposten ist die Bedeutung der deutsch-englischen Beziehungen für die ganze Entwickelung der internationalen Politik abermals scharf hervorgetreten. Seit langen Jahren hat kein ähnlicher Personenwechsel so lebhafte Preßerörterungen, weit über die beiden nächstbeteiligten Länder hinaus, geweckt. Das ist selbstverständlich zunächst eine schmeichelhafte Anerkennung der politischen Fähigkeiten, die dem ehemaligen badischen Staatsanwalt und deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes seinen überragenden bisherigen Einfluß am Goldenen Horn sicherten. Aber weiter spricht daraus das nachgerade allgemein verbreitete Gefühl, daß allmählich die Entscheidungsstunde heranrückt für eine unwiederbringliche Verbesserung oder Verschlechterung des Verhältnisses zwischen dem alten, an Alleinherrschaft und unwiderstehliche Hegemonie gewöhnten

Despoten der Weltpolitik (so darf man heute das bekannte Marxsche Wort wohl umbilden) und dem nach größerer internationaler Mitberechtigung und Ellbogenfreiheit strebenden jüngern Emporkömmling und Rivalen.

Für einen bedingungslosen Freund Englands braucht man den Freiherrn von Marschall nicht zu halten. Zwar leitete er das Auswärtige Amt schon in der Ära Caprivi, die an Entgegenkommen gegen die Londoner Politik gewiß nichts zu wünschen übrig ließ. Jedoch war er ebenso mitverantwortlich für die stürmischen Zwischenfälle beim versuchten Jamesoneinbruch nach Transvaal und Johannesburg und für die Zirkularnote aus dem Frühjahr 1896, die die dauernde Aufrechterhaltung der Burenselbständigkeit nachdrücklich als ein nicht anzutastendes deutsches Interesse betonte. Auf der 2. Haager Konferenz durchkreuzte die geschickte und zähe Arbeit Marschalls manchen Plan, der die Überlegenheit der seestärksten Nation noch mehr zur Geltung gebracht haben würde, und ebenso verteidigte er, wie in der Seeminenfrage, trotz aller theoretischen Zugeständnisse an geforderte Reformfortschritte, *in praxi* bestehende Gewohnheiten der Kriegsführung, die ihm vorläufig noch immer als Schutz der flottenschwächeren Staaten erschienen. Vor allem überwand er in Konstantinopel in ausdauernder Minierarbeit die englische Gegnerschaft gegen das Bagdadbahnunternehmen, und nicht nur diese allein, denn sie fand ihre Bundesgenossen immer wieder in anderen Großmächten und in der innern Verwirrung und Schwäche des Türkenreichs selber, die jeden Druck von außen stärker als sonst unter normalen Voraussetzungen wirken ließ. Auch heute noch ist die Türkei kaum ein internationaler Faktor, der mit voller Sicherheit für diese oder jene Seite der europäischen Großmachtspolitik in Rechnung gesetzt werden kann. Aber daß Freiherr von Marschall in dem stetig sich verändernden Chaos der Tagesereignisse die festeren Grundlinien der türkischen Entwickelung richtig zu sehen wußte, das bewies die rasche Neuerstarkung des deutschen Einflusses nach dem revolutionären Sturz des alten Regiments, auf das sich naturgemäß die deutsche Vertretung hatte stützen müssen, während mit dem Jungtürkentum anfangs ganz andere Mächte aus der Versenkung von neuem emportauchten.

Dabei hat Freiherr von Marschall es stets, im Haag wie in Konstantinopel, verstanden die besten persönlichen und amtlichen Beziehungen zu den englischen Bevollmächtigten aufrechtzuerhalten. Die Begrüßung, die ihm aus der englischen Presse entgegentönt, ist im allgemeinen sogar eine über Erwarten sympathische, obwohl Blätter wie die *Times* den Hinweis nicht unterlassen können, daß die britische Politik in ihren großen Grundzügen unabänderlich durch maßgebende Bündnisse und Ententen bestimmt sei und wenig Raum für Umgestaltungsversuche durch Außenseiter biete. Die Zeit wird dies lehren. Doch auf jeden Fall darf man annehmen, daß die beängstigende Periode des beiderseitigen unklaren Schwankens ihrem Ende entgegengeht: hoffentlich in einer, das allseitige Friedensbedürfnis befriedigenden Weise.

× ×

Nationalliberaler Parteitag

Die Nationalliberalen haben nunmehr am 12. Mai in Kassel getagt. Die äußerliche Aufmachung scheint eine wohlgelungene gewesen zu sein, auch der Besuch (1300 Delegierte) war ungewöhnlich gut. An eine Lösung der inneren Konflikte wagte man sich jedoch gar nicht einmal heran; *Dämpfung* war die Parole. Indes heißt dies im Augenblick wenigstens so viel, daß die Angriffe der Scharfmacher auf Bassermann und die Jungliberalen kein Ergebnis zu zeitigen vermochten. Dieser Ausgang der Krisis stand schon im voraus fest, seitdem die, zur Ausgleichung der Gegensätze gebildete Kommission in nicht ungeschickter Weise Vermittlungsvorschläge ausgearbeitet hatte. Danach sollte, entgegen dem Zentralvorstandsbeschluß vom 24. März, die Auflösung des *Reichsverbands der nationalliberalen Jugend* unterbleiben. Dagegen erfährt die Angliederung an die Gesamtpartei in Zukunft eine Änderung. Bisher waren die Einzelvereine der nationalliberalen Jugend selbständig neben den nationalliberalen Parteivereinen herlaufende Organisationen; sie fanden ihre Spitze im Reichsverband, der seinerseits alsdann ein Glied der nationalliberalen Partei bildete und das Recht hatte eine Anzahl Vertreter zum nationalliberalen Parteitag zu entsenden. Von getrenntem Unterbau aus verbanden sich also lediglich die krönenden Spitzen in einer, wie man zugestehen muß, sonst kaum gekannten Weise. Künftig soll das Verhältnis gerade umgekehrt sein. Die Jugendeinzelvereine haben die Verpflichtung sich den örtlichen und provinziellen oder bundesstaatlichen Organi-

sationen der Nationalliberalen anzuschließen und von da aus ihren Einfluß im Gesamtgefüge der Partei geltend zu machen. Der Zusammenschluß als Reichsverband scheidet vollständig aus der Organisation der nationalliberalen Partei aus; er hat als solcher keine Sondervertretungsrechte mehr: Die krönenden Spitzen sind geschieden, dagegen die Unterstufen verbunden. Alles kommt nunmehr auf die tatsächliche Ausführung an. Ist die Partei als solche der Verantwortung für die Haltung des Reichsverbands ledig geworden, so fallen andrerseits für diesen manche früheren Rücksichten hinweg, die durch die bisherige unmittelbarere Verbindung gegeben waren. Die jungliberalen Einzelvereine müssen mehr innerhalb der übrigen Organisationen zu wirken suchen, und vielleicht können sie diese mehr mit ihrem Geist durchtränken und so als Sauerteig wirken. Vorläufig haben sie wenigstens den einen Erfolg zu verzeichnen, daß einer ihrer Führer, Dr. Fischer, nachträglich durch Zuwahl in den geschäftsführenden Ausschuß der nationalliberalen Partei aufgenommen wurde. Alle diese Kompromisse standen schon im voraus fest, und dies brachte die Kasseler Verhandlungen vollends um jede größere Lebhaftigkeit und Spannung. Man kann also höchstens sagen, daß die Dr. Friedberg-Schiffersche Attacke vom März im Sande verlaufen und damit den stärker nach rechts drängenden Elementen ein etwas allzu rasch eingeheimster Erfolg wieder vereitelt ist.

× ×

Belgien: Kammerwahlen 1912

Bei den jetzt in Fluß kommenden Neuwahlen zur belgischen Repräsentantenkammer dürfte die Entscheidung zwischen den Klerikalen und den verbündeten Liberalen und Sozialisten auf des Messers Schneide stehen. Bisher, seit nicht weniger als 28 Jahren, behielten die Klerikalen noch immer das Heft in den Händen. 1884 mit einer Mehrheit von 32 Stimmen in die Kammer eingezogen, steigerten sie ihre Majorität sogar mit der Einführung des, durch die Pluralwahl verschlechterten allgemeinen Stimmrechts noch einmal 1898 bis auf 72 Mandate. Seitdem sank das Übergewicht beständig: 1900 auf 20, 1906 auf 12, 1908 auf 8 und 1910 gar auf 6 Stimmen. Die Opposition sammelt ihre Anhänger vornehmlich um zwei Forderungen: wirkliches allgemeines Wahlrecht, verbunden mit wirklicher Verhältniswahl, und keine Auslieferung der Schule an die Geistlichkeit, wie das das Schollaertsche Schulgesetz erstrebte und wie das auch dem Kabinett Broqueville bei klerikalem Wahlergebnis zuzutrauen ist. Die Regierung bietet hauptsächlich den Klerus und die Beamtenschaft zu ihrer Unterstützung auf. Daneben scheint sie eine Lockerung des liberal-sozialistischen Bündnisses für möglich zu halten. Denn mit einemmal verspricht sie sozialdemokratischen Bürgermeistern in Zukunft die Bestätigung zu erteilen. Bisher verweigerte sie diese Zustimmung, obwohl die Sozialisten, namentlich seit den letzten Kommunalwahlen, in vielen Gemeinden über die Majorität der Gemeindevertreter verfügen: der Treueid, den ein Sozialist dem König zu leisten hätte, sei nicht ernst zu nehmen. Jetzt soll der Minister des Innern plötzlich andere Seiten aufziehen wollen, nachdem Anseele (nach der *Frankfurter Zeitung*) erklärt hat, »die Sozialisten würden den Bürgermeistereid mit der gehörigen Ernsthaftigkeit und Würde ablegen und sich auch den verfassungsmäßigen Verpflichtungen, die dem Bürgermeister obliegen, unterziehen«. Der Wahltag ist auf Sonntag den 2. Juni angesetzt, und der Ausfall ist um so wichtiger, als statt der sonstigen hälftigen Erneuerung der Kammer diesmal (wegen einer Änderung der Abgeordnetenzahl und der vorgeschriebenen Verhältniswahl) sämtliche Mandate umstritten sind.

× ×

KurzeChronik Zu einem, in jeder Beziehung überaus unerquicklichen Geschäftsordnungskonflikt, der noch dazu mit keinerlei politischer Betätigung in direkter Verbindung stand, kam es am 9. Mai im preußischen Abgeordnetenhaus. Der Präsident von Erffa ließ den sozialdemokratischen Abgeordneten Julian Borchardt gewaltsam durch die Polizei aus dem Sitzungssaal entfernen. Das Plenum billigte, auf eingelegte Beschwerde, am 13. Mai das Vorgehen des Präsidenten mit 319 gegen 8 Stimmen. Daran scheinen sich noch Prozesse wegen Hausfriedensbruchs und Widerstands gegen die Staatsgewalt reihen zu sollen. × Durch das Zusammenwirken von Sozialdemokraten und Liberalen, denen sich in diesem Fall auch das Zentrum anschloß, wurde die Geschäftsordnung des Reichstags dahin verbessert, daß sogenannte *kleine Anfragen* stattfinden dürfen, und daß im Anschluß an Interpellationen und deren Beantwortung

durch die Regierung der Reichstag Anträge stellen kann. × Die Rüstungsvorlagen wurden im Reichstag in 2. Lesung fast ohne jede Debatte angenommen; bei der Flottenvorlage verzichteten die bürgerlichen Parteien sogar auf jede rednerische Beteiligung.

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Getreideversorgung Die Schließung der Dardanellen hat den Bezug von Getreide aus Südrußland und den Balkanstaaten praktisch unmöglich gemacht. Der Schienenweg ist für dies Getreide viel zu teuer als daß er für die Versorgung Deutschlands ernstlich in Frage kommen könnte. Die Wirkung der kriegerischen Maßnahme ist denn auch sofort eine Befestigung der Tendenz auf dem Getreidemarkt gewesen. Zugleich auch haben sich, namentlich in Südrußland, Neigungen geltend gemacht (gestützt auf eine Klausel der Vertragsbedingungen, wonach bei durch Krieg hervorgerufener Unmöglichkeit die Verladung erfolgen zu lassen die Verpflichtungen zur Lieferung erloschen sein sollen) die abgeschlossenen Verträge für aufgehoben zu erklären. Das trifft namentlich für kleinere Exporteure zu, die aus den jetzigen höheren Preisen besondere Gewinne erhoffen.

Der Getreide-, namentlich der Weizenexport aus Argentinien ist in der letzten Zeit verhältnismäßig sehr gering gewesen. Aus den Vereinigten Staaten kamen Klagen über ungünstigen Stand der Saaten. Da zudem auch in Deutschland die Witterung zu fortwährenden Klagen über mangelnden Regen Anlaß gibt, sind schon jetzt Befürchtungen für die kommende deutsche Ernte laut geworden. Auch das hat die Preisgestaltung, namentlich für Weizen, ziemlich erheblich beeinflußt. Der Preis für diese Getreidesorte steht zurzeit auf etwa 235 Mark, gegen 216 Mark zu Anfang des Jahres und etwas über 200 Mark Ende April 1911.

Über den Stand der Saaten Ende April äußert sich der deutsche Landwirtschaftsrat dahin, daß fast allgemein eine Vegetationsstockung oder gar eine Verschlechterung des früheren Standes zu verzeichnen ist. Von den Wintersaaten hat hauptsächlich Roggen auf den leichteren Böden unter der Kälte und Dürre gelitten Für die Futterpflanzen sind die Befürchtungen groß. Mehrfach wird berichtet, daß im Fall noch länger andauernder Trockenheit der Futtermangel noch größer und schlimmer für die Landwirtschaft werden würde als im Vorjahr, zumal die Futtervorräte völlig aufgebraucht seien.

×

Bankabschlüsse Rein äußerlich betrachtet ist das Jahresergebnis der Großbanken ein nicht schlechtes gewesen. Der Umsatz ist durchgehend um ein beträchtliches gestiegen. Gestiegen sind auch die Bruttogewinne. Die Dividende hat in der alten Höhe weitergezahlt werden können; die *Berliner Handelsgesellschaft* hat sie sogar um ½% erhöht. Doch ist unverkennbar die Liquidität der Banken ungünstiger geworden als zu Beginn des Jahres. Der Zufluß fremden Geldes hatte bis zum Herbst in der in den letzten Jahren gewohnten Weise angehalten. Dann aber trat ein bedeutender Umschwung ein. Unter dem Einfluß politischer Momente und Befürchtungen wurden sowohl vom Inlandspublikum wie vom Ausland her erhebliche Kapitalien zurückgezogen. Diesen Ansprüchen konnten die Banken zwar genügen, doch nur dadurch, daß sie in einem ganz außerordentlich großen Umfang Mittel flüssig machten. Bei den 8 Berliner Großbanken waren es mehr als 500 000 000 Mark. Dabei hat ihnen noch die Reichsbank in reichem Maß durch Diskontierung von Wechseln Hilfe gewährt. Die Flüssigmachung der Mittel ist auch nur durch plötzliche ausgedehnte Krediteinschränkungen möglich gewesen, die nicht ohne jede Einwirkung auf das Wirtschaftsleben blieben. Wenn diese nicht noch fühlbarer war, so deshalb, weil wenigstens die inländischen Gelder, nachdem die politischen Befürchtungen geschwunden waren, wieder in die Banken zurückflossen. Die Abwälzung der Gefahren für die Banken auf die Kreditnehmer läßt das Verlangen der Reichsbankleitung durchaus verständlich erscheinen: die von den Banken gewährten Kredite sollten so gewährt werden, daß die Zurückziehung für die Beteiligten weniger schmerzhaft würde, und daß die Hilfe der Reichsbank bei besonderer Inanspruchnahme der Banken nicht in so hohem Maß nachgesucht zu werden brauche. Es scheint in der Tat, als ob das Streben die Mitkonkurrenten unter allen Umständen zu überflügeln eine recht große spekulative Betätigung der Banken hervorgerufen hat. Dabei sind für die Liquidität frei zu haltende Summen festgelegt, deren Freimachung oft nicht ohne schwere Schädigungen möglich war. Die bei Neugründungen und Ausdehnung industrieller Werke und der

Konsortialbeteiligung an Terraingesellschaften in Aussicht stehenden Gewinne scheinen oft die kühle geschäftliche Überlegung eingeschläfert zu haben. So hat die *Deutsche Bank* durch die Beteiligung bei der *Berliner Terrain- und Baugesellschaft* einen Verlust von 7 000 000 Mark erlitten. Woher die Bank diese 7 Millionen nimmt, um den Verlust zu decken, ist aus ihren Bilanzen nicht zu sehen. Daß aber ein solcher Verlust zu verwinden war, ohne das Geschäftsergebnis zu beeinflussen, läßt ahnen, daß die Banken es verstanden haben sich stille Reserven zu schaffen, aus denen sie in ungünstigeren Zeiten schöpfen können. Wenn trotz der Herbstansprüche, die einen erheblichen Teil der Anlagen zu Geld zu machen zwangen (ein Umstand, der an sich durchaus geeignet erscheint das Gewinnergebnis zu beeinträchtigen), die Abschlüsse der Banken gut erscheinen, so muß gefolgert werden, daß, außer dem ebenerwähnten Umstand der fürsorglichen Schaffung stiller Reserven, die Geschäftslage im ersten Teil des verflossenen Jahres überaus gut gewesen ist.

× ×

Schiffahrt

Die letzten Wochen standen am Markt der Schiffahrtsaktien unter dem Zeichen einer lebhaften Aufwärtsbewegung. Dazu hatten mehrere Momente beigetragen. Zunächst die überaus günstige Geschäftslage der Reederei selbst. Der Frachtenmarkt zeigt eine Gestaltung, die gute Resultate der Schiffsreisen verspricht. Überall auch haben die Reedereien Neubauten in Auftrag gegeben, so daß jetzt auch der Schiffsbau in Hülle und Fülle zu tun hat. Voran mit diesen Aufträgen geht die *Hamburg-Amerika-Linie*, deren Generaldirektor Ballin in der englischen Fachzeitschrift *Fair Play* von der jetzigen Glanzperiode spricht. Sie hat zurzeit allein 3 Riesendampfer von je 50 000 Tonnen im Bau. Die Konkurrenz mit den großen englischen Linien ist der Anlaß für den Bau dieser Riesenschiffe. Der *Norddeutsche Lloyd*, der in den letzten Jahren sehr ins Hintertreffen gekommen war, und der sich von den schweren Wunden des Krisenjahrs 1907-1908 noch nicht völlig erholt hat, gleichwohl auch wieder voranschreitet, hat ein Schiff von zirka 25 000 Tonnen in Bau gegeben. Ein weiterer Anlaß zur Belebung des Schiffahrtsaktienmarktes ist die Tatsache gewesen, daß die Errichtung einer neuen Auswandererlinie Emden - New York wahrscheinlich ist. Schon vor etwa Jahresfrist hatte eine norwegische Reederei die Konzession für eine solche Linie nachgesucht. Ihr Gesuch ist damals zurückgewiesen worden. Das jetzige Konzessionsgesuch geht von der *Deutschen Reedereigesellschaft* aus, die im letzten Jahr von der Hohenlohegruppe zur Zusammenfassung der dem Fürstentrust nahestehenden Schiffahrtsunternehmungen gegründet wurde. Es ist gar nicht unwahrscheinlich, daß die Genehmigung der Konzession im Prinzip schon erfolgt ist. Das um so mehr, als der preußischen Regierung ein solches, in einer preußischen Stadt domizilierendes Unternehmen nicht unwillkommen sein wird. Der Emdener Hafen ist in den letzten Jahren auch mit erheblichen Staatsmitteln zu einem Hafen 1. Klasse ausgebaut worden. Daß eine solche Konkurrenz den beiden führenden deutschen Linien nicht willkommen sein wird, ist naheliegend. Es mag auch fraglich sein, ob im Allgemeininteresse ein Bedürfnis für eine weitere Auswandererlinie vorliegt. Die Tatsache des Planes dieser neuen Linie und die darin zum Ausdruck gebrachte Hoffnung auf weitere günstige Gestaltung der Schiffahrt hat mit das lebhafte Interesse für die Reedereiaktien geweckt. Dadurch sind auch die Aktien der von der eventuellen neuen Konkurrenz betroffenen beiden alten Linien nicht gefährdet worden. Im Gegenteil, auch deren Kurse haben sich gehoben. Das ist, abgesehen von der allgemeinen günstigen Tendenz, auch auf das durch den guten Stand des amerikanischen Wirtschaftslebens besonders begünstigte gegenwärtige Passagegeschäft zurückzuführen. Dieses hat durch die furchtbare *Titanic*katastrophe nicht gelitten sondern ist durch sie noch begünstigt worden. Schon gleich nach der Katastrophe wurde diese nicht nur allein von der menschlichen sondern auch von der praktisch-geschäftlichen Seite besprochen, und eine Bevorzugung der deutschen Schiffe in den Bereich der Erwartung gestellt. Diese Annahme hat sich auch bestätigt.

Die der englischen Schiffahrt durch den schweren Verlust der *Titanic* geschlagenen Wunden werden, soweit reine Warenschäden in Betracht kommen, auf 47 Millionen Mark angegeben. Auf diesen Betrag beläuft sich die Versicherung der *Titanic* einschließlich ihrer Ladung. Fast alle deutschen Transportversicherungsgesellschaften sind durch Rückversicherungen hieran interessiert. Inwieweit die *White Star*-Linie für das den Passagieren widerfahrene Unglück haft-

bar ist, steht noch dahin. Sicher dürfte sein, daß von den in Mitleidenschaft gezogenen Lebensversicherungsgesellschaften Ansprüche an die Reederei gestellt werden.

×

Stahlwerksverband In der Nacht zum 1. Mai ist der Stahlwerksverband ab 1. Juni 1912 auf weitere 5 Jahre verlängert worden. Allerdings auf einer etwas verkleinerten Grundlage. Der Verband erstreckt sich nur auf Halbzeug, Formeisen und Eisenbahnoberbaumaterial, auf die sogenannten *A-Produkte*. Die B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Walzdraht, Röhren, Guß- und Schmiedestücke) sind vollständig frei geblieben. Eine Verständigung auch hierüber war bei den riesigen Mehrforderungen einzelner Werke nicht zu erzielen. Bisher war die Überschreitung der in diesen Produkten den einzelnen Werken zugebilligten Kontingente mit einer Abgabe von 20 Mark zugunsten der Werke belegt, die ihr Kontingent nicht erreichten. Durch die Freigabe der B-Produkte fällt jetzt diese Abgabe fort. Wenn damit die Konkurrenz bei den Erzeugern dieser Produkte eine günstigere Gestaltung der Preise für die Verbraucher zur Folge haben sollte, so wäre das im Interesse des gesamten Wirtschaftslebens nur zu begrüßen. Für die reinen Walzwerke jedoch wird die Freigabe nicht sehr erfreulich sein. Man ist ihnen zwar insofern entgegengekommen, als für Halbzeug in Zukunft die Ausfuhrvergütung in Fortfall kommt und ein billigerer Inlandspreis festgesetzt werden soll. Ob das aber ihre Konkurrenzfähigkeit wesentlich stärken wird, erscheint fraglich. Die Fortschritte der modernen Technik haben immer mehr dazu geführt, daß die Halbzeugproduzenten auch zur Fertigfabrikation übergehen, um möglichst die erste Hitze des einmal glühenden Eisens und Stahls bis zum äußersten auszunutzen. Die Entwickelung ist freilich nicht vorauszusehen.

Zurzeit ist die Kauflust am Eisenmarkt sehr groß, und die Werke sind überreich beschäftigt. Das zeigt sich auch in dem andauernden Steigen der Preise.

×

Spiritus Der Plan der Regierung für die Deckung der Wehrvorlagen die sogenannte *Liebesgabe*, das heißt den Unterschied der Steuer des kontingentierten und des andern Spiritus, in Fortfall zu bringen, hat die Spirituszentrale, die jetzt monopolartig die Spirituserzeugung beherrscht, veranlaßt weitere Preiserhöhungen vorzunehmen. Noch nie war der Preis für Spiritus so hoch wie jetzt. Der Verwertungspreis der Zentrale stellte sich 1905-1906 auf 42,50 Mark, 1906-1907 auf 43,30, 1907-1908 auf 51,25, 1908-1909 auf 41,51, 1909-1910 auf 43,03 und 1910-1911 auf 44,91 Mark. Seitdem haben folgende Preiserhöhungen stattgefunden: bis zum 1. August 1911 auf 52,90 Mark, bis zum 15. August auf 58,50, bis zum 18. Januar 1912 auf 61,50, bis zum 19. März auf 69,50, bis zum 20. April 1912 auf 75,50 Mark. Wohl auf keinem Gebiet ist in so kurzer Zeit eine derartige Preissteigerung erfolgt wie beim Spiritus.

×

Kali Über die Wirkung des Kaligesetzes enthält der Geschäftsbericht des Kaliwerks Aschersleben einige Ausführungen von weitgehendem Interesse. Es wird da auseinandergesetzt, daß das Gesetz seinen Zweck erfüllt habe, soweit die Friedensstiftung und die Aufrechterhaltung der Preise der Industrie in Betracht komme; daß jedoch das Gründungswesen in recht schlimmer Weise begünstigt worden sei. Dann heißt es weiter: »Die Millionen, die jetzt unnötigerweise für neue Schachtanlagen verausgabt werden, könnten anderen, wirtschaftlich wichtigen Aufgaben zugeführt werden. Eine sehr bedeutende Anzahl von Schächten wird, nachdem sie abgeteuft und die nötigen Aufschlußarbeiten geleistet sind, vielleicht nie in Betrieb genommen beziehungsweise in ihrer vollen Leistungsfähigkeit betrieben werden. So sind wir selbst, wie wir bereits im Vorjahr erwähnt haben, gezwungen neue Schächte niederzubringen, nur um unsere Förderungsansprüche aufrechtzuerhalten. Von den in langen Jahren angesammelten Ersparnissen werden wir für die zunächst zu bauenden 2 neuen Schachtanlagen etwa 4 000 000 Mark verwenden müssen, obgleich wir während der Kampfzeit 1910 und 1911 gezeigt haben, daß wir mit den vorhandenen Anlagen ein Vielfaches unserer gegenwärtigen Förderung leisten können. Das gleiche wird bei dem uns befreundeten Sollstedt der Fall sein. Andere Werke haben bei diesem Kampf um die Quote zu Kapitalserhöhungen und Ausgabe von Obligationen schreiten müssen. Dabei muß die Art und Weise, wie zum Teil die Mittel zur Ausgestaltung dieser neuen Unternehmungen (vorwiegend in Form von Obligationen) beschafft werden, zu den ernstesten Besorgnissen Anlaß geben. Und diese Vergeudung von

Nationalvermögen geschieht in einer Zeit, da führende Stellen im deutschen Wirtschaftsleben Maßregeln zur Einschränkung des Kredits erwägen und vor Überspannung der wirtschaftlichen Betätigung warnen, weil die Kapitalbildung in Deutschland nicht gleichen Schritt mit dem Kapitalaufwand hält.«

×

Elektrizitätsmonopol Dem preußischen Abgeordnetenhaus ist eine Vorlage der Regierung über die Elektrifizierung der Berliner Stadt-, Ring- und Vorortbahnen zugegangen (die im Herbst zur Beratung kommen soll). Die Kosten werden auf 123 350 000 Mark veranschlagt. Davon sollen 50 Millionen auf die baulichen Anlagen, 73 350 000 Mark auf neue Fahrzeuge und die Umänderung der alten Wagen zum Zweck elektrischer Heizung und Beleuchtung entfallen. Von großer Tragweite ist der Verzicht der Regierung auf die Errichtung eigener elektrischer Kraftwerke. Nur dort, wo es nicht möglich ist von privaten Betrieben elektrische Energie zu angemessenen Preisen zu erhalten, soll es geschehen. Ob dieser Verzicht zweckmäßig ist, sei hier außer Betracht gelassen. Es kommt hier nur auf die Feststellung an, daß der Elektrizitätsindustrie überaus reiche Arbeit in Aussicht steht. Genau zu dieser selben Zeit, wo das der Fall ist, kommt die Nachricht, daß eine der großen Elektrizitätsfirmen ihre Selbständigkeit aufgeben muß. Bisher hatten die *Bergmannelektrizitätswerke* in Berlin es meisterhaft verstanden sich technisch auf der höchsten Stufe zu erhalten. Damit jedoch nicht zufrieden hatten sie sich auch auf das Gebiet des Finanzierungswesens begeben. Nun sind sie dadurch ganz in die Gewalt der *Deutschen Bank* gekommen. Der Geldbedarf der Bergmannwerke ist so überaus groß, daß das Aktienkapital von 29 Millionen auf 52 Millionen erhöht werden soll. Das geschieht durch Vermittelung der *Deutschen Bank*. Der dieser nahestehende Siemens-Schuckert-Konzern hat von dem neuen Aktienkapital für nominal 8½ Millionen Mark übernommen und beherrscht mit Hilfe der *Deutschen Bank* nunmehr das Aktienkapital Bergmanns. Nachdem vor zirka 2 Jahren die *Felten & Guillaume-Lahmeyer-Werke* in den Machtbereich der *Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft* gezogen wurden, ist nunmehr die einzige noch selbständige Firma (außer den beiden großen Elektrizitätskonzernen) auch um ihre Selbständigkeit gekommen. Um die Wirkung dieser Tatsache abzuschwächen und den Befürchtungen, daß die beiden großen Konzerne sich nun wohl in der Preisfestsetzung auf Kosten der Konsumenten verständigen werden, entgegenzutreten, weist die Siemensgruppe in einer Veröffentlichung darauf hin, daß ein Monopol in der Elektrizitätsindustrie ausgeschlossen erscheine, weil sie ja nicht über die notwendigen Rohstoffe verfüge. Jederzeit könne eine von der Kundschaft begünstigte Konkurrenz aufleben. In Wirklichkeit zeigt aber gerade der Fall der Bergmannwerke, wie schwer es ist gegen die führenden Firmen aufzukommen. Wie sich die beiden großen Konzerne schon oft verständigt haben, trotz aller Gegensätzlichkeit der Interessen, so wird es nunmehr, wo ein recht unbequemer Konkurrent beseitigt ist, um so eher möglich sein. Praktisch sind wir vom Elektrizitätsmonopol nicht mehr fern.

×

KurzeChronik Der juristischen Fakultät der Universität Bern ist eine handelswissenschaftliche Abteilung angegliedert worden. × Die Einfuhr an Eisenerzen stellte sich im 1. Quartal 1912 auf 26 769 000 Doppelzentner, gegen 20 783 000 im gleichen Zeitraum des Vorjahres. × Am Kupfer-, Zinn- und Zinkmarkt ist in den letzten Wochen eine erhebliche Preissteigerung erfolgt. × Die Ein- und Ausfuhr Deutschlands stellte sich im 1. Vierteljahr 1912 auf 2580,6 respektive 2007,3 Millionen Mark, gegen 2282,1 respektive 1965,8 Millionen im gleichen Zeitraum des Vorjahrs. × Der Zuckerpreis ist von seinem Hochstand, den er im letzten Herbst mit 18,50 Mark erklomm, bis auf 13 Mark wieder heruntergegangen.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Kurt Grelling

Logik An kaum einem andern Wort kann man so gut die Verwilderung unseres heutigen philosophischen Sprachgebrauchs beobachten wie an dem Worte *Logik*. Darin war uns die Scholastik und auch noch die neuere Philosophie bis Kant entschieden überlegen. Damals hatte man die übersichtliche Einteilung der philosophischen Disziplinen in Logik, Ethik, Metaphysik usw., und wenn auch der Inhalt dieser Wissenschaften wuchs und sich veränderte, so blieben doch ihre Grenzen im allgemeinen gewahrt. Sieht

man sich dagegen heute um, was unter dem Titel *Logik* behandelt wird, so läßt sich ein gemeinsamer Oberbegriff dafür kaum angeben. Cohen zum Beispiel handelt in seiner *Logik der reinen Erkenntnis* so ziemlich von der gesamten theoretischen Philosophie und verschmäht auch gelegentliche Exkurse in die empirischen Wissenschaften nicht; andere identifizieren die Logik mit der Theorie der Erkenntnis, die dann selber wieder je nach dem Standpunkt zu einer empirischen Wissenschaft oder einer solchen aus bloßen Begriffen gemacht wird. Gegen diesen Mißbrauch der Worte hat sich schon Kant gewandt, indem er bemerkte, es sei »nicht Vermehrung sondern Verunstaltung der Wissenschaften, wenn man ihre Grenzen in einander laufen läßt«. Das hat ihn übrigens nicht gehindert selber dazu beizutragen, durch die Einführung des Terminus *transzendentale Logik,* womit er etwas bezeichnete, das streng genommen teils zur Metaphysik gehört, wie er sie selbst definiert hat, teils zur Kritik der Vernunft, deren Stelle im System der Wissenschaften er allerdings nicht richtig bestimmen konnte, weil er ihren empirischen Charakter verkannte. Nun hat freilich eine einwandfreie Definition der Logik ihre ganz besonderen Schwierigkeiten, und ich gestehe eine solche Definition weder je zu Gesicht bekommen zu haben noch auch selbst in ihrem Besitz zu sein. Man kann, was zur Logik gehöre, nicht daraus bestimmen, was in den Lehrbüchern als solche abgehandelt wird, eben wegen der erwähnten Uneinigkeiten gerade auf diesem Gebiet. Es würde auch nichts helfen etwa die Neuzeit auszuschließen und die Definition der Logik aus der antiken und mittelalterlichen Literatur zu abstrahieren; denn dadurch würde man zwar einen einigermaßen scharf umgrenzten Begriff erhalten, der aber zweifellos zu eng werden würde. Das 19. Jahrhundert hat nämlich der wissenschaftlichen Behandlung Gebiete neu erschlossen, die ihrem ganzen Charakter nach mit der alten Logik eine so nahe Verwandtschaft aufweisen, daß man nicht umhin kann sie zur Logik zu rechnen. Diesen Charakter gilt es eigentlich scharf zu erfassen. Über die Apriorität der Logik ist man sich heute ziemlich einig, und man könnte nun versuchen sie mit Kant einerseits durch ihre nichtanschauliche Natur gegen die Mathematik und durch ihre analytische Natur gegen die Metaphysik abzugrenzen. Leider scheitert dieser Versuch nach beiden Seiten; denn einmal ist man längst dahinter gekommen, daß Kants Definition des analytischen Urteils nicht haltbar ist, und daß man, um sie zu verbessern, den Begriff der *Logik* braucht, und auf der andern Seite ist auch der anschauliche Charakter der Mathematik zum Problem geworden. Itelson hat vorgeschlagen die Logik als die Wissenschaft von den Dingen überhaupt zu definieren, und er hat sich die Verbreitung dieser Entdeckung zur Lebensaufgabe gemacht. Auf den ersten Blick ist dieser Vorschlag auch bestechend, denn zweifellos ist die Logik die allgemeinste Wissenschaft; es gibt sicher keine Gegenstände, die zum Gebiet irgendeiner andern Wissenschaft gehörten und nicht den Gesetzen der Logik unterworfen wären. Sobald man aber näher darauf eingeht und etwa fragt, ob sich die Logik nur auf wirkliche oder auch auf unwirkliche Dinge bezieht, stößt man auf Schwierigkeiten; denn mit dem Wort *wirklich* beschwört man einen solchen Rattenkönig von Problemen herauf, daß eine Definition, deren Bedeutung von ihrer Lösung abhängt, uns nichts helfen kann.

In der eigentlich philosophischen Literatur unserer Tage spielt die Logik im Sinn des Aristoteles, die sogenannte *formale Logik,* so gut wie gar keine Rolle, obgleich ein *collegium logicum* manchem unserer Philosophen ganz nützlich wäre. Der Grund der Mißachtung dieser Wissenschaft liegt in dem Vorurteil, als ob heute noch von ihr gelte, was Kant darüber sagt, nämlich, daß sie seit Aristoteles keinen Schritt vorwärts getan habe. Tatsächlich hat aber, wie ich oben schon andeutete, im 19. Jahrhundert eine Entwickelung auf diesem Gebiet eingesetzt, die ganz neue Perspektiven eröffnet. Schon Leibniz faßte bekanntlich den Gedanken einer Begriffsschrift, das heißt einer Schrift, die analog der mathematischen Zeichensprache logische Beziehungen durch geeignete Operationszeichen darstellt. Eine solche Begriffsschrift ist nun im 19. Jahrhundert hauptsächlich von Boole, de Morgan und anderen ausgebildet worden und in Deutschland durch Ernst Schröder zu hoher Vollendung gebracht worden. Wie groß die Vermehrung des logischen Stoffes durch Anwendung dieses Kalküls ist, zeigt ein Blick auf das Schrödersche Werk, die *Vorlesungen über Algebra der Logik,* das aus 3 umfangreichen Bänden besteht. Und dieses Werk enthält nur

reine Logik und ist nicht etwa, wie die Werke von Mill und Sigwart, mit zahlreichen Anwendungen und Abschweifungen auf andere Gebiete erfüllt. Der wesentlichste Fortschritt der neuen Methode besteht neben der ungleich größern Exaktheit darin, daß nun außer den Beziehungen der Urteile auch die der Klassen und Relationen in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Das wirkt natürlich auf die Theorie der Schlüsse, die eigentliche Syllogistik, zurück, indem diese jetzt in einen viel größern Zusammenhang gestellt wird und durch Analogieen mit den anderen Gebieten der Logik auch hier neue Gesetze und Zusammenhänge entdeckt werden. Ein weiterer großer Fortschritt auf diesem Gebiet ist an die Namen Peano, Frege und Russell geknüpft. Diese kamen von der Mathematik her, deren Grundlagen sie untersuchten. Dazu bedurften sie einer exaktern Sprache als die bisherige Philosophie ihnen bot; denn sie nahmen mit Recht an, daß die vielen Unklarheiten, die in den früheren Untersuchungen über die Grundlagen der Mathematik vorhanden waren, hauptsächlich auf den Mangel eines solchen Instruments zurückzuführen waren. Aber auch der Logikkalkül erwies sich für diesen Zweck als ungenügend, da es zwar mit seiner Hilfe möglich war die Gesetze der Logik exakt auszusprechen und abzuleiten, er dagegen für die logische Behandlung bestimmter Inhalte viel zu schwerfällig war. Vor allem fehlte es ihm an einer Darstellung des singulären Urteils; und der Übergang vom Allgemeinen zum Besondern, der in jeder Anwendung fortwährend vorkommt, ist in diesem Kalkül nur auf Umwegen und in sehr unbeholfener Weise auszudrücken. Um diesem Übelstand abzuhelfen, erfanden Frege und Peano unabhängig von einander jeder eine Begriffsschrift, die naturgemäß äußerlich sehr verschieden ausfielen, aber im wesentlichen auf den gleichen Prinzipien beruhten. Das Fregesche System, das an Exaktheit dem Peanoschen in manchen Punkten überlegen ist, ist allerdings rein äußerlich betrachtet so unpraktisch, besonders vom Gesichtspunkt der Typographie, aber auch für die Erlernung, daß es keine Aussicht hat von jemand anderm als seinem Autor literarisch verwandt zu werden. Der neue und überaus fruchtbare Gedanke, der in diesen Systemen zur Anwendung gelangt, ist die Übertragung des Begriffs der *Funktion* aus der Mathematik in die Logik. Durch diese Einführung der *Propositionalfunktion* und die Ersetzung des alten Aristotelischen Subjekt-Prädikat-Schemas durch sie ist die neue Begriffsschrift zu einem Instrument geworden, das die Exaktheit des Logikkalküls mit der Schmiegsamkeit der natürlichen Sprache verbindet. Ich kann im Rahmen dieser Rundschau nicht die wichtigen Entdeckungen darstellen, die mit Hilfe dieses Instruments neben Frege und Peano besonders des letztern Schüler Russell in der Logik gemacht haben. Von dem ehrwürdigen Gebäude der Aristotelischen Logik ist dabei allerdings kaum ein Stein auf dem andern geblieben. Dafür ist aber die Logik als erste aller philosophischen Disziplinen auf dem Punkt angelangt, wo ihr ein weiterer gleichmäßiger Fortschritt gesichert ist, ähnlich wie der Mathematik, die ja selbst von den Vertretern der neuen Logik mit zu dieser Disziplin gerechnet wird: ob mit Recht, will ich dahingestellt sein lassen.

Von dieser ganzen Entwickelung scheint aber, wie gesagt, der Mehrzahl unserer Philosophen so gut wie nichts bekannt zu sein, oder sie verkennen ihre Tragweite. Einstweilen wenigstens gehen die meisten Schriftsteller, die über Logik schreiben, noch immer von den Aristotelischen Einteilungen und Schematen aus und fügen höchstens noch einige psychologische und erkenntnistheoretische Exkurse hinzu. Das gilt zum Beispiel von der *Logik* von Ernst Marcus, die nunmehr in 2. Auflage vorliegt /Herford, Menckhoff/. Marcus ist Kantianer strengster Observanz und zurzeit der Führer dieser Richtung in der deutschen Philosophie. Es nimmt daher nicht wunder, daß er auch in seiner *Logik* nicht über Kant hinausgeht sondern sich im wesentlichen mit einer popularisierenden Darstellung Kantischer Gedanken und ihrer Übersetzung in eine moderne Sprache begnügt. Gegenüber der 1. Auflage unterscheidet sich diese 2. dadurch, daß eine Kritik der Friesschen Lehre von der unmittelbaren Erkenntnis und der psychologischen Natur der Vernunftkritik hinzugekommen ist, ohne daß man den Eindruck gewinnt, daß der Verfasser diese Dinge wirklich verarbeitet hätte. Ebenso scheint es ihm mit Nelsons Einwänden gegen seine Erneuerung von Kants transzendentalem Beweis der objektiven Gültigkeit der Analogieen der Erfahrung zu gehen. Dem Einwand, daß die Mög-

lichkeit eines solchen Beweises aus einem bloßen Begriff mit der synthetischen Natur der Analogieen unvereinbar ist, vermag er meiner Ansicht nach nichts Stichhaltiges entgegenzusetzen.

Auf einer andern Stufe steht *Die Lehre vom Urteil* von Emil Lask /Tübingen, Mohr/. Dieses Buch ist für die Entwickelungstendenzen in der modernen deutschen Philosophie insofern besonders interessant als es ein deutliches Zeichen dafür ist, wie der Einfluß der Brentanoschen Schule und speziell Husserls phänomenologische Denkweise auch in die südwestdeutsche Philosophenschule um Windelband und Rickert, der der Verfasser angehört, einzudringen beginnt. Ich kann nicht daran denken den Inhalt dieses gedankenreichen Büchleins, das leider mit einer sehr schwerfälligen Diktion belastet ist, hier wiederzugeben, weil es sich hier um eine sehr ins einzelne gehende Untersuchung von Problemen handelt, die erst in letzter Zeit die Aufmerksamkeit der Philosophen auf sich gelenkt haben (obwohl natürlich auch hier an allerälteste Traditionen angeknüpft werden kann, wie denn auch Lask wiederholt sehr ausführlich auf Aristoteles Bezug nimmt). Das Mißverständnis des sogenannten *kopernikanischen Standpunkts* der Kantischen Philosophie, als ob der Verstand mit Hilfe der Kategorieen die Gegenstände schüfe (ein Mißverständnis, das wohl hauptsächlich an der Vermengung von Sein und Denken durch Hegel und durch neuere Kantianer schuld ist), wird von Lask, wie mir scheint, mit Geschick bekämpft, und dabei wird eben dieser Unterschied von Sein und Denken oder zwischen der metalogischen, gegenständlichen Sphäre und der logischen, der unter anderm das Urteil angehört, scharf hervorgehoben; man kann diese beiden Sphären daran unterscheiden, daß es in der Gegenstandsphäre keinen Sinn hat nach Wahrheit oder Wahrheitswidrigkeit zu fragen, ebensowenig wie nach Richtigkeit oder Falschheit. Mit diesen Andeutungen muß ich mich vorläufig begnügen.

× ×

KurzeChronik In Freiburg in Baden ist der Professor der Philosophie Johannes Uebinger, der im vorigen Herbst in den Ruhestand trat, im Alter von 59 Jahren gestorben. × Am 29. März feierte Professor Theodor Gomperz in Wien, der bekannte Geschichtsschreiber der griechischen Philosophie, seinen 80. Geburtstag. × Der pädagogische Schriftsteller, Dr. F. W. Foerster, der in Zürich als Privatdozent für Philosophie und Sozialpädagogik wirkte, hat sein Amt niedergelegt. × Am 19. Mai konnte Deutschland den 150. Geburtstag Fichtes feiern. Zu diesem Jubiläum hat der Verlag Felix Meiner in Leipzig eine Ausgabe von ausgewählten Werken Fichtes in 6 Bänden zu Ende geführt. Sie bringt unter anderm die *Wissenschaftslehre,* die *Bestimmung des Gelehrten,* die *Grundlage des Naturrechts,* die *Sittenlehre* von 1798 und die von 1812, den *Geschlossenen Handelsstaat,* die *Reden an die deutsche Nation*: alles in chronologischer Folge; den Beginn bildet der *Versuch einer Kritik aller Offenbarung* von 1792, den Abschluß die *Staatslehre* von 1813. Die Ausgabe ist gut gedruckt und mit mehreren Porträts Fichtes geschmückt; der, an sich schöne Lederrücken des Einbands wird leider durch unschöne vertikale Goldlinien und sonstiges Zubehör verunziert, der Namensaufdruck durch unförmliche Lettern verundeutlicht. Von den oben aufgezählten Schriften und einigen der anderen hat übrigens der selbe Verlag auch Einzelausgaben veranstaltet.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Strindberg † Mit Leidenschaft ist die Unsterblichkeit August Strindbergs zu preisen, jetzt, da er uns am 14. Mai vom Tod weggenommen worden ist. Sein Werk, sein Leben, sein Kampf, diese gewaltigen Betätigungen, diese Einheit von Mensch und Arbeit, das ist an ihm das Größte gewesen. Es gibt Millionen von Menschen, die an der Gefallsucht leiden jede Regung ihrer Seele kundzugeben, jeden Zug und jede Störung ihres Schicksals zu erzählen. Solche Menschen sind klein, dumm, unvorsichtig, in den Augen der Beobachter lächerlich. Aber dann sind andere, die eine hohe Sünde begehen würden, wenn sie nicht jeden Gedanken beichteten, jede Offenbarung ihrer Heiligkeit, jede Handlung ihrer Gemeinheit. August Strindberg hat das Recht zur Aufrichtigkeit besessen. Er hat es erworben, er hat es ausgeübt, wie ein Amt, ihm anvertraut von den geistig Starken der ganzen Welt. Im Gedächtnis des Nekrologen sind einige Szenen aus seinen Büchern haften geblieben, kleine Abschnitte aus großen Bänden. Doch gerade in diesen Abschnitten ist das Ewige, das, was in

unserm Gefühl als kostbarste Lebenserinnerung und Erbauung am tiefsten aufbewahrt blieb. Da ist in der *Beichte eines Toren* der Augenblick, in dem der Gatte alle Dürftigkeit, alle körperliche Sklaverei der Frau erkannt hat. In Grübelei versinkt der Gatte, vor dieser Schmach hat er die Augen erschreckt geschlossen, er hat sich geläutert, er hat sich losgelöst. Und plötzlich siegt doch wiederum in ihm der Teufel. Verzweifelt, bettelnd, brünstig pocht er wiederum an der Tür des Weibes, das sein Herz schon ganz verstoßen hatte. Eine Komödie ist wohl ein Dokument des schwachen Dichters. Resigniert zieht er sich von den Lebensschwierigkeiten zurück und verspottet seine eigene Ohnmacht. Aber der Umweg mit solcher Ironie, selbst mit guter Laune ist doch nur das Hilfsmittel des gebrechlichen Geistes. Strindberg war anders, ein Mann und Künstler, der vor solcher Gebrechlichkeit zurückwich, der die Probleme nach antiker Methode anfaßte, nämlich t r a g i s c h. Den Krieg zwischen dem Fräulein Julie und ihrem Diener hat nur der Schwede so bitter, so ohne Waffenstillstand bis zum äußersten treiben dürfen. Diese Psychologie der Jungfrauenbrunst haben die Franzosen tausendmal als komischen Seelenteil auf die Bühne gebracht. Die Ewigkeit des Phänomens, die Tragik, also das Schwerste daran gestaltete das Genie Strindbergs. Er brachte Ordnung in die erotischen Schliche und Verwirrungen der glühenden Schwedenkönigin Christine. Nach all den patriotischen Reformationsstücken die Lutherpsychologie und dann auch die Seele des Lutherschülers Olaf Petri zu gestalten, das ist wiederum der Strindbergschen Kraft vorbehalten geblieben. Jedes von seinen winzigen Stücken war so ein ganz auf das Hohe und Sittliche gestimmter Sang. Wenn wir wieder am Wüstengrauen, an der Erschütterung durch grausame Natur in der Gegenwart Freude empfinden, wenn manche Kipling und auch Johannes V. Jensen feiern, dann hat Strindberg auch diese Welt im *Samum* vorausgeträumt.

In Strindberg lebte noch eine andere Neigung. Neben dem Hang zum Beichten hatte er stets die leidenschaftliche Laune zum Angreifen und Bekennen. Und wenn er es gerade in den letzten Jahren seines Lebens unternahm viele nach seinem Sinn schädliche Meinungen und Persönlichkeiten zu bekämpfen, dann lag für den abseitigen Beobachter in diesem Zug ein unleidlicher, ein unerträglicher Neid. Aber der schärfer Zusehende bemerkte, wie Strindberg nicht nur zerstörte, wie er auch aufbaute. Fast gleichzeitig mit den *Schwarzen Fahnen* schrieb er seine Lebensbeichte, um zu zeigen, wie aus dem *Sohn der Magd* der Weltgeist wurde. Und wenn dieser Weltgeist, der nun dem Tod verfiel, manchem Optimisten nicht gefiel, wenn er von dem allzu optimistischen Björnson verkleinert und geschmäht wurde: das Weltbild Strindbergs war ewig, war gewaltig. Weil es nicht gefälscht war, weder durch Sentimentalität, noch durch unmenschliche Härte. Denn langsam ließ er die Menschheit fühlen, daß seine scheinbare Härte nur aus tobender Gerechtigkeit erwuchs.

Bei Georg Müller in München erscheint eine deutsche Gesamtausgabe der Werke August Strindbergs. Band reiht sich an Band, Abteilung an Abteilung: Dieser Riesengeist war in vielem zu Hause, von dem sonst ein einziges zur Füllung eines Menschenlebens ausreicht. Wenn diese Ausgabe vollendet sein wird, werden die Deutschen um ein ganz großes, ganz kostbares Besitztum reicher sein.

×

Romane

Natürlich ist P e t e r R o s e g g e r, dessen literarische Fracht jetzt mit so vielen, vielen Bänden so schwer wiegt, arg in seiner Gestaltungskraft gesunken. Wenn er früher als ein junger Dichter prächtige Visionen hatte und wohl zu einer imponierenden Anschaulichkeit hinaufstieg, dann schrieb er später oft ohne Zwang, nur von einem Hang zum Predigen und zum Moralisieren geleitet. Und er kann selbst in der leisen, aber deutlichen Entartung zum Altweiber- und Volksversammlungspoeten sein urwüchsiges Talent nicht verleugnen. *Die beiden Hänse* heißt sein letztes Buch /Leipzig, Staackmann/. Der Name deutet schon auf eine Antithese, etwa auf ein Erbauungsthema. So spricht der nach Sentenzen verlangende Sonntagsprediger, wenn er den reichen und den armen Mann in Gegensatz bringt. Aber es kann auch solchen Predigten, ob sie nun dem Stadtmann oder dem Bauern dargebracht werden, Macht innewohnen, Volkstümlichkeit ohne verstimmende Tendenz. Wahrlich, es ist viel Unmodernes, viel Gepreßtes, sogar Geschmackloses in dem Roseggerschen Roman. Und dennoch vermag der Dichter zum größten Teil die Gesinnung in Kunst zu verwandeln. Zwei Lebenswege, die der beiden Hänse, gehen erst neben einander, dann trennen sie sich, dann

kreuzen sie sich wieder. Daß die beiden Schicksalswanderer gerade auf den Namen Hans zusammen hören müssen, das ist so alter Fabulierbrauch, für den der bejahrte Rosegger nicht getadelt werden muß. Der eine Hans wird ein gläubiger Theologe, der zweite Hans ein gottstürzender Naturforscher. Und beide werden sich fremd, sehen sich jahrelang nicht, Es geschieht, daß der Naturforscher einen glänzenden Glücksaufschwung nimmt, aber dann verläßt ihn plötzlich die Zähigkeit. Er sinkt ins Lumpenproletariat, wird ein Landstreicher, ein Lump. Er hat einmal ein Mädchen sehr geliebt und verraten. Das reut ihn. Und da er tüchtig unten ist im Elend, läuft ihm ein Original von einem Amerikaner über den Weg, ein Narr oder Weiser, der mit den gewagten Umsturzworten und Eigenheiten nur so Federball spielt. Der verlumpte Europäer wird Leibarzt des Amerikaners. Sie wandern, sie kommen in eine Felswüste. Und dort findet der ungläubige Hans den gottesfrommen, der ein Gebirgspfarrer und harter Landmann wurde. Wunder begeben sich. Der Pfarrerhans hat bei sich eine Frau und einen Jungen. Bald kommt an den Tag, daß die Frau einmal das Lieb vom weltlichen Hans war, und der Junge: das Rätsel ist nicht schwer zu lösen. Wie die Frömmigkeit gütig war. Wie sie den Ungläubigen erschütterte. Sie hebt ihn aus der seelischen Zerlumptheit. Das ist kein schlechtes Sentenzenspiel. Es fesselt, es ist gut erzählt. Rosegger ist einer von den besten Schriftstellern auch dort, wo er dem Geschmack der Alltäglichkeit nachgibt. Die Psychologie Roseggers ist einfach, sie ist phantastisch. Sie ist etwa so weit verschieden von der Seelentheorie eines Jungdeutschen wie die Psychologie Paulsens von der Freudschen Lehre des Empfindens. Die Probleme bleiben. Die Hellsichtigkeit des Suchenden ist gewachsen. Nimm den Roman von Martin Beradt *Das Kind* /Berlin, S. Fischer/. Der Autor hat allerhand ganz Modernes gelernt und gelesen; er hat es mit Andacht erworben, er hat begriffen, wie zwischen Gebärmutter und Gehirn die Zusammenhänge bedenklicher walten als ein Dichter mit Predigersehnsucht es begreifen mag. Und jede Zeile, die er spendet, ist eine Beichte von dem Geist, dem er nachging. Das ist kein Tadel, das ist nur eine Naturerscheinung, die bei dem behenden, so sorgfältig Stile, Gedanken und sogar Gefühle sammelnden Beradt immer zu erkennen war. So konnte es kommen, daß er nach dem zweiten vollkommenen Buch auch ein drittes von gleichem Talent schrieb. In der Geschichte vom Kind handelt es sich um einen pathologischen Fall. Dem verprügelten, miserablen Bauernmädel, das mit Bleichsucht, Magerkeit und schlechten Lumpen auf die Welt kam, ist ein Keuschheitsaberglauben ins Blut gewachsen, eine eigentümliche Fremdheit und Angst in geschlechtlichen Dingen. Und da sie nach Berlin als Dienstbote verpflanzt wird, gerät sie in strengen Gewissenskampf. In Berlin ist man mit dieser Art von Liebe sehr geradeaus und natürlich. Und wie aus diesem mitleidswürdigen Geschöpf nur ganz langsam nach furchtbaren Krisen und verrückten Halluzinationen ein normales Weib wird, das ist Beradts Thema. Er stellt das Problem, er löst es gut. Er schreibt ein interessantes Buch. Das kann gewiß nicht jeder. Wenn er da einen Berliner Gemüsemarkt schildert, mit Hökerinnen, mit einem Neger dazwischen und dicken, kindergesegneten Hausmüttern, dann hat er Humor, Mut zum Realismus, vielleicht eigenen Herzensklang. Das verspricht wiederum einiges für die Zukunft.

Lyrik

Die Berliner *Freie Volksbühne*, die schon manchen Dichter des Auslands (so auch Bernard Shaw) zuerst den Deutschen gebracht hat, hat sie auch mit dem Engländer John Galsworthy bekannt gemacht; sie hat zwei seiner Stücke aufgeführt, von denen namentlich die soziale Satire *Der Zigarettenkasten* viel Interessantes für die Kenntnis englischer Psychologie bot. Daß der Dichter weder in der Kunstform auf das Drama noch in der gegenständlichen Empfindung auf soziale Kampfesstimmung beschränkt ist, zeigt ein Band Gedichte, den er soeben veröffentlicht hat (*Moods, Songs and Doggerels* /London, Heinemann/). Da haben wir zarte Stimmungen aus dem alten Quell der Lyrik, der Natur; aber auch den eigentümlichen Reiz der selbstgeschaffenen Natur des Menschen, der Großstadt, die nur den Banausen banausisch erscheint. Dazwischen dann *songs*, Lieder in englischer Art und mit wechselndem Rhythmus. Der Anfang und das Ende zeigt uns die Weltanschauung des Dichters. In dem ersten Gedicht, *A Dream* (dem einzigen größern Umfangs im ganzen Buch) läßt er, von Gott aufgefordert seinen Glauben zu bekennen, im Angesicht des Todes alle die süßen und seltsamen Schönheiten der Welt an

sich vorüberziehen. Und wie Leben sich mit Tod, Tod mit Leben vermischt, so klingt das Buch in die zwei Strophen des Gedichtes *Life?* aus, das hierher gesetzt sei:

»Life? What is life?
The leaping up of level wave;
The flaring of an ashy fire;
The living wind in airless grave!

Death? What is death?
The dying of immortal sun;
The sleeping of the sleepless moon;
The end of story not begun!«

Das Buch ist sehr schön gedruckt, in einer edlen Antiqua ohne Ziererei, und auf sehr gutem Papier ohne Prätention. Diese Engländer können uns in der Art, wie man Bücher herstellt, immer noch ein Muster sein.

×

KurzeChronik Im Alter von 91 Jahren ist Rochus Freiherr von Liliencron, der um die Erforschung des deutschen Volkslieds hochverdient gewesen ist und dafür gesorgt hat, daß den deutschen Dichtern in der *Allgemeinen deutschen Biographie* der Nachruhm geschützt werde, gestorben. × Der Bergarbeiter und Dichter Heinrich Kämpchen ist, 64 Jahre alt, in Linden an der Ruhr gestorben. 3 Gedichtbände, die unter den Bergleuten als Breviere gelten, sind ein Zeichen seines festen Charakters und seiner Liebe zu Reim und Klang. × H. G. Fiedler, der in Oxford deutsche Literatur lehrt, hat ein *Buch deutscher Dichtung* zusammengestellt /Oxford, *University Press*/. Gerhart Hauptmann verfaßte eine Einleitung zu dieser Blütenlese; der Oxforder Ehrendoktor ehrte die deutschen Poeten, gemessen, ohne viel Hitze, doch dankbar in dem Gefühl, daß er zu Fremden von seinen Kunstbrüdern sprechen durfte. Herr Fiedler war in seiner Auswahl, die in England werben soll, sehr glücklich. Und daß er Peter Hilles schönste Verse hier abdruckte, das mag ihm hoch angerechnet werden.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Arbeitermöbel Die *Kommission für vorbildliche Arbeiterwohnungen,* die bekanntlich schon im vorigen Jahr eine mustergültige Wohnung zum Verkauf stellte und jetzt eine neue Type von Peter Behrens im Berliner Gewerkschaftshaus zeigt, hatte unter den Kunstgewerbezeichnern einen Wettbewerb zur Erlangung einer weitern Type ausgeschrieben. Das Resultat ist überraschend gut ausgefallen. Unter den 64 eingesandten Entwürfen waren nur 2 oder 3, in denen das Problem des Arbeiterhaushalts nicht begriffen war. Einzelne begingen insofern einen Mißgriff als sie in sonst recht anständigen Lösungen dem Arbeiter einen Komfort zu bieten suchten, der den Geldbeutel des mittlern Bürgertums voraussetzt. Die mit Preisen bedachten Arbeiten (vor allem der an erster Stelle gekrönte Entwurf, der ein sehr anständiges und behagliches Mobiliar bietet) sind innerhalb der von der Kommission gesteckten Preisgrenze ausführbar. Die Anregungen, die sie auch durch dieses Ausschreiben erhalten hat, wird sie im Interesse der Arbeiterwohnung zu nutzen wissen. Gleichzeitig hat der Wettbewerb dazu beigetragen das im allgemeinen nicht günstige Urteil über die Kunstgewerbezeichner zu korrigieren. Man sah aus dem Gesamtniveau der eingelieferten Arbeiten, daß eine beträchtliche Portion natürlichen Könnens hier in der Hauptsache durch die wirtschaftlichen Verhältnisse niedergehalten wird. Die minderwertige Möbelindustrie zwingt auch den Zeichner zur Minderwertigkeit herab. Wozu noch eine so weitgehende Spezialisierung kommt, daß, wie des öftern festzustellen war, der routinierte Werkzeichner nicht einmal mehr in der Lage ist eine perspektivische Ansicht seines eigenen Entwurfs zu liefern. Die neue Behrenstype ist ein weiterer Schritt zur Lösung des Problems. Sie ist männlicher, wuchtiger und konstruktiver als die Münchhausensche Einrichtung, die natürlich noch weiter vertrieben werden soll. Offensichtlich hat Behrens auch das stärkere Gefühl für die Reize, die in den Materialien schlummern. Dem verdankt er zum Beispiel einen Kleiderschrank, der nichts mehr von proletarischer Kargheit an sich hat. Weniger überzeugend wird er überall da, wo er, dem anscheinend von der Kommission ausgesprochenen Wunsch folgend, die Wucht seiner Formgebung zugunsten einer gefälligern Stimmung abzudämpfen sucht. Die früher unzulängliche Küche hat eine geniale Lösung erfahren. Wie überhaupt die beiden Typen das Anständigste sind, was innerhalb ihrer Preislage sich auf dem Markt befinden dürfte.

×

Kalligraphie Durch die gesunde Abkehr von einer selbstgefälligen Artisterei im Bereich der Kalligraphie bekommt eine kleine Aus-

stellung von Schriftblättern der Schule des Berliner Kunstgewerbemuseums taktische Bedeutung. Ludwig Sütterlin, der Leiter dieser Kurse, unterrichtet nach ein paar Prinzipien, die wir, wenn wir breiteste Schichten befriedigen wollen, allenthalben in unsere Kalligraphie hineinbekommen müssen. Nämlich, wir müssen ornamentale und Gebrauchsschrift so schön, so federecht, so rhythmisch, so tektonisch, so künstlerisch wie möglich zu schreiben verstehen und bei alledem doch Blätter liefern, die den letzten Zweck aller natürlichen Kalligraphie, den Mitteilungszweck, so elementar erfüllen, daß der einfache Mann, der Nichtsachverständige nicht mehr vor dem künstlerisch beschriebenen Blatt wie vor einem unentzifferbaren Rätsel steht. Alle, die sich für eine Schriftreform die Jahre über eingesetzt haben, haben das als Höchstes gewünscht und gefordert: Jetzt kommt der Praktiker und bietet wie etwas Selbstverständliches die Erfüllung. Sütterlin ist ein überzeugter Anhänger der Larischschen Grundsätze. Auch ihm kommt es darauf an die eigenen Anlagen, den besonderen Duktus, die in einem Schüler stecken, nicht zu unterdrücken. Das Eigene sucht er auf jede mögliche Weise zu erhalten, allerdings nicht ohne die Einschränkung, daß allzu krasse, ich möchte sagen: unsoziale, Eigenwilligkeiten zugunsten einer natürlichen Ausdrucksfähigkeit abgeschliffen werden. Er achtet nicht nur eine Schülerindividualität, er stellt an den Schreiber auch Anforderungen, wie sie allen Kunsthandwerkern gestellt werden müssen. Daß diese Forderung durchgesetzt werden kann, ohne eine der neu formulierten kalligraphischen Grundsätze preiszugeben, ohne ein Opfer an Ausdruckskraft und Schönheit zu bringen, gibt der Ausstellung die programmatische Bedeutung. Der rationalistische, auf Zweck und Brauchbarkeit gerichtete Geist der Berliner scheint da unserer gesamten Kalligraphie einen Pionierdienst geleistet zu haben. Noch eine kleine Dosis künstlerischen Esprits: und diese Berliner Schreibkunst wäre im höchsten Sinn vorbildlich.

×

Silhouetten Diese Ausstellung bei Friedmann & Weber in Berlin beweist, daß es einige hundert oder, wenn man die verzückten Betrachter hinzunimmt, einige tausend Menschen mit antiquarischen Sentiments unter uns gibt. Die Silhouette, überflüssig gemacht durch den Photographen, zu neuem Leben zu erwecken hätte einen Sinn, wenn es gelungen wäre ihr aus den Ausdrucksmitteln der Zeit eine neue Gebärde zu geben. Das ist trotz dieser Ausstellung denkbar. Etwa, indem man der konturenreißenden Schere nie gegebotene Linienspiele (Linie einmal im Sinn jenes kühnen van de Veldeschen Essays aufgefaßt) abnötigte. Indem ein durch den Impressionismus hindurchgegangenes Auge dem Schwarzweiß der Silhouette Farbigkeit (in der Art, wie sie aus Beardsleyschen Zeichnungen bekannt ist) gäbe. Beides hat bei allem Fleiß keiner der Scherenleute gewagt. Ein Möschl, der auf eine gewisse Farbigkeit hinschneidet, macht aus der Silhouette eine zusammengeklebte Zeichnung. Die feinen Buntpapierarbeiten, die die Schüler Ernst Neumanns oder der Hamburger und Mainzer Kunstgewerbeschule ausstellen, wollen als pädagogische Krücke bewertet werden. Für die Hand und das Auge, für die Farbwirkung und die Flächenkomposition sind sie wichtig. Abgesehen davon bieten sie als Scherenleistungen aparte Wirkung. Bei einem Neubau mit dem Kreuz und Quer der Baugerüstlinien (aus Hamburg) hat sich diese Kleberei zu einem eigenen, für die Zeichnung unerreichbaren Stil entwickelt. Wenn Ernst Neumann einen Papierfetzen reißt und als Wogenschaum oder Lokomotivendampf in eine Zeichnung hineinklebt, so erhalten dadurch diese Dinge eine sonst unerhörte Stofflichkeit. Auch Repsold, ein Lyriker der Schere, der stimmungszarte Landschaften zu schneiden pflegt, weiß durch seine Klebereien seinen Arbeiten diese besondere Stofflichkeit zu geben. Versuche dieser Art weisen die Richtung, in der die Silhouette allenfalls entwickelungsfähig wäre. Wem es Spaß macht über fingerfixe Geschicklichkeiten zu staunen, mag noch manches Blättchen und manchen Namen finden.

× ×

KurzeChronik Der Groß Berliner Zweckverband hat trotz erheblicher Widerstände die Anstellung eines Städtebauers beschlossen. × Die *Nordwestdeutsche Speisewagengesellschaft* hat sich im Gegensatz zu der *Jugendstil*ausstaffierung der auf den preußischen Staatsbahnen laufenden Wagen von dem hannoverschen Architekten Karl Hub. Roß einen vernünftigen Speisewagentyp entwerfen lassen. × Als neueste Episode vom Wettbewerb ums Bismarckdenkmal ist die gegenseitige Befehdung der Preisrichter durch Flugschriften zu melden. Rathenau

und Lichtwark auf der einen, Muthesius und Dessoir auf der andern Seite geben mit ihren Broschüren Aufklärung über die Vorgänge innerhalb der Jury.

×

Literatur Der Leiter der Pforzheimer Goldschmiedeschule, R. Rücklin, gibt in einer kleinen, mit Probetafeln ausgestatteten Monographie einen orientierenden Überblick über die Pforzheimer Schmuckindustrie /Stuttgart, Franckh/. Die für Pforzheim charakteristische Verarbeitung des Dubleeschmucks, die kunsthandwerkliche Technik bei fabrikmäßigem Betrieb, die Materialbeschaffung, der Produktionsaufbau, die Arbeits- und Absatzverhältnisse werden sachkundig geschildert. × Bernhard Kellermann und Karl Walser haben eine Spritztour nach Ostasien gemacht. Als Mitbringsel von der Reise spendieren sie uns ein schönes kleines Buch über die japanischen Tänze (*Sassa yo yassa* /Berlin, Paul Cassirer/). Kellermann wagt den Versuch einmal im leichten Plauderton das Tänzeln, Trippeln und Wiegen der japanischen Teehausstraße literarisch zu fassen. *Yamanaka,* das *Innere des Berges,* heißt die Stätte der Vergnügungen, in die er uns führt. Die Tanzmädchen schlüpfen hinter den Matten hervor, die Samisen erklingen, die zierlichen Körper wiegen sich in rhythmischer Bewegung. Der Tanz des Fischerknaben, der Tanz der drei armen Teufel, der Tanz des Wäschebleichens, der Pilgertanz oder der der schwatzhaften Bergfrau folgen einander. Jeder ein kleines Gedicht, jeder ein bißchen durchwirkt mit Volksliedsentimentalität, und alles doch ohne grobe Unterstreichungen. Eine Reihe feiner Bewegungen, ein leises ruckweises Drehen des Kopfes mit den geradeaus in die Ferne gerichteten Augen der Tänzerin, das Spiel des Fächers: das ist alles. Karl Walser hat ein paar dieser Gesten eingefangen, hat sie ins Walserisch-Besinnliche übersetzt. Walser vermag im Gegensatz zu Orlik nicht wie ein Knetgummi sich jeder Landschaft anzusaugen. Aber seine Studien, die das Büchlein in wunderschönen Wiedergaben bringt, sind von dem Stimmungsreiz lebendiger Grazie. Das Äußere des Buches ist dem Gegenstand angemessen und in allen Teilen so wohlgelungen, den Sinnen so wohltuend, daß es für sich schon einen Bericht in der kunstgewerblichen Rundschau rechtfertigt.

DIVERSA

Aus der Zeit

Bücherautomat Reclam, der mit seiner *Universalbibliothek* unsern Kampf gegen die Schundliteratur schon um 4 Jahrzehnte vorweggenommen hat, der ohne Komitees, ohne Geldsammlungen, ohne staatliche Beihilfe und gesetzgeberische Maßnahmen gute und beste Literatur dem deutschen Volk zu bieten vermochte, ist eben dabei eine neue Waffe gegen die Schundliteratur zu schmieden. Den Automaten will er als immer bereiten Verkäufer guter Lektüre an allen Gassen, in Schulen und Kasernen, Krankenhäusern, Wartehallen und Restaurants, auf Schiffen und Bahnhöfen zur Aufstellung bringen. Nichts erscheint selbstverständlicher, nichts einfacher und praktischer als diese Idee, ist man erst einmal darauf gekommen. Der Lesestoff ist in Fülle da; den Vertrieb, die Aufstellung und Versorgung der Automaten, wird der deutsche Buchhandel übernehmen; den Automaten selbst zu konstruieren war keine diffizile Aufgabe für unsere Technik. Die einzige Schwierigkeit bestand darin durch den Automaten dem besondern Warencharakter des Buches gerecht zu werden. Für jedes Bändchen einen eigenen Apparat aufzustellen wäre unmöglich gewesen; dem Käufer ein Lotteriespiel zuzumuten, bei dem er in dem Augenblick, da ihm der Appetit nach dem Hebbel steht, vielleicht ein Molièreheftchen bekommen hätte, erscheint ebenso undurchführbar. Alle diese Schwierigkeiten überwindet der Auswahlautomat, das heißt ein Automat, der in Form eines kleinen Schaufensters jeweils 12 verschiedene Bände zur Auswahl stellt. Ein Streifband gibt in knappen Sätzen und großer Schrift von jedem dieser dargebotenen Bücher die Inhaltsangabe und Charakteristik des Autors. Nach Entnahme eines Heftchens erscheint an der gleichen Stelle ein anderer Autor, so daß, da der Stapel 7 bis 8 Bände faßt, an jeder Straßenecke 80 bis 100 gute 20 Pfennig-Büchelchen feilgeboten werden können. Kann es einen geben, der diesen Absichten nicht im weitesten Maß Unterstützung angedeihen lassen möchte? Auch die Bildungsausschüsse der Arbeiterbewegung sollten ihr Augenmerk auf diese Institution richten und sie vielleicht in ihrem Sinn noch zu erweitern trachten.

PAUL WESTHEIM

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN-SCHÖNEBERG

11. Heft | 6. Juni 1912

MAX SCHIPPEL · BRITISCHES WELTREICH UND REICHSGEDENKTAG

ES war wieder einmal *Empire Day*: am 24. Mai, dem Geburtstag der Königin Viktoria. In deren Regierungszeit vollzog sich, wie man mehr nachträglich als gleichzeitig einsah, die große Umbildung der kolonial- und weltpolitischen Anschauungsweise des britischen Volkes. Das Mutterland, das einst, theoretisch, alle kolonialen Ausdehnungs- und Vorherrschaftsgedanken abgeschworen hatte (die Praxis vollzog sich allerdings auch in dieser Zwischenzeit der Manchestertheorie überwiegend in ganz anderer Richtung), lernte die ungeheure wirtschaftliche und politische Bedeutung der zerstreuten Gliederstaaten und Herrschaftsgebiete in allen Erdteilen und Meeren verstehen und würdigen. Umgekehrt begriffen die überseeischen Tochter- und Pflanzstaaten aus den Erfahrungen am eigenen Leibe mehr und mehr, welch einen Rückhalt sie gegebenenfalls an der englischen Kapitals- und Seemacht, an britischer Kultur und Politik haben. So bildeten sich, erst fast unterhalb der Schwelle des öffentlichen Bewußtseins, dann mehr und mehr im vollen Licht des Tages, jene ungeahnten und geschichtlich unvergleichlichen Beziehungen heraus, die zwar noch immer sehr wenig auf festen Institutionen, auf organisatorischen Neubildungen der Verfassungs- und Wirtschaftspolitik ruhen, die aber dennoch neuartige *Reichs*gedanken und eine mehr als bloß wolkenheimische *Reichs*politik greifbar deutlich bei den mannigfachsten Gelegenheiten seit langem schon hervortreten lassen. So greifbar deutlich und unbestreitbar und so lange schon, daß sogar die Edel*marxisten* in Bremen und Leipzig bereits anfangen ihr Sprüchlein aufzusagen über den, für sie offenbar ganz funkelnagelneuen *Imperialismus* und über seine gemeingefährliche Ursache, das für Leipzig und Bremen offenbar nicht minder funkelnagelneue *Finanzkapital*.

Man ist gewohnt an Festartikeln und Festbetrachtungen flüchtig vorüberzugehen, weil ihre ständige Wiederkehr naturgemäß der Schablone einen breiten Spielraum verschafft. Doch ist gegenwärtig die welt- und kolonialpolitische Entwickelung, vor allem im britischen Reich selber, eine so rasche, fast sich überstürzende, daß in jedem Jahr andere Vorgänge und Probleme in den

Vordergrund rücken und den Preßäußerungen eine besondere Färbung und Zuspitzung verschaffen. Deshalb verdienen auch diesmal einige Grundzüge und Einzelheiten hervorgehoben zu werden, teils des rein historischen Interesses wegen teils wegen der *Moral* der Geschichte für unser in weltpolitischen Dingen noch immer recht *radikal*-spießbürgerliches Kleindeutschtum.

ZUNÄCHST kann man den Engländern den Stolz nicht verdenken, mit dem sie von der heute erreichten Weltstellung auf die bescheidenen Vorstufen zurückblicken. Nahezu 15 Millionen Weiße wohnen heute in überseeischen Reichsteilen, während 1811, mitten in der großen kriegerischen Auseinandersetzung zwischen Frankreich und England, mit der die Neuorientierung der englischen Weltpolitik begann, das ganze Vereinigte Königreich noch lange nicht gleich viele Einwohner zählte (England und Wales 1811 nach dem Zensus noch nicht 10,2 Millionen Einwohner, Schottland 1,8 Millionen). Selbst das kleinste der 4, mit so reicher Selbstregierung ausgestatteten Dominions (Kanada, Südafrika, Australien, Neuseeland) hat heute bereits einen Außenhandel wie Großbritannien beim Ausbruch der französischen Revolution. Keine anderen größeren Gemeinwesen, auch die Schweiz nicht, die der ältern Generation des europäischen Linksliberalismus so häufig als Musterland freiester Verfassungszustände erschien, haben die Demokratie und die arbeiterdemokratische Sozialpolitik zu ähnlich hoher Entfaltung gebracht wie die englischen Siedelungskolonieen Australien und Neuseeland. Sie sind es, neben noch anderen Kolonieen, die in dieser Richtung heute anfeuernd und fortschrittsfördernd auf das Mutterland zurückwirken und in England höchstens Spott und Hohn für die im altväterischen Deutschland noch immer so gern gehörte Bierbankjeremiade aufkommen lassen: Kolonialpolitik sei jederzeit nichts als politisch-wirtschaftliche Knechtung der Volksmassen und Diktatur der Nilpferdpeitsche. Sie ist eben auch noch manches andere, das man bei einer sogenannten *prinzipiellen,* allgemeinen Auseinandersetzung vernünftigerweise nicht übersehen sollte.

Und was die englische Politik weiter in den riesenhaften, zur Selbstregierung noch nicht für reif erachteten Gebietsteilen, in der wirklichen *Beherrschung* weniger zivilisierter Völker, in Indien, in Ägypten, in Nigerien, in Ost- und Zentralafrika für die Hebung der Produktion, des Verkehrs, der Allgemeinkultur überhaupt geleistet hat, überragt sicherlich um das Mehrfache alles das, was die betroffenen Völkerschaften und Rassen aus eigenem Antrieb und Können jemals im gleichen Zeitraum selber errungen haben würden. Wenn demnach überall durch die *Empire Day*-Kundgebungen ein Ton der Genugtuung hindurchklang, so ist dies nicht nur begreiflich sondern sogar unanfechtbar richtig. Falls ein wirklicher Marxist, aber beileibe kein Edel*marxist*, einmal die internationale Geschichte des Kapitalismus in den letzten Jahrzehnten schreiben sollte, so würde er die gewaltigsten Wirtschaftsumwälzungen, die größten Kulturleistungen im ökonomisch-marxistischen Sinn nicht mehr in den alten Heimstätten des Kapitalismus, in den europäischen Industrieländern selber, sondern in den jüngeren kolonialen Außenzonen zu verzeichnen haben. Daß der Kapitalismus in den alten Industrieländern, rein ökonomisch, als Produktionsgestalter, schon konservativ und reaktionär geworden sei, stimmt vielleicht auch nicht ganz. Aber jedenfalls ist er nach außen hin, gegenüber den überlebten Wirtschaftsordnungen der früher kulturfernen überseeischen Gebiete, noch nie-

mals so unaufhaltsam revolutionär aufgetreten wie in der Gegenwart.[1]) Und als erster und einflußreichster Bannerträger dieser beispiellosen überseeischen Wirtschaftsumwälzungen wäre bei einer solchen marxistischen Geschichtsschreibung zweifellos England zu kennzeichnen.

Wie wenig diese Umwälzung stillsteht, zeigen mit am besten die jüngsten Schicksale Kanadas, dem die *Times* in erster Linie ihre Sondernummer widmen. Kanada scheint nunmehr regelmäßig auf jährlich über 300 000 Einwanderer rechnen zu können; 1911 waren es nicht weniger als 354 237. Das sind Ziffern, wie sie von den Vereinigten Staaten zuerst, und zwar zunächst nur vorübergehend ein paar Jahre lang, nach den großen Goldentdeckungen und dem Scheitern der europäischen Revolutionen erreicht wurden, und wie sie hier bis zum Beginn der siebziger Jahre dann überhaupt nicht wiederkehrten. Trotzdem vollzog sich in dieser Zwischenzeit auf dem Unionsgebiet die größte kolonisierende Ausweitung, die der europäische Wirtschaftskulturkreis bis dahin gekannt hatte: die Besetzung und Aufschließung der inneren Prärie- und Felsengebirgsstaaten, die Angliederung des fernen Westens am Stillen Ozean. (Erst seit den letzten siebziger Jahren wächst die Einwanderung in die Vereinigten Staaten dauernd über die 300 000-Linie hinaus.) Was einst das Staunen ganz Europas weckte, vollzieht sich deshalb jetzt mit ähnlicher Wucht in dem nördlicher sich ausbreitenden *fernen Westen* Kanadas:

»Vor 5 Jahren, nach langer Reise längs und seitab der Schienenwege, verglich ich den [kanadischen] Westen, wie ich ihn vorfand, mit dem Westen, wie ich ihn 1885 gesehen hatte. Bei meinem jetzigen Reiseaufbruch hatte mir der leitende Minister einer Prärieprovinz versichert, ich würde die Umwandlungen während der letzten 5 Jahre über die der 20 Jahre vorher stellen. Ich muß ihm recht geben. Als 1905 die neuen [westlichen] Provinzen erstmals geschaffen wurden, erzwang sich ihr rapider Aufschwung die allgemeine Beachtung; aber der ununterbrochene Fortschritt dieser Entwickelung ging erst mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts zu auffälligem Sturmlauf über . . . . Die Bevölkerung bildet nicht mehr einen bloßen Grundriß, ein Netzwerk von dünnen Ansiedelungsfäden mit weiten leeren Räumen zwischen ihnen. Die Fäden sind zu breiten Gürteln geworden, und die leeren Zwischenräume sind nicht nur dadurch der Fläche nach zusammengeschrumpft, sondern sie sind bereits selber mit Pioniersiedlern durchsetzt, die darauf vertrauen, daß sie nicht lange mehr auf das Nachrücken der Eisenbahn zu warten haben. Ein oder zwei Beispiele mögen reden. 1905 durchquerte ich die Prärie vor Battleford nach dem Südsaskatchewanfluß, also auf eine Entfernung von etwa 160 Meilen, und von einem unbedeutenden Winkel abgesehen fand ich alles unverändert noch ganz so wie bei meiner Überlandfahrt 1885: das tiefe Schweigen der Wildnis, von der nur die Antilope und der Präriewolf Besitz ergriffen hatten. Heute erblicke ich einen großen

[1]) Die Verfasser des *Kommunistischen Manifestes,* in den vierziger Jahren, konnten natürlich die hervorragendsten kolonialen Entwickelungen, die allesamt erst später eintraten, nicht zusammenfassend mitschildern. Aber ihre kleine Meisterschrift enthält doch manchen Fingerzeig, den die seltsam unausgegorenen Epigonen von der Spielart Leipzig-Bremen wohl beachten könnten. »Die Bourgeoisie reißt . . . . alle, auch die barbarischsten [!] Nationen in die Zivilisation [!] . . . Sie zwingt alle Nationen die Produktionsweise der Bourgeoisie sich anzueignen, wenn sie nicht zugrunde gehen wollen. Sie zwingt sie die sogenannte [?] *Zivilisation* bei sich selbst einzuführen . . . Die Bourgeoisie hat in ihrer kaum 100jährigen Klassenherrschaft massenhaftere und kolossalere Produktionskräfte geschaffen als alle vergangenen Generationen zusammen. Unterjochung der Naturkräfte, Maschinerie, Anwendung der Chemie auf Industrie und Ackerbau, Dampfschiffahrt, Eisenbahnen, elektrische Telegraphen, Urbarmachung ganzer Weltteile, Schiftbarmachung der Flüsse, ganze aus dem Boden hervorgestampfte Bevölkerungen: welches frühere Jahrhundert ahnte, daß solche Produktionskräfte im Schoß der gesellschaftlichen Arbeit schlummerten?« Wie verschwindet alles, von Marx-Engels für die »100jährige« Betätigung des Kapitalismus, hauptsächlich für Europa, Aufgezählte gegen die weitere, kaum 50- bis 60jährige Betätigung in Amerika, Afrika, Australien und Asien, also in den kolonialen Außenzonen des Kapitalismus. Und man muß in der Tat schon Rosa Luxemburg sein, um dem armen K. Kautsky gar noch übel anzukreiden, daß er gerade die englische Kolonialpolitik (ich glaube mich recht zu erinnern) in einer schwächern Stunde einmal »glänzend« nannte.

Teil mit Städten besetzt, längs dreier neuer, ostwestlich laufender Eisenbahnen, und darüber hinaus zahllose Farmen, die große Mengen von Getreide produzieren. Weiter westwärts in dem selben Gebiet stoße ich auf Eisenbahnen, die nordsüdlich angelegt sind, und nochmals vor ihnen auf ein landwirtschaftliches Gemeinwesen, das sich weit über die Region nördlich vom Red Deer-River erstreckt. In Südsaskatchewan, zwischen der Vereinigten Staaten-Grenze und der Hauptlinie der *Kanadischen Pacificbahn*, ist ein anderer großer Wildnisgürtel zu ländlichen Heimstätten aufgeteilt. Und fernab im Nordwesten von Alberta haben die Präriebezirke des Friedensflußtals bereits 2000 Siedler herangezogen, obwohl manche von diesen bis zur nächsten Bahnstation noch immer gegen 500 Meilen fahren müssen. Unterdes sind aber auch die älteren Gebiete nicht still stehen geblieben. Die kleinen Maschen haben sich so gut wie die großen weiter ausgefüllt. Bezirke, die vor 5 Jahren dünn besiedelt waren, gehören heute zu den dichter besetzten. Die vereinte Bevölkerung von Manitoba, Saskatchewan und Alberta, die zwischen 1901 und 1906 von 419 512 auf 808 863 sich erhöht hatte, erreichte 1911 die Ziffer 1 319 104, nach den Zensusaufnahmen, die von den *Westernern* für unzuverlässig klein gehalten werden. In den gleichen 5 Jahren hat sich die tatsächlich angebaute Farmfläche verdoppelt, von 8 ging sie auf 16 Millionen Acres empor . . . . Ein geradezu wunderbarer Aufschwung hat die westlichen Städte auf eine hohe Kulturstufe emporgehoben. In 5 Jahren steigerte Winnipeg seine Einwohnerzahl von 90 153 auf 135 430; Regina von 6169 auf 30 210; Calgary von 11 967 auf 43 665; Edmonton (mit dem jetzt eingemeindeten Strathcona) von 14 088 auf 30 479; das ganz junge Saskatoon von 3011 auf 12 002. Wenn man nur die Kopfzahl betrachtet, so würden die letztgenannten 4 Städte immerhin schon mit englischen Mittelstädten, wie Doncaster (30 520), Colchester (43 463) und Newbury (12 108) zu vergleichen sein. Aber in der Lebhaftigkeit und Blüte ihres Verkehrs, in allgemeinem Treiben und in Unternehmungslust spotten sie jedes solchen Vergleichs. In jeder einzelnen fühlt man sich wie in einer Großstadt, in einem Zentrum großen Lebens, nicht wie in einer emporgekommenen Kleinstadt . . . Einige dieser westlichen Städte pflegen bereits einen ausgebreiteten Eigengroßhandel; Calgary hat 600 Geschäftsreisende. Selbst Verarbeitungsgewerbe gewinnen Bedeutung, trotz der hohen Löhne. Manche dieser Gewerbe, wie die Fleischpackereianlagen in Alberta und die Molkereibetriebe, die an vielen Orten von der Regierung eingerichtet wurden, sind dazu bestimmt die von den Farmern erzeugten Rohmaterialien höher zu verarbeiten. Aber auch sonst findet der Farmer in dem Konsum der Städte ein offenes weites Absatzgebiet . . . Winnipeg bezieht sogar enorme Mengen von Milch aus den Vereinigten Staaten. Bei dem rapiden Aufwachsen der Städte und Flecken und bei dem gleichermaßen rapiden Ausbau der Schienenwege wird es dem Farmer für alles, was er produziert, niemals an Absatz fehlen, sei es auf dem heimischen Nachbarmarkt sei es auf dem Fernmarkt des Auslands.«[2])

Nachdem die Riesenwälder der Union in wenigen Jahrzehnten fast vollständig der Axt erlegen sind, ist wohl der größte Holzvorrat zunächst noch in Kanada aufzuschließen. Über 400 Millionen Acres sollen nach den Regierungsschätzungen mit abbaufähigen Hölzern bestanden sein. Eine ganz unvergleichliche Kraftreserve bieten ferner die überreichen Wasserläufe, die noch nicht wie in älteren Ländern mit einem Netz von entwickelungshemmenden Privateigentumsrechten umwoben sind.

OB das Zusanmmengehörigkeitsgefühl zwischen Mutterland und abhängigen Gebieten, ferner zwischen Kolonie und Kolonie im Erstarken begriffen ist? Man hat vielfach über die äußerliche Ergebnislosigkeit der Londoner Kolonialkonferenz vom vorigen Jahr gespottet. Gewisse zentrifugale Strömungen sind auch sicherlich wahrzunehmen, und sie werden je nach den Umständen bald stärker bald schwächer sich geltend machen. Aber blickt man näher zu, so wird man daneben immer wieder die fester und enger verknüpfenden imperialistischen Verbindungsfäden mannigfaltigster Art gewahr werden.

[2]) Siehe *Western Canada: the growth of the prairie provinces* in den *Times* vom 24. Mai 1912.

Zunächst waren die kanadischen Wahlen vom letzten September, die scharfe Ablehnung der wirtschaftlichen Zusammenschweißung Kanadas mit den Vereinigten Staaten, eine wahre Enthüllung. Sie zeigten die Kanadier mit einemmal als eine von starkem Selbständigkeitsbewußtsein erfüllte Nation, nicht als ein loses, nach Belieben zurecht zu schüttelndes Konglomerat von Einwanderern und Ansiedlern. Eine jahrzehntelange gemeinsame Geschichte, solidarische Kulturleistungen im Kampf mit der zunächst übermächtig scheinenden Wildnis, gigantische Verkehrs- und Besiedelungsaufgaben, wie sie nur in kolonialen Neuländern entstehen können, haben dieser losen, innerlich ungleichartigen Menschenzusammenwürfelung unerwartet rasch einen festern innern Zusammenhang, ein nationales Gepräge verliehen. Und soweit diese junge Nation bereits politisch über ihre Grenzen hinaus denken und gegebenenfalls wählen muß zwischen der amerikanischen Nachbarrepublik, mit der sie eine 4000 (englische) Meilen lange Grenze gemeinsam hat, und dem englischen Mutterland, von dem sie durch den Ozean getrennt ist, so entscheidet sie sich, wie die eindrucksvollen Ereignisse des Vorjahrs lehrten, mit überwältigender Mehrheit, trotz aller entgegenstehenden schwer wiegenden Einzel- und Lokalinteressen, für die Bevorzugung des Mutterlands. Man kann es den *Times* von ihrem Standpunkt aus kaum verargen, wenn sie dies als »vielleicht das wichtigste imperiale Ereignis unseres Menschenalters« rühmen. Zwischen Kanada und Britisch Westindien ist kürzlich ein Zollbevorzugungsvertrag abgeschlossen worden, weiter gehend als das mehr einseitige frühere Abkommen. Ähnliche Verhandlungen zwischen Kanada und Australien sind eingeleitet. Auf der vorjährigen Kolonialkonferenz unterbreitete der Premier Neuseelands sogar einen förmlichen Vorschlag für einen zentralen Reichsrat (*Imperial Council*), in dem bestimmte weltpolitische Fragen gemeinsam von mutterländischen und kolonialen Vertretern erwogen und erledigt werden sollten. Ohne alle diese Einzelheiten zu überschätzen, fühlt man aus ihnen doch Zusammenhänge heraus, die in den außerbritischen Beziehungen nicht vorhanden sind, die also mehr als die gewöhnliche Staateninternationalität, die eine spezifische *Reichs*solidarität darstellen, die früher ganz dahingeschwunden oder im Schwinden begriffen schien.

Ähnlich steht es mit der Reichsverteidigungsfrage. Es ist gewiß nicht viel, was hier im Lauf eines Jahres an Fortschritten zu verzeichnen ist, aber es reiht sich unablässig Stein an Stein, und aus allem Hin und Her schält sich schließlich doch ein näherrückendes Endziel heraus. Die Londoner Zentrale, wie dies erst kürzlich, am 15. Mai, Winston Churchill wieder offen aussprach, strebt zum mindesten dahin, daß die Selbstverwaltungskolonieen für mehr lokale Zwecke sich zu Land und Meer genügend selber schützen, damit die mutterländische Seemacht mehr und mehr ausschließlich in Europa und gegen europäische Gegner konzentriert werden könne. Die Dominions sollen sich jedoch nicht bloß selber eine Flotte schaffen sondern, nach vorerwogenem Plan und unter angemessener Vertretung in einem Reichsverteidigungsausschuß, ihre kolonialen Streitkräfte unter sich und mit denen des Mutterlands zu einheitlichen Aktionen zusammenfügen. Dies alles steht vorläufig noch auf dem geduldigen Papier, trotz der Anläufe in Kanada und Australien und trotz der gemeinsamen geheimen, aber der Öffentlichkeit gegenüber für ungemein wichtig erklärten Sitzungen der vorjährigen Kolonialdelegierten mit dem englischen *Committee of Defence*. Dagegen ist für die Landrüstung in

den Selbstregierungskolonieen mancherlei geschehen und in Vorbereitung. Am wenigsten in Kanada, obwohl englische Truppenführer und Beamte der Londoner Militärverwaltung auch hier schon öfter Musterungen vorgenommen und sich günstig über die Fortschritte der Ausbildung ausgesprochen haben. Dagegen ist Südafrika eben am Werk in einer schonenden und milizähnlichen Form die allgemeine Wehrpflicht zur Anerkennung zu bringen, und in Australien hat dieser Grundsatz bereits seinen gesetzgeberischen Niederschlag gefunden.

Dabei konnte man eine Erfahrung machen, die abermals die freie und bunte Vielgestaltigkeit des britischen Reichslebens schlagend vor Augen führt. Der hauptsächliche Träger der Rüstungsbewegung sind selbstverständlich von Land zu Land, von Erdteil zu Erdteil jedesmal, je nach der innern und äußern Lage, ganz andere Bevölkerungselemente. Eine Interessenschichtung, die in dieser Beziehung für das Mutterland gilt, gilt nicht für Kanada; und dessen in Rüstungsfragen maßgebende Parteigruppierung wiederum nicht für Südafrika oder Australien. In Australien mit seiner zeitweilig selber das Regierungsruder führenden Gewerkschaftsdemokratie finden wir nun (was zunächst überraschen könnte) gar nicht selten als Flottentreiber und Armeevermehrer die organisierte Arbeiterklasse. Ist das wirklich verwunderlich? An sich scheint für Australien eine Flotte nicht übermäßig dringlich, es sei denn gegen Japan, das seine Auswandererscharen vom australischen Arbeitsmarkt und Erwerbsleben ausgeschlossen sieht, und das erklärlicherweise zu der Anschauung neigt: der jüngste, menschenleerste Erdteil sei von Natur eher zu einem Siedelungsgebiet für Gelbe wie für Weiße berufen, denn Europa liege ihm endlos fern, Japan dagegen nachbarlich nahe; öffnen sich die nachbarlichen Einwanderungstore nicht im Guten, so müsse man um der japanischen Lebensinteressen willen bei Gelegenheit versuchen sie mit Gewalt aufzusprengen. Jede solche drohende Möglichkeit fühlt aber keine australische Bevölkerungsklasse so sehr als Bedrohung ihrer eigenen entgegenstehenden Entwickelungsinteressen wie gerade die Arbeiterschaft, die ja auch die breiteste, zuverlässigste und aktivste Grundlage bietet für die *Politik des Weißen Australiens*, diese eigentümliche Form des kolonialen Nationalismus und selbst Chauvinismus. Die Arbeiterklasse ist es deshalb, die zeitweilig mit der größten Entschiedenheit Küstenschutz, Flottenbereitschaft und Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit verlangt, während so mancher Kapitalist viel eher der gut pazifistischen Meinung huldigt: warum nicht lieber die Rüstung ganz überflüssig machen, indem man die erfreulich billigen Japaner in der Tat für die Zuwanderung und den Arbeitsmarkt willkommen heißt, indem man somit den einzigen, international gefährlichen Konfliktstoff aus der Welt schafft?[3])

[3]) Ähnlich hörte ich in Kalifornien, in der *Asiatic Exclusion League*, Arbeiterreden mit an, die in unserer wesentlich erregtern und zugespitztern Sprechweise etwa gelautet haben würden: »Ist es nicht unverzeihliche kapitalistische Verruchtheit, daß man uns hier an der Westküste ohne ausreichenden Küsten- und Flottenschutz, ohne genügende Befestigung von Pearl Harbour und ähnlichen Flottenstationen im Stillen Ozean läßt, so daß wir keinen Augenblick sicher sind unsere mühsam erkämpfte und weiter zu verschärfende Einwanderungsgesetzgebung rettungslos von japanischen Geschwadern wieder in den Grund gebohrt zu sehen? Aber natürlich, das Kapital ist in dieser Beziehung international-vaterlandslos; das Kapital sieht hier gar keinen Anlaß zum Rüstungsschutz, denn ihm sind schließlich die japanischen Lohndrücker, die schlimmsten Gegner der Arbeiter, gar noch als Freunde willkommen. Aber um so energischer müssen wir als Arbeiter diese amerikanisch-nationalen Arbeiterinteressen gegen internationales Kapital und feindliches Ausland mit Klauen und Zähnen verteidigen« usw. usw. Man sieht, nationale Interessen heben sich überall sofort über die Schwelle des politischen Bewußtseins, sowie in den betreffenden Klassen die erste Empfindung lebendig wird, daß sie bei drohenden auswärtigen Verwickelungen nicht bloß *Ketten* sondern auch einen Besitzstand an eigenen Klassenerrungenschaften zu verlieren haben.

Die Leser englischer Arbeiterblätter werden sich vielleicht erinnern, wie anläßlich der vorletzten Reichskonferenz der australische Regierungsvertreter, selber daheim ein Gewerkschaftsführer, die Gründe und Ziele dieser Rüstungspolitik vor den englischen Arbeiterparteilern in London darlegte. Er fand damit, im Gegensatz zu seinen anderen Ausführungen über die arbeiterdemokratischen Erfolge, zunächst wenig Gegenliebe, da den mutterländischen Liberalen und Demokraten die allgemeine Wehrpflicht (in unserm militaristischen Deutschland sogar eine Forderung des sozialdemokratischen Programms) meist noch immer als verwerflicher Rückfall in Barbarei und Despotismus erscheint: also als etwa eben so schlimm wie den Jüngsten von Leipzig, Bremen und Göppingen der *Imperialismus* und das *Finanzkapital,* das Finanzkapital und der Imperialismus, das imperialistische Finanzkapital und der finanzkapitalistische Imperialismus, und wie die methodischen Variationen dieses tiefsinnigen Leitartikelmotivs alle heißen mögen. Auf jeden Fall hat die australische Arbeiterdemokratie unerschütterlich, nicht nur als Opposition sondern auch als Parlamentsmehrheit und Regierung, an ihren Rüstungsanschauungen festgehalten: »Bedenkt man, daß die Verteidigungsausgaben des Australischen Bundes von 1 535 000 Pfund Sterling im Jahr 1909-1910 auf schätzungsweise 4 775 136 im Jahr 1911-1912 gestiegen sind, so muß man anerkennen, daß dieser Teil unserer überseeischen Dominions wenigstens einen Anlauf macht, die Unversehrtheit des Reichs gegen Angriffsversuche aufrechtzuerhalten. Mit der Bevölkerungszahl in Vergleich gesetzt, ergibt sich aus diesen Ziffern, daß, während 1909-1910 der Aufwand noch auf 7 Shilling 2 Pence blieb, er 1911-1912 auf 21 Shilling sich hob, während er im Zwischenjahr zunächst auf 13½ Shilling hinaufgegangen war. Diese Aufstellungen zeigen die Richtung vor und nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht wie vor und nach dem Beginn der australischen Flottenpolitik. Weiter ist die Feststellung von Interesse, daß diese Steigerung der Rüstungsausgaben das Werk einer Arbeiterregierung gewesen ist, obwohl auch sonst wohl der Druck der öffentlichen Meinung dieses Vorgehen erzwungen haben würde. Das Gesetz, das die Erziehung zum Flotten- oder Heeresdienst obligatorisch macht, trat am 1. Januar 1911 in Kraft.«[4])

Manches Jahr kann allerdings noch verrinnen, bevor in dieser Richtung Reichspolitik, bis jetzt noch ausschließlich durch das Mutterland vertreten, und koloniale Lokalpolitik zu leidlichem Einklang gebracht sein werden. So erklärt man es von London aus auf absehbare Zeit für ganz unmöglich strategisch wichtige Plätze wie Simonstown ganz und gar der südafrikanischen Unionsregierung, etwa wie Halifax und Esquimalt an Kanada, zu überlassen; dafür bedürfe es einer ganz andern Bürgschaft als sie im südafrikanischen Verteidigungswesen bis heute zu erblicken sei.

FREILICH mischen sich am *Empire Day* in die Freude am Erreichten mancherlei Sorgen für die Zukunft. Und zwar ist es in erster Linie wieder einmal der mittelasiatische Wetterwinkel, die große weltpolitische Auffahrtstraße zu den Toren Indiens, auf den man trotz, oder vielleicht gerade wegen des russisch-englischen Abkommens vom Jahre 1907, recht geringes Vertrauen setzt. Nachdem die Beendigung der Bagdadbahn nicht mehr zweifelhaft ist, wird auch die transpersische Bahn, auf französisch-russisches Kapital und, wie man fürchtet, von der deutschen Diplomatie gestützt, eines schönen Tages nicht mehr aufzuhalten sein. Dann droht die strategische Lage für Indien eine vollkommen andere zu werden. Während England im Nordwesten den Pufferstaat Afghanistan von

[4]) Siehe *Australian defence, a year's experience of the scheme* in den *Times* vom 24. Mai 1912.

jedem Schienenstrang freihielt, streckt sich alsdann ein Schienengürtel von Russisch Persien, von der seitens Englands selber anerkannten russischen Einflußsphäre aus, längs der Mekranküste bis in die gefährlichste Nähe der offenen Indusländer vor.

Das sind politisch ganz andere Sorgen als die um den Abschluß der Bagdadbahn. Dazu tritt die Befürchtung, die Besetzung türkischer Inseln durch Italien könne eine Ausdehnung der Dreibundspolitik auf ein neues Mittelmeergleichgewicht einleiten, unter wesentlich engerm Zusammenstehen der Dreibundsmächte und mit unter Umständen wenig erfreulichen Folgewirkungen für die englische Flottenverteidigung und die Sicherung des englisch-ägyptischen Besitzes. Sehr viel wird bei allen diesen Dingen von Deutschlands Haltung abhängen, und deshalb sind jetzt deutsch-englische Verständigungsversuche wohl nicht mehr ganz so aussichtslos wie bisher seit Jahr und Tag. Ein Weltreich wie das britische, mit so unendlich vielseitigen Interessen und Interessengegensätzen kann nun einmal die Richtung seiner Politik nicht dauernd ausschließlich auf nur einen Gegensatz einstellen; der Erfolg an der einen Stelle rächt sich gewöhnlich sehr bald durch Nachteile an anderm Ort. Sollte deshalb jetzt das Pendel in London wieder einmal nach der entgegengesetzten, mehr deutschfreundlichen Seite ausschlagen, so wäre das nicht zu verwundern, und England sowohl wie Deutschland könnten mancherlei Gewinn daraus ziehen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · VOM PARLAMENT UND VOM PARLAMENTARISMUS

MIT einer Ferienpause von über 6 Monaten Dauer hat der neue Reichstag seine erste Tagung unterbrochen, nachdem er selbst nicht ganz 3½ Monate versammelt war. Damit ist ein Anlaß gegeben das bisher von ihm verrichtete Werk auf seinen Geist zu prüfen. In der Hauptsache war dies Werk Routinearbeit: die Durchberatung des Reichshaushaltsetats, dem zum Schluß von allen großen Parteien nur die Sozialdemokratie das Exequatur verweigert hat. In Verbindung mit dieser Beratung hat der Reichstag eine Reihe mehr oder minder reformfreundlicher Resolutionen angenommen, während seine sonstige Arbeit sich im wesentlichen auf die Annahme einer Abänderung des Strafgesetzbuchs, eine Abänderung der Geschäftsordnung des Reichstags und die Annahme der neuen Wehrvorlagen nebst Beschlüssen über die Deckung der durch diese veranlaßten Mehrausgaben des Reichs beschränkte. Auch der Wehrvorlage nebst ihren Zusätzen hat die Sozialdemokratie die Zustimmung verweigert, während sie die beiden anderen Maßnahmen gutgeheißen hat und gutheißen durfte.

Schon diese kurze Zusammenstellung zeigt, daß es nicht angeht das Werk des Reichstags schlechthin als *reaktionär* zu bezeichnen. Der Reichshaushaltsetat ist als Ganzes nicht besser aber auch nicht schlechter als seine Vorgänger. Seine Verwerfung durch die Sozialdemokratie bezieht sich nicht auf seinen finanzpolitischen Charakter sondern geschah auf Grund der Auffassung, daß die Abstimmung über das Budget die Bedeutung eines Vertrauensvotums für die Regierung des Tages habe und Gutheißung der gegebenen politischen Zustände bedeute. Sie würde nach dieser (meines Dafürhaltens irrigen) Auffassung auch erfolgt sein, wenn das Budget finanzpolitisch einen Fortschritt

im Sinn der sozialdemokratischen Forderungen bedeutet hätte. Anders steht es mit der angenommenen Wehrvorlage. Sie ist mit ihrer Steigerung der Rüstungen zu Lande, zu Wasser und im Luftfahrwesen vom Standpunkt des Verfassers dieses Artikels allerdings als reaktionär zu bezeichnen. Denn ich sehe in dem aggressiven Imperialismus unserer Tage keine der heutigen Volks- und Weltwirtschaft organisch entprechende, ihr innerlich verbundene Erscheinung sondern eine unorganische Wucherpflanze am Baum der Wirtschaftsentwickelung der Gegenwart. Wer aber diese Auffassung nicht teilt, wer, wie das namentlich einige unserer extrem *radikalen* Parteiorgane tun, gerade diesen aggressiven Imperialismus als eine den heutigen Produktionsverhältnissen organisch verbundene Erscheinung erklärt, der mag die Steigerung der Rüstungen aus allen möglichen Motiven und unter allen möglichen Begründungen bekämpfen, aber er kann sie so wenig als reaktionäre Maßregel bezeichnen wie irgend eine technische Neuerung diesen Beinamen verdient, die bestehende Unternehmungen entwertet und selbständige Existenzen zerstört. Denn dann folgt auch in diesem Punkt eines aus dem andern mit innerer Notwendigkeit, und das in dieser Weise, das heißt eben organisch Notwendige kann, so übel es einen anmuten mag, nicht als *reaktionär* bezeichnet werden.[1]) Für die innere Politik kommen nur gewisse soziale Folgewirkungen in Betracht, die der gesteigerte Militarismus auf die Welt der Intellektuellen ausübt. Für das allgemeine Verhältnis von Volk und Heer hat es heute keine Bedeutung, ob jährlich so und so viele Tausende mehr oder weniger eingezogen und ausgebildet werden. Als Erziehungsanstalt gegen die großen Strömungen des Volkslebens hat der Militarismus ausgespielt.

Die Beschlüsse des Reichstags über die Deckung der erhöhten Rüstungsausgaben tragen ein Doppelgesicht. Man hat die Branntweinliebesgabe in der alten Form beseitigt, aber durch Festhalten an den Bestimmungen über den Durchschnittsbrand und Streichung des bisher dem kontingentierten Branntwein eingeräumten niedrigen Steuersatzes die Besteuerung des Trinkbranntweins erhöht, während es noch sehr zweifelhaft ist, ob die zugleich für die Fabrikation von Spiritus zu technologischen Zwecken angesetzten Vergütungen wirklich zu einer Verbilligung des Brenn-usw.-Spiritus führen oder sich nicht vielmehr schließlich als eine den Brennern in neuer Form zufallende Liebesgabe erweisen. Mit schwacher Mehrheit (184 gegen 169 Stimmen) wurde zum Gesetzentwurf der Budgetkommission über die Deckung des größern Teils der Kosten des Wehrgesetzes ein Artikel angenommen, der die Regierung verpflichtet einen Entwurf zur Erweiterung der Erbschaftssteuer so zeitig einzubringen, daß diese am 1. April 1913 in Kraft treten könne, vorher war

[1]) Einer der vorgeschrittensten, allgemein auch in unseren Kreisen geschätzter und von jeder chauvinistischen Anwandlung freier Abgeordneter der fortschrittlichen Volkspartei erklärte in der Budgetkommission in Antwort auf Ausführungen von mir gegen die Flottenvermehrung, er unterschreibe alles, was ich zur Bekämpfung der Regierungsvorlage gesagt habe, und stimme nur deshalb für diese, weil das »Gebot der Notwendigkeit« dazu zwinge. Der Begriff *notwendig* ist da etwas anders gebraucht als oben im Text, die Berufung auf eine objektive Notwendigkeit der Steigerung der Rüstungen von seiten eines Mannes, der sich nicht hinter Scheinargumenten zu verstecken pflegt, illustriert aber, wie im politischen Leben aus Mitteln zu Zwecken Selbstzwecke werden, die ihre Gesetze rückwirkend der Allgemeinheit gegenüber als Zwangsgesetze geltend zu machen streben und sie als organische Notwendigkeiten für diese erscheinen lassen, während tatsächlich die Beziehung zu den Bedürfnissen der Allgemeinheit eine immer weniger unmittelbare wird. Gegen die kriegstechnische Begründung der Flottenvorlage konnte in der Tat von denen nichts Stichhaltiges vorgebracht werden, die die imperialistischen Rivalitäten als Notwendigkeiten des modernen Wirtschaftslebens gelten lassen. Diese Rivalitäten sind aber nur Notwendigkeiten für begrenzte Kreise der kapitalistischen Welt und der Bureaukratie.

jedoch mit stärkerer Mehrheit von Konservativen, Zentrum und Nationalliberalen ein Artikel angenommen, der den spätesten Termin für die im Finanzgesetz von 1909 vorgesehene Herabsetzung der Zuckersteuer von 14 auf 10 Mark pro Doppelzentner vom 1. Oktober 1914 auf den 1. Oktober 1916 mit dem Zusatz verschiebt, daß spätestens am letzten Datum ein Gesetz in Kraft treten soll, das die Deckung der noch fehlenden Mittel durch eine allgemeine Besitzsteuer vorsieht, und daß die Reichsregierung dem Reichstag bis zum 30. April 1913 einen dahingehenden Entwurf vorzulegen habe. Diesen letztern Artikel erklärte der Schatzsekretär namens der Regierung für annehmbar, und er wird wohl auch die Zustimmung des Bundesrats erhalten. Im Verein mit dem neuen Branntweinsteuergesetz wird er faktisch die Aufbringung von gegen 300 Millionen Mark für die neuen Rüstungen durch Verbrauchssteuern bedeuten und es der Konstellation und dem Spiel der Parteien überlassen, ob und durch welche Besitzsteuern nach 4 Jahren die Überbesteuerung des Zuckers endlich abgelöst werden soll. Keine unverhüllte Reaktion, aber eine den Tendenzen der reaktionären Parteien entsprechende Übervorteilung der breiten konsumierenden Masse und der Zucker verbrauchenden Industrieen zugunsten der Besitzenden.

Wie das neue Branntweinsteuergesetz ist auch dieses Deckungsgesetz das Ergebnis eines Kompromisses zwischen den Nationalliberalen und den Parteien des sogenannten *blauschwarzen Blocks*. Es ist nur begreiflich, daß eine so ausgeprägte Kooperation der Nationalliberalen mit dem Zentrum und den Konservativen den zwischen Sozialdemokratie und Nationalliberalismus bestehenden Gegensatz in verschärfter Form in die Erscheinung treten lassen mußte. Für diejenigen, die von einem parlamentarischen Block der Linken grundsätzlich nichts wissen wollen, war damit die Unmöglichkeit eines solchen Blocks aufs neue unwiderleglich dargetan. Ich weiß aber nicht, ob es in unseren Reihen Leute gegeben hat, die einen Block von Sozialdemokraten, Volkspartei und Nationalliberalen ohne das Benefizium einer sehr durchgreifenden Inventur dieser letzteren Partei jemals für möglich gehalten haben. Ich habe diese Vorstellung nie gehegt. Als im Jahr 1909 aus Anlaß der Vorgänge bei der damaligen Reichsfinanzaufbesserung die Strömung in unserer Partei zugunsten eines Zusammengehens mit dem Liberalismus aller Schattierungen gegen die Konservativ-Ultramontanen am stärksten war, habe ich vielmehr vor Übereifer in dieser Hinsicht gewarnt und darauf hingewiesen, daß es noch eine ganze Reihe von Fragen gebe, bei denen das Zentrum der Sozialdemokratie näher stehe als einflußreiche Teile des Nationalliberalismus. Wenn ich meine damaligen Ausführungen heute einzuschränken habe, so geschieht es nicht, weil sich jene Elemente des Nationalliberalismus liberaler erwiesen hätten als ich sie eingeschätzt hatte, sondern weil sich das Zentrum auch in denjenigen Fragen als unzuverlässig gezeigt hat, bei denen man früher noch einen gewissen Rückhalt bei ihm fand. Man kann nicht einmal mehr sagen, daß diese Partei, die ehedem einen den Militarismus zügelnden Faktor darstellte, jetzt militär- und marinefromm sei. Sie ist mehr als das. Wer in Budgetkommission und Plenum die Reden der Bassermann und Erzberger über die Wehrvorlagen vernahm, hätte, wenn ihm die Personen und ihre Parteistellung nicht schon bekannt waren, unmöglich aus ihnen heraushören können, welcher der beiden Redner der nationalliberalen Partei, und welcher von ihnen der Partei angehörte, die aus Angehörigen einer Weltkirche besteht.

So sehr Herr Bassermann ins nationalistische Horn blies, so tat es ihm Herr Erzberger doch noch ein gutes Stück zuvor. Namentlich bei der Flottenvorlage konnte der Abgeordnete für Bieberach des Guten gar nicht genug tun. Das war schon Marinechauvinismus, wie er im Buch steht. Zu ähnlichen Schlüssen mußte derjenige kommen, der in der Kommission für das Reichs- und Staatsangehörigengesetz das Verhalten der Vertreter dieser beiden Parteien beobachtete. Da leisteten die Nationalliberalen den Zentrumsleuten kräftigste Beihilfe im Widerstand gegen jeden Antrag, der den verheirateten Frauen ein Selbstbestimmungsrecht in der Frage des Festhaltens oder der Preisgabe ihrer ursprünglichen Staatszugehörigkeit wie in der des Erwerbs einer neuen Staatszugehörigkeit zuerkannt wissen wollte, und die Zentrumsleute wiederum stimmten mit den Nationalliberalen und Konservativen jeden Antrag nieder, der Ausländern nach längerm Aufenthalt im Lande einen Anspruch auf Einbürgerung einräumen mochte. Wenn der Gesetzentwurf in der Gestalt Gesetz wird, die er in der Kommission in 1. Lesung erhalten hat, dann wird er in wesentlichen Punkten engherziger sein als die betreffende Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, obwohl dieser doch viel weniger fest gefügt und volkreich war als das jetzige Deutsche Reich, und man ihm daher eine größere Engherzigkeit allenfalls hätte nachsehen können.

Indes, damals sah der Nationalliberalismus (das Zentrum war noch im embryonalen Zustand) eben anders aus als heute. Das *National* in seinem Namen richtete sich gegen den Partikularismus, nicht aber gegen weltbürgerliche Beurteilung der Beziehungen zu anderen Nationen. Heute ist von einem Kampf mit partikularistischen Tendenzen innerhalb Deutschlands kaum noch die Rede, mit um so größerer Beflissenheit gibt dagegen der Nationalliberalismus seinem Nationalismus eine Spitze nach außen hin, kehrt er sich im Zeitalter des fortgesetzt zunehmenden Weltverkehrs und der sich immer zahlreicher ausbildenden internationalen Verbindungen gegen andere Nationen oder Angehörige solcher. Eine geistige Reaktion, die sich oft genug politisch reaktionär äußert. Nur solche Nationalliberale, die diesen Wandel in der Denkweise nicht mitgemacht haben, für die der Ton ausschließlich auf dem Beiwort *liberal* im Titel ihrer Partei liegt, würden für einen Block mit der Sozialdemokratie in Betracht kommen und ihn ihrerseits akzeptieren. Aber sie bilden eben nur einen Flügel dieser Partei, dem ein anderer, auf den partikularistisch verengten Nationalismus den Ton legender Flügel und ein zwischen ihm und jenem hin und her pendelnder mittlerer Flügel gegenüberstehen, die für eine konsequente Verfechtung liberaler Ideen in der innern und äußern Politik nicht zu haben sind. Wie das Zentrum, wollen auch die maßgebenden Führer des Nationalliberalismus ihrer Partei den Charakter einer M i t t e l p a r t e i erhalten, und solange dieses Bestreben die Mehrheit der Partei für sich hat, wäre ein Block der Linken mit Einschluß des ganzen Nationalliberalismus eine *contradictio in adjecto*.[2]) Solange ist aber auch für eine Fortentwickelung des deutschen Parlamentarismus zur parlamentarischen Selbstregierung der Nation wenig zu erhoffen. Nicht die Existenz einer rechts stehenden Partei oder Parteikoalition sondern der Fortbestand von großen Parteien der Mitte, die um jeden Preis Mittelparteien bleiben wollen, steht ihrer Verwirklichung im Wege. Nur

[2]) Von Rechts wegen sollten sich die Nationalliberalen auch *Zentrumspartei* nennen. Man könnte sie als das *linke Zentrum* bezeichnen, wenn es nicht zwischen ihnen und dem andern Zentrum bei den Abstimmungen so häufig ein *Chassez-croisez* gäbe.

durch Auflösung dieser Parteien oder Besiegung jener Tendenz ist sie zu erreichen.

In liberalen Blättern begegnet man der Behauptung, die ursprüngliche, nur erst zaudernde Haltung der Nationalliberalen der Idee einer parlamentarischen Kooperation mit der Sozialdemokratie gegenüber sei durch das unparlamentarische Gebaren von Sozialdemokraten im Reichstag und im preußischen Landtag zur unüberwindlichen Gegnerschaft gesteigert worden, die Sozialdemokratie habe durch rüdes Auftreten die Nationalliberalen nach rechts getrieben. Das heißt aber die Dinge sehr schief darstellen. Die stürmischsten Szenen, die Sozialdemokraten bisher in deutschen Parlamenten aufgeführt oder verursacht haben, und die heftigsten Ausfälle deutscher sozialdemokratischer Parlamentarier gegen hochgestellte Persönlichkeiten reichen nicht entfernt an das heran, was von Gesinnungs- und Geistesverwandten des Nationalliberalismus außerhalb Deutschlands in dieser Hinsicht geleistet worden ist. Die wahrhaft wüsten Szenen, die seinerzeit von Deutschnationalen im österreichischen Reichsrat aufgeführt wurden, haben unsere Nationalliberalen nicht verhindert mit eben den selben Deutschnationalen über ihre Grenzen hinweg Brüdergrüße auszutauschen. Berufspolitiker machen ihre Haltung nicht von Sentimentalitäten abhängig. Wären nicht einflußreiche Elemente in der nationalliberalen Partei durch sehr bestimmte Interessen, die zumeist auf wirtschaftspolitischem Gebiet liegen, zur entschiedenen Bekämpfung jeden Zusammengehens mit der Sozialdemokratie veranlaßt, so würde man, ohne mit den Wimpern zu zucken, über manche Rauhbeinigkeit hinweggehen, von der heute noch großes Gerede gemacht wird.

Mit dieser Feststellung ist indes nicht gesagt, daß die Sprache und das Auftreten der Sozialdemokratie eine gleichgültige Sache für ihr Verhältnis zu anderen Parteien und damit für ihren Einfluß auf die politischen Konstellationen sei. Die Welt ist niemals ausschließlich durch materielle Interessen regiert worden, und keine Partei setzt sich lediglich aus Politikern von Beruf und Interesse zusammen. Überall gibt es neben den materiell Interessierten eine mehr oder minder große Schicht von ideologisch bestimmten Parteigängern, neben den geschulten Politikern von Beruf Vielheiten von Mitkämpfern, die erst in zweiter oder dritter Linie Politiker sind. Wo aber diese Elemente sich hinwenden, da ist gewöhnlich in den Parteien die Macht, und für ihre Bewegung ist das Auftreten der für Kooperationen in Betracht kommenden dritten Parteien nicht gleichgültig. Nun hat jedes Land für den in seinen Parlamenten obwaltenden Ton einen bestimmten, historisch ausgebildeten Maßstab, und der ist bisher in Deutschland ein ziemlich hoher gewesen. Ich übersehe nicht, daß die beschränkte Macht des deutschen Parlamentarismus und der im Deutschen stark entwickelte halb schulmäßige und halb bureaukratische Geist viel damit zu tun gehabt hat. Aber ich lasse den Schluß nicht gelten, daß der in einem Parlament herrschende Ton ohne Unterschied von Zeit und Ort dessen Macht oder Ohnmacht bestimme. Den Beispielen, wo Lärm- und Gewaltszenen zur Steigerung der Macht von Parlamenten oder Parlamentsparteien geführt haben, lassen sich aus der Geschichte der Parlamente sehr viele Beispiele gegenüberstellen, wo solche Szenen das Gegenteil bewirkt haben, und ebenso fehlt es nicht an Beispielen, daß höchst bedeutungsvolle Wendungen in der Machtstellung der Parlamente ohne alles das erwirkt wurden. Es hieße auch dem politischen Fortschritt ein sehr schlechtes Zeugnis ausstellen, wenn

man behaupten wollte, daß er nur durch Versündigungen an der Kultur zu erzielen sei.

Aber gerade diese Auffassung ist heute ziemlich stark verbreitet, und zwar keineswegs nur in den Reihen der Sozialdemokratie, wo sie doch durch mancherlei entschuldigt werden kann. Es sei nur an das schnöde Spiel erinnert, das die im preußischen Abgeordnetenhaus maßgebenden Parteien mit der versprochenen Reform des Wahlrechts treiben. Dieses Spiel würde noch ganz andere Verstöße gegen Geschäfts- und Hausordnung des Dreiklassenparlaments entschuldigen als die, die unseren tapferen 6 Vertretern dort zur Last gelegt werden. Nur heißt Entschuldigung nicht auch schon Rechtfertigung. Eine politische Handlung ist nicht darum schon gerechtfertigt, daß sie ethisch entschuldigt ist. Für ihre politische Rechtfertigung ist nicht ihr Antrieb sondern sind ihr Zweck und ihre Wirkung maßgebend. Hier liegt ein Urteilsmoment eingeschlossen, das heute bei weitem nicht genügend beachtet wird. Veranlaßt oder, wenn man will, verleitet durch den die Tagespresse immer stärker beherrschenden Zug nach dem Sensationellen beurteilt man Vorgänge im Parlament weit über Gebühr mit Rücksicht auf den unmittelbaren Effekt des Tages. Wie sehr es sich da um eine allgemeine, nicht einer einzelnen Partei zur Last zu legenden Tendenz handelt, läßt sich an unzähligen Beispielen nachweisen. Aber während die Presse unserer Partei in früheren Jahren sich von ihr lobenswert frei gehalten hat, ist das heute nicht mehr im gleichen Grad der Fall. Welche Gefahr für das politische Urteil damit verbunden ist, wenn Handlungen, statt nach ihrer allgemeinen und weitergreifenden Wirkung, nach dem Effekt des Moments eingeschätzt werden, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Die geschilderte Tendenz ist von uns auch deshalb zu bekämpfen, weil sie der Ausbildung eines festen Verhältnisses unserer Partei zum Parlamentarismus hemmend in den Weg tritt. Heute ist die Haltung unserer Partei zum Parlamentarismus noch mit Widersprüchen aller Art behaftet. Bei gewissen Konsequenzen der parlamentarischen Arbeit halten wir noch die Traditionen einer Zeit hoch, wo wir den Parlamenten wesentlich als Außenseiter gegenüberstanden, und dann sind es doch wiederum gerade wir, die von allen Parteien am energischsten für das Recht und die Würde der Parlamente eintreten. Sehr eindrucksvoll hat das letztere in der abschließenden Sitzung des hinter uns liegenden Sessionsabschnitts der Genosse Haase getan, als er im Namen unserer Fraktion gegen die unerhört lange Dauer der Parlamentspause Protest einlegte, durch die die Leistungsfähigkeit des Reichstags in dem vor uns liegenden Sessionsteil von vornherein beeinträchtigt wird.[3]) Aber wenn wir uns so

[3]) Man könnte sagen, der Reichstag verbrauche übermäßig viel Zeit infolge zu langer Reden. Indes vergessen diejenigen, die das behaupten, daß die eigentliche Arbeit des Reichstags heute nicht im Plenum sondern in den Kommissionen geleistet wird, wo Dauerreden sich von selbst verbieten. Das Plenum fungiert heute fast nur noch als Chorus oder Kommentar zum Werk der Kommissionen, und Redner, die übermäßig viel und lange sprechen, sündigen mehr noch gegen ihre eigenen Fraktionsgenossen als gegen den Reichstag. Das Hauptübel des Reichstags besteht unter diesem Gesichtspunkt in der Vielheit seiner Parteien, von denen jede bei jedem Gegenstand von einiger Bedeutung gehört zu werden beansprucht. Weiterhin ist es der verständliche Wunsch der Wähler von ihren Abgeordneten zu hören oder zu lesen, der einen größern Andrang zum Rednerpult des Reichstags verursacht, als er sonst sich geltend machen würde. Die wenigsten Wähler wissen daß zwischen Reden im Plenum und Arbeit in den Kommissionen keinerlei quantitatives Verhältnis gegeben ist, und beurteilen das Wirken ihres Abgeordneten nur auf Grund des erstern. Hier ist in der Tat noch viel Erziehungsarbeit zu leisten, die aber erst dann fruchtbar sein wird, wenn wir uns von der weiter oben geschilderten dualistischen Auffassung des Parlamentarismus befreit haben werden.

energisch wie es in dieser Rede der Sache nach und in der am gleichen Tag abgegebenen Erklärung des Genossen Scheidemann über unsere Haltung zur Gewaltpolitik ausdrücklich geschah, auf den Boden der parlamentarischen Arbeit stellen, dann hat es keinen Sinn an Traditionen der Zeit unseres Außenseitertums festzuhalten und Durchbrechungen der parlamentarischen Ordnung auf Grund ihrer zu beurteilen.

Wir geben, wenn wir darauf verzichten, nichts preis, woran der Arbeiterklasse in ihrem Befreiungskampf materiell gelegen sein kann. Der entwickelte Parlamentarismus steht in keinem grundsätzlichen Gegensatz zur Revolution, wie die Sozialdemokratie dies Wort versteht. Er ist vielmehr, wie man das jetzt wieder in England gesehen hat, die in gesetzliche und zivilisierte Formen gebrachte: anders ausgedrückt, die o r g a n i s c h gestaltete Revolution. Auf seine Verwirklichung hinzuwirken ist die Aufgabe jeder Demokratie, der proletarischen sogar heute noch mehr als der bürgerlichen. Nicht wir, die Reaktionsparteien haben ein Interesse daran den Parlamentarismus zu degradieren.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDMUND FISCHER · PARTEIJUSTIZ

IN allen Freiheitskämpfen der Völker bildeten die Garantieen für die persönliche Freiheit des einzelnen gegen die Willkür der Staatsgewalten, die Sicherungen eines jeden Staatsbürgers vor ungerechtfertigter Anklage und unschuldiger Verurteilung, die Schaffung guter Rechtsnormen die ersten und wichtigsten Forderungen. Denn Tyrannei kann auch in einer Demokratie bestehen, nämlich wenn die persönliche Freiheit des einzelnen nicht genügend gegen Willkür geschützt ist, und sei es die Willkür der Mehrheit. Wo aber Meinungen bestraft, wo wissenschaftliche, politische oder religiöse Anschauungen verfolgt werden, herrscht stets Willkür, Tyrannei, weil man Anschauungen nicht nach Rechtsnormen beurteilen kann sondern nur nach der eigenen Meinung. Keine Anschauung kann ein Recht darstellen, das nicht angetastet werden darf. Die Verfassung eines Landes ist aber nichts anderes als der gesetzliche Niederschlag einer jeweilig herrschenden Meinung. Nur da, wo neben der politischen Gleichberechtigung auch volle Meinungsfreiheit und unbeschränktes Recht der Kritik garantiert sind, ist Willkür, ist Tyrannei ausgeschlossen und dem Fortschritt kein Hindernis in den Weg gelegt. Deshalb lautet Artikel 28 der vom französischen Nationalkonvent im Jahr 1793 beschlossenen *Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers*: »Ein Volk hat jederzeit das Recht seine Verfassung durchzusehen, zu reformieren und zu ändern; ein Geschlecht kann die künftigen Geschlechter nicht an seine Gesetze binden.« Deshalb heißt es in den von der deutschen verfassungsgebenden Nationalversammlung im Jahr 1849 beschlossenen Grundrechten des deutschen Volkes in Artikel 4: »Jeder Deutsche hat das Recht durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.« In Artikel 5: »Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit.« In Artikel 6: »Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.«

Welchen Wert haben aber solche geschriebenen Rechtsgarantieen? Zu keiner Zeit in der ganzen Geschichte der Menschheit ist die persönliche Freiheit so gering gewesen, ist die Meinungsfreiheit so unterdrückt worden, wurde das Recht so mit Füßen getreten, war die Tyrannei größer als unter der französi-

schen Verfassung von 1793, deren erster Teil die Erklärung der Menschenrechte enthält. Und heute garantieren die geschriebenen Verfassungen der meisten modernen Staaten seit Jahrzehnten schon die Freiheit der Wissenschaft und der politischen Meinung, Strafprozeßordnungen und Strafgesetze schützen vor der Willkür der Justiz: Aber sind diese Freiheiten und Rechtsgarantieen auch in allen diesen Ländern tatsächlich vorhanden? Durchaus nicht. Die geschriebenen Gesetze allein, auch wenn sie die denkbar besten sind, bedeuten also noch keine Freiheit und keinen Rechtsschutz. Freiheit und Recht gehen von den lebendigen Menschen aus, und nicht von den toten Buchstaben der Gesetze. Denn jedes geschriebene Recht ist dehnbar, der Auslegung fähig und muß es auch sein. Der Geist ist das Entscheidende, nicht der Wortlaut. Die Freiheit der Wissenschaft, des politischen und religiösen Bekenntnisses besteht daher auch nur da, wo den Menschen die wissenschaftliche, politische und religiöse Toleranz zu Fleisch und Blut geworden ist. Und nur wo dies der Fall ist, kann auch eine Klassen- oder Parteijustiz nicht aufkommen. Die Richter in England entstammen fast alle den besitzenden Klassen, und dennoch ist wenig von einer Parteijustiz oder Klassenjustiz in England wahrzunehmen. Wenn heute in Deutschland die Wahl der Richter und die volle Selbstverwaltung der Rechtsprechung eingeführt würde, wäre die Parteijustiz trotzdem noch nicht überwunden. Die Erklärung dieser Tatsache ist nicht schwer zu finden.

Das Streben nach einem Zustand der vollkommenen politischen, wissenschaftlichen und religiösen Freiheit und nach einer Rechtsprechung, die von politischen Parteileidenschaften oder sozialen Vorurteilen unbeeinflußt ist, darf sich deshalb nicht damit begnügen die Gesetze ändern zu wollen sondern muß auch die Menschen zur Freiheit, das heißt zur Toleranz und Gerechtigkeit e r z i e h e n. Das heißt also, die sozialistische Bewegung muß die Toleranz und das Rechtsempfinden entwickeln, auf die sich die Freiheit und Gerechtigkeit der Zukunft aufbauen können. Die Sozialdemokratie macht ja auch Anspruch darauf mehr zu sein als nur eine politische Partei, sie nennt sich mit Stolz eine Kulturbewegung, und sie will eine neue Welt aufbauen: eine Welt der Gleichheit, der Liebe, der Gerechtigkeit und Freiheit. Die sittlichen Ideale der Gleichheit, Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, Freiheit sind mehr als nur *metaphysische Begriffe,* als Zielpunkte einer Bewegung haben sie einen festen, greifbaren Sinn. Aber ihre Realisierung vollzieht sich nicht lediglich durch wirtschaftliche, soziale und politische Einrichtungen sondern erst dann, wenn sie auch zu menschlichen Eigenschaften geworden sind. Die Sozialdemokratie kann keine Freiheit der Person, keine Freiheit der Wissenschaft, des Forschens, der Meinung, keine Gerechtigkeit, keine Gleichheit erzielen, wenn sie diese Ideale nicht selbst realisiert: sie zum Sittengesetz der Partei macht, das zu Fleisch und Blut eines jeden Genossen geworden ist.

Auch von dieser Seite ist der Fall des Genossen H i l d e b r a n d zu beurteilen. Das Parteigericht in Solingen hat ein angeklagtes Parteimitglied zur Ausstoßung aus der Gemeinschaft verurteilt, weil es in einem wissenschaftlichen Werk zu Schlüssen gekommen war, die mit dem theoretischen Teil des Parteiprogramms (einer andern wissenschaftlichen Auffassung!) nicht übereinstimmen, und der Angeklagte selbst zugegeben hat, daß er die »sozialen Forderungen des grundsätzlichen Teils des Parteiprogramms als offene Fragen betrachtet wissen will«, er also der Meinung ist, auch die marxistische Theorie

sei keine ewige Wahrheit. Der *Vorwärts* empfindet selbst, wie ungeheuerlich es ist, daß ein sozialistisches Gericht einen Angeklagten wegen einer wissenschaftlichen Forschung verdammt, und er will dem Urteil eine andere Erklärung geben. Wenn Hildebrand nur Kritik an unserer Theorie geübt hätte, schreibt er am 9. Mai dieses Jahres, so wäre mit Gegenkritik geantwortet worden, und niemand hätte einen Ausschluß für notwendig gehalten. Hildebrand habe aber aus seinen theoretischen Untersuchungen sofort die praktisch-politischen Konsequenzen gezogen. Er sei ein Gegner des Freihandels und befürworte den Schutzzoll, er lehne die Milizforderung ab, sei gegen die Ablehnung der Kolonialpolitik und des Imperialismus und gehe so weit die Forderung der bedingungslosen Erhaltung des Weltfriedens als zu weitgehend zu bezeichnen. Die Genossen Heine, Kampffmeyer und Schröder haben bereits nachgewiesen, daß mit dieser Rechtfertigung das Solinger Urteil nicht besser wird.[1]) Es steht fest: Genosse Hildebrand hat sich allen Gesetzen der Partei gefügt; er hat gegen keine Beschlüsse verstoßen, wie etwa die Leipziger Genossen, die entgegen einem Beschluß sich vor etlichen Jahren nicht an den Landtagswahlen beteiligten und so eine wichtige Aktion der Partei zunichte machten; er hat keiner aktuellen Parteiaktion entgegengewirkt und nicht die Partei absichtlich geschädigt. Er hat nur über bestimmte Fragen abweichende Meinungen vertreten, wie es zahlreiche andere Genossen auch machen. Die Zahl der Sozialdemokraten, die den Freihandel verwerfen, weil sie überzeugt sind, daß er unter den heutigen Verhältnissen den deutschen Arbeitern Schaden brächte, ist gar nicht gering. Über keine Forderung unseres Programms gehen die Meinungen so weit auseinander wie über die Milizforderung. Für eine Kolonialpolitik sind viele Sozialdemokraten auf Kongressen und auch in Parlamenten eingetreten. Von Heine, Kampffmeyer und Schröder ist ja auch bereits gezeigt worden, daß die Partei den wissenschaftlichen Boden verlassen, zur Kirche werden würde, verknöchern und verfallen müsste, wenn sie solche abweichenden Meinungen nicht gestatten, die Weiterentwickelung somit verhindern wolle. Daran ist nun aber auch nichts zu ändern, und es wird gar nicht bestritten, daß Hildebrand nur ausgeschlossen worden ist, weil er zu abweichenden Anschauungen gekommen ist. Das Urteil des sozialistischen Gerichts von Solingen sagt nicht einmal, daß Hildebrand etwa zu weit gegangen wäre, es will nicht etwa eine Grenze festsetzen (was natürlich ganz unmöglich ist), wie weit die Meinungsfreiheit in der Partei gehen darf, es verlangt einfach volle Anerkennung des wissenschaftlichen Teils des Programms, will also in jeder Abweichung von der herrschenden Theorie einen Grund zum Ausschluß sehen. Die sozialistischen Richter konnten zu ihrem Urteil auch nur durch die Auslegung einer Gesetzesbestimmung gelangen, mit der man jede Freiheit der Wissenschaft unmöglich machen, mit der man jedes Mitglied unserer Gemeinschaft ausstoßen kann, das es wagt an ewige Wahrheiten nicht zu glauben oder an der Fortentwickelung unserer Partei zu arbeiten. Und in dieser Auslegung eines Parteigesetzes kommt der Geist zum Ausdruck, von dem die sozialistischen Richter beherrscht werden, zeigt sich, wie weit sie von der Achtung vor der Freiheit der Wissenschaft, der Freiheit der Meinung durchdrungen sind, wie weit ihr Freiheitsempfinden geht, wie hoch ihr Gerechtigkeitssinn entwickelt ist.

[1]) Siehe Heine *Autodafé*, Kampffmeyer *Meinungsfreiheit innerhalb der Partei!* und Schröder *Ein schwankender Boden* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag 531 ff., und in diesem Band, pag. 599 ff. und 605 ff.

Im Organisationsstatut der sozialdemokratischen Partei heißt es: »Zur Partei kann nicht gehören, wer sich eines g r o b e n V e r s t o ß e s gegen die Grundsätze des Parteiprogramms . . . schuldig macht.« Auf Grund dieser Bestimmung hat das Solinger Gericht sein Urteil gefällt. Was ein »grober Verstoß gegen die Grundsätze« ist, kann natürlich nur von Fall zu Fall entschieden werden. Aber es ist doch auch klar, welche Fälle der Gesetzgeber im Auge hatte, als er obige Bestimmung festlegte. Wenn ein sozialdemokratisches Parlamentsmitglied gegen ein gleiches und für ein Klassenwahlrecht stimmt und dergleichen, dann verstößt es in grober Weise gegen die Grundsätze der Partei. Die Solinger Richter jedoch sind davon überzeugt, daß auch die Vertretung abweichender Anschauungen als grober Verstoß gegen die Grundsätze des Parteiprogramms zu betrachten und nach § 23 des Organisationsstatuts mit Ausschluß des Verbrechers aus der Partei zu ahnden sei. Auch das Zentralorgan der Partei findet das ganz selbstverständlich. In diesem G e i s t, aus dem heraus das Solinger Urteil entstanden ist, sehe ich eine Gefahr nicht nur für die Partei sondern auch für die politische Entwickelung im allgemeinen. Wenn der Parteitag das Solinger Urteil bestätigen würde, wäre jede Äußerung einer abweichenden Meinung in der Partei ein todeswürdiges Verbrechen. Auf Grund der Solinger Entscheidung müßten eigentlich alle Revisionisten, die meisten süddeutschen Genossen, aber auch sehr viele *Radikale* aus der Partei ausgeschlossen werden, weil sie Anschauungen vertreten, die einen Verstoß gegen die Grundsätze des Parteiprogramms darstellen. Jeder, der es wagt einen Programmpunkt zu kritisieren, würde in den Augen der Genossen als ein Abtrünniger erscheinen, mit dem es eine Gemeinsamkeit nicht mehr geben kann. Der Geist der Unduldsamkeit, der Intoleranz würde den Massen unserer Anhänger eingeimpft werden: den Sozialisten, die das Reich der Gleichheit, der Liebe, der Gerechtigkeit, der Freiheit und Schönheit aufbauen sollen, den *Zukunftsmenschen,* unter denen die Freiheit der Wissenschaft, die Freiheit der Meinung endlich zur vollen Wirklichkeit werden, eine Parteijustiz unmöglich sein soll. Glaubt man wirklich, durch eine Erziehung in d i e s e m Geist, der aus dem Solinger Urteil spricht, zur Freiheit, Gleichheit, Gerechtigkeit kommen zu können?

Nun wird immer wieder mit stereotyper Banalität eingewendet, eine Partei und eine Gesellschaft (*Staatswesen*) seien zwei ganz verschiedene Dinge. Eine Partei sei eine Gemeinschaft Gleichgesinnter, die sich freiwillig zu einem gemeinsamen Ziel und einem gemeinsamen Vorgehen zusammenfänden, und es sei ganz selbstverständlich, daß derjenige, der nicht mehr den Grundanschauungen huldige, die die Vorbedingung der Gemeinschaft bildeten, ausscheide; wenn er das nicht tue, so müsse er entfernt werden. Denn das sei ja das Wesen der Partei, daß sie eine ganz bestimmte Anschauung und keine andere vertrete. Eine Meinungsfreiheit könne es deshalb in einer Partei überhaupt nicht geben. Die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Staatswesen beruhe dagegen nicht auf einem freien Willen und habe auch nicht den Zweck, der mit der Zugehörigkeit zu einer Partei erzielt werden soll. Ein Staatswesen umfasse alle Parteirichtungen und müsse deshalb volle Meinungsfreiheit gewähren. Der lächerlich schematische Gehalt dieser in jedem Betracht unlogischen und ideenlosen Argumentation hat in diesen Blättern leider schon mehrfach beleuchtet werden müssen; zuletzt hat das noch Genosse Heine mit kurzen, aber jene Gedankenfülle ganz erschöpfenden Worten getan. Die konstante Wiederholung der

selben Sätze, die unbekümmert um jede Widerlegung fortgesetzt wird, zwingt auch mich noch darauf einzugehen. Wie liegt die Sache?

Zunächst will die Sozialdemokratie ja mehr sein als nur eine politische Partei, wie es die bürgerlichen Parteien sind. Sie behauptet auch von sich allein die Trägerin des Freiheitsgedankens zu sein und sich in ihrem ganzen Wesen von allen anderen Parteien zu unterscheiden. Die Zugehörigkeit zur Sozialdemokratie beruht ferner heute bereits nicht mehr allgemein auf Freiwilligkeit. Der moderne Arbeiter erwacht heute zum Leben als Mitglied einer gewerkschaftlichen, genossenschaftlichen und politischen Organisation, wie der Handwerker des Mittelalters als Mitglied einer autonomen Stadtgemeinde und einer Gilde. Es ist keine Freiwilligkeit und kann es auch nicht sein, daß der Arbeiter seiner Gewerkschaft beitritt. Die Gewerkschaft, die unter unzähligen großen Opfern ihrer Mitglieder einen kurzen Arbeitstag, einen bestimmten Lohn und sonstige bessere Arbeitsverhältnisse erkämpft hat, muß von allen Arbeitern ohne Ausnahme verlangen, daß sie sich der Gemeinschaft anschließen, zu den Kosten beitragen, wenn sie von der Tafel essen wollen, die ihnen die Gewerkschaft gedeckt hat, wenn sie der Einrichtungen teilhaftig werden wollen, die ihnen die Gewerkschaft garantiert, ihnen aber auch nur sichern kann, wenn ihr die Mittel dazu gegeben werden. Von dem gleichen Standpunkt gehen ja auch die Unternehmer bei der Ringbildung aus. Und die Entwickelung der Tarifverträge macht den Organisationszwang immer notwendiger. Betonen aber nicht gerade die *Radikalen* unaufhörlich, Gewerkschaft und Sozialdemokratie müssen eins sein? Auch der Beitritt der Arbeiter zur politischen Organisation ist keine Freiwilligkeit mehr. Wer einer Gewerkschaft oder einer Genossenschaft angehört oder in einem Betrieb arbeitet, in dem die meisten Kollegen der politischen Organisation angehören, kann nicht mehr leicht dieser fernbleiben. Weil er zur Arbeiterklasse gehöre, wird vom Arbeiter der Beitritt zur Sozialdemokratie gefordert, die als die Partei seiner Klasse, als seine Partei ohne weiteres erklärt wird. Geboren und erzogen von sozialdemokratischen Eltern, zusammenarbeitend mit Sozialdemokraten, tritt der junge Arbeiter ebenso als Mitglied der Sozialdemokratie ins Leben wie als Zugehöriger der Gesellschaft, der Nation. Und wird ein solcher Arbeiter aus der Partei ausgeschlossen, dann wird er aus der Gemeinschaft der Menschen ausgestoßen, mit denen zusammen er arbeiten und leben muß. Sein Ausschluß aus der Partei kann die Vernichtung seiner Existenz oder seiner Lebensfreude oder beides bedeuten.

Nicht viel anders aber ist es auch mit jenen, die ganz *freiwillig*, auf Grund ihrer Ideale, ihrer sozialistischen Überzeugung zur Partei kommen. Weil sie Sozialisten sind, können sie nicht außerhalb der Partei wirken, müssen sie der Partei angehören, wenn sie für ihre Ideale, für ihre Überzeugung eintreten wollen. Der Ausschluß aus der Partei bedeutet die Vernichtung ihres geistigen Daseins. Es ist für die meisten eher möglich den Staub von den Schuhen zu schütteln und das Vaterland zu verlassen als die Sozialdemokratie.

Die Sozialdemokratie ist eben keine Sekte mehr. Mit den Gewerkschaften, Genossenschaften, Jugendorganisationen und unzähligen anderen Verbindungen bildet sie einen *Staat im Staate*: die werdende neue Gesellschaft, die sich in die alte hineinschiebt, vorwärts, aufwärts strebend, bis sie selbst die Gesellschaft geworden ist. Sie muß daher auch die Trägerin des zukünftigen Gesellschafts-

lebens sein, in allen ihren Einrichtungen, die sie schafft, und sie muß ihre Anhänger mit dem Geiste der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit erfüllen, ohne den es keine Freiheit, keine Gleichheit und keine Gerechtigkeit gibt, wie man sich die Verwirklichung dieser sittlichen Ideale auch vorstellen mag. Was die Sozialdemokratie lediglich von ihren Mitgliedern verlangen kann und verlangen muß, ist nur etwas, ohne das auch das freieste Staatswesen nicht bestehen kann: die Befolgung der selbstgegebenen Gesetze, der Beschlüsse, also auch die Teilnahme an den beschlossenen Aktionen. Nur so ist eine freie Entwicklung, ist der Fortschritt möglich, nur so kommen wir zu einer Gesellschaft, in der die Freiheit und die Gerechtigkeit keine leeren Worte sind.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

GERHARD HILDEBRAND · DIE ENTFALTUNG DER PRODUKTIVKRÄFTE ALS ANGELPUNKT SOZIALDEMOKRATISCHER POLITIK

GROSSE Ideen erhalten ihren stärksten Glanz gewöhnlich durch dialektische Formulierung (womit nicht gesagt ist, daß dialektische Spitzfindigkeit immer große Ideen gebiert). Aber die suggestive Kraft dialektischer Formulierungen kann zu einer Gefahr für die Weiterentwickelung des menschlichen Geistes werden. Sie berauscht die Fanatiker, besticht die Unwissenden und züchtet Doktrinäre: scheinwissenschaftliche Simplizissimi eines bequemen Dogmenglaubens. Das Sein und Werden der Natur hat mit Dialektik nichts zu tun, die nur Mittel der Forschung und Mittel der Darstellung ist, also etwas durchaus Subjektives. Auch in der menschlichen Geschichte gibt es nur Ansätze zu dialektischer Entwickelung: Ansätze, die wie die subjektive Dialektik selbst (sofern sie nicht Kunstform ist) genau genommen aus der Unvollkommenheit der menschlichen Vernunft stammen, aus der Schwerfälligkeit des Begreifens und des Wollens, aus den vom Trägheitsgesetz erzwungenen Pendelschwingungen der Interessenrichtung.

Das sittliche (meinetwegen: das energetische) Ideal ist die Entwickelung in gerader Linie, nicht die Entwickelung in Gegensätzen. Eine politische Partei, die grundsätzlich nur die Möglichkeit der Entwickelung in Gegensätzen anerkennt (seien es nationale seien es Klassengegensätze), würde damit grundsätzlich den Gedanken einer allumfassenden, sittlich und intellektuell einheitlichen menschlichen Vernunft aufgeben. Selbst wenn ihr die Praxis, bei dem noch sehr geringen Entwickelungsgrad dieser Vernunft, in 99 von 100 Fällen recht geben sollte (das Verhältnis liegt aber vielleicht doch schon etwas günstiger), dürfte sie die Dialektik nicht zur Grundlage ihrer Überzeugungen machen: denn sie lüde damit die Gefahr, vielleicht die Schuld auf sich den 100. Fall, der entwickelungsgeschichtlich der wertvollste ist, fahrlässig zu verpassen oder böswillig zu zerstören. Sie kann nur sagen: Wir rüsten uns auf alle Fälle, in denen das Trägheitsgesetz auf der andern Seite die Vernunft gefangen hält. Aber sie darf nicht behaupten, daß die Vernunft auf der andern Seite vom Trägheitsgesetz nie loskommen werde, denn diese Behauptung bedeutet die Unterwerfung der eigenen Vernunft unter das Trägheitsgesetz.

Es sind also ebensosehr wissenschaftliche wie ethische Gründe, die uns verhindern sollen die bloße Denk- und Darstellungsform der Dialektik zur Grund-

lage unserer Überzeugungen werden zu lassen. Wissenschaftliche, weil der dialektische Prozeß entwickelungsgeschichtlich als Übergangserscheinung angesehen werden kann; ethische, weil ein allumfassendes Gesittungsideal ohne den Willen ihn zu einer Übergangserscheinung zu machen nicht möglich ist (denn ein Humanitätsideal, das erst vom Tag nach der sozialen Revolution ab gilt, ist purer Selbstbetrug).

So hat denn ja auch nicht einmal Marx selber, zwar nicht der Vater, aber doch der klassische Vertreter der Klassenkampfdialektik, sie als absolut reine geschichtliche Bewegungsform angesehen. Schon im *Kommunistischen Manifest* spricht er von dem bevorstehenden Übergang eines Teils der Bougeoisie zum Proletariat, und im Vorwort zur 1. Auflage des *Kapitals* steht seit 55 Jahren unwegdisputierbar geschrieben, daß den jetzt herrschenden Klassen, von höheren Motiven abgesehen, ihr eigenstes Interesse die Wegräumung aller gesetzlich kontrollierbaren Hindernisse gebiete, die die Entwickelung der Arbeiterklasse hemmen. Und Lassalle, dem niemand Neigung zu dialektischer Geschichtsauffassung und Fähigkeit zu dialektischer Formulierung absprechen wird, verlangt im *Arbeiterlesebuch,* daß die Bourgeoisie selbst und freiwillig ihre Intelligenz und Einsicht dazu hergeben müsse die Fesseln von den Füßen der Arbeiter zu feilen. Er weist es als Mißverständnis zurück, daß er eine abgesonderte Bewegung mit dem bloßen Arbeiterstand machen wolle. Das sei ihm nicht eingefallen. Das Banner, das er erhoben, sei das demokratische Banner überhaupt. Es gäbe sehr tüchtige, sehr kräftige Elemente in der Bourgeoisie, die alle zu der neuen Bewegung halten würden und müßten. Er habe doch nichts gegen die Glieder eines Standes, dem er selbst angehöre. Er erhebe sich nur gegen die schläfrige und matte Bewegung, die die Bourgeoisie als Klasse betreibe und als Klasse allein betreiben könne. Also Lassalle macht der Bourgeoisie ihre Isolierung als Klasse geradezu zum Vorwurf und will im Gegensatz dazu das Banner der sich über die Klasseninteressen erhebenden Demokratie entfalten. Er will keine Dialektik des Klassenkampfes sondern eine Dialektik verschiedener politischer Prinzipien: dort Sonderinteresse, hier Gemeininteresse. Sobald ihr euch als Klasse konstituiert, könnt ihr nicht anders als Klassenpolitik betreiben; wir aber konstituieren uns als Demokratie, denn wir wollen nicht Klassenpolitik sondern Volkspolitik, Kulturpolitik. Gleichviel, ob diese Beweisführung der wirklichen Überzeugung Lassalles entsprach (in einem tiefern Sinne war das zweifellos der Fall) oder nur die dialektische Umkehrung fortschrittlicher Vorwürfe beabsichtigte, sicher ist Lassalle noch weiter als Marx davon entfernt gewesen an eine bedingungslos jede Teilverständigung ausschließende Zuspitzung der Klassengegensätze zu glauben: denn auch im stärksten Mühen um die Weckung des politischen Selbstbewußtseins der Arbeiterklasse hat er die Brücken zu allen nicht gerade rabiat fortschrittlich gesinnten Elementen nie vollständig abgebrochen. Er war eben nie bloßer Agitator sondern immer auch Politiker.

Trotz solcher Anknüpfungspunkte an Marx und Lassalle läßt sich nicht leugnen, daß die doktrinäre Geschichtsdialektik viel stärkere Möglichkeiten der Berufung auf die beiden besitzt. Sie sind nun einmal nächst Hegel die geschichtlichen Repräsentanten der Übertragung einer subjektiven Denk- und Darstellungsform auf den objektiven Geschichtsprozeß selber, und es bleibt nur übrig zu sagen, daß diese ihre geschichtliche Stellung, kraft deren sie Bahnbrecher des Selbstbewußtseins der Arbeiterklasse geworden sind, schließlich

die geistige Loslösung der Arbeiterklasse von ihren spezifischen Einseitigkeiten notwendig macht. Die Geschichtsdialektik als Grundlage der politischen Überzeugungen in einer Massenbewegung muß den Geschichtsprozeß selber schließlich dialektisch beeinflussen, das heißt, sie muß die unvermeidlichen Zickzacklinien der Entwickelung um vermeidbare Stücke verlängern, die vom Trägheitsgesetz hervorgerufenen Pendelschwingungen durch willentlich hervorgerufene vergrößern, die Verwirklichung des sittlichen (oder nochmals: energetischen) Ideals der geraden Linie unnötig hinausschieben. Es gilt also wohl oder übel eine neue Grundlage der Überzeugungen aufzusuchen: eine Grundlage, die nichts an proletarischem Selbstbewußtsein zerstört und nichts an Kampfesbereitschaft preisgibt, die aber gleichzeitig breit genug ist, um auch anderen Möglichkeiten der Entwickelung Spielraum und Triebkraft zu geben. Eine solche neue Grundlage ist die Wissenschaft von der Entfaltung der Produktivkräfte und der Wille zur Entfaltung der Produktivkräfte. Es ist der Boden, auf dem die marxistische Dialektik begonnen hat den Tatsachen unwissenschaftliche und dem Humanitätsideal unsittliche Gewalt anzutun. Auf diesen Boden müssen wir von den Irrwegen marxistischer Einseitigkeiten zurückkehren, auf ihm ein neues System der Politik errichten, das den wirklichen Tatsachen, den wirklichen Entwickelungstendenzen und nicht zuletzt den Verwirklichungsbedingungen eines allumfassend-einheitlichen Menschheitsideals besser gerecht wird.

Von der beherrschenden Idee des Klassenkampfs zu der beherrschenden Idee der Entfaltung der Produktivkräfte zurückkehren heißt also nicht den Klassenkampf aufgeben oder abschwächen, wo er notwendig ist. Es heißt eben nur den Klassenkampf vermeiden, wo er nicht notwendig ist. Dies zu wünschen ist sicher keine Sünde wider den heiligen Geist des Sozialismus. Ebensowenig ist es eine Verhöhnung des Klassenkampfs, wie mir ein Genosse im ersten Ausschließungseifer 1911 öffentlich vorwarf, der mir für meinen Anteil an seinem Sieg im Reichstagswahlkampf 1907 öffentlich gedankt hatte.

Aber was bedeutet Entfaltung der Produktivkräfte: formal, inhaltlich, geschichtlich, sittlich, politisch?

Unter Produktivkräften sind ausnahmslos alle schöpferischen menschlichen Kräfte samt allen ihren technischen Hilfsmitteln und samt ihrer Organisation im ganzen wie im einzelnen zu verstehen. Friedrich List hat den Ausdruck *produktive Kräfte* in diesem Sinn gebraucht, und daß Karl Marx unter den Produktivkräften nicht nur die ökonomisch-technischen im engern Sinn versteht, geht schon aus dem *Kommunistischen Manifest* hervor, wo die Produktivitätssteigerung und die kosmopolitische Gestaltung »wie in der materiellen so auch in der geistigen Produktion« erörtert, der bevorstehende Übergang der geistigen Arbeiter ins Lager des Proletariats aus dem Verwertungsbedürfnis ihrer überschüssigen Schaffenskräfte heraus in Aussicht gestellt wird. Entfaltung der Produktivkräfte ist also etwas ebenso Umfassendes wie (zum dritten und letztenmal) etwa die Energetik Wilhelm Ostwalds.

Die Utopisten sind immer von einer andern Seite her an die Sache herangegangen: vom Glücksbedürfnis aus. Bessere Verteilung ermöglicht ein allgemeineres Glück, das war stets der Satz, in dem ihre Wünsche, ihre Forderungen, ihre Beweise gipfelten. Das *größte Glück der größten Zahl.* Eine agitatorisch sehr schätzenswerte Zuspitzung, die aber dem wissenschaftlich

orientierten Sozialismus immer nur Nebenprodukt gewesen ist. Das Glücksstreben (nach K. Kautsky der Wille zum Leben, der Wille b e s s e r zu leben), die Bedürfnissteigerung, führt nicht unmittelbar zur besten Organisation der Gesellschaft, vom Standpunkt des Strebens nach dem größten Glück der größten Zahl aus gesehen, sondern zur Entfesselung der Produktivkräfte, und die Produktivkräfte zwingen die ihrem Entwickelungsgrad entsprechende Organisation der Gesellschaft auf. Geraten die Produktivkräfte mit den *Produktionsverhältnissen*, mit der Eigentumsordnung, mit der Rechtsordnung, mit der bestehenden Organisation der Gesellschaft in Konflikt, dann treiben sie zu ihrer Veränderung, Sprengung, Umwälzung. Es kommt hier nicht darauf an, ob die Produktivkräfte dabei immer die stärkere Potenz sind, wie Marx anzunehmen scheint. Es genügt uns, daß Marx die Entfaltung der Produktivkräfte als den Inhalt der Menschheitsgeschichte ansieht, soweit sie überhaupt für seine Untersuchung in Betracht kommt. Um überhaupt vom Marxschen Standpunkt aus den Begriff *Geschichte* anwenden zu können, muß eine Entwickelung, und zwar in erster Linie eine Entwickelung der Produktivkräfte vorhanden sein; denn diese begreift die Geschichte im Marxschen Sinn als grundlegend wesentliches Merkmal in sich.

Mit dieser Feststellung ist ein durchaus tragfähiger gemeinsamer Boden gewonnen. Was uns in erster Linie interessiert, ist, ob und daß eine Entwickelung der Produktivkräfte stattfindet. Denn die Entwickelung der Produktivkräfte ist die Voraussetzung alles Weitern, einschließlich des größten Glücks der größten Zahl, einschließlich also auch des utopisch-sozialistischen Ideals. Aber die Gemeinschaft der Auffassungen geht noch weiter. Sie ist auch darin vorhanden, daß nicht auf jeder Stufe der Produktivitätsentwickelung der Produktionsertrag sich gleichmäßig (natürlich nicht im Sinn der mechanischen Gleichmäßigkeit sondern im Sinn der Leistungsäquivalenz) auf die Produzenten verteilt, daß es vielmehr, der jeweils vom Entwickelungsstand der Produktivität abhängigen Organisation der Gesellschaft entsprechend, begünstigte und benachteiligte Klassen gibt, deren Scheidung von einander in erster Linie auf der durch die Rechtsordnung gestützten Eigentumsordnung beruht. Die Produktivkräfte erzwingen sich bestimmte Produktionsverhältnisse, das heißt eben bestimmte Machtverhältnisse, die sich in Rechts- und Eigentumsordnung den adäquaten Ausdruck schaffen. Endlich ist auch darin noch ein Gemeinsames vorhanden: daß sich aus diesen vom Entwickelungsgrad der Produktivkräfte abhängigen Produktionsverhältnissen (Klassenschichtung, Machtverteilung, Rechtsordnung, Eigentumsordnung) Klassengegensätze und Klassenkämpfe ergeben, in denen die jeweils begünstigten Klassen mit den jeweils benachteiligten ihr Kräfteverhältnis entsprechend den tatsächlichen Produktionsbedingungen ausbalancieren, und wobei jede Verschiebung der Produktionsbedingungen auch eine Verschiebung des Kräfteverhältnisses (und damit des Machtverhältnisses) nach sich zieht.

Dies alles ist wichtig festzustellen, denn es geht daraus die Gemeinsamkeit der Überzeugung hervor, daß die Organisation der Gesellschaft kein willkürlich vollziehbarer Akt sondern an objektive Bedingungen gebunden ist, und daß bei Veränderungen in der Organisation der Gesellschaft allerdings Klassenkämpfe eine wesentliche Rolle spielen.

Von hier an aber, das muß mit aller Deutlichkeit hervorgehoben werden, da

hilft kein Vertuschen und kein Bemänteln, von hier an scheiden sich die Geister. Marx ist auf Grund seiner Einsichten in den ökonomischen Prozeß zu der Auffassung gelangt, daß die Entwickelung der Produktivkräfte bereits an einen Punkt gekommen sei, wo die bürgerlichen Produktionsverhältnisse, also die bürgerliche Rechts- und Eigentumsordnung, in ihrer Gesamtheit mit der weitern Entwickelung der Produktivkräfte in unlöslichem Widerspruch stehen, und wo deshalb nur eine völlige Umänderung der gesellschaftlichen Ordnung die Fortentwickelung der Produktivkräfte ermöglichen könne, ja, wo die rastlose Fortentwickelung der Produktivkräfte selber eine solche völlige Umänderung der Produktionsverhältnisse, also der bürgerlichen Rechts- und Eigentumsordnung erzwinge. Marx stellt auf Grund seiner Geschichtsdialektik der bürgerlichen die proletarische, der kapitalistischen die kommunistische Rechts- und Eigentumsordnung gegenüber, und er stellt beide in einen ausschließenden Gegensatz zu einander, so daß die eine notwendig die andere völlig verdrängen muß, da wesentliche Eigentümlichkeiten beider auch in einem Übergangsstadium neben einander nicht bestehen können. Und zwar ist die Geschichtsdialektik in diesem Fall nicht etwa nur subjektives Mittel der Darstellung sondern, wie noch die Schlußabsätze der Vorrede zur 2. Auflage des 1. Bandes des *Kapitals* beweisen, von Marx behauptete Objektivität der unmittelbar bevorstehenden Entwickelung selbst. Daraus ergibt sich für die Marxisten eine höchst einfache Lösung der Frage, wie das Proletariat sich zu den sachlichen Problemen und Aufgaben der Produktivitätsentwickelung zu stellen habe: Es hat lediglich seine eigene Leistungsfähigkeit als Klasse zu steigern, um für die baldige Ablösung der Kapitalistenklasse von der Herrschaft und der kapitalistischen durch die kommunistische Produktionsweise gerüstet zu sein. Es hat aber keinerlei aktives Interesse an der Entwickelung der Produktivkräfte in ihrer spezifisch kapitalistischen Form zu nehmen, es sei denn als gelegentliche Hilfstruppe der Kapitalistenklasse im Kampf mit den selbst ihr gegenüber noch *reaktionären* Klassen der Feudalaristokratie und des Zunftbürgertums. Es hat vor allem nicht die geringste Veranlassung irgend welche Verantwortlichkeit für die und in der bürgerlichen Gesellschaft zu übernehmen; denn sobald es in den Besitz der Macht kommt, wird es auch in der Lage sein die kapitalistische Produktionsweise vollständig durch die kommunistische, die kapitalistische Rechts- und Eigentumsordnung vollständig durch die kommunistische abzulösen und zu verdrängen.

Dieser in sich einheitliche Gedankengang einer objektiven Geschichtsdialektik ist auch in das Erfurter Programm übergegangen und bestimmt heute noch den *Radikalismus* der Marxepigonen. Mit bloßen Abschwächungen ist diesem Gedankengang gegenüber noch nichts Entscheidendes gewonnen. So hoch die Verdienste einer langjährigen kritischen Geduldsarbeit innerhalb der deutschen Sozialdemokratie anzuschlagen sind, die Verhältnisse drängen unaufhaltsam zur Neuformulierung eines positiven reformsozialistischen Gedankengangs. Denn nur durch positive Formulierung kann dem in der Abwehr der *Ketzer* und in der Massenagitation einheitlichen *Radikalismus* der Marxepigonen ein gleich kompaktes und in der Agitation gleichwertiges Gegengewicht geboten werden, nur durch positive Formulierung sind die Unterschiede klar genug herauszuarbeiten, die Halben und Schwankenden zu wirklicher theoretischer Vertiefung, Neuorientierung und Entscheidung zu zwingen.

Der neue positive Gedankengang muß an der Stelle einsetzen, wo die alte

Marxsche Formulierung durch die Tatsachenentwickelung entkräftet ist: Die Ablösung des Kapitalismus durch den Kommunismus erfolgt nicht mit dialektischer Vehemenz und nicht mit ausschließender Allgemeingültigkeit. Wie immer man über die Möglichkeit von Bergwerksverstaatlichung und Bankenverstaatlichung denken mag: auch diese beiden würden noch nicht ausreichen, um aus der kapitalistischen eine kommunistische Produktionsweise nebst Rechts- und Eigentumsordnung zu machen. Und im übrigen ist weder die Vermögenskonzentration noch die Betriebskonzentration bisher in einem Grad fortgeschritten, der von der Überführung der großen Vermögen und Betriebe in das öffentliche Eigentum eine Produktivitätssteigerung erwarten läßt, wenn man einmal von den technischen und wirtschaftlichen Übergangsschwierigkeiten ganz absieht. Im Gegenteil, die ständig außerordentlich große Zahl von Neugründungen und Betriebserweiterungen sowie der andauernd niedrige Kursstand der Anlagepapiere mit geringem Zinsfuß beweisen, daß von ernstlichen Hemmungen der Produktivitätssteigerung (von den üblichen Krisenunterbrechungen abgesehen) im entferntesten nicht die Rede sein kann. Auch die Hoffnung, die man in sozialistischen Kreisen vielfach auf den Aufschwung der privatgesellschaftlichen und genossenschaftlichen Betriebsform gesetzt hat, ist bisher nicht erfüllt worden. Eine einfache Übersicht über die Verteilung der in den gewerblichen Betrieben beschäftigten Personen muß manche in dieser Hinsicht gehegte Illusionen zerstören. Man sehe die folgende Zusammenstellung der in den gewerblichen Betrieben des Deutschen Reichs Tätigen:

Anzahl der beschäftigten Personen	1895	1907
insgesamt	8554918	12913586
davon in Betrieben von		
Einzelinhabern	5723221	7467563
mehreren Teilhabern	1475081	2147452
Aktiengesellschaften	801143	1758457
Gesellschaften mit beschränkter Haftung	66055	533050
Bergrechtlichen Gewerkschaften	132104	229993
Kommanditgesellschaften	90155	129907
Kommanditgesellschaften auf Aktien	42945	47825
Eingetragenen Genossenschaften	17952	47800
Vereinen	11208	28160

Man sieht, daß die Betriebe von Einzelinhabern und mehreren Teilhabern noch weit davon entfernt sind vor den Gesellschaftsbetrieben die Segel zu streichen, selbst wenn man zu diesen die ganz geschlossenen (Gesellschaften mit beschränkter Haftung, Kommanditgesellschaften) voll hinzurechnet. Allerdings haben die vom Reich, den Bundesstaaten, den Gemeinden usw. geführten Betriebe (von Post und Eisenbahn ganz abgesehen) ihre Personenzahl sehr bedeutend, von 188612 auf 572830, gesteigert; aber auch zu den Betrieben von Einzelinhabern würden noch fast 1½ Millionen Alleinbetriebe (ohne fremde Arbeitskräfte) und das Gros der landwirtschaftlichen Betriebe mit ihrer Personenzahl hinzuzurechnen sein, so daß sich trotz aller tatsächlichen Verschiebungen, deren entwickelungsgeschichtliche Bedeutung nicht geleugnet werden soll, bei weitem noch kein Überwiegen der Gesellschafts- und öffentlichen Betriebe herauskonstruieren läßt.

Ein entsprechendes Ergebnis zeigt die Übersicht über die Vermögensverteilung, wie sie die preußische Ergänzungssteuer ermöglicht. Die Zahl der Vermögenssteuerpflichtigen ist absolut stark gestiegen, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung fast ununterbrochen gleich geblieben. Über ihre Verteilung auf die einzelnen Vermögensklassen orientiert folgende Zusammenstellung, die sowohl die Anzahl der Zensiten wie ihren Steuerbetrag im Verhältnis zur Gesamtzahl und zum gesamten Steuerbetrag darstellt:

Vermögensgruppe	Anzahl der Zensiten auf das Hundert der Gesamtzahl		Steuerbetrag der Zensiten auf das Hundert der Gesamtsumme	
	1895	1911	1895	1911
über 6 000 bis 20 000 Mark	48,9	54,58	9,6	9,65
„ 20 000 „ 32 000 „	17,7	13,22	7,1	5,67
„ 32 000 „ 52 000 „	14,1	12,99	10,6	9,23
„ 52 000 „ 100 000 „	10,6	10,21	13,8	12,53
„ 100 000 „ 200 000 „	5,0	5,00	12,9	12,24
„ 200 000 „ 500 000 „	2,5	2,69	14,5	14,49
„ 500 000 „ 1 Million „	0,7	0,78	9,6	9,72
„ 1 Million „	0,5	0,53	21,9	26,46
	100,0	100,00	100,00	99,99

Auch hier kann (wenn man die starke Erhöhung aller absoluten Zahlen mit in Rechnung stellt) die relative Verschiebung nicht als so belangreich hingestellt werden, daß darauf die Theorie einer vollständigen extremen Vermögenskonzentration aufgebaut werden kann. Die äußerste Spitze ist ganz zweifellos recht bedeutend in die Höhe gegangen, aber zugleich hat sich auch die Basis absolut verbreitert und relativ ohne sehr wesentliche Schmälerung erhalten. Man muß schon zu sehr künstlichen Aushilfsmitteln greifen, wie dem von K. Kautsky gelegentlich angewendeten, daß vermöge der Bankenkonzentration eben auch die kleinen Vermögen in die Verfügungsgewalt des Großkapitals übergegangen sei (was aber nach Ausweis der Betriebsstatistik, der Kreditgenossenschafts-, der Sparkassenentwickelung usw. nicht zutrifft, oder was, wie man auch umgekehrt sagen kann, vor 30 Jahren bei im allgemeinen weit kleineren Verhältnissen sicher schon im gleichen Maßtstab zutreffend gewesen ist), man muß also schon zu sehr künstlichen Aushilfsmitteln greifen, um die alte, schlichte, eindeutige, bedingungslose Konzentrations- und Akkumulationstheorie durch Deuteln und Drehen noch brauchbar zu erhalten. Die Wirklichkeit ist ebensowohl bei der Betriebs- wie bei der Vermögensentwickelung, daß die Gesamtmasse gewaltig gewachsen ist, und daß innerhalb der vergrößerten Gesamtmasse natürlich auch Umfang der größten Betriebe, Umfang der größten Vermögen, Umfang der größten Kapitalvereinigungen ständig zugenommen haben, ohne jedoch kleine und mittlere Betriebe, Vermögen und Kapitalvereinigungen an einem bedeutenden absoluten Wachstum und an einer zähen Verteidigung zum großen Teil sogar ihrer relativen Position entscheidend hindern zu können.

Für einen naturnotwendigen Zwang zum allgemeinen, unterschiedslosen Kommunismus liegen daher heute die Verhältnisse nicht günstiger als vor 30 oder 50 Jahren, wo man die Entwickelung der Großbetriebe, der Aktiengesellschaften und der großen Vermögen bereits mit dem gleichen naiven Verwundern nach

dem Motto *Höher geht's nimmer* bestaunte, wie man es heute noch immer zu tun pflegt, wenn bei dem allgemeinen Wachstum der Pyramide die Spitze abermals um einige weithin sichtbare Rucke in die Höhe gegangen ist. Im Gegenteil, man könnte beinahe sagen: Friedrich II. hätte die gesamte Industrie des preußischen Staats leichter verstaatlichen können als Friedrich Wilhelm III., und Wilhelm I. leichter als Wilhelm II., auch wenn man die Namen nicht als Repräsentanten von Personalgewalt sondern von Zeitmöglichkeiten gelten lassen will. Die wachsenden Größenverhältnisse sind keineswegs, wie die Marxepigonen ganz schematisch tun, aus Konzentration und Vereinfachung heraus entstanden zu denken; sie werden tatsächlich immer verwickelter und verwirrter, und ihre Paradestücke sind nur Knoten, die sich keineswegs so gänzlich außer Verhältnis zu der Gesamtverstärkung des Gewebes verdicken, in dem sie sich befinden. Unsere größten Montanunternehmungen beispielsweise, über deren Kapitalmacht und Produktionsleistung man jedesmal die Hände über dem Kopf zusammenzuschlagen pflegt, wenn eine neue Rekordziffer, eine neue Verschmelzung, eine neue Kapitalserhöhung berichtet wird, haben in Wirklichkeit heute viel bedeutendere und zahlreichere Konkurrenten als vor 30 oder 60 Jahren, wo sie (in Preußen) zeitweise wirklich als einzigartige, konkurrenzlose und vermöge ihrer besonderen Betriebserfahrungen scheinbar unerreichbare Größen dastanden. Und Verschmelzungen sind vor 20 und 40 und 60 und noch mehr Jahren genau ebenso vorgekommen wie sie heute vorkommen: Das Merkwürdige ist nur, daß die Verschmelzungsgelegenheiten seit Beginn unseres modernen Berg- und Hüttengewerbes noch nie aufgehört haben, obwohl nun schon seit beinahe 80 Jahren munter verschmolzen wird. Endlich sind Leute wie David Hansemann oder Gustav Mevissen zu ihrer Zeit mindestens ebenso bedeutende Drahtzieher gewesen wie heutzutage ein beliebiger Großbankdirektor mit Dutzenden von Aufsichtsratsposten. Immer wieder muß gesagt werden, daß sich nur die Größenverhältnisse im ganzen entwickelt haben, und daß es pure Selbsttäuschung ist, wenn man daraus, daß die Großen noch größer geworden sind, auf ihre immer weiter ausgedehnte Herrschaft über die Gesamtproduktion schließt. Der Weltmarkt hat sich ausgedehnt, daraufhin hat sich auch die Industrie ausgedehnt; auch geographisch konzentriert blieb sie innerhalb gewisser Verhältnisse, besteht aber ihrer wachsenden Größe entsprechend aus einer wachsenden Zahl von selbständig beteiligten Faktoren.

Je mehr indes die Produktion ins Riesenhafte wächst, desto schwieriger wird ihre Organisation im ganzen wie in den Einzelgruppen, namentlich, wenn man berücksichtigt, daß sie um so mehr von internationalen Konkurrenzverhältnissen und Wechselbeziehungen abhängig wird, je stärker sie international konzentriert, je unverhältnismäßiger ihre Leistungsfähigkeit im Vergleich zu den unmittelbaren nationalen Versorgungsbedürfnissen gesteigert ist. Eine nationale Industrie ließe sich weit leichter einheitlich organisieren als die in allen Ländern mit überwiegender Industriebevölkerung vorhandene internationale, deren Produktionsbedingungen ganz außerordentlich komplizierte geworden sind. Das wird sich auch in dem Musterland der Kapitalsakkumulation und Betriebskonzentration, in der nordamerikanischen Union, um so deutlicher bemerkbar machen, je mehr sich die Union zum industriellen Exportland entwickelt. Beiläufig vergesse man auch nicht, daß die nordamerikanischen Riesenvermögen durchweg Gebilde erster, bestenfalls zweiter Generation sind,

die ihre Entstehung der Ausnutzung ganz einzigartiger Konjunkturen verdanken, deren absolute Höhe, sicherlich aber deren relative Bedeutung in Zukunft eher einer Rückbildung als einer weiteren Steigerung ausgesetzt sein wird. Summa summarum: Von dem Nichteintritt immer stärkerer Hemmnisse der Produktivitätssteigerung innerhalb der kapitalistischen Produktionsverhältnisse ganz abgesehen entwickeln sich auch die formalen Bedingungen für die Umwandlung kapitalistischer in kommunistische Produktionsweise, wenn überhaupt, so längst nicht mit der Schnelligkeit und in der Allgemeinheit, die nach Marx zu den Voraussetzungen eines extrem dialektischen Prozesses gehören. Den angeblichen dialektischen Prozeß zur Grundlage der politischen Gesamthaltung der Arbeiterbewegung zu machen ist daher mehr und mehr zu einem sachlich unhaltbaren, unwissenschaftlichen, utopischen Verfahren geworden.

Was bleibt unter diesen Umständen vom traditionellen Programm der Arbeiterbewegung oder, konkreter gesprochen, der deutschen Sozialdemokratie übrig? Ich würde keinerlei Wissens- und Gewissensbedenken haben darauf zu antworten: alles Wesentliche, nämlich alles auf die Entfaltung der Produktivkräfte Gerichtete. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß von dem gemeinsamen Ausgangspunkt aus die Entwickelung der Produktivkräfte das Übergeordnete, die Geschichtsdialektik das Untergeordnete, die erstere der geschichtliche Inhalt, die letztere bestenfalls geschichtliche Bewegungsform ist. Gelangt die Bewegungsform nur in sehr abgeschwächtem Maß und innerhalb sehr ausgedehnter Fristen zur Geltung, dann kann die Sozialdemokratie auf diese Karte nicht mehr alles setzen sondern muß ihre Arbeit den tatsächlichen Verhältnissen entsprechend auf eine veränderte Methode aufbauen: die Methode wird nicht mehr in erster Linie dialektisch sein können sondern vor allem organisch werden müssen. Die Partei wird den Hauptwert ihrer Tätigkeit nicht mehr vornehmlich auf die Herausarbeitung von Gegensätzen sondern auf die Beachtung und Verstärkung der geraden Richtlinien des Gesamtprozesses zu richten haben.

Es versteht sich, daß die Praxis Abweichungen, starke Abweichungen von dieser Methode zugunsten der früher befolgten erzwingen kann. Die Vermeidung von unnötigen Gegensätzen hängt ja nicht allein von der Partei ab sondern auch von den anderen, namentlich den herrschenden Parteien. Jede Hartnäckigkeit in der Konservierung entwickelungsgeschichtlich unhaltbar gewordener Verhältnisse zwingt zur Gegensatzbildung auf seiten der entwickelungsgeschichtlich fortschrittlichen Elemente. Aber es ist doch ein gewaltiger Unterschied vorhanden zwischen der Methode Gegensätze überall zu suchen, weil nach theoretischer Auffassung überall welche vorhanden sein und mit Notwendigkeit zu immer stärkerer Zuspitzung drängen müssen, und der andern Methode absichtlich und planmäßig die geraden Linien organischer Fortentwickelung in den Vordergrund zu rücken. Denn die eine Methode macht es unmöglich im gegebenen Augenblick die gesamte Summe des unmittelbar Nötigen und Möglichen zu erfassen, die verschiedensten, oft mit einander kollidierenden Bedürfnisse der Produktivitätssteigerung gegen einander abzuwägen und so mit einander auszugleichen wie es die Erfordernisse der praktischen Politik unter allen Umständen und zu allen Zeiten immer wieder notwendig machen; die andere, die organische Methode, tendiert im Gegenteil ihrer Natur nach dahin diese Bedingungen der praktischen Politik allen Hindernissen zum Trotz zu erfüllen. Die dialektische Methode verrennt und verbeißt sich in die

Gegensätze, während die organische mit aller Kraft die Gegensätze auf das jeweils unvermeidliche Mindestmaß zurückzuschrauben sucht.

Es ist selbstverständlich, daß damit keiner rückgratlosen Kompromisselei um jeden Preis das Wort geredet sein soll. Denn als Grundlage der Gesamthaltung, als Grundmotiv der Bewegung, als Grundbedingung daher auch jedes Ausgleichsversuchs im praktischen Einzelfall bleibt ja stets die Aufgabe, der Wille und die Möglichkeit Fortschritte in der Entwickelung der produktiven Kräfte zu machen, und zwar in der Entwickelung aller, nicht bloß der irgendwie einseitig materiellen sondern, wozu die gesamte Verfassungs-, Steuer-, Sozial- und Kulturpolitik dient, auch der geistigen und sittlichen Produktivkräfte des Volks in seiner Gesamtheit, in seinem Durchschnitt, und namentlich in seinen am stärksten vernachlässigten Schichten. Ergeben sich dann immer wieder Gegensätze gegen die Mächte des Beharrens und der einseitigen Bevorzugung von Sonderinteressen, dann müssen sie natürlich mit rücksichtsloser Energie durchgekämpft werden. Aber dann hat die Partei die Möglichkeit die Verantwortung dafür im vollen Umfang und mit vollem Erfolg von sich abzulehnen und braucht nicht zu der Ausrede zu flüchten, daß solche Gegensätze ja im naturnotwendigen Verlauf des Prozesses selber begründet sind, sondern sie kann darauf pochen, daß sie auf dem Boden der organischen Fortentwickelung aller Produktivkräfte steht, und daß es die anderen sind, die aus Rückständigkeit und Eigennutz den organischen Prozeß unterbrechen wollen.

Die durch den *Radikalismus* fast zum Prinzip erhobene Ablehnung des Bekenntnisses zum organischen Prozeß ist aber nicht nur eine wissenschaftliche Einseitigkeit sondern auch ein schwerer moralischer Fehler. Denn es widerstreitet nun einmal von Grund auf den elementaren Anforderungen jedes höher entwickelten sittlichen Bewußtseins die Möglichkeiten der Verständigung von vornherein abzulehnen und sich nicht die geringste Mühe zu ihrer Aufspürung zu geben. Sicher sind dem Aufsteigen der modernen Arbeiterklasse von Anfang an durch Borniertheit, Gleichgültigkeit, Machtdünkel, Klassenbefangenheit und was noch alles die schwersten Hindernisse in den Weg geworfen worden, und sicher tut die Arbeiterklasse vollkommen recht daran sich in erster Linie auf ihre eigene Kraft zu verlassen. Nur die Kräfte, die sich selber regen, kommen zu geschichtlicher Geltung. Aber es darf doch auch nicht verkannt werden, daß das Aufkommen des maschinellen Produktionsprozesses und der großen Industrie an sich schon die schwierigsten geistigen, kulturellen, rechtlichen, politischen, wirtschaftlichen Probleme entfesselte, daß die Finanzkraft ursprünglich ebenso gering wie der internationale, namentlich englische Konkurrenzdruck groß war, daß Verkehrsentwickelung und politische Gestaltung Deutschlands viele Jahrzehnte hindurch ein außerordentlich hohes Maß von Aufmerksamkeit, Willens- und Organisationskraft erforderten, und daß, abgesehen von diesen notwendigen Umwälzungen und Neubildungen, die besonderen Schwierigkeiten, die sich der planmäßig-organischen Pflege der Arbeiterklasse entgegenstellten, so neu und so groß waren, daß man erst nach unendlichem Schwanken und Suchen die Grundformen für die Berücksichtigung ihrer dringendsten Bedürfnisse zu finden begann. Sind doch auch die geistigen Bahnbrecher der Arbeiterbewegung auf diesem Gebiet lange Zeit hindurch ebenso hilflos im Nebel herumgetappt wie die Praktiker der Arbeiterbewegung, und erst unter vielen Mühen haben sich Dinge wie Arbeiterschutz und Versicherung auf zureichender Grundlage technisch organisieren

und praktisch wirksam gestalten lassen. So ist es also doch nicht ausschließlich Böswilligkeit, Gleichgültigkeit und Befangenheit gewesen, was der Berücksichtigung schon dringendster und elementarster Bedürfnisse der Arbeiterklasse entgegengestanden hat. Auch die tatsächlichen Schwierigkeiten einer gärenden Übergangszeit, in der sich ein gewaltiges Pensum großer Aufgaben zusammengedrängt hat, und die begreifliche Hilflosigkeit einer völligen sozialen Neubildung gegenüber sind sachliche, vom Willen unabhängige oder die Willensrichtung abdrängende Hemmungsfaktoren ersten Ranges gewesen. Aus dieser schwierigen Einleitungsperiode grundlegend maßgebliche Schlüsse auf die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer organischen Fortbildung zu ziehen geht um so weniger an, als doch auch die Arbeiterbewegung selbst erst ganz langsam zu einer selbständigen und selbstbewußten Macht herangereift ist. Im Licht einer solchen Gesamtbetrachtung ist die nachhaltige Verbissenheit mit der der *Radikalismus* die Geschichtsdialektik als ein den Willen zum Organischen ausschließendes Prinzip auszulegen und aufrecht zu erhalten sucht, ein schwerer Fehler. Viel sicherer als das, was sich dadurch an gesteigerter Kampfesleidenschaft erreichen läßt, ist das, was an fruchtbaren Möglichkeiten und Notwendigkeiten organischer Fortentwickelung dadurch versäumt und zerstört wird. Denn nachdem die Arbeiterklasse einmal zum Selbstbewußtsein erwacht ist, wird sie stets eher dazu geneigt sein ihre Forderungen über das augenblicklich Durchführbare hinaus zu überspannen als davon vorschnell etwas zurückzustellen. Sie unterliegt in dieser Hinsicht genau so wie jede andere Klasse der Gefahr ihre unmittelbaren Augenblicksinteressen als wichtiger und dringender anzusehen als die ihrer alsbaldigen und vollständigen Befriedigung entgegenstehenden Entwickelungsbedingungen des Gesamtprozesses. Deshalb kommt es nach der selbstverständlich notwendigen Erweckung des Klassenbewußtseins vor allem darauf an neben und in aller Agitation der Arbeiterklasse eine möglichst zutreffende Vorstellung von den organischen Wachstumsbedingungen der produktiven Kräfte im ganzen zu vermitteln. Jedes dahin zielende Bemühen wird nicht nur die Fähigkeiten zu praktischer Politik steigern sondern auch die Gefahr einseitig übertriebener Hoffnungen mit ihrem notwendigen Rückschlag an Entmutigung verringern. Vor allem aber wird es den moralischen Kredit der Partei ungemein stärken und ihr dadurch weit eher zur wirklichen Machtgewinnung verhelfen als wenn die Partei weniger von ihren eigenen Tugenden als von den Fehlern ihrer Gegner zu leben fortfährt. Nicht Klassenpolitik gegen Klassenpolitik sondern Volkspolitik gegen Klassenpolitik: dieser Lassallesche Gedanke kann allein die Sozialdemokratie zur vollen Höhe notwendiger Machtstellung emporführen.

Was aber heißt, um nun endlich vom Abstrakten zum Konkreten zu kommen, organische Entwickelung der Produktivkräfte?

Beginnen wir schulgerecht ökonomisch-historisch bei der Entwickelung der materiellen Produktivkräfte. Da ist zunächst einmal das vom Manchesterliberalismus aufgebrachte und von der Sozialdemokratie fast vollständig übernommene Vorurteil zu zerstören, als regele sich das in der bürgerlichen Gesellschaft alles völlig von selbst, als reichten lockender Profit und privatkapitalistische Initiative aus, um das jeweilige Höchstmaß der materiellen Produktivitätssteigerung sozusagen spielend zu erreichen. Man mag den M é t h o d e n des merkantilistischen Absolutismus der europäischen Festlandsstaaten in zahlreichen Spezialfällen vorwerfen was man will, aber man wird

die Richtigkeit des ihnen zugrunde liegenden Prinzips uneingeschränkt anerkennen müssen, falls man von der Rückständigkeit der materiellen und geistigen Kultur jener Zeiten und Länder sowie von der vollkommenen Hilflosigkeit der Privatinitiative (sofern von letzterer überhaupt die Rede sein kann) auch nur eine Ahnung hat. Von der landwirtschaftlichen Binnenkolonisation einmal ganz abgesehen, waren zum Beispiel in Preußen die planmäßige Heranziehung von ausländischen Gewerbetreibenden, die Erteilung von Privilegien und Monopolen, unter Umständen selbst die Gewährung von Vorschüssen und Zuschüssen aus den öffentlichen Kassen, ganz unumgängliche Voraussetzungen zur Entwickelung einer irgendwie nennenswerten Industrie und damit eines wesentlichen Teils der wirtschaftlich produktiven Kräfte, zugleich aber auch einer Grundbedingung höherer materieller und geistiger Kultur. Einer positiven Wirtschaftspolitik hat das ganze Kontinentalsystem Napoléons I. gedient, und auch hier muß man wieder sagen: so viel im einzelnen verfehlt worden ist, das Grundprinzip war berechtigt und notwendig. Zu positiver staatlicher Gewerbe-, Verkehrs- und Zollpolitik drängten trotz, ja zum Teil infolge gesteigerter Privatinitiative die Verhältnisse in Preußen und Deutschland nach 1815, und wenn eine Rückkehr zu den Methoden Friedrich Wilhelms I. und Friedrichs II. unnötig, ja unmöglich war, so lag das keineswegs an einem Veralten des Prinzips sondern an veränderten tatsächlichen Bedingungen, die veränderte Methoden der Gewerbeförderung forderten: vieles konnte der Privatinitiative überlassen werden, anderes drängte um so stärker zu staatlicher Inangriffnahme. Mit anderen Worten: Der Fortgang der Produktivitätssteigerung, der in immer weiterer Differenzierung der Produktion und der Produktionsbedingungen bestand, machte auch eine Differenzierung der staatlichen Förderungsmethoden notwendig. Dann kam eine Periode, in der sich die staatliche Leistung mehr und mehr auf die Ausbildung der im Wirtschaftsleben notwendigen Rechtsformen konzentrierte: Bergrecht, Handelsrecht, Gewerberecht, Gesellschaftsrecht, Genossenschaftsrecht, Prozeßrecht und tausend andere Erfordernisse des gewaltig wachsenden Wirtschaftskörpers mußten bedacht, geregelt. befriedigt werden. Übrigens ist auch diese Leistung keineswegs nur formaler Natur gewesen, und sie ist um nichts geringer einzuschätzen als alles andere, was der Staat jemals erfolgreich an aktiven Maßnahmen zur Entwickelung der materiellen Produktivkräfte geleistet hat. Seit 1878 hat dann die produktionspolitische Aktivität des Staates wieder neue Aufgaben in Angriff genommen. Innere Kolonisation und äußere Kolonisation, Eisenbahn- und Kanalbau, Staats- und Kommunalbetriebe, Zollschutz und Handelsverträge: eine unendliche Fülle von allgemeinen und speziellen Einrichtungen, Maßnahmen, Versuchen, über die man im einzelnen urteilen möge wie man es verantworten zu können glaubt, von denen aber im ganzen nur wiederholt werden kann, was schon von den Zeiten des Merkantilismus und der Zollvereinspolitik gesagt werden mußte: Mag an den Methoden und der Durchführung noch so viel auszusetzen sein, das Prinzip aktiver Förderung der Produktivkräfte durch den Staat ist kein spezifisch bureaukratisches, junkerliches, kapitalistisches, bürgerliches, es ist ein grundlegend notwendiger Bestandteil aller politischen Arbeit zu jeder Zeit und unter allen Verhältnissen, es verträgt keinen *dialektischen* Gegensatz sondern ist ein durch und durch organisches Prinzip, dessen Anwendung die unermüdliche, rein sachlich gerichtete Anstrengung aller an der Entwickelung der Produktivkräfte interessierten Volksschichten nötig macht; um so nötiger, je zuversicht-

licher sie glauben die Interessen der Gesamtheit und der Zukunft zu vertreten. Darum ist es falsch sich zu dieser Arbeit in und an der bestehenden Gesellschaft, die nichts anderes als das Heute der Zukunftsgesellschaft von morgen und übermorgen ist, in einen prinzipiellen Gegensatz stellen zu wollen und damit das Prinzip der aktiven, positiven Produktivitätssteigerung, soweit seine Anwendung auf die Volkswirtschaft in Frage kommt, für die eigene gegenwärtige Arbeit überhaupt aufzugeben. Sind auf diesem Gebiet Gegensätze unvermeidlich, so sollten sie nur aus der Ablehnung wirtschaftlicher Maßnahmen der Regierung und der herrschenden Parteien zugunsten eines eigenen, durchdachten, ausgearbeiteten wirtschaftspolitischen Programms entstehen können, aber nicht aus ihrer Ablehnung zugunsten eines bloßen Vakuums ausweichenden Verantwortlichkeitsbewußtseins.

Es kommt im Rahmen dieser Darlegungen nicht darauf an die Gründe für und wider bestimmte Einzelmaßnahmen zum Schutz und zur Entwickelung der nationalen Arbeit daheim wie in den Kolonieen zu erörtern. Alles das sind Probleme, die sich aus den konkreten volkswirtschaftlichen und weltwirtschaftlichen Zusammenhängen ergeben und ausschließlich aus ihrer Kenntnis und Beurteilung heraus ohne Voreingenommenheit für oder gegen die bestehende Produktionsweise ihre Erledigung finden müssen. Es kommt nur darauf an hervorzuheben, daß mit geschichtsdialektischen Theorieen und Ablehnung aller Verantwortlichkeit hier rein gar nichts getan ist, sondern daß ein positives wirtschaftspolitisches Programm ein notwendiger, integrierender Bestandteil jedes politischen Gesamtprogramms überhaupt ist, das den Anspruch darauf erhebt die Entwickelung der produktiven Kräfte besser, sachgemäßer, erfolgreicher betreiben zu wollen als es die herrschenden Klassen zu tun gewillt oder befähigt sind. Den Willen und die Befähigung dazu zu zeigen ist um so mehr eine wichtige und dringende Aufgabe der Sozialdemokratie als doch gerade sie in extremer Weise den Gedanken der planmäßig-einheitlichen Organisation aller Produktivkräfte zur Grundlage ihrer Zukunftshoffnung gemacht hat. Gerade sie dürfte sich deshalb zu allerletzt der Verpflichtung entziehen alles augenblicklich Nötige und Mögliche auf diesem Gebiet, auch wenn es sich um noch so vorläufige und unvollständige Vorarbeiten zur schließlichen Durchführung jener Generalidee handeln sollte, mit besonderer Bedachtsamkeit und Energie zu fördern. Die Politik der australischen Arbeiterregierung, von der allerdings in der sozialdemokratischen Presse nicht viel mehr als das bekannte Schweigen im Walde umgeht, beweist zur Genüge, daß auf diesem Gebiet auch vom Standpunkt der Arbeiterklasse alles andere eher möglich und gerechtfertigt ist als ein bequemes Gehen- und Geschehenlassen.

Es liegt mir selbstverständlich nichts ferner als mit diesen Feststellungen der Arbeiterbewegung und ihrer politischen Vertretung irgendwelche Vorwürfe machen, Versäumnisse ankreiden zu wollen. Die Sozialdemokratie hat sich auf dem ungeheuer mühevollen Gebiet der Organisierung und Erziehung der Arbeiterklasse sowie der politischen Vertretung der spezifischen Arbeiterinteressen so unvergängliche Verdienste erworben und ist andernteils durch aktiven wie passiven Widerstand der herrschenden Klassen so oft und so gründlich in die Opposition gedrängt worden, daß eine bis zur Verbitterung leidenschaftliche Abneigung gegen die Fortbildung der dialektischen zur organischen Auffassung nur allzuverständlich ist. Aber in der Politik kommt es nicht auf die Er-

regung von Stimmungen und Verstimmungen sondern auf die Erzielung von Wirkungen an, und darum ist es notwendig den überwuchernden Verstimmungen immer von neuem die klaren und nüchternen Grundgedanken einer systematisch-organischen Produktionspolitik entgegenzusetzen, auch wenn der einzelne deswegen hin und wieder dem Schicksal verfällt seinen Kredit bei den Parteigenossen zu verlieren. Das größte Übel gelegentlich solcher unumwundenen Bekenntnisse zu einer systematisch-organischen Produktionspolitik ist auch nicht ihre vorläufige Ablehnung durch die unentwegten Geschichtsdialektiker sondern der mit allen Mitteln der Kunst Mißverständnisse zu züchten und zu verbreiten erfolgreich durchgeführte Versuch den Gegensatz zwischen dialektischer und organischer Grundauffassung auf ein Gebiet hinüberzuspielen, wo er in der sozialdemokratischen Praxis von heute kaum noch symptomatisch zum Ausdruck kommt: auf das große Gebiet der Verfassungs-, Verwaltungs- und unmittelbaren Arbeiterinteressenpolitik.

Daß ein Bekenner zur systematisch-organischen Produktionspolitik gerade um dieser Grundlage seiner politischen Auffassung willen für vollständige Demokratisierung aller staatlichen Einrichtungen und Anstalten eintritt; daß er auch bei nicht rein negativer Haltung zum Schutzzollgedanken noch die Möglichkeit und Notwendigkeit bedeutender steuer- und zollpolitischer Erleichterungen im Interesse des Volkes erkennt und herbeiwünscht; daß das Bekenntnis zur inneren Bauernkolonisation für ihn kein Hindernis ist alle sichtbaren Möglichkeiten großbetrieblicher, genossenschaftlicher oder kommunaler Produktion zu unterstützen, wenn sie in realisierbarer Form hervortreten; daß das Bekenntnis zur äußern Kolonisation von der Verpflichtung nicht enthebt finanziell im Interesse der Heimat wie kulturell im Interesse der Kolonieen und ihrer Bewohner die gewissenhafteste Sorge in der Verhinderung bloßer raubbaumäßiger Ausbeutung und in der Entwickelung der wirtschaftlichen, geistigen und sittlichen Kräfte der Kolonialbewohner zu fordern; daß die Anerkennung der einstweiligen Unabänderlichkeit privatwirtschaftlicher Produktion das Interesse an jedem aussichtsreichen Versuch staats- oder kommunalwirtschaftlicher Produktionsleistung nicht im geringsten herabmindert; daß sie um so stärker zu systematischer Einschränkung privatwirtschaftlicher Ausbeutung der Arbeitskraft herausfordert; daß demnach Arbeiterschutz und Arbeiterversicherung, gewerkschaftliche und genossenschaftliche Selbsthilfe, Bildungs- und Erholungsinstitutionen umfassendster Art notwendig in der Linie dieser Grundauffassung liegen; daß über das alles hinaus die Einsicht vorhanden ist, die Arbeiterklasse müsse einheitlich und geschlossen die Wahrung ihrer Rechte, die Vertretung ihrer Interessen, die kulturpolitische Pflege der lebendigen Produktivkräfte, nämlich der Menschen selber, in die Hand nehmen und auch den Vorwurf der vaterlandslosen Internationalität nicht scheuen, um mit den Arbeiterparteien anderer Kulturländer die Verständigung über die schon aus Konkurrenzgründen international notwendige Verbesserung ihrer Lage, die Abgrenzung der nationalen Rechte und Pflichten innerhalb der großen internationalen Kulturgemeinschaft anbahnen und prinzipiell wie praktisch gleichkräftig fördern zu können: das alles und vieles mehr dergleichen verschlägt den unentwegten Geschichtsdialektikern nichts. Es hindert sie keinen Augenblick den Bekenner zur systematisch-organischen Produktionspolitik unter die Verlorenen und Verdammten der bürgerlichen Gesellschaft hinauszustoßen und ihm das Zeugnis mit auf den Weg zu geben, daß er bestenfalls

ein unverbesserlicher Wirrkopf, vielleicht aber auch ein unausstehlicher Quertreiber sei, der die Arbeiterbewegung auf das Niveau einer nationalliberaldemokratischen Konfusionspolitik herabziehen wolle.

Es ist selbstverständlich, daß in solchen Fällen die größere Macht entscheidet. Daß auf der Seite der größern Macht aber auch immer das größere Recht und die größere Einsicht sei, ist kein Satz, der durch die geschichtliche Erfahrung als bedingungslose Wahrheit erwiesen ist.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PETER HAMECHER · DER KÜNSTLER EDUARD VON KEYSERLING

ES gibt ein Bild in einer Keyserlingschen Novelle: Auf der offenen Veranda eines Weinrestaurants, am Ende der Stadt, wo die Wege sich ins flache unbebaute Land hinein verlaufen, sitzen im Heraufdämmern des Abends ein paar Menschen. Jeder für sich starren sie in ihr Glas oder hinaus in die weite sich verlierende Ebene. Eine trübe, traurige Bedrücktheit liegt über der Situation; etwas von trostloser, hoffnungsloser Verlassenheit und Vereinsamung. »Es ist seltsam ergreifend auf weite, von Dunkelheit verschlungene Flächen hinauszuschauen. Wir alle, der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt und sein räudiger Hund, ich, wir sehen wie gebannt da hinaus. Der Hund stößt zuweilen ein asthmatisches Heulen aus. Hunde müssen ihre Gedanken aussprechen. Dort unten leuchten nur einzelne Lichtchen ferner Wohnungen, winzige rote Pünktchen, die blinzelten, als wären sie in Not vor der großen Dunkelheit. Darüber ein dunstiger Himmel mit bleichen, verwischten Sternen. Und plötzlich erwacht in dieser Dunkelheit eine Stimme: Dort fern auf einem der Wege ging ein Mann und sang; eine klagende Tonfolge, dann ein Vorschlag, dann wieder *la-la-la*. Sehr einsam klang diese Stimme in der Dunkelheit, verloren, irrendsuchend. Und von der andern Seite der Wiese erklang eine zweite Stimme, eine schrille Frauenstimme, die die selbe Notenfolge sang, *la-la-la* und der kleine Vorschlag. Die beiden Stimmen begegneten sich, verschmolzen dicht in einander, wurden zuversichtlich in dem Beieinandersein. Der alte Herr, der Mann mit dem faltigen Gesicht, der Wirt, alle hoben die Köpfe und lauschten, der Hund die Ohren; die Kellnerin sah von ihrem Buch auf. Es war, als hätten wir alle darauf gewartet, daß die beiden Stimmen sich begegnen. Plötzlich schwieg der Gesang. Es wurde wieder still in der Dunkelheit . . .«

Einsamkeitsgefühl, in das nur der Sang der Liebe einen Wesen einenden, lebendigern Ton hineinbringt, ist die Grundstimmung, in der Keyserling das Leben auffaßt. Sein ganzes Dichten ist eine Bilderschrift, die das immer und wieder zum Ausdruck bringen will. Es ist eine trostlose Isoliertheit, in der sich, für ihn, das Individuum dem Sein als Erscheinung, als nicht subjektiv gefühltem Leben gegenüber befindet. »Dem Verstand kann es nicht gelingen diese Kluft zu überbrücken durch die logisch zugestandene Realität (der Erscheinungswelt), er kann das Ich nicht aus seiner Einsamkeit reißen«, heißt es in dem schönen Aufsatz *Über die Liebe,* in dem Keyserling seine Ansicht vom Leben begrifflich klarzulegen sucht. »Die Erscheinung hat vor allem Geltung als Lust- und Unlustquelle, und das Reale ist an ihr eben die vom Individuum gefühlte Lust

und Unlust. Wir müssen unsere Wirklichkeit in die Erscheinungen hineinfühlen, um diese uns näher zu bringen. Und wirklich, wir werten die Fülle der uns gegebenen Erscheinungen nach dem Maß von Realität, welche wir ihnen leihen, gleichsam nach der Distanz zum Ich. Dort wo wir die gleiche Wirklichkeit wie die unseres Daseins fühlen, da lieben wir . . . Die Liebe allein erschafft außer uns ein dem unsern ebenbürtiges Leben, sie schlägt die Brücke vom Ich zu dem andern, sie ist es, die uns eine verwandte Welt schafft. Hesiod nennt Eros den Schöpfer der Welt, und er ist es allerdings, der uns die eigentliche Welt belebt, uns eine Welt gibt, von der wir nicht logisch überzeugt sind, sondern die wir auch empfinden.« Die Liebe, die Jagd des Menschen nach dem Menschen, wird ihm zu dem Verlangen aus der Isoliertheit des Ich hinauszukommen, anderes Leben, d a s Leben, das wir nicht selber sind, zu fühlen, indem wir uns ein Leben zu zweien zusammenphantasieren. »Wenn uns aber ein anderes Leben so nahe ist, so gegenständlich und wesentlich wird, dann verlangt es uns von diesem andern Leben gefühlt und erlebt zu werden. Wir wollen unsere Wirklichkeit von dem andern gleichsam bestätigt und beglaubigt zurückerhalten.« Die Liebe ist also nicht nur ein reizphysiologischer Vorgang, ein Verlangen von Körper zu Körper. Es liegt etwas Metaphysisches, mit dem Zusammenhang des Weltwesens Verknüpftes in diesem Trieb. Es ist das Verlangen das Leben zu fassen, zu fühlen, dem eigenen Leben nahe zu bringen. Das erklärt auch die Heftigkeit des Liebessehnens, alle die Kämpfe, die selig-unseligen Torheiten und Verwickelungen der Liebe. Liebessehnsucht ist Lebenssehnsucht, und jeder will zu seinem Leben, zu dem Leben, das ihm die Antwort deucht, die Vervollständigung des eigenen Daseins. Die Liebe wird durch ihre enge Verknüpfung mit den geistigen Grundlagen unseres Wesens für uns eine viel wichtigere Angelegenheit als für die übrigen Geschöpfe. »Jetzt beherrscht das Erotische alle Verhältnisse des menschlichen Daseins, gibt ihm die Farbe, kompliziert sie, legt in sie sein beglückendes oder vernichtendes Fieber, wird zur treibenden Kraft des gesellschaftlichen Lebens. Es ist der unermüdliche Dramatiker, der unaufhörlich die Knoten schürzt und löst, der Tragiker und Komödiendichter des menschlichen Daseins, unerschöpflich in neuen Formen vom Häßlichsten und Banalsten zum Edelsten.«

Die Liebe ist für Keyserling die Brücke zur Welt; sie ist es, die die tausendfachen Konstellationen des Lebens beherrscht. Das Problem der erotischen Illusion, der Anziehung und Abstoßung mit ihrem Wellenspiel von Ekstase zu Ernüchterung durch alle Nuancen und Zwischenlagen des Gefühls wird der Inhalt des Lebens. An ihm vollziehen sich die fürchterlichsten Tragödien und die lächerlichsten Komödien des Daseins. Das Erotische ist der Prüfstein, an dem Menschenwert sich erweisen kann. So wird das erotische Problem für Keyserling zu dem Grundproblem des Lebens überhaupt, dem die anderen Probleme nur angegliedert sind, von ihm mitbestimmt und gefärbt. Es wird zum Führenden auch für sein Dichten.

Die Liebe, das erotische Gefühl wird als Sehnsucht nach dem Leben die entscheidendste, stärkste Erfahrungstatsache des Daseins für Keyserling. Von ähnlicher Wichtigkeit ist für ihn nur noch die Abhängigkeit und Bedingtheit des Individuums in seiner ganzen Haltung gegenüber dem Leben und in der Art, wie es mit dem Leben fertig wird, vom Milieu. Die soziologische Gebundenheit ist die andere Grunderfahrung des Aristokraten Keyserling. Beide Probleme greifen in seinen Büchern in einander über, bestimmen einander,

schaffen die Konflikte; ja, das Bewußtwerden der Obmacht der Triebe, das Geschlechtserlebnis läßt erst die Übermacht der Umwelt mit aller Schärfe ins Bewußtsein treten, so daß man sagen kann, das erotische Problem wird hier im Zusammentreffen zweier für das Individuum ähnlich wichtiger *Wirklichkeiten* oder Gefühlsbindungen zum Kastenproblem. Gegensätze der Kaste bleiben unübersteiglich, wie die Grundsätze der Kaste unverbrüchlich bleiben.

Es sind ganz bestimmte Lebenskreise, in denen Keyserling seine Dichtungen spielen läßt. Er selber ist im Osten, in Kurland, auf einem alten Adelssitz geboren. Und dorthin verlegt er auch seine Dramen und Novellen. Es ist eine fest in sich abgegrenzte, durch uralte Traditionen und sorgfältige Pflege unendlich verfeinerte Kultur, die er darstellt. Diese Menschen vermögen kaum noch zu leben. Ästhetizismus ist für sie noch das einzig mögliche Prinzip der Lebenshaltung. Sie erbauen sich eine Welt, die wie mit Watte verhüllt, wie mit weißen, reinen Schleiern verhängt ist. Was die Harmonie zu stören vermag, alles Unterstrichene, alles Laute und Heiße, wird mit einer kurzen hochmütigen Gebärde abgetan. Sie können von allem nur eine Auslese brauchen. Schön zu sein hat alles, was in ihre Nähe kommt. Selbst der Tod kommt hier ganz diskret und vornehm; ganz *tenue*. Sie selber sind in ihrem Auftreten bis ins Letzte Zucht, Reserve, Stilbewußtsein, Haltung. Und vor allem Distanz. Sie lassen die Dinge nicht an sich heran, nicht bis zum Erregenden vorrücken. Sie sind fertig mit den Eindrücken, wenn sie sie in ihrem Erinnerungsinventarium registriert haben; wenn sie auf die zureichende Formel gebracht sind. Der Eindruck selber wird rein nervös aufgenommen, als Nervenimpression, und demnach wird auch der zureichende Vergleichsausdruck gesucht, nach einem Anklang an irgendeinen früher empfangenen und vermerkten nervösen Reiz. Objektiv stimmen diese Vergleiche oft gar nicht; aber subjektiv, von den im Individuum sich vollziehenden Assoziationen aus, sind sie vollkommen genau. Es hat so zu sein: und es ist so. Stilbewußtsein haben diese Menschen durchaus. Sie bauen ihr Haus nach einem festen, künstlerisch wohl erwogenen und berechneten Plan, und so haben sie ein jedes mit den Linien des Ganzen in Einklang zu setzen. Sie wissen ganz genau, was sie daraufhin riskieren dürfen. »Jede architektonische Waghalsigkeit ist erlaubt, wenn wir sie schließlich mit den großen edlen Linien des Ganzen in Einklang zu bringen vermögen.«

Es hat sich hier eine Rasseverfeinerung vollzogen, die oft direkt Lebensunfähigkeit bedeutet. Der alte Landadel hat hundert Jahre Diplomatenleben durchgemacht. Das hat die Nerven kompliziert und angegriffen. Man denkt an der Louise von François *Letzte Reckenburgerin*. In Keyserlings Aristokraten leben noch die selben Traditionen, die selben Werte und Wertungen; aber was dort von einem starken Pflichtbewußtsein, von dem kategorischen Imperativ des alten Preußentums getragen wird, ist hier ganz ins Ästhetische gewendet. Aber auch hier wachsen noch Menschen, deren Lebenstrieb nicht ganz von der ästhetischen Kultur ihrer Rasse gebrochen werden konnte; die es müde geworden sind immer nur schön und still dazustehen, wie die Narzissen im Blumenbeet. Sie fühlen Durst nach dem heißern Leben. Sie haben das Lebensfieber in sich. Sie wollen sich wirklicher fühlen als sie es in den kühlen Sälen ihrer Schlösser zu sein vermögen, wo sie nur eine Auslese schöner Dinge sein sollen für die überfeinerten Nerven ihrer Gattinnen oder ein edles Kunstwerk, das das Stilgefühl des Herrn Vaters oder des Herrn Gemahls zu befriedigen hat. Es

kommen Träume von sommerlich verliebten Dingen, die ins Blut tauchen und es unruhig und sehnsüchtig machen zur Nacht. Sie lehnen sich auf gegen den Ästhetizismus der Lebenshaltung, der das Leben, ihr Leben ins Unrecht zu setzen sucht. Und zur Nacht steigen die Jungherren aus ihren Fenstern und eilen zu den Marjellen, dorthin, wo die Liebe noch eine klare, einfache Sache, eine Einrichtung, ein Recht ist. Sie atmen begierig den Duft der gesunden Körper, »die unbekümmerte Sinnlichkeit einer ruhigen zuversichtlichen Kraft, von der etwas auf sie überzugehen scheint«.

In den alten Adelshäusern Keyserlings wird in der Erörterung erotischer Dinge der Körper unterschlagen. Wenn aber hier in die stillen Säle die Liebe tritt, so wird sie zu einer Verwirrung stiftenden Macht; und zu einer um so gefährlichern, weil die lange Zucht die Sicherheit der Instinkte gebrochen; den naiven Egoismus der Sinne beirrt und die Individuen verzärtelt hat. Die Liebe wird Auflehnung; die *Affäre* zu einer Angelegenheit der Kaste. Und es heißt dann: entweder Order parieren oder hinaus aus der Zusammengehörigkeit! Ganz lautlos wird das abgemacht. Auseinandersetzungen, Szenen finden hier keinen Boden. Da das erotische Problem bei Keyserling in dieser Verbindung durchgängig auch zum Kastenproblem wird, so erhalten die Konflikte durch diese Komplikation und insbesondere durch die besondere Artung und Haltung der Kaste, die hemmenden, aber auch steigernden Widerstand bedeutet, eine vertiefte Intensität der Tragik.

Das Bild des Lebens, das Keyserling gibt, würde weniger eindrucksfähig sein, auch rein künstlerisch, wenn nicht der bis zur Anästhesie gesteigerten Sensibilität seines Adels in dem naiven Sinnenleben anderer Volksschichten wie in deren dumpferm, primitiverm Dasein überhaupt ein Kontrast entgegengesetzt würde. Ungezwungen ergibt er sich aus dem Kreise, der um die Schlösser und ihre Herren herum lebt, bis hinab in die engen Häuslerkaten. Hierin wie in den Konflikten, die allerdings rein künstlerisch gestaltet sind, liegt aber auch eine gewisse Kritik. Da sagt ein Vater: »Was erziehen wir da für Wesen? Die können ja nicht leben. Denen kann man ja das Ding, das wir Leben nennen, gar nicht anvertrauen. Was wir erziehen, sind kleine berauschte Gespenster, die vor Verlangen zittern draußen umzugehen und, wenn sie hinauskommen, nicht leben können.« Das bedeutet weltanschaulich einen Bruch mit dem Ästhetizismus als Lebensrichtung, eine Ablehnung des sterilen Nichts-als-Schönseins.

Immerhin kommt das eigentliche Kastenproblem erst in zweiter Linie in Frage. Das Grundmotiv aber ist immer in der Art und Weise gegeben, wie die Menschen Herr über das Leben zu werden suchen, wie sie ihm nachrennen, sich an Widerständen bis zur Erschöpfung abmühen, und wie sie doch nur einer Illusion nachlaufen, um zum guten oder schlimmen Ende so tief allein zu sein wie nie vorher. Am glücklichsten erscheinen noch jene ironisch lächelnden Causeure, die das Alter oder ein Gebrechen außerhalb des Lebensreigens gestellt hat, und die das Treiben der anderen, mit geistreichen, psychologisch scharfen Bemerkungen es glossierend, als mehr oder minder interessierte Beobachter begleiten. Das beobachtende Miterleben, dies neugierige hinter den Erlebnissen der anderen her Sein ist ihre Form des Lebens, und sie ist nicht die unangenehmste.

Keyserlings erste Bücher, die in weiten Abständen erschienen und noch ganz uneigentlich sind, gehen in die Frühzeit des Naturalismus zurück. Es sind

2 Romane streng realistischer Observanz: *Rosa Herz* und *Die dritte Stiege.* Bekannt wurde Keyserling erst mit seinem Drama *Frühlingsopfer,* das um 1900 erschien. Es ist ein echt naturalistisches Milieustück, an dem nur die wundervolle Frühlingsstimmung, all das Berückende und Werbende der Lenznächte, unvergeßlich ist, wie in dem folgenden Drama, *Der arme Hans,* der Wald in seinem märchenhaften Eigenleben, das der Dichter ihm gegeben. Aber diese Dramen liegen noch außerhalb von Keyserlings eigentlicher Bedeutung, wenn auch die Stilprinzipien der naturalistischen Dramatik mit ihrer breiten, zuständlichen Schilderung des Milieus, mit ihrer fatalistisch-deterministischen, auf soziologischen Erkenntnissen sich aufbauenden Schicksalsauffassung dem Dichter und seiner Anschauung noch so gelegen sein mochten. Als Dichter ist Keyserling doch bis in die Fingerspitzen das verfeinertste Ergebnis der ästhetischen Kultur seiner Rasse. Reserve, Beobachtung, Stilbewußtsein, Haltung zeichnen ihn aus. Auch er bleibt in einer gewissen zurückhaltenden Distanz zu den Dingen. Das gibt keinen Dramatiker, der selbst stark miterleben muß, wohl aber einen Erzähler von ganz distinguierter Haltung. Ein feiner, in die Tiefe gehender Dialog ist *Benignens Erlebnis;* aber schon der Novelle sich nähernd. So hat Keyserling seinen Ausdruck denn auch erst gefunden, als er mit *Beate und Mareile* das Gebiet der Erzählung wirklich betritt. Hier können sich die Fähigkeiten Keyserlings erst ausbreiten. Das feine, schwingende Instrument seiner Seele, seine nervöse, intensiv den Eindruck einsaugende Beobachtung, seine große Impressionabilität ist erst in der Novelle am Platz. Die vornehme alte Kultur, der ihm zur Natur gewordene sichere Stil, der das mindeste Rücken an den Formen vermerkt, die streng aristokratische Zucht geben ihm zudem eine sichere Stellung, von wo aus er die Eigenheiten und das Charakteristische anderer Menschen mit schärfstem Unterscheidungsvermögen, mit fast karikaturistischer Deutlichkeit wahrzunehmen vermag. Bisher hat Keyserling 5 erzählende Werke veröffentlicht: die Romane *Beate und Mareile, Dumala, Wellen* und die Novellenbücher *Schwüle Tage* und *Bunte Herzen.*[1]) In den Novellen ist es das Einzelerlebnis, was er herausgreift, während im Roman verschiedene Lebensfäden in einem Punkt zusammengehen und in Lust oder Unlust das entscheidende Wort aus dem Mund des Lebens selber erwarten. Auch ist die Auswahl der Motive, ihre Verästelung und Verknüpfung im Roman mannigfaltiger und beziehungsreicher als in der Novelle. Wenn die Novelle den psychologischen Einzelvorgang aufgreift, so sucht der Roman in dem Verhalten der Handelnden einen Symbolwert für die Totalität des Lebens herauszustellen. Auch in dem bei Keyserling stets sich wiederholenden Hineinbeziehen des Landschaftlichen kommt das zum Ausdruck: Was in der Novelle Stimmungsfaktor ist, wird im Roman Unterstützung des Symbolischen.

Der Umkreis menschlicher Eigenarten ist bei Keyserling nicht sehr groß, auch sind die Konflikte verwandt. Ihn interessiert nicht so sehr das Individuum als solches, sondern nur soweit es Funktionär des Lebenstriebs ist, und so genügt er sich am Typ. Auch ist ihm der Konflikt als solcher nicht so bedeutsam. Die Gegenüberstellungen sind ja doch meist die selben; aber in jeder Gegenüberstellung stecken so verschiedene symbolische Werte, kommt solche Fülle menschlicher Bindungsgeheimnisse zutage, daß es immer und wieder reizt diese eine Gegenüberstellung hin und her zu wenden.

[1]) Alle Werke Keyserlings (mit Ausnahme der beiden Erstlingsromane, die nicht mehr zu haben sind) sind bei S. Fischer in Berlin erschienen.

Es ist alles Symbol philosophischer oder psychologischer Erkenntnis bei Keyserling. In der Darstellung aber ist alles in lebendige Anschauung übertragen. Es wurde schon darauf hingewiesen, wie Landschaft und Umwelt zur sinnbildlichen Verdeutlichung des Dramas herangezogen werden. Aber nie ist da eine aufdringliche Parallelisierung vorgenommen; immer sind die Stimmungswerte mit dem Ganzen in dem äußersten Takt verbunden, der das Werk dieses Dichters kennzeichnet, und zwar in einer vollkommen sinnlichen, ich möchte sagen: intuitiven Einheit, die auch nicht den Schatten des Erklügelten hat. Der letzte Roman *Wellen* ist da beleuchtend: Ein Maler ringt mit dem Meer und mit dem Weib um den Ausdruck ihres Wesens, und mit diesen beiden komplizierten Naturen wird sein einfaches ungespaltenes Wesen nicht fertig. Das Ganze ist die Tragödie zweier Menschen, deren Körper sich recht gut verstanden, die aber nun, da die Seelen sich zusammenstimmen sollen, vor der Aussprache zurückbeben. Das Kastenproblem verschärft die Komplikation. Ein psychologisches und teilweise auch soziologisches Motiv, das aber durch die Verknüpfung mit dem landschaftlichen Symbol ins dichterisch Bedeutsame gehoben wird. Die ungezwungene Symbolisierung ist aber dadurch erreicht, daß das Meer notwendig in das Erlebnis eingefügt wird.

Dieses Herausholen der ungezwungenen Einheit ist künstlerisch ganz wundervoll und für den Dichter bezeichnend. In der Novelle, die an und für sich ja schon geschlossenere Form ist, ist es überaus köstlich, wie alles auf einen Ton gestimmt ist. Da ist die Novelle *Harmonie*: Ein aristokratisches Leben an der äußersten Grenze des Möglichen geht lautlos beiseite, als es seinen Lebensstil nicht länger gegen das Eindringen des Unharmonischen zu wahren vermag. Diese Novelle ist ganz durchgehalten in einem fleckenlosen Weiß: »ein Traum, ganz weiß von dir«. Durchgehalten bis in die Katastrophe, wo Annemarie ins Wasser geht. Hier diese Schilderung, die ein Meisterstück Keyserlingscher Malkunst ist, die die weichen Pastellfarben liebt: »Die Stimme war ganz nah. Da ging sie auch schon an ihnen vorüber, langsam. Einen Fliederzweig hielt sie in der Hand und bewegte ihn sachte, als schlüge sie den Takt zu ihrem Lied. Die Schleppe des weißen Musselinkleides rauschte leise auf dem Kies. Es war, als wendete sie den Kopf einen Augenblick nach der Seite, wo die beiden saßen. Felix sah deutlich das schmale Gesicht: ruhig und fremd, die Lippen waren zum Singen halb geöffnet. So ging sie vorüber. Der Gesang entfernte sich, dann kam er wieder deutlich über das Wasser, wie ein Wiegenlied klang es, ein Lied, das eine Mutter im Schein der Nachtlampe an einer weißen Wiege singt, wenn ihr die Augen halb zufallen. Jetzt war sie auf der andern Seite des Teiches. Die helle Gestalt ging den Brettersteg entlang, der in das Wasser hineingebaut war. Am Ende des Stegs blieb sie stehen, wiegte den Fliederzweig und sang. Ein Ton im Wasser. Wildenten flogen aus dem Schilf auf. Das Mondlicht auf dem Wasser drüben wurde einen Augenblick unruhig, fuhr kraus hin und her.«

Die kompositionelle Kunst in ihrer Vollendung zeigt ganz und gar eine Novelle wie *Schwüle Tage*: Ein Sohn erlebt da die verschwiegene Tragödie seines Vaters, eines jener stolzen, bis zuletzt Haltung bewahrenden Keyserlingschen Menschen. Aber gleichzeitig erlebt der Junge sich selber. Wie der Dichter hier unmerklich enthüllend, voller Zurückhaltung, vorgeht, wie er beide Ereignisse kontrastiert und doch eins ans andere bindet, für den Erlebenden in eins verknüpft; sodann der Vortrag, dieses mit der Neugier junger Hunde am

Leben Herumschnuppernde des Jungen, der die Geschichte erzählt: das ist künstlerisch geradezu verblüffend. Ein Fieber ist wie immer bei Keyserling das erotische Verlangen. (»Alle seltsam einsam, aber eine Einsamkeit die fiebert«, heißt es bezeichnend in *Dumala*.) So spiegelt er das auch in der Stimmung der Landschaft. Um das Erlebnis kocht und wogt die heiße, fiebernd sinnliche Luft des Sommers, der reifen, gärenden Felder, der nächtlichen Parks mit ihren Verschwiegenheiten und wird Nervenerlebnis im bereits empfänglich gestimmten Blut, dessen Erregung dadurch andrerseits gesteigert wird. Solche Dichtungen sind Meisterstücke in ihrer Ineinanderfügung und machen nicht den Eindruck des bewußt Komponierten sondern des ganz intuitiv Erblickten und von zitternd reagierenden Nerven sehr sensibel Aufgenommenen.

Keyserling steht bereits weit im 6. Jahrzehnt seines Lebens. Er war ein Gereifter, als er mit seinen novellistischen Büchern hervortrat, und, was er gibt, ist menschlich wie künstlerisch ganz ausgereift und edel. Er hat Stil als festen, natürlich gewachsenen Ausdruck innerer Disposition; als lautlosen selbstverständlichen Lebensrhythmus. Er kann viel daraufhin wagen, wie die nächtliche Szene in der Schenke an der polnischen Grenze in der Novelle *Bunte Herzen* zeigt. Das macht auch, daß man seine Bücher immer wieder lesen mag, Zeile für Zeile seine überaus reifen Sätze durchkostend. Wie sehr er auch weltanschaulich einen Bruch mit dem Ästhetizismus bedeutet: künstlerisch wäre er ohne die alte Kultur, die er im Blute hat, gar nicht denkbar. Dank ihrer ward er befähigt der vornehmste Sprach- und Stilkünstler zu werden, den wir zurzeit haben.

FRIEDRICH KLEEIS · DIE HERABSETZUNG DES LEBENSALTERS FÜR DEN BEZUG DER ALTERSRENTE

UNTER den mannigfachen Verbesserungsvorschlägen für unsere Sozialversicherung spielt die Forderung auf Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente eine große Rolle. Schon als im ursprünglichen Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz der Beginn der Altersrente auf das 70. Lebensjahr festgesetzt wurde, erhob sich dagegen vielseitiger Widerspruch. Nicht mit Unrecht sagten viele Arbeiter: 70 Jahre werden wir ja doch nicht alt. Da bei der Schaffung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes auch ein großes Gewicht auf die Altersrenten gelegt wurde, beantragten die sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten die Altersrenten schon vom vollendeten 60. Lebensjahr an beginnen zu lassen.

Gleichwohl gab es später eine Zeit, in der nicht nur die sozialdemokratische Partei die Forderung nicht vertreten hat, sondern in der sich führende Parteigenossen sogar gegen die Herabsetzung aussprachen, so Genosse Bebel und andere. Diese bezeichneten die Forderung als ganz unglücklich. Da in der Landwirtschaft die alten Leute viel zahlreicher seien als in der Industrie, so käme die Herabsetzung der Altersgrenze vorwiegend der Landwirtschaft zugute. Die landwirtschaftlichen Arbeiter hätten aber den geringsten Vorteil davon. Ihnen würde die Rente durch Kürzung des Arbeitsverdienstes wieder abgejagt, auch wenn der einzelne Arbeiter genau so viel leistet wie jeder

andere an der selben Stelle. Das sei eine Belastung der Industrie zugunsten der Großgrundbesitzer. Genosse Molkenbuhr wies einmal darauf hin, daß diese Lohnkürzungen auch durch das Reich und die Bundesstaaten vorgenommen würden, Die in den staatlichen Eisenbahnwerkstätten Beschäftigten, die Altersrente bekommen, kämen gewöhnlich an dem Tag, an dem ihnen die Altersrente zugesprochen wird, in eine niedrigere Lohnklasse, und es sei nicht selten, daß ihnen mehr vom Lohn abgezogen wird als sie in Form von Rente erhalten. Die hier in Frage kommenden Arbeiter, so wurde weiter ausgeführt, hätten keine gewerkschaftliche Organisation und somit kein Mittel die Lohnkürzungen zu bekämpfen. Die Forderung auf Herabsetzung des Lebensalters für den Bezug der Altersrente werde im Reichstag vorwiegend von Führern des *Bundes der Landwirte* (dem Freiherrn von Ploetz und anderen) erhoben, was sehr bedenklich sei. Wie weit diese Ansichten innerhalb der sozialdemokratischen Partei verbreitet waren, ergibt sich daraus, daß auf dem Parteitag in Jena /1905/ ein Antrag abgelehnt wurde, nach dem die sozialdemokratische Reichstagsfraktion aufgefordert werden sollte im Reichstag energisch die Herabsetzung der Altersgrenze vom 70. auf das 65. Lebensjahr für die Altersrente zu verlangen. Allerdings ist hier zu bemerken, daß zu jenen Zeiten die Bewilligung der Invalidenrenten noch eine liberale war, und daß die Rentenquetscherei auf diesem Gebiet erst später (nach der Tätigkeit der Bereisungskommission) einsetzte.

Inzwischen änderten sich die Meinungen. Alle mit der Arbeiterbewegung irgendwie im Zusammenhang stehenden Kongresse usw., die zur Reichsversicherungsordnung Stellung nahmen, forderten die Herabsetzung der Altersgrenze auf mindestens 65 Jahre. So die Krankenkassenkongresse, die Jahresversammlungen des *Zentralverbands von Ortskrankenkassen im Deutschen Reich*, die Generalversammlungen vieler Gewerkschaften und schließlich auch der Parteitag in Leipzig. So kam es, daß bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung im Reichstag die sozialdemokratische Fraktion den Antrag stellte die Altersgrenze auf das 65. Lebensjahr herabzusetzen. Als es aber zur Abstimmung über den Antrag kam, stimmten die früheren Befürworter der Herabsetzung, namentlich die Konservativen, gegen ihn, so daß er abgelehnt wurde. Nur einige Nationalliberale waren noch für ihn eingetreten. Auch das Zentrum bewies seine Arbeiterfreundlichkeit dadurch, daß es gegen den Antrag votierte. Bei der 3. Beratung der Reichsversicherungsordnung im Plenum des Reichstags kam die Frage nochmals ausführlich zur Verhandlung. Man verstieg sich hierbei nur so weit einen Antrag anzunehmen, nach dem der Bundesrat im Jahr 1915 dem Reichstag die gesetzlichen Vorschriften über die Altersrenten zur erneuten Beschlußfassung vorzulegen hat. Es wurde eine entsprechende Bestimmung in das Einführungsgesetz aufgenommen.

Vor kurzem ging nun folgende Mitteilung durch die Tagespresse:
»Die Reichsregierung hat die vom Reichstag gewünschte Prüfung der Frage, ob eine Herabsetzung der Altersgrenze für die Altersrente möglich ist, bereits in die Wege geleitet. Es wird beabsichtigt diese Prüfung in die Hände eines Sachverständigenausschusses zu legen. Zu diesem Zweck sind die Bundesregierungen aufgefordert worden Sachverständige für diesen Ausschuß namhaft zu machen. Der Gedanke liegt nahe, daß man auch die dem Reichstag angehörenden sachverständigen Mathematiker zur Mitwirkung bei dieser Prüfung berufen wird. Allerdings ist von den 3 Mathematikern, die dem letzten Reichstag angehörten, nur einer Mitglied des neuen Reichstags geworden. Wenn man trotz des noch 3 Jahre entfernt liegenden Zeitpunkts schon jetzt an die Vorarbeiten der Prüfung herangetreten ist, so hat das seine

Ursache darin, daß von dem Sachverständigenausschuß möglicherweise sehr umfangreiche und zeitraubende statistische Erhebungen zur völligen Klarstellung der Wirkung einer Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente beschlossen werden können.«

Diese Umständlichkeiten sind absolut nicht nötig. Die Herabsetzung der Altersgrenze ist eine unabweisbare Notwendigkeit, wenn das Wort *Altersversicherung* nicht nur ein schönes Aushängeschild sein soll. Die Kosten der frühern Gewährung der Altersrente können auch ohne weiteres getragen werden.

Die Zahl der bewilligten sowie laufenden Altersrenten ist zurzeit so gering, daß sie in der Arbeiterversicherung keine nennenswerte Rolle mehr spielt. Im Jahr 1891, in dem das Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetz in Kraft trat, wurden 132 926 Altersrenten bewilligt. Das ist eine außerordentlich große Zahl, die nur durch die sehr günstigen Übergangsbestimmungen des Gesetzes in diesem Punkt entstanden ist. Als das Gesetz ins Leben trat, wurde sofort allen über 70 Jahre alten Personen die Altersrente bewilligt, auch wenn sie nur eine Marke auf Grund versicherungspflichtiger Beschäftigung geklebt hatten. Auch in den Jahren darauf waren die Bewilligungen noch umfangreich. Im Jahr 1894 wurden noch 33 871 Altersrenten festgesetzt. Seitdem gestaltete sich das Bild folgendermaßen:

Jahr	Bewilligte Renten	Laufende Renten	Ausgaben für Altersrenten
1897	22 320	303 955	27 555 955 Mark
1900	19 852	195 133	26 224 203 „
1903	12 430	168 550	22 113 103 „
1906	10 666	134 100	18 354 811 „
1909	11 003	108 637	15 549 500 „
1911	11 588	93 369	14 010 869 „

Sowohl die Zahl der bewilligten wie die der laufenden Renten und damit auch die Beträge, die für Altersrenten ausgezahlt wurden, alles hat erheblich abgenommen.

Die Ursache für diese Erscheinung ist nicht darin zu suchen, daß der alten Leute immer weniger werden (bei der allgemeinen Abnahme der Sterblichkeit dürfte ihre Zahl sogar zunehmen), sondern vielmehr darin, daß die Wartezeit für die Erlangung der Altersrente immer schwerer zu erfüllen ist, je länger das Gesetz besteht. Wer Altersrente haben will, muß nicht nur das 70. Lebensjahr überschritten haben sondern auch nachweisen, daß er seit Bestehen des Gesetzes bis zur Vollendung des genannten Lebensjahrs so viele Beitragsmarken geklebt hat, daß auf jedes der inzwischen verstrichenen Jahre mindestens 40 Marken entfallen. Wer also im Jahr 1912 das 70. Lebensjahr überschreitet, muß mindestens 840 bis 880 Marken nachweisen, wer es im Jahr 1913 vollendet, muß mindestens 880 bis 920 Marken vorzeigen usw. Wer nun einmal längere Zeit keine versicherungspflichtige Arbeit getan hat, oder wer auch nur einmal längere Zeit von einem Arbeitgeber keine Marken geklebt bekam (beides sind Fälle, die außerordentlich oft vorkommen), der muß so lange weiter Marken kleben, bis die angegebene Zahl erreicht ist, wenn er nicht vorher stirbt. Kann er die Wartezeit noch erfüllen, so erhält er erst von diesem spätern Zeitpunkt an die Rente. Im Jahr 1910 waren 112 Personen über 75 Jahre und 5 Personen über 80 Jahre alt, als sie die Altersrente er-

hielten. Es wird also in den nächsten Jahren die Zahl der Altersrentner noch mehr abnehmen.

Wie hoch würden sich nun die Kosten der Herabsetzung der Altersgrenze stellen? Auch diese Frage ist ziemlich geklärt. Schon in den Motiven zur Abänderung des Invaliditäts- und Altersversicherungsgesetzes, die am 1. Januar 1900 in Kraft trat, waren die Mehrausgaben berechnet. Danach hätten sich bei Herabsetzung von 70 Jahren auf 65 die jährlichen Ausgaben für die Versicherungsanstalten um 20 319 600 Mark und für das Reich um 9 966 450 Mark gesteigert. Auch in den Motiven zur Reichsversicherungsordnung aus dem Jahr 1910 ist die Angelegenheit besprochen. Die Regierung stützt sich dabei auf die Berufsstatistik von 1907. Danach würde sich bei Herabsetzung der Altersgrenze von 70 auf 65 Jahre die Zahl der Altersrentenempfänger um 176 655, bei Herabsetzung auf 60 Jahre um 495 936 erhöhen. Es sind nämlich so viele invalidenversicherungspflichtige Personen in den bezeichneten Altersstufen vorhanden wie die Zahlen angeben. Die durchschnittliche Altersrente beträgt gegenwärtig 161,64 Mark. Bei Zugrundelegung dieses Betrags ergäbe sich folgende jährliche Mehrbelastung:

Herabsetzung der Altersgrenze auf	Mehrbelastung (in Mark)		
	überhaupt	davon entfallen auf	
		die Versicherungsanstalt	das Reich
65 Jahre	28 554 514	19 721 764	8 832 750
60 „	80 163 095	55 366 295	24 796 800

»Gegenüber dieser Mehrbelastung kann eine Herabsetzung der Altersgrenze nicht vorgeschlagen werden«, sagt dazu die Begründung der Reichsversicherungsordnung. Die Berechnung ist aber nicht ganz stichhaltig. Selbst angenommen, die angegebene Zahl der erwerbstätigen Personen sei richtig, so kann doch weiter nicht angenommen werden, daß alle diese die Altersrente bekommen werden. Ein Teil wird die Wartezeit nicht erfüllt oder die Anwartschaft verloren haben usw. Weiter ist zu berücksichtigen, daß durch den frühern Beginn der Altersrenten an den Invalidenrenten gespart wird. Gerade die Zahl der Leute, die im Alter von 60 bis 69 Jahren die Invalidenrente beantragen (sie beträgt zirka 46 000 pro Jahr) ist recht erheblich; der Antrag auf Invalidenrente (obgleich diese höher ist als die Altersrente) wird vielfach unterbleiben, wenn der Versicherte die Altersrente bekommt. Der Kampf um die Altersrente ist schon sehr gefürchtet. Die Zahl der in der Berechnung angenommenen Altersrenten wird sich also ermäßigen. Auf alle Fälle sind die Mehrausgaben zu hoch geschätzt. Selbst aber vorausgesetzt, daß die Zahlen richtig sind: ist die Mehrbelastung so erheblich, um von ihnen so viel Aufhebens zu machen? Die Einnahmen der Versicherungsträger in der Invalidenversicherung betrugen 1910 insgesamt 254½ Millionen Mark, die auf sie entfallenden Rententeile nur 111 Millionen. Der Vermögenszuwachs betrug 88 Millionen Mark. Kann es da auf 19 Millionen Mark Mehrausgabe für Altersrente, die auf die Versicherungsträger entfallen, so wesentlich ankommen?

Die Invaliden- und Alterszwangsversicherung Frankreichs setzt den Beginn der Altersrente auf das 65. Lebensjahr fest. Die freiwillige staatliche Ver-

sicherung in Italien läßt die Altersrente mit dem 60. Lebensjahr beginnen, die gleiche Versicherung in Belgien sogar mit dem 55. Lebensjahr. Australien und Dänemark kennen eine staatliche Altersversorgung ohne Beitragszahlung, die mit dem 65. Lebensjahr einsetzt. In Deutschland setzt das neugeschaffene Versicherungsgesetz für Privatangestellte den Beginn des Ruhegehalts ebenfalls auf das 65. Lebensjahr fest. Warum sollte der besonders frühzeitig altersschwache deutsche Arbeiter diese Vergünstigung nicht erhalten?

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer

Generalkommission der Gewerkschaften In ihrem Bericht für das Jahr 1911, den die *Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands* im *Korrespondenzblatt* veröffentlicht, gibt sie zunächst eine Übersicht über die sozialpolitischen Gesetze des Jahres, so über das Hausarbeitsgesetz und das Versicherungsgesetz für Angestellte. Außerdem werden das Ergebnis der Reichstagswahlen, die Studienreise der französischen Gewerkschaften und die damit verbundene Friedensdemonstration besprochen. In das Berichtsjahr fallen auch der Gewerkschaftskongreß in Dresden und die Neuwahl der *Generalkommission*. Hierzu kommen noch die Vorarbeiten für die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Unterstützungsvereinigung und die Beratungen, die mit dem Vorstand des *Zentralverbands deutscher Konsumvereine* gepflogen wurden, um Maßnahmen zur Bekämpfung der Heimarbeit zu treffen. Die weiteren Abschnitte des Berichts behandeln Agitation und Statistik sowie Kongresse, Konferenzen und Generalversammlungen, zu denen die *Generalkommission* Vertreter entsandte. Auch über das Arbeiterinnensekretariat wie über die sozialpolitische Abteilung wird berichtet. Das *Korrespondenzblatt* hatte Ende 1911 eine Auflage von 28 400, *L'Operario Italiano* im Jahresdurchschnitt eine solche von 9322 und *Oswiata* eine Auflage von 6678 Exemplaren. Das Referat Heinemanns für den Dresdener Gewerkschaftskongreß, *Das Koalitionsrecht in Deutschland und der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch,* ist in einer Auflage von 250 000 Exemplaren als Sonderdruck herausgegeben worden. Nach dem Kassenbericht beträgt die Gesamteinnahme (einschließlich des Kassenbestands von 432 870,94 Mark) 826 346,01 Mark und die Gesamtausgabe 383 584,30 Mark. Für Streiks und Aussperrungen wurden 584 867,72 Mark eingenommen und 406 145,30 Mark ausgegeben, so daß dafür ein Bestand von 78 722,42 Mark vorhanden ist. Dem Bericht der *Generalkommission* ist der Jahresbericht des Zentralarbeitersekretariats für 1911 angeschlossen, über den hier in der Rubrik *Sozialpolitik* referiert werden wird.

× ×

Konferenz der Verbandsvorstände Vom 25. bis zum 27. März tagte in Berlin eine Konferenz von Vertretern der Verbandsvorstände. Den ersten Verhandlungspunkt bildete der Gesellschaftsvertrag, den die Studienkommission zur Errichtung einer gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Versicherungskasse *Volksfürsorge* ausgearbeitet hatte. Den Versicherungsbedingungen stimmte die Konferenz zu, und sie nahm auch gleich die Wahlen für den Vorstand und den Aufsichtsrat der Kasse vor. Der Konferenz waren vom Gewerkschaftskongreß Anträge der Bildhauer und Metallarbeiter zur Regelung der Streikunterstützung bei größeren Streiks und Aussperrungen überwiesen worden. Sie entschied sich nach längerer Debatte für die Erhebung von Beiträgen im Umlageverfahren und beauftragte die *Generalkommission* mit der Ausarbeitung geeigneter Vorschläge.
Die Unterstützung der Tabakarbeiter wurde so geregelt, daß jeder Verband, einschließlich der geleisteten freiwilligen Beiträge, aus der Hauptkasse pro Mitglied 20 Pfennig abzuführen habe. Der Mehrertrag, nach Abzug der Ausgaben, wurde den Tabakarbeitern überwiesen.
Ferner beauftragte die Konferenz die *Generalkommission* wegen der Berichterstattung über gewerkschaftliche Verbandstage mit dem Beirat des Pressebureaus Rücksprache zu nehmen, um eine endgültige Lösung herbeizuführen.
Die weiteren Beratungsgegenstände waren interner Natur.

× ×

Schneider Zum 1. März waren in 31 Städten, darunter Berlin, Düsseldorf, Hamburg, Köln und München, die Tarifverträge für die Herrenmaß- und Uniformschneiderei gekündigt worden. Die vertraglich vorgesehenen zentralen Verhandlungen der Hauptvorstände der 3 Gehilfenverbände und des *Allgemeinen deutschen Arbeitgeberverbandes für das Schneidergewerbe* für die Städte, in denen bei den örtlichen Verhandlungen keine Einigung erfolgt war (diesmal 27), begannen am 2. Februar in Frankfurt. In den letzten 4 Jahren hatten diese zentralen Verhandlungen den Erfolg gehabt, daß das Maßschneidergewerbe von größeren Streiks und Aussperrungen verschont blieb. In diesem Jahr brachen aber die Arbeitgeber die Verhandlungen ab, indem sie den Arbeitnehmervertretern ein Ultimatum stellten, wonach Zulagen nur im Rahmen einer durchschnittlichen 5prozentigen Lohnerhöhung gewährt werden sollten. Dieser Prozentsatz sollte für einzelne Orte geringer, für andere etwas höher sein. Auf Verlangen wurden den Gehilfenvertretern die auf dieser Grundlage zusammengestellten neuen Lohntarife überreicht, deren *en bloc*-Annahme Bedingung sein sollte. Als die Vertreter der 3 Gehilfenorganisationen erklärten, daß das Angebot der Arbeitgeber nicht in allen Punkten und nicht für alle Orte genüge, daß sie aber bereit seien auf Grund dessen weiter zu verhandeln, erklärte der Vorstand des Arbeitgeberverbandes die Verhandlungen für gescheitert. So traten denn am 1. März in 30 Städten 7000 Schneidergehilfen in den Streik ein, während die Unternehmer am 9. März in weiteren 95 Städten Aussperrungen verfügten. Die Zahl der Ausgesperrten betrug 8000, so daß insgesamt 15 000 Schneidergesellen im Kampf standen. Durch die Vermittlung des Reichsamts des Innern kamen zwischen den Parteien am 26. März erneute Verhandlungen zustande, die zunächst in Frankfurt am Main unter dem Vorsitz des Magistratssyndikus Dr. Hiller stattfanden. Dazu wurden später Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner-München und Magistratsrat von Schulz-Berlin hinzugezogen. Durch Schiedsspruch der 3 Unparteiischen wurden zunächst für die einzelnen Orte die prozentualen Lohnzulagen bestimmt. Die Umrechnungen nahmen darauf die Ortsvertreter der Parteien vor. Die Arbeitsaufnahme erfolgte dann am 9. April.

× ×

Kongresse und Verbandstage Der 7. Verbandstag deutscher Gastwirtsgehilfen fand vom 19. bis zum 23. März in Nürnberg statt. Außer den Vorstandsvertretern und ausländischen Gästen waren 89 Delegierte anwesend. Die Mitgliederzahl ist in den beiden letzten Jahren von 9572 auf 13 918 gestiegen. Die Einnahmen der Hauptkasse betrugen in der Zeit vom 1. Januar 1910 bis zum 31. Dezember 1911 einschließlich eines Bestands von 109 744,70 Mark 338 711,55 Mark. Die Gesamtausgaben der Hauptkasse beliefen sich während dieser Zeit auf 209 313,40 Mark, so daß ein Bestand von 129 398,15 Mark in der Hauptkasse verblieb. Von den Ausgaben kommen 40 655,85 Mark auf Streik- und Gemaßregeltenunterstützung. Nach einem Referat über Lohnbewegungen im Gastwirtsgewerbe wurde eine längere Resolution angenommen, in der Maßnahmen bei Lohnbewegungen, Arbeitseinstellungen, Streiks, Sperren und Boykotts vorgesehen sind. Weitere Resolutionen wurden nach Referaten über die wirtschaftliche Lage der Küchenangestellten sowie über den Arbeiterschutz im Gastwirtsgewerbe gefaßt. Ferner wurde zu der Frage der Ein- und Auswanderung Stellung genommen. Außerdem wurden die Einführung der Arbeitslosenunterstützung und die Erhöhung des Beitrags um 10 Pfennig pro Woche in allen Klassen beschlossen. Als 1. Vorsitzender wurde Zeiske-Berlin gewählt, da Poetzsch eine Wiederwahl ablehnte.

Die Glaser tagten vom 8. bis zum 10. April in Dresden. Von 1909 bis 1911 ist ihre Mitgliederzahl von 4249 auf 4967 gestiegen. Das Vermögen ihrer Hauptkasse beträgt 96 064 Mark; von 1909 bis 1911 wurden 247 363 Mark eingenommen und 151 299 Mark ausgegeben. Von den Ausgaben entfallen 56 058 Mark auf Streik- und Gemaßregeltenunterstützung, auf Tarifverhandlungen usw. Die Zahlstellen, deren Einnahmen 374 550 Mark und Ausgaben 361 513 Mark betrugen, zahlten für Arbeitslosenunterstützung 108 903 Mark aus. Der Verbandstag beschloß die Einführung der Erwerbslosenunterstützung in besonderen Fällen und die Erhöhung des Wochenbeitrages auf 70 Pfennig. Debattelos fand eine Resolution Annahme, wonach der Abschluß eines Reichstarifs im Glasergewerbe abgelehnt und der Vorstand beauftragt wird sein Augenmerk auf den Abschluß örtlicher Tarife zu richten. Die Verschmelzung mit dem Holzarbeiter-

verband, über die seit einem Jahrzehnt auf jedem Verbandstag diskutiert wird, wurde mit 20 gegen 14 Stimmen abgelehnt; auch der Vorschlag einer Urabstimmung darüber wurde mit 21 gegen 14 Stimmen verworfen. Zur Frage des Zentralarbeitsnachweises wurde beschlossen, daß die Zentrale wöchentlich über den jeweiligen Stand der örtlichen Nachweise Zähllisten einfordern und sie an die Nebenstellen vermitteln solle. Über die Vermittlungstätigkeit der einzelnen Nebenstellen soll die Zentrale monatlich das statistische Material einholen, um es an das reichsstatistische Amt weiterzugeben.

Der 1. Verbandstag der Hausangestellten tagte vom 14. bis zum 16. April in Berlin und wurde von 22 Delegierten aus 16 Städten besucht. 1911 zählte der Verband durchschnittlich 5474 Mitglieder in 38 Ortsgruppen. Die Verbandseinnahmen betrugen 26 462,91, die Zuschüsse von der *Generalkommission* 15 200 Mark. An Ausgaben verzeichnet der Bericht 38 440,98 Mark, darunter 635,32 Mark für Rechtsschutz und 4975,51 Mark für Krankenunterstützung. Als Vermögensbestand sind 3221,93 Mark angegeben. Zur Reichsversicherungsordnung und zum Stellenvermittlergesetz nahm der Verband Stellung. Er entfaltete überhaupt eine außerordentlich rege Agitation. Die Tagung selbst brachte ausführliche und gut durchdachte Referate über Stellenvermittlung, über Agitation, Fortbildung, Unterhaltung und Geselligkeit, die den Verbands- und den Ortsgruppenleitungen wertvolle Anregungen und Richtlinien für ihre Maßnahmen bieten. Beschlossen wurde eine Erhöhung des monatlichen Beitrags von 40 auf 50 Pfennig, wovon den Ortsgruppen die Hälfte verbleiben soll. Die Vorsitzende Ida Baar wurde wiedergewählt. In 3 Jahren soll der nächste Verbandstag in Leipzig zusammentreten.

Die Dachdecker hielten ihren Verbandstag vom 15. bis zum 18. April in Nürnberg ab. Die Mitgliederzahl des Verbandes ist in den letzten 2 Jahren von 6191 auf 8482 gestiegen. Der Kassenbericht weist eine Einnahme von 35 254 Mark nach, während an Ausgaben für Streiks und Aussperrungen 108 732 Mark, für Reise- und Umzugsunterstützung 27 287 Mark und für andere Unterstützungen 3000 Mark verzeichnet sind. Das Verbandsvermögen ist trotz der umfangreichen Kämpfe in den beiden letzten Jahren von 51 232 Mark auf 126 142 Mark gestiegen. Ein großer Teil der Verhandlungen galt der Taktik bei Lohnkämpfen. Die Aussprache darüber klang dahin aus, daß der Zentralvorstand in Zukunft jede Abweichung vom Statut mit Verweigerung der Streikgenehmigung beantworten solle; als Verwalter des Verbandsvermögens sei er das den Kollegen im Lande schuldig. Die Staffelung der Verbandsbeiträge, von denen 80 % der Hauptkasse zuzuführen sind, bleibt unverändert bestehen, doch sollen auf die Dauer von 25 Wochen Extrabeiträge von 20 bis 35 Pfennig erhoben werden. Die Streikunterstützung ist auch neu geregelt worden, und zwar unter Berücksichtigung der Mitgliedschaftsdauer. Ferner wurde der Einführung der Arbeitslosenunterstützung im Prinzip zugestimmt, doch soll die endgültige Entscheidung darüber dem nächsten Verbandstag überlassen bleiben, der 1914 in Berlin stattfinden soll.

Der Kürschnerverband hatte dieses Jahr seine Tagung vom 22. bis zum 25. April in Leipzig. Der Verband besteht seit 10 Jahren und zählte Ende 1911 rund 4000 Mitglieder. Die Gesamteinnahmen der Hauptkasse betrugen in den letzten 3 Jahren 353 023 Mark; verausgabt wurden 352 653 Mark, darunter für Streiks und Aussperrungen 1909 4324 Mark, 1910 10 327 Mark und 1911 170 924 Mark, für Arbeitslosenunterstützung 9790, für Reiseunterstützung 361, für Krankenunterstützung 26 497 und für Wöchnerinnenunterstützung 550 Mark. Das Verbandsvermögen belief sich Ende 1911 auf 53 508 Mark. Einen Hauptpunkt der Verhandlungen bildete die Zurichteraussperrung in Rötha, durch die dem Verband fast 170 000 Mark Kosten erwuchsen. Der Vorstand hatte nun eine Änderung des Streikreglements beantragt, um künftig berechtigt zu sein einen Streik für beendet zu erklären, wenn keine Aussicht auf Erfolg vorhanden ist. Seine Anträge wurden indes abgelehnt. Die Beiträge wurden in der 2. Klasse um 5 Pfennig, in der 3. und 4. Klasse um 10 Pfennig erhöht, ohne daß an den Unterstützungseinrichtungen etwas geändert wurde. Der nächste Verbandstag soll 1915 in Arnstadt stattfinden.

× ×

KurzeChronik Am 5. April dieses Jahres starb in Hamburg Ernst Kretschmer, einer der Gründer des Bäckerverbandes. 10 Jahre war Kretschmer Vorsitzender des Hamburger Gewerkschaftskartells, und in dieser Eigenschaft wirkte er mit an der

Errichtung des Gewerkschaftshauses. × Die Hamburger Hafenarbeiter erzielten durch Verhandlungen die 9stündige Arbeitszeit ab 1. Mai 1913 und Lohnerhöhungen. Vom 1. Mai dieses Jahres an beträgt der Tagelohn 5,20 Mark, er steigt am 1. Januar 1913 auf 5,30 Mark und am 1. Januar 1914 auf 5,40 Mark. × Die Mitgliederzahl des Gemeinde- und Staatsarbeiterverbandes stieg 1911 von 39 262 auf 47 376. Damit hat der Verband die größte Zunahme seit seinem Bestehen zu verzeichnen. × Seit Februar haben die Textilarbeiter 50 000 weibliche Mitglieder. Noch vor 10 Jahren waren in dem Verband erst 12 000 Arbeiterinnen organisiert. × In letzter Zeit konnten die *Böttcherzeitung* sowie die *Sattler- und Portefeuillerzeitung* ihr 25jähriges Bestehen feiern. Beide Zeitungen haben sich aus kleinen Anfängen zu einflußreichen Berufsorganen entwickelt. × Eine Auflage von 200 000 Exemplaren hat der *Proletarier,* das Organ des Fabrikarbeiterverbandes, erreicht. Aus diesem Anlaß hat die Redaktion eine Festnummer erscheinen lassen. × Der Schneiderverband hat jetzt mehr als 50 000 Mitglieder.

× ×

Literatur

Als 486 Seiten starker Band ist das 4. Jahr- und Handbuch der Brauerei- und Mühlenarbeiter erschienen. Nach einer allgemeinen Übersicht über das Wirtschaftsjahr und über die Sozialpolitik im Jahr 1911 wird darin die Lage in der Brau- und Malz- wie in der Mühlenindustrie erörtert; dann werden auch die Unternehmerorganisationen, die für den Verband in Frage kommen, behandelt. Den größten Raum nehmen die Darstellung der Lohnbewegungen, Streiks und Aussperrungen sowie die Tarifverträge im Text und in tabellarischen Zusammenstellungen ein. Nur die letzten 60 Seiten sind den Finanzen und der Verwaltung des Verbands gewidmet. × In seiner Schrift *Die Entwickelung und Tätigkeit des deutschen Metallarbeiterverbandes* /Berlin, C. Heymann/ gibt Dr. Otto Hommer auf 175 Seiten eine kurz skizzierte Geschichte dieses Verbands von seiner Gründung bis zum Jahr 1909. Er behandelt darin sowohl die Entstehung, Ausbreitung und Hindernisse der Bewegung, den Kampf um die Arbeitsbedingungen sowie auch die Unterstützungseinrichtungen und die weiteren Entwickelungstendenzen des Verbands. Der Anhang enthält Tabellen und graphische Darstellungen über Mitgliederzahl, Einnahmen, Ausgaben usw. × Das 78 Seiten starke Heft *Die Entwickelung der modernen Arbeiterbewegung* von Heinrich Göhring (in der Sammlung *Kultur und Fortschritt* /Leipzig, Dietrich/) will eine Übersicht über die gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen der verschiedenen Richtungen in allen Kulturländern (Europa, Nordamerika, Australien) geben, mit Tabellenmaterial, das den Veröffentlichungen der einzelnen Organisationen entnommen ist. Die Ausführungen des Verfassers, der den *rein*gewerkschaftlichen Organisationen gegenüber den freien das Wort redet, sind nicht immer objektiv; so, wenn er behauptet, daß es bei den Streiks in Deutschland (wie in Dresden, Chemnitz, Hamburg, Breslau und neuerdings in Berlin-Moabit) wiederholt zu blutigen Ausartungen gekommen wäre; oder, daß im Baugewerbe Deutschlands sowie in den meisten anderen Gewerben mit der stetigen Steigerung der Arbeitslöhne eine ständige Verringerung der Arbeitsleistung Schritt gehalten habe. × Die Schrift *Bergarbeiterstreik im Ruhrgebiet im Frühjahr 1912* von Heinrich Imbusch /Köln, *Christlicher Gewerkschaftsverlag/* richtet sich gegen den Streik der Bergarbeiter und gegen den alten Bergarbeiterverband, hat also die Tendenz das Verhalten des christlichen Verbands zu rechtfertigen. × Speziell auf österreichische Verhältnisse zugeschnitten ist die Broschüre *Die deutschnationale Arbeiterbewegung* von Carl Cermak /Wien, Brand/, die dort der Agitation gegen die deutschnationale Bewegung dient.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Deutsche Konsumvereinszentrale

Nach dem Vorstandsbericht des *Zentralverbands deutscher Konsumvereine* bedeutet das Jahr 1911 für die deutschen Konsumvereine ein Jahr bisher beispielloser Entwickelung. Zwar hat die Zahl der dem Verband angeschlossenen Vereine keine große Steigerung erfahren (von 1151 auf 1183). Das findet aber seine natürliche Erklärung in der gegenwärtigen auf Zentralisierung gerichteten Tendenz der Bewegung, die statt Gründung neuer Vereine die Errichtung von Filialen bestehender vorzieht, und die durch Zusammenfassung benachbarter Genossenschaften zu Bezirkskonsumvereinen sogar auf eine Verminderung der Zahl der Vereine hinwirkt. Der gewaltige Fortschritt drückt sich vielmehr in

der Zunahme der Mitglieder, des Umsatzes und der Eigenproduktion aus. Die Mitgliederzahl hat im Berichtsjahr eine Steigerung von 1 181 000 auf 1 325 000 erfahren. Der Umsatz sämtlicher Vereine, einschließlich der Großeinkaufsgesellschaft, erhöhte sich von 433 auf 506 Millionen Mark, also um 73 Millionen. Das ist die größte absolute Steigerung, die bis jetzt zu verzeichnen war; das letzte Jahr brachte nur eine solche von 51 Millionen. Am erfreulichsten ist aber die rapide Zunahme der Eigenproduktion: Es wurden im Berichtsjahr von den Vereinen des *Zentralverbands* für 81 Millionen Mark Waren in eigenen Betrieben hergestellt, gegenüber 66 Millionen Mark im Vorjahr. Der Grundbesitz der Verbandsvereine stand am Jahresschluß mit 74 Millionen Mark zu Buch; Maschinen und Inventar mit 14 Millionen. Genauere Daten über die Zunahme der Verbandsgenossenschaften wird erst der jetzt im Erscheinen begriffene Sekretariatsbericht bringen.

Diese Entwickelung stellt den *Zentralverband* vor neue organisatorische Aufgaben. Die Verbandssekretariate der Revisonsverbände, die gegenwärtig nur durch eine Person besetzt sind, bedürfen des weitern Ausbaues; ebenso macht die Entwickelung der Verlagsanstalt die Schaffung eigener Räume notwendig, wodurch eine Änderung der Organisation auch des *Zentralverbands* bedingt wird.

Der 9. ordentliche Genossenschaftstag wird vom 15. bis zum 19. Juni in Berlin abgehalten werden. Die Tagesordnung enthält folgende wichtigste Punkte: Bericht des Vorstands und des Generalsekretärs (Radestock und Kaufmann), die Errichtung einer gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Volksversicherungsgesellschaft *Volksfürsorge* (von Elm), das Musterstatut für Konsumvereine (Schmidtchen), die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kleinhandels (August Müller), Bericht der Fortbildungskommission genossenschaftlicher Unterrichtskurse (Rupprecht), Bericht über die Unterstützungskasse (Kretschmer), Bericht über das Tarifamt usw. Dem Genossenschaftstag geht eine Versammlung der Funktionäre des *Zentralverbands* voraus. Mit ihm verbunden ist eine genossenschaftliche Ausstellung, die im *Clou* stattfindet. An den Genossenschaftstag schließt sich die 18. ordentliche Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft. Ihre Tagesordnung hat nur den üblichen geschäftlichen Inhalt.

× ×

Deutsche Großeinkaufsgesellschaft Das am 31. Dezember 1911 abgeschlossene 18. Geschäftsjahr brachte unserer Großeinkaufsgesellschaft wieder eine beträchtliche Erhöhung ihres Umsatzes. Von 88 669 649 Mark im Vorjahr ist der Umsatz im letzten Jahr auf 109 605 469 Mark emporgeschnellt. Das ist also eine Steigerung von 23,6 %, ein außerordentlich erfreuliches Resultat. Die Zahl der Gesellschafter stieg von 675 auf 706, die der überhaupt kaufenden Vereine von 1554 auf 1574. Infolge des gesteigerten Umsatzes mußten in 4 von den 6 Lagern der Gesellschaft Vergrößerungen respektive Neubauten vorgenommen werden. Für den Umsatz in Manufakturwaren wurde ein besonderer Reisevertreter angestellt, auch soll demnächst in Gröba-Riesa ein ständiges Manufakturwarenlager eröffnet werden. Auch der Schuhwarenabsatz, für den im letzten Jahr zum erstenmal probeweise gereist wurde, hat eine Steigerung von 22 % erfahren.

Wie gewöhnlich entstammte ein Teil der von der Großeinkaufsgesellschaft verkauften Waren genossenschaftlichen Quellen. Es wurden für insgesamt 5 634 970 Mark von anderen Genossenschaften bezogen, gegen 3 599 915 Mark im Vorjahr. Davon entfielen 2 040 380 Mark auf landwirtschaftliche Genossenschaften, 1 029 000 Mark auf die Papierwarenfabrik des *Zentralverbandes*, 434 700 Mark auf die Schlächterei der Hamburger *Produktion*, 421 170 Mark auf die Genossenschaftswebereien in Cunewalde und Hof usw. Gewaltig vergrößert hat sich die Eigenproduktion der Gesellschaft. Die Seifenfabrik in Gröba-Riesa, die das erste volle Jahr hinter sich hat, erzielte einen Umsatz von 4 686 193 Mark; 1153, also etwa zwei Drittel aller überhaupt bei der Gesellschaft kaufenden Vereine bezogen Produkte dieses Unternehmens. Der Fabrik haben sich bereits 2 Nebenbetriebe angegliedert: eine Schlosserei für Reparaturen und eine Kistenfabrik, die 10 Personen beschäftigt. Insgesamt waren in dem ganzen Betrieb 226 Personen tätig. Die Zigarrenfabriken in Frankenberg, Hamburg und Hockenheim steigerten ihren Umsatz von 2 145 569 Mark im Jahr 1910 auf 2 699 607 Mark, also um rund ½ Million. 945 Vereine bezogen die Tabakfabrikate, 774 die Zigarren dieser Fabriken. 614 Personen waren in ihnen am Schluß des Jahres beschäftigt, gegen 565 Ende 1910 Einen kleinern Umsatz hatte die Kaffeerösterei, die nur

1 667 081 Kilo abgab, gegen 1 698 161 Kilo im Vorjahr. Der Bericht führt dies einmal auf die hohen Kaffeepreise, sodann darauf zurück, daß mehrere Vereine zum Selbströsten des Kaffees übergegangen sind. Die nunmehr 3 Jahre bestehende Bankabteilung hatte einen Gesamtverkehr im Debet und Kredit von rund 200 Millionen Mark, das sind 58 % mehr als im Vorjahr.

Das gesamte Personal der Großeinkaufsgesellschaft hatte am Ende 1911 die stattliche Höhe von 1297 Köpfen erreicht, das sind 142 mehr als Ende 1910. Es versteht sich von selbst, daß die Angestellten alle in tariflich geregeltem Arbeitsverhältnis stehen. Aber auch darüber hinaus hat die Gesellschaft an freiwilligen Versicherungs- und Unterstützungsleistungen viel Anerkennenswertes vollbracht: insgesamt wandte sie für diese freiwilligen Leistungen einen Betrag von fast 100 000 Mark auf.

Der Reingewinn des letzten Geschäftsjahrs beziffert sich auf 1 108 779 Mark gegen 1 015 757 Mark im Jahr 1910. Es werden davon 5 % Zinsen auf die eingezahlten Kapitalien, 2 % auf den Umsatz der angeschlossenen und 1 % auf den der nicht angeschlossenen Vereine verteilt werden, während der ganze übrige Betrag in Höhe von 816 000 Mark den verschiedenen Fonds zufließen soll, die damit auf 4,2 Millionen Mark anschwellen werden, wozu noch 2 Millionen Mark Stammkapital kommen. Das laufende Jahr wird übrigens eine weitere Ausdehnung der Eigenproduktion bringen, indem im Juli voraussichtlich die im Vorjahr erworbene Zündholzfabrik in Lauenburg in Betrieb genommen, und fernerhin die *Kautabakarbeitergenossenschaft* in Nordhausen als Eigenbetrieb der Großeinkaufsgesellschaft angegliedert werden wird.

Die deutschen Genossenschafter können sich mit Recht über diese Entwickelung ihres Zentralunternehmens freuen.

× ×

Besteuerung Die Beratung des Regierungsentwurfs zur Neuregelung der preußischen Einkommensteuer, in dem, wie bereits mitgeteilt, die Besteuerung der festen Rabatte der Konsumvereine als Reingewinn vorgesehen ist (siehe diese Rundschau, 1912, 1. Band, pag. 372 ff.), in der Steuerkommission des Abgeordnetenhauses bewies, daß die lebhafte Protestbewegung der Konsumvereine gegen das ihnen drohende Steuerunrecht und die von ihnen besorgte Aufklärung der Öffentlichkeit doch nicht ganz vergeblich gewesen sind. Der Regierungsentwurf vereinigte nur eine knappe Majorität auf sich, und zwar auch nur, nachdem durch einen Zentrumsantrag die Extrabesteuerung auch auf die Konsumanstalten ausgedehnt worden war. Überhaupt gegen die Bestimmung stimmten außer den Sozialdemokraten das Zentrum, die Polen und die Fortschrittler. Die Nationalliberalen erklärten, daß sie eventuell bei der 2. Lesung einen Antrag einbringen würden, durch den wenigstens 4 % von dem Rabatt der Konsumvereine (etwa so viel wie die Rabattsparvereine geben) freibleiben sollten. Das Unheil scheint demnach doch bis zu einem gewissen Grad abwendbar.

Der unermüdliche Herr Hammer hat übrigens im Abgeordnetenhaus einen alten Antrag von neuem eingebracht, der verlangt, daß die Warenhaussteuer entsprechend dem Anlage- und Betriebskapital steigen und bei 5 Millionen Mark Kapital und 20 Millionen Mark Umsatz 4 % des Umsatzes betragen solle. Die Höchstgrenze der Besteuerung soll von 20 % des Reingewinns auf 30 % erhöht werden. Von dieser Vergünstigung, der Normierung eines Höchstbetrags, sind übrigens die Konsumvereine ausgenommen. Bei der 1. Beratung im Plenum zeigten sich die Konservativen und Nationalliberalen dem Antrag Hammer geneigt, die Fortschrittler und Sozialdemokraten lehnten ihn ab.

Zur gleichen Zeit, in der so der größte deutsche Bundesstaat den Konsumvereinen neue schwere Steuerlasten aufzuerlegen sich anschickt, kommt aus Österreich die erfreuliche Kunde, daß der Gesetzentwurf über die Ermäßigung der Steuern und Gebühren für Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften, trotz heftigen Protestes der Mittelständler vom Parlament aus Rücksicht auf die dadurch auch vor allen den landwirtschaftlichen Genossenschaften zufallenden Vorteile angenommen wurde. Durch das Gesetz wird der steuerfreie gewerbliche Reinertrag von 600 auf 1200 Kronen erhöht und auch auf die Genossenschaften ausgedehnt.

× ×

Hamburg: *Produktion* Der 13. Jahresbericht der Hamburger *Produktion* umfaßt bereits einige Monate des Wirkens der neuen Handelsgesellschaft, die den Geschäftsbetrieb der Genossenschaft am 1. Oktober 1911 übernahm, um diese vor dem von Senat und Bürgerschaft beschlossenen Steuerunrecht

zu schützen. Wie nicht anders zu erwarten, hat die Umwandlung den innern Charakter sowie die ganze Entwickelung des Unternehmens natürlich nicht im mindesten tangiert. Im Gegenteil: Zum Teil unter der moralischen Wirkung dieses Vorgehens der hamburgischen Regierung gegen die Selbsthilfebestrebungen armer Proletarier, zum Teil unter dem Druck der letztjährigen empfindlichen Teuerung aller Lebensmittel haben sich die Arbeitermassen nur um so intensiver der genossenschaftlichen Organisation zugewandt. Das dokumentiert sich sowohl in der gewaltigen Zunahme der Mitglieder (von 49 312 zu Beginn auf 57 930 am Schluß des Jahres) als auch in dem Wachsen des Durchschnittsumsatzes der kaufenden Mitglieder, der sich von 393 Mark im Vorjahr auf 422 Mark erhöhte. Leider zählte die Genossenschaft im letzten Jahr immer noch 38 % überhaupt nicht einkaufende Mitglieder.

Der gesamte Warenumsatz stieg von 13 107 169 Mark im Vorjahr auf 16 511 791 im Jahr 1911, wovon 11 742 492 auf die Genossenchaft und 4 769 299 auf die Handelsgesellschaft entfallen. Über 10 % dieses Umsatzes, nämlich 1 740 558 Mark, kommen auf die Produkte der eigenen Bäckerei, die gegen das Vorjahr um 13 % mehr erzeugte. Übrigens ist dieses Unternehmen jetzt an der Grenze seiner Leistungsfähigkeit angelangt, weshalb bereits im Berichtsjahr zu ihrer Entlastung eine neue Bäckerei gebaut werden mußte, die ihren Betrieb sofort mit 6 Doppelauszugöfen begonnen hat, während für insgesamt 15 Raum vorhanden ist. Ein in der ganzen Genossenschaftsbewegung einzig dastehendes Unternehmen ist die Schlächterei der *Produktion*. Ihr Umsatz von 5 023 500 Mark umfaßt 30,4 % des Gesamtumsatzes der Genossenschaft und hat gegen das Vorjahr eine Steigerung von rund 30 % erfahren. Die Genossenschaft betreibt ferner noch eine Kaffeerösterei, eine Mineralwasserfabrik, eine Schroterei und ein Kohlengeschäft; an Nebenbetrieben eine Tischlerei, Klempnerei, Montagebetrieb und eine Wäscherei. Alle diese Betriebe befinden sich in gesunder Aufwärtsentwickelung.

Zur Bewältigung ihres Riesenumsatzes unterhielt die Genossenschaft am Jahresschluß 125 Läden, gegen 98 am Jahresbeginn. Unter ihnen befanden sich 22 Schlächterei-, 22 Bäckerei- und 2 Grünwarenläden. In ihrer Bauabteilung stellte die Genossenschaft im Berichtsjahr für 957 000 Mark neue Bauwerke, zum größten Teil Wohnhäuser, her. Die Zahl der von ihr errichteten Wohnungen ist damit auf 736, der Wert ihrer Baulichkeiten auf 6½ Millionen Mark gestiegen. Auch auf diesem Gebiet darf die *Produktion* als vorbildliche deutsche Genossenschaft gelten. Das beschäftigte Personal erreichte die stattliche Zahl von 1100 Köpfen. Die Arbeitsbedingungen aller Angestellten sind tariflich geregelt; für Versicherungen und andere soziale Fürsorgeeinrichtungen verausgabte die Genossenschaft im letzten Jahr 85 420 Mark, 5,6 % der Lohnsumme.

Der von der Genossenschaft sowie der Handelsgesellschaft im letzten Jahr erzielte Überschuß (feste Rabatte und Reingewinn zusammengerechnet) stellte sich auf 887 517 Mark gegen 655 847 im Jahr 1910. Er gestattet den Mitgliedern 5 % auf ihren Umsatz gutzubringen, während 102 000 Mark in die verschiedenen Fonds wandern.

So viel über den Geschäftsbericht. Nun noch ein Wort über das jüngste Unternehmen der *Produktion,* das sie auf ein ganz neues Gebiet geführt hat: die Erwerbung eines eigenen Kitterguts. Es handelt sich um das 399 Hektar große Erbpachtgut Schwanheide in Mecklenburg-Schwerin, an der Strecke Berlin-Hamburg, das die Genossenschaft zum Preis von 350 000 Mark in ihren Besitz gebracht hat. Das Gut hat 1150 Morgen Acker, 350 Morgen Weiden und Wiesen, 70 Morgen Wald und 30 Morgen Moor; der Viehbestand umfaßt gegenwärtig 11 Pferde, 90 Rinder (einschließlich Jungvieh) und 100 Schafe (einschließlich Lämmer). Außer den notwendigen Verwaltungs- und Wohngebäuden besitzt das Gut eine Brennerei mit einer Jahresproduktion von 47 000 Liter Brennspiritus, die aber vorläufig noch an die Spirituszentrale abgeliefert werden müssen. Nach Ablauf der Verträge sollen sie in die Verkaufsstellen der Genossenschaft wandern, die heute bereits einen Jahresverbrauch von 80 000 Litern hat. Die Bewirtschaftung des Gutes erfolgt zunächst in der seitherigen Weise; als Verwalter ist ein praktischer Landwirt und Genossenschafter angestellt. Der Ausbau für die Zwecke der Genossenschaft soll schrittweise erfolgen. Vor allem ist eine Erweiterung des Viehbestands vorgesehen; rationelle Schweinezucht und Mästerei sind in größerm Umfang geplant. Gleichzeitig mit dem Gut hat die *Produktion* eine am Bahnhof Schwanheide gelegene Molkerei erworben, für die 250 Landwirte der Umgegend durch Ver-

träge, die noch 9 Jahre laufen, zur Lieferung von Milch verpflichtet sind. Auf dem Gut sind zurzeit im Sommer 31 Personen, in der Molkerei 3 Personen beschäftigt. Bekanntlich haben die englischen Konsumvereine mit eigenen landwirtschaftlichen Betrieben keine guten Erfahrungen gemacht. Man darf gespannt sein, ob die glückliche Hand der Hamburger das übrigens wohlerwogene Projekt einem bessern Ausgang zuführen wird.

×

Schweiz

In der kleinen Schweiz, die eine Intensität der genossenschaftlichen Entwickelung erreicht hat wie kein anderes Land, geht es jetzt naturgemäß etwas langsamer vorwärts. Bestanden doch dort im letzten Jahr nur noch 7 Orte über 3000 Einwohner, in denen noch kein Konsumverein oder die Niederlassung eines solchen existierte, und auch von diesen wurden 2 bereits im Lauf dieses Jahres für die Bewegung gewonnen. Wie der Sekretariatsbericht des *Verbands schweizerischer Konsumvereine* mitteilt, traten dem Verband im Jahr 1911 23 neue Vereine bei, wogegen 2 Austritte erfolgten, so daß sich die Zahl der Verbandsvereine damit um 21 auf 350 erhöhte. Die Statistik dieser Vereine selbst erscheint später gesondert. Wohl aber legt der Bericht Rechenschaft über die als Großeinkaufsgesellschaft fungierende Zentralstelle ab. Diese hatte im letzten Jahr einen Umsatz von 32 095 987 Francs, was gegenüber dem Vorjahr einem Mehr von 4 330 176 Francs oder 15,6 % entspricht. Die Zentralstelle vermittelt außer Kolonialwaren bekanntlich auch Schuh- und Manufakturwaren, Brennmaterialien usw. Der erzielte Überschuß betrug 371 402 Francs. Seit Mitte 1911 besitzt der Verband auch eine Bankabteilung, die gut funktioniert und bereits im 1. Halbjahr einen Überschuß von 11 765 Francs abwarf. Die Liegenschaften hatten am Schluß des Jahres 1911 einen Wert von 1 518 266 Francs.

Von den vom Verband herausgegebenen genossenschaftlichen Fachzeitungen erscheint das Fachblatt, der *Schweizerische Konsumverein*, gegenwärtig in einer Auflage von 4250, das *Genossenschaftliche Volksblatt* in einer solchen von 149 000, *La Coopération* für die französisch und *La Cooperazione* für die italienisch sprechenden Teile der Schweiz in einer solchen von 25 200 und 2800 Exemplaren. Das erst- und das letztgenannte Organ sowie alle sonstigen Druckarbeiten des Verbands, insbesondere die Broschüren- und Flugblätterliteratur, werden in einer eigenen Druckerei hergestellt.

Am Ende des Berichtsjahrs beschäftigte der *Verband schweizerischer Konsumvereine* ein Personal von 295 Köpfen. Davon entfielen 188 auf die Zentralverwaltung in Basel, 14 auf die Druckerei und 93 auf die 3 Lagerhäuser in Pratteln und Wülflingen.

×

Großeinkaufsgesellschaften

Nach einer Zusammenstellung des *Internationalen Genossenschaftsbulletins* betrugen die Umsätze der Großeinkaufsgesellschaften im Jahr 1911 (in Mark) wie folgt:

Land	Umsatz 1911	Zunahme gegenüber 1910 absolut	prozentual
England	557 859 800	26 503 140	4,83
Schottland	157 021 580	2 258 400	1,45
Deutschland	109 605 469	20 935 820	23,61
Dänemark	54 901 014	3 276 790	6,34
Schweiz	25 676 782	3 464 140	15,6
Ungarn	19 997 973	4 024 182	25,19
Österreich	18 724 967	1 855 456	10,99
Finnland	12 921 148	2 033 086	18,67
Frankreich I	8 398 489	2 407 865	40,18
Rußland	7 809 585	3 522 359	82,1
Holland	6 019 432	675 565	13,06
Schweden	5 698 309	643 718	12,73
Belgien	4 723 760	1 131 764	41,50
Frankreich II	1 483 816	302 518	25,60
Norwegen	1 381 904	308 018	28,7
Böhmen	1 361 742	501 742	58,34
Polen	633 600	3 657 776	—
insgesamt	994 219 070	73 844 563	

In dieser Tabelle fehlen nur die Umsätze der jungen italienischen Großeinkaufsgesellschaft in Mailand, über die noch keine Angaben vorliegen. Die größte absolute Umsatzsteigerung hatte die englische Gesellschaft in Manchester mit 26½ Millionen Mark, die größte relative die russische mit 82 %. Vortrefflich entwickelt hat sich unsere deutsche Gesellschaft, die nach wie vor die 3. Stelle einnimmt, aber der schottischen mit solchen Riesenschritten nachstürmt, daß sie sie vielleicht in wenigen Jahren eingeholt haben wird. Die englische Gesellschaft hat allein einen Umsatz, der größer ist als der aller anderen Gesellschaften zusammen, während der Umsatz der 3 größten Gesellschaften (England, Schottland und Deutschland) den aller übrigen um das 5fache übertrifft.

Von den beiden britischen Großeinkaufsgesellschaften sind noch folgende Details mitzuteilen. Von dem Umsatz der englischen Gesellschaft in Höhe von 557,9

Millionen Mark entstammten für 136,7 Millionen, also rund ein Viertel, eigenen Produktivanstalten. Neu eröffnet wurde in Rochdale eine Farbenfabrik, die, mit den neuesten technischen Errungenschaften ausgestattet, Öl- und Wasserfarben, Lacke usw. herstellen wird. In Radcliffe wurde eine neue Weberei erbaut, die hauptsächlich der Produktion von bunten Shirtings und ähnlichen Stoffen dienen soll. Dagegen wurde die Politik der Gesellschaft ihre in Irland liegenden Molkereien allmählich abzustoßen auch im letzten Jahr fortgesetzt; es blieben nur noch 5 Hauptmolkereien und 14 Hilfsmolkereien in ihrem Besitz, die ihr wiederum einen Verlust von 37 020 Mark verursachten. Das gesamte Betriebskapital der Gesellschaft beläuft sich gegenwärtig auf 148 Millionen Mark, der Reingewinn des letzten Jahres betrug 11 598 260 Mark. Das Bankdepartement hat sich abermals vergrößert und verzeichnete diesmal Ein- und Ausgänge in Höhe von 2920 Millionen Mark. Nicht ganz so imponierend sind die Ziffern der schottischen Gesellschaft, obwohl dieses Unternehmen an Intensität vielleicht die englische Schwestergesellschaft noch übertrifft. Der Umsatz des ganzen Jahres betrug hier 157 Millionen Mark, wovon 47,8 Millionen, also fast ein Drittel, durch die eigenen Produktivwerke geliefert wurde. Das Betriebskapital dieser Gesellschaft belief sich auf 76,8 Millionen, der Buchwert der Liegenschaften auf 20 330 080 Mark.

×

Kurze Chronik Am 9. März starb im Alter von 62 Jahren Antonio Maffi, der Generalsekretär der nationalen Liga der italienischen Genossenschaften und Redakteur des Verbandsorgans. Maffi war aus dem Volk hervorgegangen und vollständiger Autodidakt; er kam über die Partei- und Gewerkschaftsbewegung zur Genossenschaft, für die er in den verschiedensten Stellungen tätig war. Besonders hat er sich für das Zustandekommen des *Internationalen Genossenschaftsbundes* interessiert, dessen Vorstandsmitglied er jahrelang hindurch war. × Am 5. April verstarb an den Folgen einer Operation in Hamburg Ernst Kretschmer. Der Verstorbene, der nur ein Alter von 48 Jahren erreichte, war 1863 als Kind armer Leute geboren und seit 1895 in der Genossenschaftsbewegung tätig, zunächst als Geschäftsführer des *Vorwärts*, Produktivgenossenschaft der Bäckereiarbeiter. Daneben wurde er später Vertreter der Genossenschaften im Tarifamt des *Zentralverbands* und Vertreter der Angestellten im Vorstand der Unterstützungskasse des *Zentralverbands*. × Der Plan der *Unione Cooperativa* in Mailand in Tripolis eine Filiale zu eröffnen ist endgültig zu Wasser geworden, da die Regierung auf den Bericht der auf ihren Wunsch von der Genossenschaft nach Tripolis gesandten Studienkommission nicht reagiert hat. × Die im Jahr 1906 gegründete Arbeiterproduktivgenossenschaft *Rheinisch-westfälische Holzindustrie* in Barmen, die bereits von Anbeginn an im engen Geschäftsverkehr mit den Konsumvereinen arbeitete, ist nunmehr in eine reine Zentralgenossenschaft umgewandelt worden. Am 10. April fand die Gründung der Gesellschaft mit beschränkter Haftung, die den seitherigen Namen der Genossenschaft trägt, in Barmen mit einem Kapital von 250 000 Mark statt; Gesellschafter sind die Großeinkaufsgesellschaft, die Verlagsanstalt des *Zentralverbands*, der *Verband der Konsum- und Produktivgenossenschaften für Rheinland und Westfalen* und eine Anzahl von Einzelgenossenschaften. × Eine weitere Zentralisierung auf genossenschaftlichem Gebiet wird durch die Umwandlung der *Nordhäuser Kautabakarbeitergenossenschaft* in eine Produktivabteilung der Großeinkaufsgesellschaft stattfinden. Das 1900 gegründete Unternehmen, das im letzten Jahr einen Umsatz von 320 891 Mark hatte, von dem rund 80 % auf genossenschaftliche Abnehmer entfielen, geht mit allen Aktiven und Passiven am 1. Januar 1913 an die Großeinkaufsgesellschaft über. × Die *Konsumgenossenschaft Berlin*, die erst im vorigen Jahr ihre Betriebszentrale mit großer Bäckerei eröffnete, sah sich bereits gezwungen eine weitere große Bäckerei zu bauen, die am 24. März eröffnet wurde. Die Mitgliederzahl der Genossenschaft hat gegenwärtig bereits das 50. Tausend überschritten. × Die Konsumvereine Fürth und Nürnberg und Fürth verschmolzen sich mit einander.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Else Stoeber-Damm

Erregungs- und Rauschzustände Von einem immer gleichen Verlauf unserer Bewußtseinszustände können wir nicht sprechen. Bald vollziehen sie sich schneller bald langsamer, aber stets sind sie durch das Hervortreten bestimmter

Gefühle charakterisiert. Sehr häufig liest man in den philosophischen und psychologischen Büchern die Bezeichnung *Steigerung* oder *Erhöhung des Bewußtseins*, ohne daß eine bestimmte Untersuchung dieser Zustände vorgelegen hätte. Erst Kraepelin und seine Schüler haben exakte experimentelle Analysen dieser Erregungszustände vorgenommen, ohne jedoch zu abschließenden Resultaten gekommen zu sein. Bei fast allen erregbaren Bewußtseinszuständen ist das subjektive Gefühl eines erhöhten Lebens vorhanden, ohne daß man auch objektiv von einer Erhöhung sprechen könnte. In der *Zeitschrift für Psychologie* widmet Herr Dr. Müller-Freienfels diesen »Erregungs- und Rauschzuständen«, wie er sie bezeichnet, eine interessante experimentelle Studie, auf die ich hier näher eingehen möchte.

Das gesamte Gefühlsleben erleidet bei den Erregungs- respektive Rauschzuständen eine Alteration. Alles, was sonst in uns vorgeht, scheint durch die Erregung eine neue Stimmung zu bekommen, und zwar scheint meistens eine lustbetonte Stimmung die Folge zu sein, wenn man andrerseits auch von einer negativen Steigerung sprechen kann, z. B. von einem Angstrausch. Müller-Freienfels beschäftigt sich in seinen Untersuchungen vor allem mit den lustbetonten Affektzuständen. »Stimmung«, so sagt er, »nennen wir eine Erregung unseres Gefühlslebens von geringer Intensität und langer Dauer, wie sie am besten durch eine Reihe von konvergierenden Einzelgefühlen erreicht wird, die zu einem einheitlichen Akkord zusammenklingen. So erzeugen Stimmungen vor allem die Werke der Kunst, die, wie die Malerei oder die Plastik, ein langdauerndes Versenken in die selbe Gefühlstonart oder ein sukzessives und doch einheitliches Ergriffenwerden von Einzellustgefühlen ermöglichen, wie Musik oder Poesie. Stimmung entsteht also durch ein Lustgefühl, das in geringerer Intensität sehr lange anhält, oder durch eine Reihe von kleinen Erregungen, die zu einer länger dauernden Wirkung verschmelzen. Wird indessen die Stimmung sehr intensiv, so pflegen wir von Affekten zu sprechen.« Die Affekte als solche sind auch allen möglichen Schwankungen unterworfen, wie dies bei der Liebe, der Furcht und dem Zorn zutage tritt. Die Affekte brauchen sich aber nicht immer an bestimmte Vorstellungen anzulehnen, sondern sie äußern sich als ganz allgemeine Erregungs- und rauschartige Zustände. In diesem Rauschzustand entstehen viele künstlerische Gestaltungen. So ist, wie Müller-Freienfels bemerkt, nicht eigentlich die Liebe selber künstlerisch produktiv, sondern erst jene durch sie angeregte allgemeine Erregung der Seele, die erst ihre Folge, aber etwas wesentlich Verschiedenes ist, ja in sehr häufigen Fällen eine Ableitung oder Befreiung von jenem Affekt darstellt (siehe Müller-Freienfels *Zur Analyse der schöpferischen Phantasie* in der *Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie und Soziologie*, 33. Band, 1910, pag. 312 ff.). Ich möchte an dieser Stelle an Goethes Art des schöpferischen Gestaltens erinnern; sein *Werther*, seine *Iphigenie* sind gerade Ausflüsse solcher Stimmungen gewesen, von denen er sich durch deren Produktion befreite. Häufig haben wir auch Erregungszustände, die als ein Ausfluß der Erwartung, sei es auf ein Fest, auf eine Reise oder auf ein Wiedersehen, uns schon lange vorher freudig erregen und eine allgemeine Lebenserhöhung bewirken. Auf manche Menschen übt wieder die absolute Einsamkeit eine eigenartige Wirkung aus, wie sie sich besonders bei Asketen zeigt, die bisweilen in ganz eigenartige Erregungszustände verfallen, gerade in Folge der völligen Einsamkeit. Bei anderen Menschen bewirkt Musik eine Entfesselung des Gefühls und der Phantasie.

Auch organische Veränderungen lassen sich in den Erregungszuständen konstatieren, vor allem Änderungen der Blutzirkulation und der Atmungstätigkeit. Gesteigerte vasomotorische und respiratorische Tätigkeit ist fast für jede Art von Erregungszustand charakteristisch. Äußerliche Symptome sind glühende Wangen, leuchtende Augen, fliegender Atem und klopfendes Herz. Vermittelst körperlicher Anregungen kann man aber auch künstlich einen gewissen Rauschzustand herbeiführen. Schon der Sport bringt durch eine natürliche körperliche Bewegung das Blut in Wallung und vermag Anstrengung und Schmerzen vergessen zu machen. Bei gewissen künstlichen Bewegungen kann der Erregungszustand bis zur Besessenheit gesteigert werden. Dahin gehören die Tanzübungen, von denen die Baalspriester in der Bibel berichten. Das am allgemeinsten bekannte Beispiel bilden die heulenden Derwische. Sie beten unter seitlichen Kopfbewegungen, andere beugen den Körper dabei von rechts nach links und von vorn nach hinten; meistens aber halten sie sich gegenseitig in geschlosse-

ner Reihe an Händen oder Armen fest. Dann beginnen sie, so berichtet Professor Stoll in seinem hervorragenden Forscherwerk *Suggestion und Hypnotismus* /Leipzig, Veit/, pag. 265, gewisse Verse aus dem Koran zu singen, die sie mehrmals wiederholen, so daß sie damit bis Tagesanbruch zu tun haben. Sie klatschen dabei von Zeit zu Zeit in die Hände und rühren eine Art Trommel und andere ähnliche Musikinstrumente; plötzlich aber erheben sie sich bolzgerade und stellen sich in der Runde auf, einer neben den andern. Nun singt der Anführer gewisse Gebete noch lauter, und unterdessen wiederholen die übrigen, fast ohne Atem zu schöpfen, das Wort *Allah*, das *Gott* bedeutet, und machen dabei jedesmal eine sehr tiefe Verbeugung. Die Anstrengung, die es ihnen verursacht das Wort *Allah* unaufhörlich und ohne Atem zu schöpfen gewissermaßen aus ihrem Bauch heraufholen und auszusprechen, und die schnellen Bewegungen ihres Leibes lassen sie dabei wie Besessene erscheinen, hauptsächlich gegen das Ende, wenn sie fast atemlos sind, einer so schnell er kann die Trommel rührt, und die übrigen dabei ebenso schnell das Wort *Allah* ausstoßen. Sie gleichen dann in der Tat tollen Hunden, und einigen tritt von der großen Anstrengung des Magens das Blut aus dem Mund. Das dauert fast eine halbe Stunde; schließlich sagen sie nur noch *hu*, was *er* bedeutet und so viel besagen will wie Gott, denn die Kraft fehlt ihnen, um noch *Allah* zu sagen, und schließlich glaubt man nur noch grunzende Schweine zu hören. Hierauf setzen sie sich wie zuvor und ruhen etwas aus, während sie andere Gebete singen. Dann erheben sie sich wieder und beginnen alles aufs neue. Auch von vielen halbwilden und wilden Volksstämmen berichtet Stoll ähnliches. Als unterstützende Momente solcher ekstatischen Zustände sind die körperlichen Anstrengungen anzusehen: das rasche Hin- und Herschleudern des Gehirns und nicht zum wenigsten auch die Störung der Atmung durch den Mangel an nötigen Respirationspausen. Auf eine ähnliche organische Grundlage, meint Müller-Freienfels, wenn auch nicht in dem pathologischen Sinn, läßt sich auch jene Gefühlsergriffenheit und Erregtheit zurückführen, die jedem Hochtouristen wohl bekannt ist, und die man auch als *Höhenrausch* beschrieben hat. Durch das in Wallung versetzte Blut werden bei dem Aufsteigen in frischer Luft alle Gefühle sozusagen aufgelockert, und ein nicht geringer Teil der berückenden Reize alles Gipfelnehmens ist wohl auf diese Ursache zurückzuführen.

Wie nun einerseits durch wilde Bewegungen ein solch eigenartiger Erregungszustand erzeugt werden kann, so kann auch durch das gerade Gegenteil, durch unbewegliches Sitzen und durch Autohypnose, ein gleicher rauschartiger Zustand herbeigeführt werden. Eine Beeinflussung der Respiration und Zirkulation neben völliger Unbeweglichkeit haben wir in Indien bei der Yogalehre. Es handelt sich bei den Yogiübungen um eine Konzentration ganz auf die eigenen Lebensfunktionen, vor allem das Ein- und Ausatmen und gewisse innerkörperliche Zustände (Pranayama). Durch solche Betätigung gelangt man auf 8 Stufen, die genau bezeichnet sind, in einen merkwürdigen hypnotischen Rauschzustand, eine Art Ekstase, die in der Yogasprache als *Samandhi* bezeichnet wird. Müller-Freienfels hat selbst nach den Vorschriften der Yogalehre an sich experimentiert, und es ist ihm in der Tat gelungen sich durch die vorgeschriebenen Übungen in einen eigentümlichen hypnotischen Erregungszustand zu versetzen.

Durch künstliche chemische Vergiftungen, wenn ich so sagen darf, durch Stimulantia, wird auch eine Alteration des Lebensgefühls erreicht. Die Mohammedaner zum Beispiel, denen religiöse Vorschriften den Alkohol verboten hatten, griffen zu anderen Rauscherregern, zum Tabakrauchen und zu dem übertriebenen Kaffeegenuß. Die Gefühlswirkungen dieser Stimulantia sind ja hinreichend bekannt; es tritt eine allgemein gehobene Lebensstimmung ein. Bei einzelnen Arzneimitteln, wie zum Beispiel beim Brom, besteht die Wirkung mehr in einer Beseitigung von Unlustgefühlen, während das Opium Visionen hervorzurufen vermag, die mit intensivsten Lustgefühlen verbunden sind. Die leicht erregbare Wirkung des Tees wollen Hoch und Kraepelin auf das Teeöl, nicht auf das im Tee ebenfalls enthaltene Koffein zurückführen (siehe Hoch und Kraepelin *Über die Wirkung der Teebestandteile auf körperliche und geistige Arbeit,* in der *Zeitschrift für Psychologie,* 1910, pag. 173). Beide Autoren heben besonders die Beruhigung auf motorischem Gebiet hervor, die das Teeöl zu bewirken vermag. Jedenfalls zeigen diverse Erfahrungen, daß man durch äußere mechanische oder chemische Mittel den Organismus in einen Zustand versetzen kann, der genau

demjenigen gleicht, den psychische Erregungen hervorzubringen vermögen.
Im 2. Teil seiner Studie wendet sich Müller-Freienfels der intellektuellen Seite der Erregungs- und Rauschzustände zu. Die Annahme nämlich, daß immer bei einem gesteigerten Gefühlsleben auch eine gesteigerte intellektuelle Tätigkeit eintritt, ist falsch. Wenn wir zum Beispiel an die ekstatischen Zustände der Derwische und an ähnliche Erscheinungen denken, von denen uns die Kulturgeschichte berichtet, so haben wir bei diesen Zuständen eine völlige Unempfindlichkeit gegenüber den stärksten äußeren Reizen. In den meisten Fällen ist auch der Alkoholdusel, wenn eine kure Zeit erhöhter geistiger Tätigkeit vorüber ist, nur ein Zustand stumpfsinnigen gedankenlosen Wohlseins. Die Kraepelinsche Schule hat über die Wirkung des Alkohols experimentelle Untersuchungen gemacht, und fast alle ergaben als Resultat eine bedeutende Schwächung der geistigen Leistungsfähigkeit auf den verschiedensten Gebieten. Beim Alkoholgenuß haben wir also eine stärkere Schwächung des intellektuellen Lebens bei gleichzeitiger Steigerung des Gefühlslebens.
Im Leben können wir auf Schritt und Tritt merken, daß wir ganz geringe Reize viel intensiver aufnehmen als gleichzeitige laute. Auf der Straße vernehmen wir zum Beispiel die leise Stimme des mit uns Gehenden, ohne daß wir uns den ganzen grellen Lärm des Straßenlebens vergegenwärtigen. Der Eindruck eines leisen Quartetts, bemerkt unser Verfasser, kann viel intensiver sein als die lauteste Janitscharenmusik. Es kommt daher, daß die Empfindungen uns nie isoliert treffen, sondern daß stets die subjektive Resonanz (die Vorstellungen und Gefühle) hinzukommen, und daß, wenn wir von der Intensität eines Eindrucks sprechen, es sich stets um die Empfindungen plus der subjektiven Resonanz handelt. In unserm Sinn also werden wir sagen, daß in den Erregungszuständen die subjektive Resonanzfähigkeit gesteigert ist. Indessen ist der wesentlichste Unterschied der Erregungszustände auf der intellektuellen Seite nicht in der Art der Vorstellungen zu suchen sondern in dem ganzen Tempo des Bewußtseinsverlaufs. Ein lebhaftes Presto tritt auf. Bilder, Vorstellungen, Gedanken jagen einander, ohne daß indessen ihre Klarheit und Deutlichkeit notwendigerweise darunter zu leiden braucht. William James hat uns im 9. Kapitel seines Buches *Principles of Psychology* /London, Green/ vor allem eine genaue Beschreibung des Bewußtseinsstroms gegeben. Er hat darauf hingewiesen, daß es sich nicht um ein gleichmäßiges Strömen handelt, sondern daß das Leben des Bewußtseins wie das eines Vogels zwischen Fliegen und Niedersitzen beständig wechselt. Die ruhenden festeren Teile des Bewußtseins sind dabei meist von sinnlichen Vorstellungen irgendwelcher Art gebildet, die länger im Bewußtsein gehalten werden können, während die Zwischenzustände von allerlei Beziehungsgefühlen und Beziehungsgedanken gebildet werden. Es scheint nun, daß besonders diese Zwischenzustände, die sonst im gewöhnlichen Leben, wenn die Gedanken sich nur träge bilden, breiten Raum einnehmen, in Zuständen der Erregung gewaltig verkürzt werden, so daß die Ruhezustände, ohne an Klarheit zu verlieren, rascher auf einander folgen können. Der Wechsel unseres Bewußtseinsfeldes vollzieht sich aber nicht nur dadurch, daß neue Elemente eindringen sondern auch dadurch, daß sich das Blickfeld bald verengert bald erweitert und bald diese bald jene Einzelheit fixiert wird. So zerfließen in unserm Bewußtseinsleben besonders durch das Zuhilfekommen des Gedächtnisses Nebeneinander und Nacheinander gewissermaßen in eins. Beim gesteigerten Bewußtseinsleben handelt es sich nicht nur um eine größere und sich rascher folgende Anzahl von Gesamtbildern, sondern auch innerhalb der einzelnen Vorstellungen haben wir einen raschern Wechsel der Fixierung und dadurch ein stärkeres Bewußtwerden. Es ist, sagt Müller-Freienfels, als könnten wir weitere Flächen mit unserer Aufmerksamkeit umspannen, ohne daß darum die Einzelheiten verschwimmen.
Hierher gehört dann auch die Steigerung des Gedächtnisses. Zweifellos erscheint das Gedächtnis in vielen Erregungszuständen erweitert, das heißt viele Assoziationen und Erinnerungen tauchen auf, die im gewöhnlichen Zustand nicht kommen würden. Im Opiumrausch oder in anderen Arten des Rausches treten ganze Zeiten und Erinnerungskomplexe wieder ins Bewußtsein, die scheinbar ganz vergessen waren. Aber eine Stärkung des Gedächtnisses in diesen rauschartigen Zuständen zu sehen wäre eine Täuschung. Wie vielleicht bekannt ist, wird eigentlich kaum etwas in dem Sinn vergessen, daß es ein für allemal verloren ginge. Durch zahlreiche Ex-

perimente an Hypnotisierten, die man in der Hypnose um Jahre zurückversetzte, hat sich gezeigt, daß vergessen nicht mit verlieren identisch zu sein braucht. Im Alltagsbewußtsein lassen wir allerdings nur jene Assoziationen aufkommen, die gerade zu unserm gegenwärtigen Zweck passen. Im Rausch und im Traum vollziehen sich aber die Assoziationen anders. Unser Vorstellungsleben wird nicht von einer einzigen Zielvorstellung beherrscht; alles fließt auseinander, und infolgedessen tauchen sonst ganz gehemmte Assoziationen auf. Diese Erscheinung stellt aber keine Gedächtnissteigerung dar, es ist vielmehr eine Entspannung, die auf einer Verminderung der Konzentration beruht. Es ist nicht leicht festzustellen, ob dort, wo wir eine erhöhte Intelligenzarbeit haben, wirklich die Zahl der Vorstellungen so außerordentlich groß ist, ob es sich nicht nur um eine gewisse summarische Zusammenfassung von Einzelvorstellungen handelt. Es wird uns zwar berichtet, daß in momentaner höchster seelischer Erregung, zum Beispiel im Angesicht des Todes, manche Menschen in wenigen Sekunden Erinnerungsbilder ihres ganzen Lebens an sich vorübergleiten sahen; doch sind alle Beobachtungen, die wir darüber haben, von nur zweifelhafter Genauigkeit. Vielleicht, meint Müller-Freienfels, handelt es sich nur um eine Art Extrakt, den wir für das Ganze nehmen, wie uns die verkürzte Erzählung eines Geschehnisses doch das Ganze zu geben scheint, weil sie gewisse markante Einzelzüge bringt. Von einer absoluten Steigerung des Bewußtseinslebens im Erregungszustand kann also kaum gesprochen werden. In den meisten Fällen handelt es sich um eine Steigerung einzelner Sphären der Psyche, während zu gleicher Zeit andere stark herabgemindert sind.

×

KurzeChronik Professor Wilh. Wundt wird Ende des Sommersemesters von seinem Lehramt an der Universität Leipzig zurücktreten. Der berühmte Gelehrte steht im 80. Lebensjahr. Die experimentelle Psychologie verdankt Wundt ihre Begründung; er richtete 1879 in Leipzig das erste experimentalpsychologische Laboratorium ein, das seitdem viele Nachahmungen fand. × In Paris ist 54jährig Alfred Binet gestorben. In der von Taine, Ribot, Delboeuf begründeten und von einer Schar jüngerer Forscher ausgebauten experimentellen Psychologie stand er in erster Reihe. Er leitete das Laboratorium an der *Ecole pratique des Hautes Etudes*, gab zusammen mit H. Beausin einen psychologischen Jahresbericht heraus (*L'Année psychologique*), der die gesamte Arbeit dieses wichtigen Gebiets buchte, und hat seinen wissenschaftlichen Ruf durch eine Reihe ausgezeichneter Einzelstudien begründet, unter denen sein Werk über die Suggestion auch in Laienkreise gedrungen ist.

×

Literatur In der großen Serie *Völkerpsychologie* von Wilhelm Wundt /Leipzig, Engelmann/ ist der 4. Band, *Mythus und Religion,* 1. Teil, in 2., neubearbeiteter Auflage erschienen. Eine überwältigende Fülle interessanter Tatsachen und feiner psychologischer Bemerkungen zeigen uns Wundt in seiner großen Forscherarbeit. Ob er über Seelenglauben und Zauberkulte, ob er über Dämonen spricht, auf jeder Seite weiß er uns neu zu fesseln. Durch verstreute Bildchen ist dem Text noch mehr Leben verliehen worden. × Eine wertvolle Bereicherung haben uns Dr. Magnus Hirschfeld und Max Tilke durch den illustrierten Teil des Buches *Der erotische Verkleidungstrieb* /Berlin, Pulvermacher/ gegeben. Der hochinteressante Text der *Transvestiten* /Berlin, Pulvermacher/ hat eine Ergänzung erfahren, die allen gründlichen Forschern auf diesem Gebiet hochwillkommen sein wird. Sowohl der erste ethnographisch historische Teil von Max Tilke als auch der 2. allgemeine Teil von Hirschfeld wird den guten würdigen Zweck vielen in ihrer Eigenart verkannten Mitmenschen Verständnis und gerechte Beurteilung zu verschaffen hoffentlich nur fördern. × *Wie wir sprechen* heißen 6 volkstümliche Vorträge von Dr. Elise Richter, die in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ erschienen sind. Die Hauptaufgabe des Buches, sagt die Verfasserin, ist es die Mannigfaltigkeit der sprachlichen Probleme vor Augen zu stellen, und das Büchlein wird vorzüglich als eine erste Einführung in die Sprachwissenschaft dienen können. Der Leser soll zum Beobachten, zum Denken über die Sprache angeregt werden, und so geht die Verfasserin von der Lautphysiologie aus und schreitet zur Beobachtung der psychischen Fähigkeit Laute hervorzubringen (Lautpsychologie), zur Sprachpsychologie, Sprachgeschichte und Sprachvergleichung fort. Die Sprache, sagt Dr. Richter, ist ein Wunder; das Wun-

derbare aber liegt eben in ihrer Entwickelung, in ihrem Wachstum, in ihrer Unvergänglichkeit, da sie, ein wahrer Phönix, fortwährend neu verjüngt aus sich selbst entsteht.

Geschichte / Paul Kampffmeyer

Cromwell Chaotisch fluten noch die Werturteile über den Staatsmann Oliver Cromwell durcheinander. In populären Geschichtswerken wird er noch meist zu einem heuchlerischen Tartuffe und hart gesottenen Egoisten verunstaltet. Die durch ihn selbst stark aufgetragene religiöse Seite seines Charakters erschien sogar einem Ranke noch verdächtig. Heute kann nun die viel verbreitete, von Rottek, Schlosser, Dahlmann, Weber gestützte Legende von dem innerlich unwahren Cromwell vor den *Briefen und Reden Oliver Cromwells* nicht mehr bestehen, die Professor Dr. Paul Wernle eingeleitet und erläutert und M. Stähelin übersetzt hat /Basel, Reinhardt/. Cromwell ist ein überzeugter Christ und ein überragender Staatsmann. Bis in seine verborgensten Herzenswinkel enthüllt sich Cromwell in seinen Briefen. Inmitten seiner weitschauenden staatsmännischen Pläne vergißt er nicht als rechnerischer Familienvater die Heiratskontrakte seiner Kinder zu überdenken. Aber gerade diese Briefe, in denen er sich als treusorgender Hausvater gibt und im Werktagskleid schlicht und einfach auftritt, sind von tiefreligiösen Empfindungen durchwärmt. Aus der etwas salbungsvollen Bibelweisheit Cromwells klingen aber oft genug kecke, staatsmännische Sätze. So schreibt er einmal: »Gründe der Notwendigkeit sind über Rechtfertigung und herkömmliche Gesetze erhaben.« In seinen Anschauungen über Religions- und Kultusfreiheit ist Cromwell selbstverständlich noch in den Anschauungen seines Jahrhunderts befangen. Wenn er häufig und wirkungsvoll von der Gewissensfreiheit predigt (und seine Reden sind durchweg religiöse Predigten) findet diese Freiheit ihre feste Grenze in dem Bekenntnis zum Protestantismus. So schreibt er am 19. Oktober 1649 an den Gouverneur von Ross: »Was das, was Ihr wegen der Gewissensfreiheit sagt, anlangt, so mische ich mich nicht in Gewissensangelegenheiten anderer. Wenn Ihr aber unter Gewissensfreiheit die Freiheit Messe zu lesen versteht, so halte ich es für das beste ganz offen zu sein und Euch zu sagen, daß, wo das Parlament von England Herr ist, dies nicht gestattet wird.« In seinen Kundgebungen reckt er sich oft gigantisch empor. So erscheint er in der Rede, in der er im September 1656 den Krieg Englands gegen Spanien rechtfertigt, als der mannhafte, kühne Vertreter eines internationalen Protestantismus. In dieser Rede fällt das große Wort: »Ja, die Sache der protestantischen Welt in Deutschland, Dänemark, der Schweiz und den Kantonen, der ganzen Christenheit ist die Eurige.« Der Lehre von dem passiven Gehorsam der Völker widerspricht er energisch. »Ja, Obrigkeiten und Gewalten«, so schreibt er am 25. November 1648 an Oberst Hammond, »sind eine Einrichtung von Gott. Die jeweilige Art aber ist eine menschliche Einrichtung und begrenzt mit mehr oder weniger lockeren Formen, je nach der jeweiligen Verfassung.« In dem revolutionären gegen den König aufgebotenen Heer sieht Cromwell »eine rechtmäßig eingesetzte Macht, von Gott berufen dem König entgegenzutreten und sich ihm zu widersetzen.

Die Briefe und Reden Oliver Cromwells beleuchten klar ganze Epochen der englischen Revolution, und das machte die Herausgabe dieser Briefe besonders wertvoll.

× ×

18. Jahrhundert Literatur- und Kulturhistoriker haben sich bemüht die Epochen des 18. Jahrhunderts durch knappe, in die Augen springende Redewendungen zu charakterisieren. Sie sprachen da von dem *Zeitalter der Aufklärung,* von der *galanten Zeit,* von der *Sturm- und Drangperiode,* von dem *Zeitalter der Humanität.* Aber diese Wendungen spiegeln höchstens das sittliche Leben, die materielle und geistige Kultur einer ganz verschwindend kleinen sozialen Schicht wider. In dem abergläubig-mystischen Dunkel, das im 18. Jahrhundert über allen Gesellschaftsklassen lag, führte das aus den Schriften der französischen und deutschen Aufklärung aufflammende Licht einen hoffnungslosen, verzweifelten Kampf. Man muß die dem Cagliostro zugeschriebenen Memoiren gelesen haben, um sich von der Vorherrschaft des unsinnigsten Spuk- und Gespensterglaubens in den Köpfen der sogenannten *gebildeten Klassen* zu überzeugen. Diese Memoiren sind von Wolfgang Ansorge bearbeitet und unter dem Titel *Graf Cagliostro, der König, der Kuppler und Schwarzkünstler* /Berlin, Borngräber/ herausgegeben worden. Wie viel Erdichtetes auch in diesen Auf-

zeichnungen gehäuft sein mag, immerhin geben sie eine zutreffende Charakteristik der allgemeinen Geistesverfinsterung in diesem Zeitalter der *Aufklärung*. Und das Bild, das diese Aufzeichnungen in uns wecken, wird vorzüglich vervollständigt durch die Biographie Laukhards, die Heinrich Schnabel in dem einen Band zusammengefaßt hat: *Magister Laukhard, sein Leben und seine Schicksale, von ihm selbst beschrieben* /München, Mörike/. Es ist erfreulich, daß der Verlag Mörike dieses kulturhistorisch sehr bedeutsame Werk für den billigen Preis von 2 Mark herausgebracht hat. Es sollte in keiner Arbeitervereinsbibliothek fehlen. Laukhand schildert uns unter anderm seinen Vater als aufgeklärten, toleranten Geistlichen, und dieser Geistliche stopft sich den Kopf mit alchimistischer und theosophistischer Weisheit voll und hält sich in einem verkrachten Apotheker einen »Kollaboranten und Symphilosophen«. Das Suchen nach dem Stein der Weisen verschlang beträchtliche Summen dieses Pfarrers. Im tiefsten Aberglauben steckt das ganze Volk der Pfalz. »Jede Stadt, jedes Dorf« hat nach Laukhard seine »öffentlichen Dorfgespenster, ohne die Hausgespenster«. In der Laukhardschen Biographie werden uns die kulturellen Zustände ganzer Gruppen von Studenten und Gelehrten mit überzeugender Naturwahrheit vor Augen geführt. Wer das Berlin am Ausgang des 18. Jahrhunderts kennt, ist überrascht von den zutreffenden Details, die Laukhard aus der Sittengeschichte Berlins anführt. Laukhard wird nach meiner Ansicht noch zu häufig als bloß amüsanter Abenteurer abgetan, und man berücksichtigt nicht den kulturhistorischen Wert seiner Schilderungen. Ich kenne kein Buch, in dem die begeisterte, tatenfrohe, republikanische Überzeugung der jungen französischen Soldaten so plastisch gekennzeichnet ist wie hier.

× ×

Amerika

Die Kenntnisse des Durchschnittseuropäers über die kulturgeschichtliche Entwickelung der Union sind im allgemeinen sehr fragmentarisch, und die Vorträge, die uns amerikanische Professoren gelegentlich über die wirtschaftliche, politische und soziale Geschichte der Vereinigten Staaten halten, schließen unsere klaffenden Wissenslücken durchweg nicht. Da liegt vor uns das Büchlein des Präsidenten der *Columbiauniversität* in New York des Professors Nicholas Murray Butler *Die Amerikaner* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/, ein Büchlein, das uns nichts wesentlich Neues über die Union sagt. Die kurzen Abrisse Butlers über die Presse, die politischen Parteien, die Religionsgesellschaften der Union sind direkt dürftig und vermitteln uns überdies einseitige, nur in Licht und Glanz verschwimmende Vorstellungen vom amerikanischen Volk. Die augenfälligen Schäden der durch die Herrschaft raffiger Parteiklüngel korrumpierten amerikanischen Verwaltung ist kaum gestreift. Der Dollarmensch im Amerikaner wird mit wenigen nichtssagenden Sprüchen übergangen. Der typische Amerikaner soll sich nach Butler weniger aus dem Geld machen als der Deutsche, Franzose und Engländer, und das Geld ist dem Yankee nur »ein Maßstab für das, was er geleistet hat«, und er behandelt es nur als »Spielzeug« oder, »wenn er moralisch feiner besaitet ist, als ein Pfand, das auf irgendeine Weise für das Wohl der Allgemeinheit zu verwenden ist, nachdem er für seine eigene Familie gesorgt hat«.

Eine Literatur, die uns den Amerikaner wirklich näher bringen will, muß wesentlich tiefer schürfen als diese billige Vortragsweisheit. Und tiefere Gänge in die Geschichte des Amerikanertums will die *Bibliothek der amerikanischen Kulturgeschichte* /Berlin, Weidmann/ graben, die von dem gleichen Professor Butler und Dr. W. Paszkowski herausgegeben wird. Der 1. Band dieser Bibliothek ist *George Washington* von Henry Cabot Lodge. Die ungeheure Arbeit des Amerikaners, der in wenigen Menschenaltern einen halben barbarischen Erdteil zur Höhe europäischer wirtschaftlicher Kultur emporhob, erfüllt uns mit staunender Bewunderung. Ganz hinterwäldlerisch mutet uns noch kulturell das Virginien an, in dem der junge 16jährige Washington schon herrliche Proben eines großen Könnens ablegt. Wir begreifen an dem Werden des riesigen Energiemenschen Washington die ungeheure Tatkraft des Amerikaners. Das Nüchterne, Geschäftliche des Bürgers der Union, sein Sinn für das Tatsächliche, das Großzügige, Gewagte in seinen Unternehmungen, alles das offenbart sich schon in dem grandiosen Wirken Washingtons. Nicht der Dunst des Schulzimmers und Hörsaals haftet den Werken Washingtons an. Aus sich, aus seinen persönlichen reichen Erfahrungen bildet sich Washington zum großen Feldherrn und zum wegweisen-

den Staatsmann. Der Geschichtsschreiber Lodge hat ganz recht, wenn er in dem Schlußkapitel seines Werkes mit ganzem Nachdruck Washington als ersten Amerikaner feiert.

×

Japan

× Die *Geschichte Japans* von Hisho Saito /Berlin, Dümmler/ ist in den ersten Abschnitten etwas farblos und wird erst mit dem Beginn der neuen Zeit lebendig. Die Ritterzeit mit ihrem Bushidosystem ist anschaulich dargestellt. Dieses System hat gleichsam noch einen Gegenwartswert, da die Tugenden, die das Bushido von dem Ritter fordert, noch geschichtsbildend in das russisch-japanische Wettringen hineinspielen. Die Daten über die Ausbreitung und Unterdrückung des Christentums in Japan bringen uns manches Neue. Mit der Missionstätigkeit des Jesuiten Francesco Xavier griff das Christentum in Japan schnell um sich. ½ Million, ja nach anderen Angaben 1½ Millionen Japaner sollen sich zum Christentum bekehrt haben. Jesuitische Intoleranz, namentlich gewaltsame Bekehrungsversuche in den unterdrückten Volksklassen lösten die Christenverfolgungen aus. Japan brach brüsk die Beziehungen mit den Freunden ab. Erst in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts setzt die Ära der Handelsverträge Japans mit fremden Nationen ein. 1859 wird ein umfangreicher Vertrag Japans mit der Union abgeschlossen. Der letzte Zeitraum der japanischen Geschichte, die Meijizeit, die Zeit der »glänzenden oder erleuchteten Regierung«, brachte grundstürzende Umwälzungen in Japan: die Beseitigung des Feudalsystems am 17. Juni 1869, das neue Münzsystem, das moderne Verkehrssystem mit Eisenbahn, Post und Telegraph. 1888 wird die Verwaltung der Gemeinden neu geregelt, und am 11. Februar 1889 bricht mit der Veröffentlichung der neuen Verfassung die konstitutionelle Ära in Japan an. Die Geschichte schließt mit einer kurzen Geschichte des japanisch-russischen Krieges und seiner weltgeschichtlichen Folgen. In der japanischen Geschichte Hisho Saitos ist die sozialkulturelle Seite dieser Geschichte leider nur gestreift.

×

KurzeChronik

× Am 22. Februar verstarb Geograph und Historiker Richard Andree. Seine Atlanten sind vor allem sehr populär geworden, namentlich sein *Allgemeiner Handatlas*. In der letzten Periode seiner Tätigkeit widmete sich Andree der Völkerkunde. Von seinen größeren Werken nennen wir *Ethnographische Parallelen und Vergleiche*, die *Metalle bei den Naturvölkern*, die *Anthropophagie*, die *Flutsagen*. Auf dem Gebiet der Volkskunde hat ferner Andree Rühmliches geleistet. Es sei hier nur auf seine tiefgründige Arbeit *Votive und Weihegaben des katholischen Volkes in Südbayern* verwiesen. × Am 6. April waren 100 Jahre seit dem Tod A. Bernsteins verflossen, der als populärer Leitartikler der *Urwählerzeitung* und der *Berliner Volkszeitung* in der politischen Geschichte Deutschlands eine einflußreiche Rolle gespielt hat. Als Verfasser der einst viel gelesenen *Naturwissenschaftlichen Volksbücher* hat sich Bernstein wesentliche Verdienste um die Hebung der Volksbildung erworben.

×

Literatur

× *Jahrtausendwende* hat Heinrich Driesmans seinen historischen, biosophischen Erziehungsroman getauft, der jüngst im Verlag E. Pierson in Dresden erschienen ist. Viel Wunderliches vom siegenden Trustmagnaten, von der Republik Sachsen mit dem guten König an der Spitze, von der »Wahlliebe« der Auserwählten, vom Erfinder der »Fernerotik«, vom Untergang Europas wird uns da erzählt; aber alles, was uns die groteske Phantasie Driesmans' vorfabuliert, hat keine zwingende Wahrscheinlichkeit. Es verlohnt sich daher nicht bei den blauen Wundern Driesmans' länger zu verweilen und der Züchtung des Höhemenschen und der Entwickelung der Deutschen zu göttergleichen Naturen beizuwohnen. × In der *Quellensammlung zur deutschen Geschichte* von E. Brandenburg und G. Seeliger /Leipzig, Teubner/ hat Mario Krammer *Quellen zur Geschichte der deutschen Königswahl und des Kurfürstenkollegs* herausgegeben. Die von Krammer veröffentlichten Urkunden erhellen mannigfach die verschlungenen Wandlungen in dem Wesen der deutschen Königswahl und Kurfürstenkollegs. × Das matte Todesröcheln des absterbenden, in sich zerfallenden Heidentums und das Triumphgeschrei des sieghaften christlichen Priestertums erfüllt den packenden historischen Roman Dmitri Mereschkowskijs *Julianus Apostata* /München, Piper/. Das hoffnungslose Bemühen des geistig hochstrebenden, unglücklichen Julian noch einmal Leben der Leiche des Heidentums einzuhauchen ist dramatisch und wuchtig geschildert. × Die Monats-

schrift *Zeiten und Völker* /Stuttgart, Franckh/ bringen in ihrem 1. und 2. Heft des Jahrgangs 1912 einen anregenden Aufsatz von dem Universitätsprofessor Dr. J. Heil-München über den *lebenden Islam.* × Eine neue Zeitschrift, betitelt *Ungarische Rundschau für historische und soziale Wissenschaften* /Leipzig, Duncker & Humblot/, deren 1. Heft im Januar dieses Jahres erschienen ist, geht von der Tatsache aus, daß Ungarn der gebildeten Welt noch mehr oder weniger eine *terra incognita* ist, und sie bemüht sich deshalb die »offene reine« Wahrheit über Vergangenheit und Gegenwart Ungarns zu enthüllen und die dunklen Zukunftsprobleme dieses Landes durch wissenschaftliche Erörterungen ihrer Lösung entgegenzuführen. Der Herausgeber der Zeitschrift ist Professor Dr. Gustav Heinrich, Generalsekretär der ungarischen Akademie der Wissenschaften. Die Zeitschrift behandelt nicht nur ungarische Fragen sondern sie hat einen ganz universellen Charakter. So hat zum Beispiel Professor Ludwig Stein dem Philosophen Tolstoj eine fesselnde Skizze gewidmet.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Futuristen Der Ausstellung der Expressionisten schloß sich die der Futuristen an, die mit ihren durchsichtigen Gebilden, vor allem aber mit ihrem propagandistischen Tumult eine erhebliche Sensation erregten. Eigentlich sollten ihre Produkte allein durch ihre Manifestationen gerichtet sein. Denn schließlich gehört es wohl zum Wesen einer Kunst, daß sie durch ihre eigene Sprache spricht und nicht durch die einer andern Kunst oder gar die der Wissenschaft; eine solche Zuhilfenahme von Erklärungen und von Anstachelungen zur Begeisterung bleibt doch ein Armutszeugnis, und bestenfalls kann man die Kunst dieser Gruppe, die übrigens von einem Dichter ins Leben gerufen ist, als Anläufe bezeichnen, aus denen einmal vielleicht Kunst erwachsen kann. Jetzt spricht sie fast nur an als Experiment, das die sinnliche Primärfunktion, die die Eindrücke zu geschlossenen Körpern formt, auszuschalten versucht. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß die Stärke einer subjektiven Empfindung unter Umständen nur ganz zusammenhanglose Impressionen aufkommen läßt, und daß dann die Objekte gleichsam nur strichweise von irgendeiner flammenden Leidenschaft beschienen sind. Aber, wie gesagt, nirgends steht man unter einer solchen Kraft des Eindrucks. Vielleicht kann das Scheitern einer einfach künstlerischen Wirkung an dem malerischen Unvermögen der Leute liegen; denn das eine Auge der Tänzerin, das in der Erinnerung des Künstlers mit so einzigartiger Kraft weiter lebt, ist so miserabel schlecht gemalt, wie etwa aus einem Modeblatt ausgeschnitten. Auch die Verachtung, die diese *fous tristes,* wie sie in Paris genannt sind, gegen die nackten Körper haben, hat vielleicht ähnliche Gründe. Dazu kommt, daß auf vielen der Bilder durchaus allegorisch ausgeklügelte Mittel angewandt sind, wie die senkrechten und wagerechten Linien auf dem vielbesprochenen Abschiedsbild. Am sinnlichsten und besten scheinen mir die Frau an der Rampe und das große Kriegsbild.

× ×

Brücke Während die Futuristen als Träger der sublimsten Kultur mit ihren theosophischen Geisteraugen durch Dinge hindurchzuschauen vermochten und den armen Objekten ihre Dinglichkeit bis ins letzte ausgezogen hatten, ist die Künstlergruppe, die sich den mystischen Namen *Brücke* gegeben hat, ein direkter Gegenpol dazu: Sie sieht die Körper dieser Welt durchaus kompakt und primitiv. Aber es ist nicht etwa die schlichte Primitivität des jungen Christentums, sondern ihr Gebaren ist ziemlich heidnisch und wild, und ihre Lehrmeister sind etwa die Südsee und das alte Mexiko. Und während bei den Futuristen die Frauen, wenigstens die nackten, kaum eine Rolle spielten, stehen sie hier durchaus im Zentrum. Sie alle sind schwarzhaarig und untersetzt, und um in der Kunst dieser Leute sowohl aktiv als auch passiv (ich meine als Modell) etwas zu gelten, muß man nichts mehr von europäischem, am wenigsten von germanischem Blut in sich haben. Und in der Tat haben auch die Germanen mit ihren unter Umständen so glänzend gezeichneten Formen ihre Existenzberechtigung da so ziemlich verloren, wo in erster Reihe nur Farbenflächen gesehen werden, so tief und glühend wie nur möglich, und wo alles, was diese Künstler machen wollen, nur mehr ein leidenschaftlich symbolischer Ausdruck für ganz primitive und vehemente Erotik zu sein scheint. Die Formen, die das Geschlecht bezeichnen, sind oft zu einer Art geometrischer Gebilde umgestaltet, wie in den Holzschnitzereien

der Südseeinsulaner, und das Ganze klingt wie ein Hymnus auf die einfachen Naturmysterien, in deren Verehrung nichts auf die verliebte Nähe eines einzelnen Wesens geht. Die Darstellung dieser Grundempfindung übt selbstverständlich immer eine starke Wirkung aus, wenn man sich auch oft fragt, ob diese Leute, denen solche Symbole vielleicht nur eine Art Effekt sind, auch ein Recht dazu haben mögen. Besonders bei Schmidt Rottluff, der in diesen Beschwörungen sich am wildesten aufführt. In wirklich künstlerischem Sinn ist bei weitem am größten Pechstein, der sich von den anderen sehr wesentlich unterscheidet. Viel gestalteter und sinnlicher geformt sind seine Bilder, die eigenes Leben auch ohne jene Symbole haben, die bei ihm zwar mitwirken, aber nur als ein dunkler Untergrund. Am schönsten sind seine rothäutigen, nackten Frauen in der niedrigen Stube, ihre Robustheit wirkt nach der blutlosen intellektuellen Kunst der Futuristen wie eine Wohltat. Daß die Künstler der *Brücke* sich von Gauguins Kunst herleiten, ist ja klar, aber sie erscheinen mir doch in gutem Sinn über ihn hinausgegangen; obgleich Gauguins künstlerisches Vermögen diese wohl weit überragt.

×

Legrand Amsler & Ruthard stellt einige Blätter Toulouse-Lautrecs aus, vor allem aber Zeichnungen und Radierungen von Louis Legrand. Es ist sehr merkwürdig, wie Wunderbares den Franzosen gerade in den leicht hingezeichneten Skizzen immer wieder gelingt. Diese hier von Legrand sind wieder von unbeschreiblich leichter und beweglicher Art, während in seinen großen Blättern, meist in Schabtechnik, in denen weit mehr Arbeit, und vor allem auch mehr Intentionen stecken, das Erreichte mit ihnen meist sich nicht deckt. Nur dann und wann, wie bei dem Bauer, der seine Frau küßt, kommt die ganz dumpfe und schwere Bauernliebe der beiden frei zum Ausdruck. In den meisten anderen aber ist etwas literarisch Geistreiches dabei, zum Beispiel in dem Paganini, der seine Musik in die Seele der Frau hineingeigt, die unter ihrer Kraft sich dreht und windet: alles Dinge, die in ihrer Art sich nicht so einfach und klar in Bildnerisches umzusetzen vermögen und vor ihrer Geburt auch ganz andere Wege durchlaufen sind. Wie gänzlich anders sind aber die Skizzen, in denen mit so absoluter Sensibilität Empfindungen hingeschrieben sind, die mit den Sinnen in das innerste Mark hinein verwachsen sind. In gewissem Sinn, wenn auch in ganz anderm, könnte man diese Kunst auch eine Art Grenzgebiet nennen, hinüber zum geschriebenen Wort, denn fast nie sind Objekte behandelt, die sich ausschließlich an die Augen wenden, wie etwa in den Zeichnungen von Menzel, sondern Gegenstand sind hier in erster Reihe Empfindungen und sehr willkürlich gefärbte Erinnerungsbilder. Meist sind sie alle nur ein Ausdruck von Verliebtheit mit einer schier unendlichen Fülle von Nuancen; Verliebtheit in die unscheinbarsten Linien des Körpers und in seine Kleider. Alle diese Spielarten vom Seelischen bis zum Körperhaften sprechen ihre uneingeschränkt subjektive Sprache. Balleindrücke, Bars und die Ballettmädchen: alles ist mit den geringsten Mitteln hingeschrieben wie etwa leichte Lyrik. In Legrands großen Blättern, die ein objektives Gebilde hinstellen wollen, das auch losgelöst von ihm weiterleben soll, stört eben auch der schwere Aufwand von Technik, der nicht recht durchlässig ist für Art und Feinheit des Gefühls.

×

KurzeChronik Die *Berliner Sezession* ist aufgefordert worden sich an der Jubiläumskunstausstellung 1913 zu beteiligen, die zum 25jährigen Regierungsjubiläum des deutschen Kaisers geplant wird. × Der Berliner Bürgermeister Reicke hat es für nötig befunden sich in seiner Rede bei Eröffnung der *Großen Berliner Kunstausstellung* in ebenso scharfen wie unberechtigten Angriffen auf die *Sezession* zu ergehen. × Von einer *Das Modell* betitelten Mappe mit 4 farbigen Bildern nach Aquarellen Karl Larssons /Leipzig, Bonnier/ ist ein Bild der staatsanwaltlichen Konfiskation wegen Unzüchtigkeit zum Opfer gefallen. Da sitzt ein nacktes Mädchen briefschreibend am Tisch; doch kaum je ist Nacktheit unsinnlicher und kühler wiedergegeben, so kühl, daß selbst der berühmte juristisch konstruierte Normalmensch in seinem sittlichen Gefühl unmöglich verletzt sein kann. Das Gericht hat sich denn auch nicht den staatsanwaltlichen Deduktionen anschließen können und hat das Bild freigegeben.

×

Literatur Mit Kandinskys Buch *Über das Geistige in der Kunst, insbesondere in der Malerei* /München, Piper/ ist ein eigen Ding: Es ist hoffnungslos ungeschickt ge-

schrieben und zeigt Kandinsky selbst als einen, der nicht im geringsten geschult ist seine etwas vagen Ideen so präzis zu fassen, daß sie sich zu philosophischem Gebrauch bequem hantieren lassen. Der Autor steht im Gegenteil vor ihnen wie vor einer Art Mysterium, das sich erniedrigen würde, wenn es sich zu eindeutigen Begriffen fixieren ließe. Seine Ideen (und das ist wohl für das Arbeiten jener Jungen überhaupt charakteristisch) sind nicht derart, daß sie ihren eingeleisigen Weg gehen, sondern sie sind immer eine Art Komplex, wie jene Maler es auch immer wieder versuchen in ihrer Kunst nicht einen einzelnen losgelösten Sinneneindruck zu geben sondern stets eine Zusammenwirkung von malerischen, musikalischen und ideellen Reaktionen in ihrer ganzen Verkoppelung. Die Kunstentwickelung, die Entwickelung der Menschheit, geht zum »Geistigen«, die Kunst von morgen operiert nicht mehr mit Gegenständen, auch nicht mehr mit sinnlichen Elementen, sondern mit den hinter ihnen liegenden »geistigen Klängen«. Die Musik ist darin den anderen Künsten geistig überlegen; aber auch die bildende Kunst muß sich eine solche, hinter dem Sinnlichen liegende geistige Klaviatur erobern. Als Beispiel sucht Kandinsky die geistigen Werte der Farben anzudeuten, wobei er wieder psychologisch recht gute Dinge sagt: allerdings verquickt mit allerhand mysteriösem Kram. × Über den Liebling E. T. A. Hoffmanns ist eine Arbeit von ganz seltenem Geist erschienen: *Jacques Callot,* eine Studie von Oscar Levertin /Minden, Bruns/. Hoffmann sieht allerdings in Callot mehr als wir noch den Romantiker, der die wirrsten Gestalten sieht, durch irgendein fremdes gespenstisches Licht zusammengehalten. Levertin betont neben diesem barocken Wesen Callots vor allen Dingen aber seinen nüchternen, immer klaren Sinn für Wirkliches. Allerdings scheint seine Wirklichkeit stets wie unter einem neuen Winkel gesehen, der das Verhältnis zu dem Umher wesentlich verschiebt: Einmal erfreut sich Callot an den launischsten Kontrastwirkungen, indem er trotz des minimalen Formats, in dem er stets gearbeitet hat, zum Beispiel seine Personen enorm groß erscheinen läßt: durch einen weitumfassenden und ganz klein ausgeführten Hintergrund, zu dem sie in keinerlei Raumverhältnis stehen. Dann ist es aber vor allen Dingen sein Ehrgeiz in seinem Miniaturformat Raumwirkungen zu erreichen, die an Größe mit dem italienischen Barock konkurrieren können; was ihm auch durchaus gelungen ist. Diese fabelhafte Weite des Raumes, die bisher in der kleinen Kunst auch nicht einmal versucht war zu erreichen, schafft er einmal damit, daß er nie die Haupthandlung in den Vordergrund verlegt, daß dieser meist leer bleibt oder mit indifferenten Figuren gefüllt ist, und die Handlung erst im Mittelgrund einsetzt, womit allein schon der Blick nach hinten gezogen ist. Die Höhe und Breite werden auf das Letztmögliche reduziert, nur die dritte Dimension ins Unendliche gedehnt, und bei geschlossenen Innenräumen ist durch einen Ausblick der Blick wieder hinausgeführt, um ja die Tiefe nicht abzuschneiden. Ein sehr wesentliches Moment, das Levertin an Callot hervorhebt, ist seine Schilderung der Volksmassen, mit der er in der damaligen Kunstgeschichte durchaus neu dasteht. Die Art, wie Volksansammlungen überhaupt angesehen werden können, ist ja eine so durchaus verschiedene, je nachdem ob ich mitten unter ihnen bin oder ob nur irgendein Medium mich von ihnen trennt. Schiebe ich nur ein Fenster dazwischen, oder sehe ich sie vom Kirchturm aus oder in einem andern Raum: sofort hören die Wesen dort auf mir beigeordnete Menschen zu sein; wie ein Ameisenhaufen sehen sie aus, irgendein merkwürdiges Ganzes bewegt sich da mit einem Geschwirr durcheinanderlaufender Einzelbewegungen. Dieses neu entstandene fremdartige Wesen ist zum erstenmal von Callot geschildert. Zu Anfang gab er die Menge nur als Hintergrund zu besonderen Begebenheiten, später stellte er sie aber mit Vorliebe als Hauptperson inmitten seiner Dramen. Dieses seltsam veränderte Verhältnis zum Menschen, je nach dem Maßstab, in dem er gegeben, rührt wohl daher, daß der direkte Konnex von ihm zu mir durch diese willkürliche Größenänderung aufgehoben ist, und eine gewisse Ironie sich dazwischen schiebt. Die einzelne Persönlichkeit mit ihrem Leidenschaftsaufwand und ihren Ideen in diesem minutiösen Format versinkt in ein klägliches Abhängigkeitsverhältnis zu dem riesenhaften Umher, und die Illusion dieser kleinen Lebewesen in freier Wahl hierhin und dorthin gehen zu können trägt wohl Lächerliches genug an sich. Levertin bringt die Freude an diesem ironischen Spiel der Größenverschiebung in Zusammenhang mit den großen Renaissanceentdeckungen, die die

Relation der einzelnen zur Welt ins Unbestimmte hinein verschoben. Dieses alles ist von Levertin mit künstlerischem und produktivem Blick gesehen. Nur die stark polemische Kraft, die er den Kriegsbildern zuschreibt, kann ich nicht fühlen. Um als wirklich bittere und strenge Anklage zu wirken, sind sie mir eben durch ihren Maßstab zu losgetrennt und zu entfernt von uns, und nur als scharfe Ironie kann ich sie sehen.

KULTUR

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Berlin: Opernhaus Der nahezu einmütigen Ablehnung des Grubeschen Opernhausprojekts konnte sich auch das preußische Abgeordnetenhaus nicht verschließen. Auf der vom *Bund deutscher Architekten* vorgeschlagenen Grundlage das seitherige Ergebnis nur als eine Vorarbeit anzusehen und der Architektenschaft die Möglichkeit der Mitarbeit zu bieten ist ein Kompromiß zustande gekommen, das natürlich eine Lösung in dem erwünschten Sinn noch lange nicht garantiert. Allein das Ministerium dürfte nach dieser Absage doch begriffen haben, daß es mit einer derartigen Bureaukratenarbeit nicht durchkommen wird. Nachdem also der Grubesche Entwurf als erledigt anzusehen ist, wäre auf eine grundlegende Änderung des eigentlichen Bauprogramms hinzuarbeiten. Seeling, selbst einer der seitherigen Mitbewerber, hat in geradezu drastischer Weise die Mängel dieses als Grundlage benutzten Programms aufgezeigt. Um die gewünschten Repräsentationsräume zu schaffen, mußte der Zuschauerraum der Länge und der Höhe nach auseinandergezogen werden. Statt der baupolizeilich zulässigen 3 Ränge kam man auf 4, schließlich sogar auf 5 Ränge. Die Höfe, von denen aus die Feuerwehr im Fall der Gefahr einzugreifen hätte, sind in unverantwortlichster Weise eingeengt worden, so daß große Magazin- und Garderobenräume (ebenfalls polizeiwidrig) unzugänglich und lichtlos eingebaut werden mußten. Sollen die höfischen Repräsentationsräume ohne Verminderung der übrigen Plätze in dem vorgesehenen Umfang aufrecht erhalten werden, dann bleibt nichts anderes übrig als eine Verbreiterung der Bühnenöffnung, also eine gewiß kostspielige Verbreiterung des Bauplatzes überhaupt. Demnach scheint eine aussichtsreiche Weiterarbeit erst denkbar, wenn über diese grundlegenden Fragen eine Einigung, auch mit der Krone, erzielt ist. Für die architektonische Lösung ist vom *Bund deutscher Architekten* nicht ein allgemeiner öffentlicher Wettbewerb gefordert worden. Vielmehr hat er sich im Namen der freien Architekten erboten nach Überlassung der nötigen Unterlagen Ideenskizzen einzureichen, zu deren Beurteilung auch geeignete Vertreter der freien Architekten zugezogen werden sollen. Ein großer Wettbewerb (man denke an den unglückseligen Bismarck) hätte der Architektenschaft wieder ohne Äquivalent unerhörte Opfer zugemutet. Andrerseits zeugt ein bedingungslos, nur um der Sache willen gemachtes Angebot von einem Idealismus, der alle Anerkennung verdient. Die freien Architekten haben damit in dieser Angelegenheit getan, was sie tun konnten und damit aufs neue den Beweis erbracht, wie wichtig für den ganzen Stand doch eine geschlossenere und umfassendere Organisation dieser Elemente wäre. Der *Bund deutscher Architekten* ist als der Sachlichere und Gewichtigere gehört worden, während niemand auf den doch numerisch stärkern *Berliner Architektenverein,* der als einzige Organisation den Mut fand sich auf die Seite des Ministeriums zu schlagen, gehört hat. Kein Wunder auch: Besteht doch die Mehrheit dieses Vereins aus den Baubeamten, also Männern, die mehr oder weniger abhängig von eben dem Ministerium sind, dem sie ihr Vertrauen auszusprechen für gut befunden haben. Schließlich bleibt es doch auch nicht ganz verborgen, daß der Dezernent des Ministeriums, der den Fall Grube vor den Abgeordneten zu vertreten hatte, bis kurz vor jener Sitzung dem Vorstand des *Berliner Architektenvereins* angehörte. Stellt man weiter fest, daß mit 2 oder 3 Ausnahmen die Architekten, die in der Presse für Grube eintraten, ebenfalls beamtet sind oder auf *Beziehungen* offensichtlich Wert legen, so ergibt sich hoffentlich als Frucht dieser wenig geschmackvollen Vorgänge ein einheitlicher und zielsicherer Zusammenschluß aller nichtbeamteten Baumeister.

× ×

Berlin: *Große Kunstausstellung* 1912 Wie in den früheren Jahren auch bilden Architektur und Kunstgewerbe die einzig künstlerischen Oasen in der Moabiter Kunstwüste. Natürlich bleiben Leute wie William Müller mit dem Bureauhaus Springer oder einem Zehlendorfer Landhaus, O. Kaufmann mit einem famosen Kinematographentheater, Bruno Taut mit einem Rathausprojekt, Ernst Spind-

ler mit einer qualitätvollen Gemeindeschule, J. Habicht, der mit einer geschmackvollen Anständigkeit die Reichsbank mit Architektur versorgt, oder andere solcher Art nicht unter sich. Über manchen Entwurf und manche Photographie, die in gar keiner Ausstellung gezeigt werden dürften, muß man hinwegsehen. Allein als Ganzes sind die Architekturräume doch nicht so entmutigend wie die Säle der Bildhauer und Maler. Drei wertvolle Kollektivausstellungen von March, Billing und Brurein sind vorhanden. March ist mit dem sichern und echten Instinkt für das Architektonische begabt. Seine Bauten sind zurückhaltend, schlicht und anspruchslos, aber sie sind jedesmal eine endgültige Formulierung. So das Wormser Volkstheater, das vor mehr als 25 Jahren schon Reformideen verwirklichte, die heute als richtig ausgebaut werden. So die jetzt ebenfalls erstrebte einheitliche Blockfront, die er an einer Reihe Charlottenburger Mietshäuser durchführte. Die Sorglosigkeit, mit der er gelegentlich über die kunstgewerblichen Details hinweggeht (zum Beispiel die Plastiken an diesen Charlottenburger Mietshäusern oder einzelne Interieure) mögen nicht über die sichere Art der Raumbewältigung hinwegtäuschen, die er als einer der ersten und als wahrhafter Architekt von England mit herüberbrachte. Billing, der sich durch mancherlei Irrungen hindurchzuexperimentieren hatte, ist mit seinem Kieler Rathaus zu einer unserer Hoffnungen geworden. Von einem Baumeister, der diesen Weg von der Mannheimer Kunsthalle über das Freiburger Universitätsgebäude hinweg zu dieser Kieler Leistung nehmen konnte, ist noch Beträchtliches zu erwarten. Man wird, so es gilt monumentale Aufgaben zu bewältigen, sich seiner erinnern müssen. In Brurein schließlich haben wir ein starkes Talent, dem das große Berlin vieles, wenn nicht alles schuldig geblieben ist. Es genügt auf sein Projekt für das Lankwitzer Rathaus zu verweisen und an den Bau zu erinnern, der schließlich ausgeführt worden ist. An derlei Projekten, die eine klare und starke Sprache reden, die in der nämlichen Gliederung im Grundriß ausgereift sind, und an denen eben nur das eine bedauerlich ist, daß sie Projekte geblieben sind, fehlt es nicht: in einem Augenblick, da alles gegen die architektonische Verhunzung Berlins protestiert. Von den Kunstgewerblern sind diesmal nur die Berliner Plakatisten zu Wort gekommen. Man kennt dieses anständige und gediegene Handwerkerniveau, das die Berliner Affiche in den letzten Jahren angenommen hat. Ihre etwas nüchterne Sicherheit ist eigentlich nicht die Evolution, die wir nach den Verheißungen eines Toulouse-Lautrec erträumten, allein sie ist doch besser als die süßliche Haltlosigkeit eines Mucha etwa, der für Paris inzwischen typisch geworden ist. Besser gelegentlich einmal eine geistreiche Lithographie zu sehen, wie sie Ernst Neumann mitunter zu bieten hat, in dem noch am stärksten jene ersten Anregungen nachwirken, und im übrigen das kunstgewerbliche Niveau zu finden, das Bernhard angegeben hat. Daß auch innerhalb dieser Grenzen aparte Wirkungen zu erreichen sind, beweisen die Wände mit den Klingeraffichen. Dieser Julius Klinger erlebt durch eine solche Zusammenstellung, beinahe möchte man sagen: einen Triumph. Seine handwerklichen Qualitäten und der Esprit seiner (von Beardsley und Jung Wien gewiß bedingten) Linienspiele machen ihn zu dem, was man in den Anfängen der Plakatbegeisterung *maître d'affiches* zu nennen pflegte.

×

KurzeChronik Die Frage der lichtechten Tapeten ist insofern um einen Schritt weiter gekommen, als nach Mitteilungen des *Deutschen Werkbundes* 4 Fabriken, nämlich Erismann, Salubra, Schütz und Coswig, nach langwierigen Versuchen mit den Farbwerken jetzt in der Lage sind für ihre Kollektionen die Lichtbeständigkeit zu garantieren. Diese auf Qualität gerichteten Bestrebungen werden bereits von einer fast unlauter zu nennenden Konkurrenz durchkreuzt wie P. Krais im *Kunstgewerbeblatt* an einem lehrreichen Fall nachweist. × Die Berliner Glasmalereien haben auch dies Jahr Frühjahrsausstellungen gezeigt: Heinersdorff Teile eines Thorn-Prikkerschen Fensters für eine Düsseldorfer Kirche; Schmidt eine Reihe von Scheiben, die in der Hauptsache von Berliner und Münchener Plakatisten entworfen waren.

×

Literatur Schon früher einmal war in diesen Heften auf das ausgezeichnete Werk über den *Städtebau* von Werner Hegemann /Berlin, Wasmuth/ verwiesen. Der 1. Band, eine Betrachtung der Berliner Verhältnisse, erscheint geradezu als ein Archiv der städtebaulichen Entwickelung unserer größten deutschen Kommune. Hegemann entfaltet in großen Zügen die architektonischen, sozialen und wirt-

schaftlichen Maximen, die die Entwickelung von dem wendischen Fischerdorf bis zur heutigen Weltstadt bestimmten. Literarische und graphische Dokumente, die wenig oder gar nicht bekannt waren, wußte er mit einer imponierenden Materialkenntnis aufzuspüren und damit eigentlich zum erstenmal den bündigen Beweis zu erbringen, wieviel an Aufwand gespart, an Schönheit und Gesundheit gewonnen worden wäre, wenn man auf die großzügigen Reformer, die es in Berlin immer gegeben, zur rechten Zeit gehört hätte. Hegemann schreibt keineswegs aus einer vorgefaßten Tendenz heraus, er weiß seine Materialien objektiv zu gruppieren. Über die aktuellen Berliner Sorgen hinaus ist hier der gesamten städtebaulichen Diskussion ein gewichtiges Arsenal entstanden.

DIVERSA

Neuerscheinungen

Heiligenlegenden

Unter dem Sammeltitel *Die schönsten Heiligenlegenden in Wort und Bild* hat Dr. P. Expeditus Schmidt mit einigen Mitarbeitern bei Hans von Weber in München eine Auswahl alter Legenden herauszugeben begonnen, versehen mit Namenbildern von Franz Pocci: die Initialen der Heiligen sind mit Szenen aus ihrem Leben geschmückt. Obgleich nun die Sammlung der Geschichten aus den Kreisen der katholischen Kirche stammt, so scheinen diese doch wie in einen neuen Boden verpflanzt. Expeditus Schmidt will nicht nur eine Übersetzung geben; die Legenden sind vollständig neu erzählt und zum Teil auch ziemlich frei bearbeitet; es ist ihnen damit ein ganz neues Kleid angezogen. Was den alten Legenden ihre Klarheit und Kraft gibt, ist das unbedingte Vertrauen auf die Handlung dieser Geschichten. Sie ist in ihnen so ausschließlich der Hauptgegenstand, daß keine Stimmungsschilderung und andere poetischen Ingredienzien daneben aufkommen können. Jene Geschichten werden um des Wunderbaren willen berichtet, das sie erzählen, und was an ihnen fesselt, ist die Kraft der Wirklichkeit, mit der die Wunder gesehen sind. Diese nun fehlt dieser Übertragung. Besonders in den Erzählungen der weiblichen Mitarbeiter ist überall eine romantische Symbolik hereingemengt, und wo früher ein Engel mit festen Gliedern kam, sind jetzt Lichterscheinungen mit allerhand gloriosen Nebelbildern. Charakteristisch kann wohl folgende Stelle sein: »Das Herz dieser Könige aber war voll heißer Sehnsucht, die wie eine heilige Flamme lohte und brannte und nie erlosch. Deshalb zeigte sich ihnen der Wunderstern auch größer als eine Sonne . . .« usw. So sind zu Wundererscheinungen seelische Verbindungen herübergezogen, womit sie zu ganz subjektiven Erscheinungen, fast zu einer Art von Suggestion umgebildet sind. Ich sage nicht, daß in diesen Erzählungen kein Glaube sei, aber der Glaube der Legenden, dem die Engel und Wunder greifbare Wirklichkeiten sind, ist nicht darin. Mit der Sprache ist es die selbe Sache. Das Mittelhochdeutsch hat eine fabelhafte Sinnlichkeit und Deutlichkeit in seinen Worten, und mit ihnen ist mir die Legende bis ins Innerste verwachsen. Die Worte wollen eben nur erzählen, was Wunderbares hier und dort geschehen ist, und wie sehr die Heiligen fromm gewesen sind. Sätze, die so bildhaft anfangen wie »Der Himmel spaltete sich wie von einem Schlüssel berührt«, müssen dem ursprünglichen Sinn wohl fremd bleiben. Am entsprechendsten und bescheidensten erzählt sind die Sachen von Schmidt selbst. Mit den Bildern liegt es wohl etwas anders. Pocci hat die wahre Kindlichkeit und Frömmigkeit. Aber von dem Humor, der in seinen eigentlichen Kinder- und Kasperlesachen steckt, ist nichts hierin. Es ist, als wenn von diesen Dingen immer nur in einem weihevollen Ton gesprochen werden könnte, und alle Figuren haben das selbe sanfte und blutarme Gesicht, selbst der heilige Christophorus mit dem Hundekopf, wie es heißt, sieht aus wie irgend ein anderer wohlgestalteter Christenkönig. Eine solche Ängstlichkeit scheint mir aber nicht im Sinn der alten Legenden. Nehmen sie die Wirklichkeit tatsächlich für sich in Anspruch, dann müssen sie auch alles benutzen dürfen, was ihre Erzählung verlangt, sowohl Komisches wie auch eventuell Erotisches. So kommt es, daß Poccis Sachen hier nur wenig von der schematischen Kirchenkunst unterschieden sind, die keinen sinnlich festen Boden mehr unter den Füßen hat.

Das ganze Werk ist auf 10 Bände berechnet, es kann daher nach dem vorliegenden einen Band noch kein Endurteil abgegeben werden. Eine Ausgabe der Heiligenlegenden ist an sich natürlich stets willkommen. Man wird also den Fortschritt dieses Unternehmens auf alle Fälle mit Interesse zu verfolgen haben.

LISBETH STERN

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN-SCHÖNEBERG

12. Heft | 20. Juni 1912

LUDWIG QUESSEL · DIE ÖKONOMISCHE BEDEUTUNG DES IMPERIUMS

AUF die Tagesordnung des Chemnitzer Parteitags hat der Parteivorstand den Punkt *Der Imperialismus* gesetzt. Eine gründliche Aussprache über diese Materie ist vorher erwünscht. Sie ist um so notwendiger als darüber in unserer Partei die verworrensten und abenteuerlichsten Vorstellungen herrschen, die namentlich von historischer Kenntnis zumeist vollkommen ungetrübt sind. Es dürfte daher angebracht sein, wenn vorerst einmal, bevor die Partei auf ihrem Parteitag ihre Stellungnahme irgendwie festzulegen sich anschickt, das ganze Problem eine wirklich wissenschaftliche Behandlung erfährt. Zur ersten Orientierung ist es notwendig die ökonomische Seite des Imperiums zu betrachten. Das soll im folgenden in großen Umrissen versucht werden.

Die ökonomische Bedeutung des modernen Imperiums feststellen heißt die Frage untersuchen, welchen Einfluß die staatliche Herrschaft über kapitalistisch noch nicht erschlossene Gebiete auf die Handelsbeziehungen zwischen diesen und dem sogenannten *Mutterland* ausübt. In dieser präzisen Form ist von sozialistischer Seite die Frage weder jemals gestellt noch beantwortet worden, obwohl sie angesichts des Strebens der modernen Industriestaaten immer größere Teile des Erdballs ihrem Imperium zu unterwerfen eigentlich außerordentlich nahe lag Blicken wir zum Beispiel auf den ältesten Industriestaat der Welt, auf England, so sehen wir, wie gerade jetzt ein fieberhafter Eifer immer neue Länder dem britischen Imperium zu unterwerfen alle Schichten der Bevölkerung durchdringt. Diejenigen Genossen, die sich ihr Urteil über die auswärtige Politik Englands etwa auf Grund der Reden unserer Vertreter im Reichstag zum Etat des Auswärtigen gebildet haben, werden über diese Bemerkung freilich erstaunt sein. Sie werden sich zum Beispiel der Ausführungen des Abgeordneten Ledebour erinnern, der in der Sitzung vom 18. Mai als die herrschende Meinung der Sozialdemokratie die Ansicht zum besten gab, England sei bereits »imperialistisch gesättigt«, es habe genügend Kolonieen; dagegen habe Deutschland noch lange nicht genug. Man könne auf Deutschland und England das

Heinesche Lied von den zwei Sorten Ratten anwenden, den hungrigen und den satten, die im beständigen Kampf mit einander stehen. Die englischen Kapitalisten seien in der Lage der vollgefressenen Ratten, während die deutschen Patrioten sich in der Lage der hungrigen Ratten befinden: Gewiß hat Ledebour darin recht, daß sich die deutschen Kapitalisten in der Lage der hungrigen Ratten befinden. Man braucht nur die Handelskammerberichte zu lesen, um ein treffendes Bild der außerordentlichen Schwierigkeiten zu erlangen, die unsere Exportindustrieen beim Absatz ihrer Produkte auf den außereuropäischen Märkten überall zu überwinden haben. Ledebour irrt aber, wenn er annimmt, England sei bereits »imperialistisch gesättigt«. Diese Auffassung verrät eine Ahnungslosigkeit dem wirklichen Wesen der auswärtigen Politik Englands gegenüber, die man bei einem Politiker, der sich berufsmäßig mit auswärtigen Angelegenheiten beschäftigt, eigentlich nicht erwarten sollte. Zu einer Zeit, wo England den Tripolisfeldzug Italiens geschickt dazu ausnutzt seinen ägyptischen Besitz um die Solumbay zu erweitern, in den Tagen der englisch-russischen Entente, deren offensichtlicher Zweck es doch ist den Süden Persiens, ein Ländergebiet 1½ mal so groß wie das Deutsche Reich, dem britischen Imperium zu unterwerfen, und angesichts der englisch-französischen Verständigung, die die Einverleibung Siams, eines Reiches fast 2 mal so groß wie das Königreich Preußen, in den britischen Kolonialbesitz in greifbare Nähe rückt, sollte man sich, glaube ich, doch nicht dem Wahn hingeben, daß England »imperialistisch gesättigt« sei. Nein, die gegenwärtige parlamentarische Regierung Englands, die sich aus Vertrauensmännern der herrschenden liberalen Partei zusammensetzt, ist nicht weniger als ihre Vorgängerinnen der große Eroberer, der die Welt in Atem hält. Mit einem aus Grauen und Bewunderung gemischten Gefühl sieht das deutsche Bürgertum die beispiellose Machtenfaltung des britischen Imperiums. In dem kurzen Zeitraum von 3 Jahrzehnten haben die verschiedenen parlamentarischen Regierungen Englands dem britischen Imperium ein Ländergebiet in Asien und Afrika einverleibt, das größer ist als der ganze europäische Kontinent. Nun hat uns freilich Lord Haldane erklärt, daß diese gewaltige Erweiterung des britischen Imperiums in den letzten 3 Jahrzehnten, die in ihrem Resultat die Eroberer-züge eines Alexander und Napoléon als zwerghafte Unternehmungen erscheinen läßt, nicht nach einem vorgefaßten Plan erfolgt sei. Aber ob nun diese gewaltige Erweiterung der britischen Herrschaft in Asien und Afrika mit oder ohne vorgefaßten Plan erfolgt ist, sie ist da, sie zeigt uns täglich ihre Wirkung, und sie ist nach dem einmütigen Urteil aller Historiker eines der denkwürdigsten Ereignisse, die die neuere Geschichte zu verzeichnen hat.[1])

Einen richtigen Einblick in die Bedeutung des modernen Imperialismus kann man nur erlangen, wenn man den Siegeszug Englands in den letzten 3 Jahrzehnten verfolgt. Im Jahr 1880 sichert sich England die Vorherrschaft in Afghanistan und zwingt den Emir umfangreiche Gebirgsdistrikte an der indisch-afghanischen Grenze an Großbritannien abzutreten. Zur selben Zeit werden die Schutzherrschaften über die bisher unabhängigen Araberstämme am Roten Meer bei Aden begründet, die freilich nur einen Teil Arabiens, etwas größer als das Königreich Württemberg, unter die Kontrolle des britischen Imperiums bringen, aber ein Gebiet, das strategisch von hoher Bedeutung ist

[1]) Siehe auch Schippel *Britisches Weltreich und Reichsgedenktag* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte,* pag. 643 ff.

und zugleich die Grundlage für ein die ganze arabische Halbinsel umfassendes Britisch Arabien bilden sollte. Nach einem Jahr scheinbarer Untätigkeit erhebt sich der britische Imperialismus zu einem gewaltigen Schlag gegen das osmanische Reich. Das liberale Ministerium Gladstone läßt 1882 Alexandrien in Trümmer schießen und mit großer Heeresmacht das alte Wunderland der Pharaonen besetzen, wodurch ein Kulturreich alten Stils, fast 2 mal so groß wie das Deutsche Reich, dem englischen Imperium einverleibt wird. Das Schicksal Ägyptens war damit besiegelt. Es wurde ein Teil des englischen Weltreichs, obwohl es nominell auch heute noch ein türkischer Tributarstaat ist. Englands Generalkonsul ist seit 1882 der tatsächliche Regent des Landes, der die Verwaltungs- und Finanzkontrolle des Reichs in seinen Händen hat. Es kann heute keine Rede mehr davon sein, daß England seine Eroberung jemals freiwillig preisgeben wird. So groß auch die Beute des Jahres 1882 war, so verfolgte der britische Imperialismus doch ungesättigt weiter die Bahn der Eroberung. Schon im Jahr darauf bereitet England die Besitzergreifung des Somalilandes vor, die 1884 offiziell zur Ausführung gelangt und den größten Teil des afrikanischen Küstengebiets am Golf von Aden, von einer Ausdehnung wie das nichtpreußische Deutschland, unter englische Herrschaft brachte. Das Jahr 1885 ist dem Feldzug gegen das westindische Königreich Birma gewidmet. Am 1. Januar 1886 ist die Eroberung des einst mächtigsten Staates in Hinterindien vollendet, die Armee des letzten Königs Thiba vernichtet, der König selbst in die Gefangenschaft nach Ostindien gebracht. Ein Reich, 2 mal so groß wie Großbritannien und Irland, gegen das die Engländer ein halbes Jahrhundert hindurch fast ununterbrochene Kämpfe geführt, ist damit dem britischen Imperium endgültig gewonnen. Im nächsten Jahr betätigt sich englische Eroberungslust in Südafrika. Nach hartnäckigen Kämpfen wird der kriegslustige Stamm der Zulukaffern unterworfen, ihr Land, von der Größe der Provinz Pommern, dem britischen Imperium einverleibt. Kaum ein Jahr später verlegt der britische Imperialismus seine weltumspannende Wirksamkeit auf die größten Inseln der Erde, nach Borneo und Neuguinea. Auf Borneo werden 1888 das Sultanat Brunei und der Staat Sarawak unter direkte Schutzherrschaft Englands gestellt; von Neuguinea legte England den südöstlichen Teil mit Beschlag. Im ganzen umfaßt das im Verlauf des Jahres 1888 auf diesen beiden Inseln dem britischen Reich unterworfene Gebiet eine Fläche größer als das Königreich Preußen. Im Jahr 1889 wird die afrikanische Niederlassung Sierra Leone, die ein Gebiet von der Größe des Königreichs Bayern umfaßt, zur englischen Kolonie erhoben. Im folgenden Jahr wird im Osten Afrikas das gewaltige Gebiet vom Fluß Umbe im Süden bis zum Dschub im Norden als Britisch Ostafrika für England in Anspruch genommen und damit ein ungewöhnlich entwickelungsfähiges Gebiet, doppelt so groß wie das Deutsche Reich, für die englische Herrschaft gewonnen. Die folgenden 4 Jahre dienen dem britischen Imperialismus dazu die Grundlagen für ein afrikanisches Kolonialreich zu legen, mit dessen gewaltigem Umfang sich keines der Riesenreiche früherer Zeiten vergleichen kann. Afrika britisch, von der Mündung des Nils bis zum Kap der guten Hoffnung: das ist das Programm des britischen Imperialismus, mit dessen Ausführung er 1895 den Anfang macht. In diesem Jahr dehnt England seine staatliche Herrschaft über Rhodesien und Betschuanaland aus. Ein Gebiet, etwa so groß wie Frankreich, Österreich-Ungarn und Deutschland zusammen genommen, wird damit seinem Imperium unterworfen. Im folgenden Jahr besetzt England das Negerreich der Aschanti und ergreift

die Offensive gegen die Mahdisten im ägyptischen Sudan, die nach 2jährigem blutigen Kampf niedergerungen werden. Gleichzeitig vertritt die englische Regierung Frankreich drohend den Weg, als dieses sich im Herzen Afrikas festsetzen, am Oberlauf des Nils die Trikolore aufpflanzen will. Zähneknirschend muß Oberst Marchand von Faschoda abziehen und das Reich des Mahdi dem englischen Einfluß überlassen. Der britische Imperialismus bleibt Sieger. Das ehemalige Reich des Mahdi, das ein Gebiet so groß wie Frankreich, Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien umfaßt, wird als englisch-ägyptischer Sudan dem britischen Kolonialbesitz einverleibt. Ehe aber die Mahdisten im Sudan noch völlig niedergezwungen sind, erhebt der britische Imperialismus schon seine Faust gegen das unbotmäßige Burenvolk, das sich dem englischen Imperium zu widersetzen wagte. 3mal im Lauf des 19. Jahrhunderts hatten die Buren, um dem stammfremden Imperium Großbritanniens zu entgehen, einen großen *Treck* nach dem Norden unternommen. Jedesmal folgten ihnen die Engländer und unterwarfen sie von neuem ihrer Staatshoheit. Staatliche Selbständigkeit errangen die Buren sich erst, als sie sich in das unwirtliche und für wertlos gehaltene Gebiet der Freistaaten zurückgezogen hatten. Aber auch dorthin folgte ihnen schließlich der britische Imperialismus. Im Frühjahr 1899 bringt Chamberlain durch unmögliche Forderungen die Buren zum Losschlagen. Anderthalb Jahre lang leistet das Burenvolk dem britischen Imperialismus Widerstand, bis seine Kraft endlich unter dem furchtbaren Eindruck der Nachrichten aus den *Konzentrationslagern* erlahmt. Wiederum bleibt der britische Imperialismus Sieger. Das Gebiet der Burenrepubliken, größer als Großbritannien und Irland, mit seinen unermeßlichen Bodenschätzen, wird britischer Besitz. Die ungeheuren Opfer an Gut und Blut, die die Unterwerfung der Burenrepubliken erfordert, konnte die Eroberungslust des britischen Imperialismus zwar zeitweilig dämpfen, aber nicht völlig aufheben. Die Jahre 1901 bis 1903 sind mit Kämpfen gegen die Eingeborenen im Nigerland ausgefüllt. Nach ihrer Unterwerfung werden die Gebiete am Niger, die fast 3mal so groß wie das englische Königreich sind, dem britischen Kolonialreich einverleibt, womit die britischen Eroberungen in Afrika vorläufig ihren Abschluß finden.

Vorstehende Aufzählung der britischen Eroberungen von 1880 bis 1903 kann nicht den Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Nicht erwähnt sind zum Beispiel die territorialen Erwerbungen Englands in China, auf der Malakkahalbinsel und auf den kleineren Inseln des Großen Ozeans. Immerhin gibt die Aufzählung auch in ihrer Unvollständigkeit ein eindrucksvolles Bild von dem Siegeszug des britischen Imperiums. Das Merkwürdigste und Eigenartigste dabei ist, daß diese Welteroberung des britischen Imperialismus (wenn man von den Burenkriegen absieht) ohne jede heroische Geste sich vollzieht, kühl und gelassen wie die Arbeit eines geschäftskundigen Kaufmanns, der nicht gern die Blicke der Welt auf sich und seine Geschäfte lenkt. Freilich, von der Enge der Auffassung, die die auswärtige Politik der konstitutionellen Staaten Europas auszeichnet, findet sich bei der parlamentarischen Regierung Englands, die nichts anderes sein will als das Vollzugsorgan des britischen Volkswillens, kaum eine Spur. Man hat gesagt, Großbritanniens parlamentarische Regierung sei gewohnt *in Kontinenten zu denken.* Und in der Tat, wenn man sieht, wie die englischen Ministerien ruhelos von Kontinent zu Kontinent schweifen, überall den Willen zur Weltherrschaft durch die stille

Tat bekundend, so wird man sich der Wahrheit dieser Aussage nicht entziehen können. Es ist schon richtig, und der Siegeszug des britischen Imperialismus ist der Beweis dafür, daß für die parlamentarische Regierung Englands die Erdteile nur Inseln auf *ihrem Meer* sind. Es steckt wirklich etwas Hinreißendes in dieser geräuschlosen Erobererarbeit, die ihre gewaltigen Siege schamvoll verhüllt, die stumm ihres Weges geht, nie von der eisengepanzerten Faust redet, sie aber, wenn das Länderverschluckungsgeschäft es erfordert, zu gebrauchen versteht. Und welch ein Triumph für die britische Staatskunst, daß sie selbst die sonst doch so mißtrauische radikale Sozialdemokratie zu täuschen versteht, so daß einer ihrer Redner im deutschen Reichstag in einem Augenblick, wo sie, durch zwei Ententen gesichert, sich gerade anschickt zu den angeführten Eroberungen der letzten Jahrzehnte Südpersien und Siam hinzuzufügen, ihr bescheinigt, sie wäre *imperialistisch gesättigt* und nur bestrebt das Erworbene sich zu erhalten. Andrerseits soll nicht verschwiegen werden, daß der britische Imperialismus zu seiner Rechtfertigung auch auf manches Kulturwerk hinweisen kann. Selbst die deutsche Bourgeoisie muß durch ihre imperialistischen Schriftsteller anerkennen, daß der britische Imperialist die Wunden, die er schlägt, auch wieder zu heilen versteht. Das besiegte Burenvolk erhielt eine weitgehende Selbstverwaltung, und seinen Führern räumte man Regierungsstellen ein. Von General Botha sagt man, daß er englischer Imperialist geworden sei und von einem Oberbefehl in einem Feldzug gegen Deutsch Südwestafrika träume. Solange der Sudan der blutigen Faust des Mahdi gehorchte, ging seine Bevölkerung rapide zurück. Weite Strecken wurden zur Wildnis; die Bevölkerung sank in 12 Jahren von 8,5 auf 1,8 Millionen. Dem vergleicht der englische Imperialist mit Stolz die Fortschritte Ägyptens unter britischer Herrschaft. Durch klug durchgeführte Bewässerungsanlagen hat die britische Verwaltung die landwirtschaftliche Produktion Ägyptens um ein mehrfaches gehoben, viele Quadratmeilen Wüstenbodens der Kultur gewonnen und die überschuldeten Finanzen in eine Überschußwirtschaft verwandelt. Allerdings bleibt es zweifelhaft, ob die Lage der Eingeborenen dadurch wirklich gehoben worden ist. Das britische Imperium bedeutet für die unterworfenen Länder den Frieden. Die üblichen Massenschlächtereien, die die feindlichen Stämme an einander gegenseitig verüben, hören auf. Die Folge ist vielfach eine drückende Übervölkerung, die in Verbindung mit der Geldwirtschaft die Massen proletarisiert.

Der glanzvolle Siegeszug des britischen Imperiums, der in seiner gewaltigen Schwungkraft den anderen Nationen den Atem raubt, wird aber durch bloße Aufzählung seiner grandiosen Erfolge nicht erklärt. Zunächst steht fest, daß die Ausübung der staatlichen Herrschaft über koloniale Gebiete in der Regel große finanzielle Opfer des Mutterlandes erfordert. Das führt uns zu der Frage, was eigentlich das englische Volk dazu treibt die finanziellen Lasten, die die ungeheure Ausbreitung des britischen Imperiums ihm auferlegt, so überaus willig zu tragen. Von einer Willigkeit zur Tragung der finanziellen Lasten des britischen Imperiums in Asien und Afrika wird man unbedingt sprechen müssen, weil in keinem andern Land Europas der Einfluß der Wählermassen auf die Regierung größer ist als in England. In keinem andern Land könnten sich daher die Wählermassen auch leichter von den kolonialen Lasten befreien, wenn bei ihnen ein ernster Wille dazu vorhanden wäre. Es müssen also Gründe vorliegen, die den englischen Wählern die Tragung der unauf-

hörlich wachsenden Lasten für die Ausbreitung des Imperiums ratsam erscheinen lassen. Als unbestritten kann gelten, daß überall da, wo England sein Imperium errichtet, der Güteraustausch des beherrschten Landes mit dem Vereinigten Königreich eine bedeutende Steigerung erfährt. Das rührt einfach daher, daß moderne Produktion für den Weltmarkt, gleichviel ob sie von der farbigen Bevölkerung im Kleinbetrieb oder von europäischen Unternehmern mit Hilfe farbiger Arbeiter im Großbetrieb ausgeführt wird, nur im Rahmen einer geregelten staatlichen Verwaltung gedeihen kann. Die eingeborene Bevölkerung der tropischen Gebiete befindet sich zumeist noch in einem vorstaatlichen Zustand, der jede Sicherheit für einen regelmäßigen Güterverkehr ausschließt. Dazu kommt die Weglosigkeit der Gebiete, die auch nur durch staatliche Tätigkeit überwunden werden kann. Ohne Imperium, ohne staatliche Tätigkeit ist daher die wirtschaftliche Erschließung der Tropen, auf deren Produkte die moderne Kulturmenschheit nicht mehr verzichten kann, gänzlich unmöglich. Nun könnte man vielleicht einwenden, daß private Handelsgesellschaften der Engländer, Holländer, Portugiesen usw. Teile der Tropen jahrhundertelang kommerziell ausgebeutet haben, ohne daß eine eigentliche Staatsgewalt in diesen Gebieten bestand. Das ist richtig. Allein, in diesen Fällen haben eben die Handelskompanieen die staatliche Herrschaft über Land und Leute ausgeübt. Von allen Sachkennern wird nun bezeugt, daß die Ausübung des Imperiums durch Kaufleute zu ganz unhaltbaren Zuständen führt. Adam Smith, der ein Zeitgenosse dieser Form der Kolonialpolitik war, schrieb im Jahr 1776, die Handelskompanieen schädigten erfahrungsgemäß das Aufblühen der Kolonieen, da alle ihre Angestellten nur darauf aus seien möglichst viel Gewinn, gleichviel auf wessen Kosten, zu machen; da naturgemäß Kaufleute in erster Linie immer nur das eigene Interesse im Auge hätten, so seien sie überhaupt zur Verwaltung der Länder ungeeignet.

Wenn man demnach auch zugeben muß, daß angesichts des vorstaatlichen Zustands, in dem sich die Bevölkerung der Tropen zumeist noch befindet, den Kulturvölkern gar nichts anderes übrig bleibt als ihr Imperium über diese Gebiete zu erstrecken, so ist es zunächst doch ein Rätsel, weshalb sie sich das Imperium, das doch dem ausübenden Staat so schwere finanzielle Lasten auferlegt, mit solcher Erbitterung streitig machen. Zur Erklärung dieser Erscheinung hat man auf das Rohstoffinteresse hingewiesen. Daß dieses die moderne Kulturmenschheit gebieterisch zur kolonialen Betätigung treibt, kann in der Tat nicht bestritten werden. Die Wolle und Baumwolle, aus der wir uns Wäsche und Kleider fertigen, das Holz, aus dem unsere Möbel hergestellt werden, die Pflanzenöle, aus denen wir Margarine und Seife bereiten, werden ganz oder zu einem erheblichen Teil in den Tropen gewonnen. Daß das auch für die zwar nicht zur physischen Existenz, wohl aber zu einem verfeinerten kulturellen Dasein unbedingt notwendigen Genußmittel wie Tee, Kaffee, Kakao usw. gilt, braucht nicht besonders hervorgehoben zu werden. Als Beispiel möchte ich hier auf die Knappheit der Pflanzenöle aufmerksam machen, die sich vor einigen Jahren drückend fühlbar machte, und die deren Preise auf das doppelte emporschnellte. Hervorgerufen war diese Krise auf dem Pflanzenölmarkt durch die neuerstandene Margarineindustrie, die der Seifenindustrie als Mitbewerberin um Pflanzenöle entgegentrat. Die sprunghafte Steigerung der Preise für Pflanzenöle veranlaßte sogar die englischen Genossenschafter, die mehrere Seifenfabriken ihr eigen nennen, dem Gedanken praktischer ko-

lonialer Betätigung näher zu treten, da ohne Ausdehnung der Pflanzenölproduktion in den Tropen es unmöglich schien die genossenschaftlich organisierte Arbeiterschaft weiterhin mit Seife zu erschwinglichen Preisen zu versehen. Es ist nun aber einleuchtend, daß, wenn auch zahlreiche kapitalistische und genossenschaftliche Unternehmungen an dem Anbau von Ölpflanzen in den Tropen interessiert sind, dies nicht notwendigerweise zu einem Besitzstreit um die Kolonieen zu führen braucht. Im allgemeinen legen die Staaten, die das Imperium ausüben, ausländischen Unternehmern bei der Gewinnung von Rohstoffen keine Hindernisse in den Weg. Die imperialistischen Rivalitäten der Industriestaaten allein aus ihrem Rohstoffinteresse abzuleiten, was besonders die liberalen Parteien gern tun, scheint mir verfehlt. Gewiß muß das Wachstum der Bevölkerung und die Verfeinerung des Konsums zu immer intensiverer kolonialer Betätigung des privaten und genossenschaftlichen Kapitals führen, aber diese ist für absehbare Zeit keineswegs auf die Kolonieen des Mutterlandes beschränkt sondern kann sich überall vollziehen, wo Kulturvölker durch ihr Imperium für die Sicherheit der Person und der Produktion und durch Anlage von Wegen und Eisenbahnen für die Möglichkeit freien und billigen Verkehrs Sorge tragen.

Das leidenschaftliche Streben des englischen Volkes nach Ausbreitung seines Imperiums ist meiner Ansicht nach in erster Linie nicht in der Rohstoffsorge begründet. Es wurzelt vielmehr in den Absatzsorgen der englischen Industrie, die sich durch die deutsche Industrie auf allen dem britischen Imperium nicht unterworfenen Märkten bedroht fühlt. Im Grunde ist dies auch leicht erklärlich. Die Produkte der Tropen werden überall zu Weltmarktpreisen verkauft. Eine Bevorzugung des Mutterlandes findet in der Regel nicht statt. Ihre Rohstoffe können die kapitalistischen und genossenschaftlichen Unternehmungen zu Weltmarktpreisen überall kaufen, und wenn ihnen diese zu hoch sind, bleibt ihnen die Möglichkeit zur eigenen Produktion der Rohstoffe überzugehen. Ganz anders verhält es sich aber mit dem Verkaufen der Industrieerzeugnisse auf den afrikanischen und asiatischen Märkten. Hier wirkt das Imperium vielfach wie eine Schutzzollmauer von unübersteigbarer Höhe. Lassen wir zum Beweis dafür die Zahlen der Handelsstatistik reden. Deutschland behandelt seine afrikanischen Kolonieen bekanntlich im Zollwesen wie Ausland; es werden nur Finanzzölle erhoben, so daß eine Begünstigung der deutschen Industrie durch Zölle nicht stattfinden kann. Es dürfte bekannt sein, daß die hochentwickelte englische Metallindustrie sehr wohl in der Lage ist der deutschen auf allen freien Märkten die Spitze zu bieten. Obwohl nun unsere afrikanischen Schutzgebiete zolltechnisch völlig freie Märkte darstellen, gestaltete sich nach dem amtlichen Jahresbericht des Reichskolonialamts die Einfuhr von Metallen, Metallwaren, Instrumenten, Maschinen und Fahrzeugen im Jahr 1910 wie folgt:

	Einfuhr (in Mark)	
Schutzgebiet	aus Deutschland	aus England
Ostafrika	9 555 559	192 452
Kamerun	3 795 101	368 489
Togo	1 831 570	101 349
Südwestafrika	11 075 033	121 047
Afrikanische Schutzgebiete	26 257 263	783 337

Wir sehen also, daß auf völlig freien, aber dem deutschen Imperium unterworfenen Märkten die deutsche Metallindustrie einen 32mal so starken Absatz findet wie die englische Metallindustrie. Das umgekehrte Bild erhalten wir, wenn wir uns die Einfuhr von Britisch Indien betrachten. Nach dem amtlichen englischen Bericht betrug die Einfuhr von Eisenbahnmaterial, Metallwaren und Maschinen nach Britisch Indien im Jahr 1909-1910, in Mark umgerechnet, aus England 152 319 360, aus Deutschland 5 823 920 Mark. Es muß auch hier betont werden, daß der 30mal so starke Absatz der englischen Metallindustrie gegenüber der deutschen in Britisch Indien nicht auf die Zollgesetzgebung zurückzuführen ist. Neben Großbritannien ist Indien eines der großen Freihandelsgebiete der Welt. Der indische Zolltarif kennt nur Finanzzölle. Aber genau so wie in den deutschen Kolonieen ist es auch hier das Imperium, das wie eine hohe Schutzzollmauer wirkt. Für die Metallindustrie ist dies auch leicht zu erklären. Ob der das Imperium ausübende Staat die Eisenbahnen, Brücken, Hafenanlagen usw. selbst baut oder kapitalistischen Gesellschaften dazu Konzessionen erteilt, auf jeden Fall kommt für den Absatz von Eisenbahn-, Brücken- und Hafenbaumaterial nur die heimische Industrie in Betracht. Auf den *farbigen Märkten* ist demnach für die Metallindustrie der Staat stets ein Hauptkonsument, und es ist einleuchtend, daß dieser immer nur ganz ausnahmsweise fremde Firmen als Lieferanten zulassen wird. So erklärt es sich, daß weder England noch Deutschland Vorzugszölle brauchen, um der heimischen Metallindustrie die eigenen kolonialen Märkte zu sichern, da sich dazu das Imperium als völlig ausreichend erwiesen hat.

Die bloße Tatsache des Imperiums erweist sich aber auch bei anderen Industrieen, wo der Staat als Konsument nicht in Frage kommt, von größter wirtschaftlicher Bedeutung. Sehr lehrreich sind in dieser Beziehung die Zahlen über die Einfuhr von Baumwollstoffen, Wollwaren und Bekleidungsgegenständen nach Britisch Indien. Diese betrug im Jahr 1909-1910: aus England 478 512 940, aus Deutschland 13 964 100 Mark. Der Absatz der englischen Textilindustrie in Britisch Indien beträgt also mehr als das 34fache der deutschen Textilindustrie. Gewiß spielt hierbei die noch immer vorhandene Überlegenheit der englischen Textilindustrie auch eine Rolle. Daß diese aber allein nicht ausschlaggebend ist, zeigt uns ein Blick auf die Ziffern unserer Ausfuhr nach den deutschen Kolonieen in Afrika. Im Jahr 1910 gestaltete sich die Einfuhr in unsere afrikanischen Kolonieen an Textil- und Filzwaren, Bekleidungsgegenständen, Posamentierwaren usw. wie folgt:

	Einfuhr (in Mark)	
Schutzgebiet	aus Deutschland	aus England
Ostafrika	2 401 322	530 047
Kamerun	4 883 300	2 713 362
Togo	1 468 007	1 608 009
Südwestafrika	4 331 312	41 517
Afrikanische Schutzgebiete	13 083 941	4 892 935

Wenn auch in unseren afrikanischen Kolonieen die Einfuhr der deutschen Textilindustrie nur das 3fache der englischen beträgt, so bleibt es doch eine bedeutungsvolle Tatsache, daß für den Absatz der Erzeugnisse der deutschen Textilarbeiterschaft die zirka 15 Millionen armer schwarzer Teufel, über die wir in Afrika das Imperium haben, schon die selbe Rolle spielen wie die 300

Millionen Einwohner des mit allen Naturschätzen verschwenderisch ausgestatteten britischen Kaiserreichs in Indien. Die Wertschätzung der kolonialen Absatzgebiete seitens der Imperialisten hat also ihre guten Gründe. Und im Licht einer ökonomisch-historischen Betrachtung erscheint auch der Haß gegen England, der uns aus den Schriften der deutschen Imperialisten versengend entgegenschlägt, nicht als eine geistige Verirrung sondern als der Ausdruck einer ökonomisch begründeten Empörung der besitzenden Klassen Deutschlands über die ungeheure Ausdehnung des britischen Imperiums in den letzten Jahrzehnten, wodurch die deutschen Exportindustrieen vom freien Wettbewerb auf allen afrikanischen und asiatischen Märkten, die das englische Volk seinem Imperium einverleibt hat, zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich ausgeschlossen worden sind.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · EUGEN RICHTER UND DIE WANDLUNGEN DER FORTSCHRITTSPARTEI

WIR haben in jüngster Zeit verschiedene biographische Materialien und Darstellungen erhalten, die auf die politische Entwickelung Deutschlands während der letzten Jahrzehnte manches neue und scharfe Licht fallen lassen. Das ältere Geschlecht der politischen Führer, die den Höhepunkt ihrer Tätigkeit erst bei der mehr agitatorischen und diplomatischen Vorbereitung der Reichseinheit, dann bei der Reichsgründung selber und bei dem ersten Ausbau der verfassungsmäßigen, weiter der finanz- und wirtschaftspolitischen Grundlagen des Reiches erzielten, ist allmählich dahingeschieden. Rücksichten auf Mitlebende, auf noch im Fluß befindliche Ereignisse und Entscheidungen fallen mehr und mehr weg, während das Interesse der geschichtlichen Erinnerung und Erforschung sich erklärlicherweise bei den Nachfahren immer stärker geltend macht. Memoiren, Briefwechsel, aus denen die Hauptmitwirkenden und ihre vertrauteste Umgebung selber sprechen, objektiv geschichtliche Wertungen seitens außenstehender Dritter erscheinen allmählich in recht stattlicher Zahl, auf dem Büchermarkt und in den Zeitschriften. Bismarcks Ausnahmegestalt erzwang sich natürlich auch nach dieser Richtung schon längst unausgesetzte lebhafteste allgemeine Aufmerksamkeit. Aber auch mit dem parlamentarischen und parteipolitischen Schaffen Delbrücks, Laskers, Bambergers, Bennigsens, Forckenbecks, Windthorsts werden wir durch neuere, oft recht inhaltreiche Veröffentlichungen mehr und mehr vertraut.

Der Kieler Professor Felix Rachfahl hat jetzt in der *Zeitschrift für Politik* Eugen Richter und den Wandlungen der Fortschrittspartei eine eingehende Darstellung gewidmet, für die ihm besonders Richters langjähriger und geistig hervorragendster Fraktionsnebenbuhler, Hänel-Kiel, »neben inhaltsvollen mündlichen Mitteilungen ein reiches auf die Parteigeschichte bezügliches schriftliches Material gütigst zur Verfügung stellte«. Vielleicht ist dadurch der Blick mitunter etwas parteiisch unfreundlich geworden. Aber es kann sich dabei höchstens um kleinere, nebensächliche Einzelheiten handeln; im großen und ganzen dürfte das Urteil Rachfalls zutreffen, und auf jeden Fall ist aus dieser ersten umfassendern Schilderung des Fraktionsführers und der unaufhörlichen Fraktionsstreitigkeiten und Parteiumwandlungen innerhalb des deutschen Linksliberalismus viel Belehrung und Anregung zu schöpfen.

Zunächst sieht man einen weniger erhebenden Grundzug des Richterschen Wesens sofort von neuem bestätigt. Wer seinerzeit die selbstverfaßten Erinnerungen *Im alten Reichstag* las und nicht schon länger zu den Zuschauern aus größerer Nähe gehört hatte, der mußte schon damals mit wachsendem Befremden herausfühlen, wie dieser, nach außen hin so imponierenden Persönlichkeit fast jeder Sinn für tiefere wirtschaftliche und politische Umwälzungen abging, mit deren parlamentarischem Niederschlag und gesetzgeberisch-formellem Abschluß sich alsdann die politischen Fraktionen allenfalls (durchaus nicht immer) weiter zu beschäftigen haben. Für Eugen Richter war dieser sekundäre parlamentarische Niederschlag seit jeher alles, die primär bestimmende tiefere Wirtschafts- und Sozialentwickelung dagegen nichts oder doch so gut wie nichts. Dem äußerlich so geschickten Wahl- und Parteitaktiker ging deshalb nur allzuoft jede weiterblickende Voraussicht und Vorausberechnung ab, so daß selbst der stärkste augenblickliche Scheinerfolg recht häufig in einem noch viel stärkern dauernden Rückschlag endete. Immer von neuem stand dieser typische deutsche Oppositionsvertreter, gerade in dieser Beziehung abermals ganz und gar das Gegenstück zu Bismarck, übermächtigen fertigen Tatsachen in verständnisloser, verdrießlicher Auflehnung gegenüber, mußte er sich deshalb zuletzt in der Regel damit begnügen das gewollte *Endziel* selber hilflos preiszugeben und dafür in einzelnen, zuweilen allerdings äußerlich recht sensationellen Fällen bescheidenste Nebenerfolge einer emsig betriebsamen, rhetorisch fast immer wirkungsvollen, aber den Kern der Sache in keiner Weise ernstlich treffenden Nörgelkritik einzuheimsen.

Die beginnende, anschwellende und schließlich unaufhaltsame Arbeiterbewegung war, wie man weiß, für Richter niemals das naturnotwendige Erzeugnis großer Umbildungen und Zersetzungen in den Produktionstiefen sondern immer ausschließlich das Werk von *fortschritts*feindlichen Demagogen unten und bismärckischen Reaktionären oben. Und so wuchs ihm diese unverstandene soziale Bewegung in den städtischen und industriellen Bezirken noch schneller über den Kopf als sonst bei einigermaßen weiterschauender Stellungnahme; und selbst der von ihm zurückgelassene, verstümmelte, dezimierte Linksliberalismus wird bis in die Gegenwart hinein noch weiter durch die feindliche, grenzenlos mißtrauische Einschätzung geschwächt, die der deutschen Arbeiterklasse aus jener Zeit der beschränktesten Feindseligkeit noch nachhängt. Bei den ländlichen Kreisen wiederholt sich seit dem Ende der siebziger Jahre das gleiche niederdrückende Schauspiel, trotz und vielleicht gerade wegen der blitzenden und knatternden Richterschen Attacken gegen die demagogischen *Junker* und den abermals urreaktionären Altreichskanzler. Daß mit der plötzlich hereinbrechenden und die nächsten Jahrzehnte ausfüllenden überseeischen Lebensmittelkonkurrenz, mit dem jahrzehntelangen krisenhaften Sturz der wichtigsten Agrarpreise alle rein manchesterlichen *laisser aller*-Programme auf den Kehrichthaufen der wirtschafts- und handelspolitischen Geschichte geworfen waren, daß bei verständnislosem liberalen Trägheitswiderstand eine neuartige ländliche Massenbewegung die notwendigen Umbildungen der alten, auf ganz andere Zeiten und Verhältnisse zugeschnittenen Agrarpolitik durchdrücken und erzwingen würde: das war und blieb für den Formalpolitiker mit den liberal-wirtschaftspolitischen *festen Programm*anschauungen ein Buch mit sieben Siegeln. Und so flogen denn auch auf dem flachen Land die Linksliberalen nur so heraus, und die konservativen Agrarzöllner nur so zum

Ersatz herein. Man kann sich bei allem aggressiven Selbstbewußtsein Richters kaum ein kläglicheres Bild beschämender Hilflosigkeit denken; und selbst die heutigen, allmählich zu besserem Verständnis sich durchringenden Epigonen Richters leiden noch immer unter diesen verhängnisvollen Fehlern, weil jedes verständnisvollere Entgegenkommen gegen unbestreitbare agrarpolitische Reformbedürfnisse nunmehr wie ein Verrat am festgewurzelten liberalen Prinzip erscheinen muß. Vielleicht haben sich zuletzt für Richter selber Zweifel an der Richtigkeit seiner bloßen agrarpolitischen Negation erhoben. Dann wäre es wohl die bitterste Erfahrung für ihn gewesen, als sich seine eigene Vergangenheit schließlich in Gestalt heftigster sozialdemokratischer Vorwürfe, beim Zolltarif und auch später noch, gegen ihn erhob.

RACHFAHLS Abhandlung gibt noch öfter zu ähnlichen Betrachtungen Anlaß. Greifen wir beispielsweise die Armeefrage heraus. Die größte Demokratisierung des Heeres, der größte vorläufig denkbare Erfolg der parlamentarischen Demokratie gegenüber einem selbstherrlichen Absolutismus auf diesem Gebiet liegt in der Verkürzung der Dienstzeit, in der fortschreitenden Ausdehnung der allgemeinen Wehrpflicht auf die breitesten Volksmassen, und wahrhaftig nicht in der (deswegen freilich noch lange nicht gleichgültigen) Parlamentsstreitfrage: Bewilligung des Heeresetats, wie unter Bismarck, auf 7 Jahre, also über eine Legislaturperiode hinaus, oder auf 5 Jahre, also mit dem Vorbehalt neuer freier Entscheidung für das nächstgewählte Parlament, oder auf je 1 Jahr, also mit freier erneuter Mitbestimmung auch für das gleiche Parlament? Die Verkürzung der Dienstzeit, falls die Ausbildung praktisch genügt, ist ferner zugleich ein eminent militärisches Interesse; sie gibt den leistungsfähigsten jüngeren Bevölkerungsjahrgängen bei der Mobilmachung und den ersten kriegerischen Vorstößen ein solches Übergewicht, daß kaum jemals ein Wiederrückfall in die alte längere Dienstzeit zu befürchten sein wird, gleichviel ob die gesetzgeberische Vereinbarung zwischen Regierung und Parlament (so stellen sich bei uns Gesetze ja noch immer dar) etwas bestimmter oder unbestimmter lautet. In allen diesen Dingen blieb jedoch Eugen Richter so sehr der an den konstitutionellen Formen und Formeln klebende parlamentarische Kleinkriegstaktiker, daß er oft zum schlimmsten Hindernis des durchschlagenden sachlichen Fortschritts zu werden drohte und dies nur wegen der Geringfügigkeit der eigenen Gefolgschaft nicht wirklich wurde. Den Gipfel, freilich zugleich den vernichtendsten Absturz erreichte diese Taktik bei der Caprivischen Armeereform. Vergebens mahnte Caprivi, dem an einem guten Verhältnis zu den Liberalen, nach seiner ganzen Stellung als vielbefehdeter Nachfolger Bismarcks, sehr viel liegen mußte: daß der Entwurf ja auf Grundsätzen beruhe, die von Richters Partei immer vertreten worden seien.

»»Und nachdem wir angefangen haben, was Sie früher wollten, so sagen Sie: nein, nun wollen w i r nicht mehr!« Schon jetzt wurde es freilich offenbar, daß der Widerstand in der Fraktion dieses Mal erheblich stärker sein würde. In der Fortsetzung der Redeschlacht macht Rickert (am 2. Dezember 1892) den Kanzler darauf aufmerksam, »daß in der deutschfreisinnigen Partei zwei Elemente seien, und daß er den früheren Nationalliberalen nicht die Abstimmungen der ehemaligen Fortschrittspartei vorhalten dürfe«. Als darauf Caprivi Rickert seinen Dank und die Hoffnung aussprach, der Abgeordnete werde in der Kommission die Argumente der Regierung anerkennen, rief Richter dazwischen: »Dazu gehören doch auch noch andere Leute!«

Dabei waren die Hauptstreitpunkte bei der 2jährigen Dienstzeit im Grunde von vollendeter Harmlosigkeit, wenigstens wenn man von dem obenskizzierten Standpunkt ausgeht. Erst wandte man ein, daß die verkürzte Dienstzeit nur für die Dauer der neuen Festsetzung der Friedenspräsenzstärke in Aussicht genommen sei; als ob irgendwelche Regierung im Handumdrehen die ganze Organisation wieder rückbilden oder daran auch nur ein durchschlagendes Interesse haben könne. Dann gewährte selbst das noch einen argen Stein des Anstoßes, daß die 2 Jahre wohl im Gesetz, aber nicht in der Reichsverfassung festgelegt waren. Die Partei ging darüber in Stücke und zerfiel in die *Freisinnige Volkspartei* und die *Freisinnige Vereinigung*. Die Neuwahlen vollendeten die Niederlage dieser Taktik mit geradezu elementarer Gewalt:

»Richter hoffte, daß sich der Erfolg, je rücksichtsloser der Bruch, je stärker daher der Ruck nach links sein würde, um so sicherer an seine Fahnen ketten müßte. Diese Enttäuschung, die er jetzt erlebte, war wohl die schlimmste, die ihm je zuteil geworden ist; sie bedeutete im Verein mit den Landtagswahlen vom Herbst des Jahres den Bankerott des entschiedenen Liberalismus. In dem ersten Wahlgang am 15. Juni [1893] errang die *Freisinnige Volkspartei* nicht ein einziges Mandat; selbst Eugen Richter wurde nicht sofort gewählt. Mit Hilfe der Sozialdemokratie und des Zentrums brachte sie es in den Stichwahlen auf 23 Sitze. Da die *Freisinnige Vereinigung* nur 13 Vertreter durchzusetzen vermochte, sah sich der gesamte Freisinn somit um die Hälfte seines alten Besitzstandes beraubt; auch die Stimmenzahl hatte sich um mehr als 200 000 verringert. Den Hauptvorteil hatten die Konservativen, Antisemiten und Nationalliberalen, und so war denn das Schicksal der Militärvorlage gesichert; durch sie mit Einschluß der Polen und durch die *Freisinnige Vereinigung* wurde das Gesetz eine Woche später perfekt. Und besiegelt wurde der Rückgang der Freisinnigen durch die Landtagswahlen vom 7. November 1893; von 30 sanken sie herab auf 20, von denen 14 der *Volkspartei* und 6 der *Vereinigung* angehörten.«

Bei der Flottenreorganisation, wo dem Liberalismus bei seiner ganzen Vorgeschichte abermals eigentlich die Führung hätte zufallen sollen, das selbe Haften an Äußerlichkeiten, vor allem der Kampf gegen gesetzlich festgelegte Grundzüge, Pläne und Bindungen, ohne die selbstverständlich keine weit ausholende Flottenpolitik möglich ist, solange die Mehrheitsparteien nicht, wie in anderen Ländern, durch ihre ganze unerschütterliche Überlieferung die dauernde Stetigkeit des Vorgehens, stärker als jedes geschriebene Gesetz, verbürgen.

»Richter widersetzte sich allen Marineverstärkungen; immer wieder wetterte er gegen die *uferlosen Flottenpläne*. Bei der 2. Beratung des Flottengesetzes im Jahr 1898 war der Hauptgesichtspunkt seiner Opposition parlamentarisch-konstitutioneller Natur, nämlich die Rücksicht auf die dauernde Bindung des Budgetrechts, die dem Reichstag dadurch zugemutet würde; unwillig polemisierte er gegen Rickert und das Zentrum, die ihn in dieser Frage allein ließen. Noch größer war sein Mißmut bei der Diskussion über die Flottenfrage von 1900. Auch dieses Mal rügte er wieder die lange Bindung des Bewilligungsrechts auf nicht weniger als 20 Jahre. Die Flottenbestrebungen stammten nicht, so perorierte er, wie dereinst die Einheitsbewegung, von unten; sondern sie würden künstlich von oben geweckt und genährt; sie seien zum Teil ein Produkt der *Ordensstreberei*; die Vergrößerung der Seemacht würde keinen andern Erfolg haben als die Eifersucht der übrigen Nationen zu entfachen, wodurch dem deutschen Handel mehr geschadet als genützt werden würde. Das war überhaupt das Thema, das er unaufhörlich variierte: der Handel ist ganz unabhängig von der Flotte . . . . Und zum Ende seiner parlamentarischen Laufbahn kam er schließlich, 15. März 1901, noch einmal so weit ein Loblied auf die Ära Bismarck anzustimmen: dem ersten Kanzler hätten »glücklicherweise die Phantasieen einer *Weltmachtpolitik* ferngelegen«.«

Ganz im Gegensatz zum alten deutschen Liberalismus der revolutionären vierziger Jahre, der durch und durch imperialistisch war und nichts bitterer beklagte als die Ohnmacht Deutschlands zur See und bei den damaligen großen überseeischen Aufschließungen, zog sich hier schließlich der Richtersche Fort-

schritt auf einen vollständigen schicksalsergebenen, entsagenden Quietismus in weltpolitischen Fragen zurück. Wozu Bahnen in Afrika bauen, wozu Postdampferlinien schaffen wollen, wenn sie doch unrentabel sind? Wozu sich über Transvaal ereifern, da damit doch nur der deutsche Handel geschädigt werde? Wozu die Teilnahme an der Aktion in Kreta, die nur den Levantehandel gefährdet?

Und eigentlich haben alle großzügigen, vorwärtstreibenden Schöpfungen der deutschen Politik immer wieder diese eigenartige, echtdeutsche Opposition hervorgerufen, die in Erinnerung an alte vorkonstitutionelle Zeiten selbst der vernünftigsten Regierungsinitiative mit dem unvernünftigsten Mißtrauen und der kleinlichst verbissenen Quertreiberei begegnen zu müssen glaubte. Das Miquelsche Einkommensteuergesetz bekämpfte hauptsächlich Richter. Als 1876 Preußen sich wenigstens formell das Recht zusprechen lassen wollte seine Eisenbahnen kaufweise auf das Deutsche Reich zu übertragen, trat selbst Lasker dafür ein, während sich Richter mit aller Redekraft widersetzte. In der Bismarckschen Arbeiterversicherung erblickte er den ersten Schritt zur Anbahnung der kommunistischen Gesellschaft; noch bis in späte Jahre hinein träumte er von der glatten Wiederaufhebung des Invalidenversicherungsgesetzes, gegen das am 24. Mai 1889 die Fraktion (mit nur einer einzigen Ausnahme) geschlossen gestimmt hatte, »um nicht dem Staatssozialismus Vorschub zu leisten«.

UCH die Rachfahlsche Darstellung legt das Schlußurteil zum mindesten nahe, daß die früheren Sezessionisten, die sogenannten *Wadelstrümpfler*, eigentlich das intelligentere, weiter vorwärts schauende Parteielement verkörperten. Sie haben ja auch Richter gegenüber historisch-objektiv, freilich selten als Einzelpersonen und noch bei ihren Lebzeiten, insofern recht behalten, als heute die ganze Partei, mit Einschluß sogar der früher selbständigen süddeutschen Volkspartei, mehr und mehr in das Hänel-Rickert-Barthsche Fahrwasser eingelenkt ist. Nicht nur das, sie würde jede Rückkehr in die alten Richterschen Geleise, trotz aller Verehrung für den verstorbenen Führer, als politische Kurzsichtigkeit, als schädigend für die Partei und die Gesamtheit ablehnen.

Wenn aber sowohl die tatsächliche Entwickelung wie die namhaftesten Parteihäupter so oft und so eindringlich gegen die innerlich längst überlebte Richtersche Auffassung und Taktik aufbegehrten, wie konnte diese sich so lange in der Herrschaft halten und sogar recht häufig bis zur rücksichtslosesten Einschüchterung gegen Andersdenkende, bis zur offenen Parteisprengung schreiten? Hier stoßen wir wohl am ehesten auf diejenigen Charakter- und Geisteseigenschaften Richters, die ihn über seine Rivalen hoch emporragen lassen.

Sein eiserner Fleiß, mit dem er sich von Jugend auf emporgearbeitet hatte, verließ ihn bis in sein Alter nicht. Er war immer, im Plenum wie in den Kommissionen, unterrichtet, immer schlagfertig. Er hatte als Journalist und Redner sich längst einen unerschütterlichen Preß- und Vereinseinfluß geschaffen, ehe er mit seinem Freunde Parisius der eigentliche Parteileiter wurde und an die Gründung der *Freisinnigen Zeitung* ging, um noch unmittelbarer als sonst bis in die letzten fortschrittlich-freisinnigen Provinzwinkel hinein die maßgebenden Parteiparolen zu verbreiten. Noch ehe die weniger aktiven Intellektuellen sich zum Wort melden und vernehmen lassen konnten, standen die Richtlinien für

die schließliche Parteistellungnahme meist schon fest, durch die Richtersche Bearbeitung der kleineren Götter der Bezirksvereine und der Wählermassen. Wer gegen einen solchen Stachel lökte, sei es auch mit noch so guten und vernünftigen Gründen, wurde durch diese Triarier der Parteiorganisation stets sehr rasch zur *Räson* gebracht und verfiel, durch die Erfahrung gewitzigt, sobald nicht wieder in selbständige Seitensprünge. Man möchte sogar sagen, daß die Gegner Richters, darunter selbst Leute wie Barth, in der gewiß nicht unfreundlichen Rachfahlschen Darstellung vieler bisher nicht bekannter Einzelheiten, nach ihren Charakterzügen keineswegs gut abschneiden. Das Gefühl ihrer Schwäche verleitete sie offenbar allzu leicht zu ausgeklügelten Schachzügen, zu kleinlichen Überrumpelungsversuchen und gewundenen Rückzügen, während die Richtersche siegessicher-brutale Offenheit und Schonungslosigkeit sich viel mannhafter ausnimmt.

Was eine Wahlmaschine und ein Flugschriftenapparat leisten konnte, das leistete Eugen Richter in seiner besten Zeit: Unsere ganze sozialdemokratische Wahlagitationsliteratur ist bis zum heutigen Tag eine Nachbildung der Richterschen *ABC-Bücher, Sündenregister* und Sonderbroschüren geblieben.

Dennoch, alles in allem, diese fast ununterbrochene Kette von Mißerfolgen, dieses unaufhaltsame Zusammenschmelzen der linksliberalen Reihen. Und was sich von diesen Parteikreisen noch hielt, hat viele der alten Richterschen Anschauungen preisgeben müssen, nicht aus rückgratloser Erfolghascherei und Liebedienerei gegenüber den Massen und nach oben hin, sondern weil der Gang der tatsächlichen Ereignisse neue Entwickelungsziele und neue politische Maßnahmen unwiderstehlich dem öffentlichen Bewußtsein aufdrängte. Ob ohne Richter diese parteipolitische Reifestufe früher erreicht worden wäre? Wenn ja: ob die unbestreitbaren Verdienste Richters um die Ausgestaltung der konstitutionellen Rechte, um die Fortbildung des Etatswesens, um die Modernisierung des alten Militärabsolutismus, um die parlamentarische Kleinarbeit der verschiedensten Art die Schattenseiten des Richterschen Wirkens ausgleichen? Es ist gewagt heute schon eine Antwort auf diese Fragen erteilen zu wollen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · KAISERHOCH UND VERWANDTES

MAN wird darüber streiten können, ob das Verlassen des Sitzungssaales des Reichstags durch die sozialdemokratischen Abgeordneten bei Ausbringung des Hochs auf den Kaiser als eine Parteiaktion zu bezeichnen ist. Eine große Bedeutung hat wohl niemand noch in der Partei diesem Exodus beigelegt. Jedenfalls hat dem sozialdemokratischen Abgeordneten für Magdeburg, Genossen Landsberg, der in der letzten Sitzung des Reichstags vor den Ferien ein anderes Verhalten beobachtete, nichts ferner gelegen als die Absicht eine Parteiaktion durch eine Gegenaktion zu durchkreuzen und eine andere grundsätzliche Stellung zur Monarchie als die der Partei zum Ausdruck zu bringen. In seinen am 6. Juni vor seinen Wählern in öffentlicher Versammlung abgegebenen Erklärungen hat Landsberg darüber keinen Zweifel gelassen.

Nun hat allerdings in der erwähnten Reichstagssitzung die sozialdemokratische

Fraktion auf Grund eines vorher mit Mehrheit gefaßten Beschlusses gehandelt, als sie vor Ausbringung des Kaiserhochs durch den Präsidenten den Saal verließ. Aber dem Beschluß war keine Beratung vorausgegangen, in der das Für und Wider einigermaßen eingehend hätte erörtert werden können, noch war ihr die Zeit zu solcher Beratung gegeben. Im allgemeinen pflegt man im Reichstag bei bloßer Vertagung vom Kaiserhoch abzusehen, erst im letzten Moment erfuhr man unsrerseits von der Absicht des Präsidenten in Anbetracht der langen Dauer der Vertagung diesmal, wie sonst bei Sessionsschluß, das Hoch auszubringen. Infolgedessen konnte die Fraktion, nachdem ihr Vorsitzender, Genosse Haase, ihr die Situation klargelegt, nur in aller Eile eine Abstimmung vornehmen; zu irgendwelcher Beratung fehlte die Zeit. So war es denn auch nur eine sehr kleine Minderheit von Abgeordneten, die, abweichend von der überlieferten Praxis, gegen das Verlassen des Saales stimmten. Zu ihnen gehörte auch meine Wenigkeit. Aber, wie die mit mir Stimmenden keineswegs unter dem Einfluß eines geheimen Wunsches die republikanischen Grundsätze unserer Partei dadurch zu verschleiern. Auch ist meine Abneigung gegen die Sitte dieser Kaiserhochs schwerlich weniger tief als die derjenigen Fraktionsgenossen, die für das Hinausgehen stimmten.

Für mich sind diese stereotypen Kaiserhochs Zeichen einer gewissen Entartung des politischen Lebens, der man entgegenwirken muß. Und zwar nicht bloß vom republikanischen Standpunkt aus. Mit wohl allen Parteigenossen bin ich der Ansicht, daß die Erringung einer republikanischen Verfassung nicht unsere erste Sorge in Deutschland ist. Die Republikanisierung der G r u n d l a g e n des politischen Lebens und des öffentlichen Geistes, das heißt die Erziehung des Volkes zur Selbstregierung und zur politischen Selbstachtung, ist uns wesentlicher als die Umwandlung der Spitze der Verfassungseinrichtungen. Und hierin sollten wir alle bürgerlichen Demokraten und aufrichtigen Liberalen auf unserer Seite haben, sollten alle überhaupt modern Denkenden mit uns empfinden, auch wenn sie aus Gründen politischer Utilität die monarchische Staatsform auf längere Zeit hinaus noch für notwendig halten. Selbstverständlich, wer sich zur Ansicht bekennt, daß die Nation auf alle Ewigkeit mit einer Dynastie verknüpft ist, oder wer da glaubt, daß diese Nation es niemals zu jener Stufe der politischen Entwickelung bringen könne, wo die monarchische Spitze zeitwidrig geworden sein wird, der mag auch in jener Hinsicht anders denken. Aber mit solchen Ansichten ist selbst der bescheidenste Liberalismus unvereinbar. Erziehung zur Selbstregierung und zum staatsbürgerlichen Selbstbewußtsein ist die Elementaraufgabe jeder ernsthaft liberalen wie jeder demokratischen Politik.

Mit dieser Aufgabe aber steht die Gepflogenheit bei all und jeder Gelegenheit Hochs auf den Monarchen auszubringen in Widerspruch. Was haben diese Hochs, wo sie s t e r e o t y p sind, für einen Sinn, was können sie da für einen Sinn haben? Sie sind alsdann keine Anerkennung besonderer persönlicher Verdienste, noch zeugen sie von echter Begeisterung über irgendwelche Beweise von persönlicher Hingabe und Tüchtigkeit. Sie fallen, wie nach der Bibel die Sonne über Gerechte und Ungerechte leuchtet, über Verdienstvolle und Missetäter, sie sind, was die Person anlangt, der sie gebracht werden, kritiklos. Sie bedeuten einen Formeldienst, der es seinem Praktikanten verbietet über den Tibetaner, der seine Gebetmühle dreht, sich erhaben zu halten. Niemand wird aufrichtigen Verehrern der Person des Monarchen verdenken, wenn sie

bei passender Gelegenheit zusammenkommen, um ihrer Verehrung Ausdruck zu geben. Wem es aber mit solcher Verehrungsbezeugung wirklich ernst ist, der k a n n gar nicht den Wunsch hegen, daß sie durch Zwang irgendwelcher Art (auch wenn es bloß Zwang der gesellschaftlichen Konvention wäre) zur bloßen Formalität herabgedrückt werde, der muß im Gegenteil alles aufbieten jede solche Stereotypierung zu bekämpfen. Indes, wo findet man diejenigen, die beim Kaiserhoch so echt empfinden, wie jene (allerdings auch nur wenigen) wahrhaft Religiösen, die selbst die Gottheit anbeten und doch von keinem Kirchenzwang wissen wollen?

Tatsächlich ist das Kaiserhoch ein rein äußerlicher Akt, der mit persönlicher Verehrung gar nichts zu tun hat. Aus meiner Knabenzeit erinnere ich mich noch, wie es uns an der Jahreswende 1860-1861 mit der preußischen Königshymne erging. Vor Beginn der Weihnachtsferien hatten wir noch pflichtgemäß gesungen: »Sei F r i e d r i c h Wilhelm hier lang deines Volkes Zier, der Menschheit Stolz.« Am Neujahrstag starb Friedrich Wilhelm IV., nach den Ferien erhielten wir die Weisung den Text abzuändern. Wir sangen nun ebenso pflichtgemäß: »Sei K ö n i g Wilhelm hier lang deines Volkes Zier, der Menschheit Stolz«. Was meine Mitschüler sich dabei gedacht haben, weiß ich nicht. Mir aber ist damals schon diese Art Textänderung einigermaßen seltsam vorgekommen, wenn sie mich auch gerade nicht sofort auf republikanische Gedanken gebracht hat. Denn so viel war nun auch uns Jungens zu Ohren gekommen, daß Friedrich Wilhelm IV. in den letzten Jahren statt »der Menschheit Stolz« der Menschheit Jammer (wie er es ausgedrückt hat, »von Gottes Gnaden verrückt«) gewesen war, sein ihn ablösender Bruder also mehr Anspruch auf jenen Titel haben mußte. Weit über den konkreten Fall hinaus spekuliert man in jenem Alter nicht. Aber der Eindruck der Behandlung des Textes als Schablone blieb mir doch im Gedächtnis haften, und es dauerte nicht viele Jahre, bis ich mir in Erinnerung an ihn eines Tages die Frage vorlegte: Wie nun, wenn irgend ein Tyrann wie Nero auf den Thron käme? Würdest du dann zu singen haben: »Sei Claudius Nero hier lang deines Volkes Zier, der Menschheit Stolz«? Was mir den Geschmack an dieser Hymne einigermaßen verdarb. Einmal dahinter gekommen, daß die Formel die gleiche blieb, wie auch der Mensch war, mußte der Knabe sie als eine Parodie betrachten. Und wie in diesem Fall mit dem stereotypen Text eines Liedes, das ja wohl heute noch in den Schulen abgesungen wird, so steht es mit dem Hoch auf den Kaiser, wo es zur stereotypen Form geworden ist. Im Hinblick auf die Persönlichkeit ist es moralisch wertlos und ästhetisch geschmacklos.

Damit ist es freilich noch nicht erledigt. Die unmittelbare Beziehung auf die Persönlichkeit werden die meisten heute preisgeben. Von seinen Anwälten wird ihm vielmehr eine andere, jenseits der Persönlichkeit liegende Bedeutung zugeschrieben. Der Kaiser repräsentiere das Reich als Ganzes und stehe in dieser Eigenschaft nach außen hin als der *Führer der Nation* da, als der Verkörperer ihrer Einheit. Um d i e s e r Eigenschaft willen werde ihm das Hoch gebracht, das somit im wesentlichen ein symbolischer Akt, eine Kundgebung für das die Nation Verbindende sei, durch die der Reichstag sich über die Parteigegensätze erhebe.

Daß der Kaiser nach der Verfassung außerhalb der Parteien steht, gemäß ihr das Reich als ein Ganzes nach außen hin repräsentiert, soll nicht bestritten wer-

den. Gleichviel, wie wir grundsätzlich über die Reichsverfassung denken, es kann uns nicht einfallen den Sinn ihrer Bestimmungen durch bloße Dialektik aus der Welt interpretieren zu wollen. Aber seine Position außerhalb der Parteien erhebt den Kaiser nicht über die Parteien. Er ist nicht ihr Schiedsrichter und noch weniger ihr Vormund. Der Reichstag ist nicht der bloße *Berater* des Monarchen, wie das Wilhelm I. seinerzeit bei Gelegenheit seiner Krönung vom preußischen Abgeordnetenhaus festzustellen suchte. Er ist dem Bundesrat, dessen Vorsitzender der Kaiser ist, als Gesetzgebungskörper neben- und nicht untergeordnet. Wenn der Bundesrat Beschlüssen des Reichstags seine Zustimmung versagen darf, so steht diesem das Recht zu Vorlagen des Bundesrats, darunter den ganzen Staatshaushalt, zu verwerfen. Und dem Bundesrat gegenüber, der verfassungsrechtlich die föderative Seele des Deutschen Reiches vertritt, vertritt nach der Verfassung gerade der Reichstag in seinem Aufbau die nationale Einheit. Die Reichstagsabgeordneten sind nicht Vertreter der Staaten sondern Vertreter des Reiches, die Wahlkreise, von denen sie ihr Mandat empfangen, sollen nach der Reichsverfassung lediglich auf Grund der Volkszahl gebildet werden, genau in Übereinstimmung mit den Grundsätzen der französischen Revolution, die die *république une et indivisible* proklamierte. Jeder einzelne Reichstagsabgeordnete vertritt innerhalb der Grenzen seiner Vollmachten genau ebenso das Reich als ein Ganzes wie der Kaiser. Es heißt den Reichstag, die direkt vom Volk gewählte Vertretung des Reichs, politisch herabdrücken, wenn man ihm die Rolle zuweist ohne jeden sonstigen Anlaß quartalsmäßig nur im Kaiser die nationale Einheit hoch leben zu lassen.

Man wende nicht ein, der Reichstag sei, wenn auch nicht staatsrechtlich, so doch durch das Parteiwesen tatsächlich dem Widerstreit gegensätzlicher Interessen unterworfen und müsse gerade darum von Zeit zu Zeit sein Gefühl für die Zusammengehörigkeit des Ganzen besonders manifestieren. Wer so sprechen wollte, würde dadurch nur ein sehr geringes Verständnis für das Wesen der Parteien im modernen Staatsleben bekunden. Mit Ausnahme der paar Dutzend Abgeordneten, die hauptsächlich Rechtsansprüche bestimmter sich zurückgesetzt fühlender Nationalitäten zu vertreten haben, ist die Tätigkeit aller Parteien des Reichstags auf die Entwickelung des Reichs als ein Ganzes gerichtet, sie unterscheiden sich in dieser Beziehung nur hinsichtlich des Wie. Für das erstere braucht es keiner feierlichen Kundgebungen, auf das letztere sind solche erfahrungsgemäß um so einflußloser, je mehr sie zur Routine werden. Parteien sind keine Kindergesellschaften, die man an den Kaffeetisch setzt, damit sie *sich wieder vertragen.* Sie sind notwendige Produkte der in der Gesellschaft vorhandenen ökonomischen und ideologischen Gegensätze, ihr Kampf zwecknotwendiges Ferment der gesellschaftlichen Entwickelung.

Die Idee, daß man im Kaiser den *Führer* der Nation zu feiern habe, ist ein Rückfall in die Auffassung der Feudalzeit. Sie wird denn auch ganz systematisch von Konservativen und Nationalisten kultiviert. Mag das politische Verhalten des Kaisers noch so oft diesen Parteien gar nicht in den Kram passen, ihre Praxis bleibt in dieser Hinsicht darum doch die gleiche. Es entspricht eben ihren politischen Tendenzen dem Kaisertum die möglichst dem persönlichen Regiment entsprechende Deutung zu geben. Ihr Parteiinteresse gebietet ihnen den bekannten schwärmerischen Anschauungen Wilhelms II. über die Rolle der Krone nach Möglichkeit Vorschub zu leisten. Welche hohe

Meinung dieser von seinem Amt hat, ist bekannt. Soweit sie sich auf die Pflichten und Verantwortungen dieses Amtes bezieht, ist sie auch nicht ungerechtfertigt. Denn die Reichsverfassung legt eine ungeheure Machtfülle in die Hand des Kaisers. Er spricht das entscheidende Wort über die auswärtige Politik des Deutschen Reiches, und schon dadurch liegt faktisch auch bei ihm die Bestimmung über Krieg und Frieden. Das ist heute um so verhängnisvoller, als es bei uns, mit Ausnahme der Alldeutschen, keine bürgerliche Partei mehr gibt, die die Neigung und die Kraft hat sich in Fragen der auswärtigen Politik in Widerspruch zur Regierung des Tages zu setzen, die es wagen würde gegen diese und die von ihr beeinflußte öffentliche Meinung energisch und mit Konsequenz abweichende Urteile zu verfechten. Angesichts der durch eine Vielheit von Ursachen bewirkten Abdankung der breiten Masse des Bürgertums in der auswärtigen Politik kann man in dieser Hinsicht wirklich von einem absolutistischen Regiment in Deutschland sprechen. Für die auswärtige Politik und die Frage *Krieg oder Frieden?* bildet, von der Rücksicht auf die Dispositionen der kämpfenden Arbeiterschaft abgesehen, nur das Verantwortlichkeitsbewußtsein des Monarchen bei uns einen Zügel gegen willkürhafte Entscheidungen. Wenn dieses Bewußtsein bei Wilhelm II. genügend stark entwickelt ist, um ihm den Mut zu geben im Notfall selbst die Bezeichnung *Guillaume le peureux* nicht zu scheuen, so kann auch der Sozialdemokrat das schätzen.

Aber bei Wilhelm II. verbindet sich das Bewußtsein von diesen großen Verantwortungen seiner Machtstellung mit dem Bestreben die letztere in jeder Hinsicht auch äußerlich zur Geltung zu bringen. Wie stark und zum Protest herausfordernd diese Tendenz im ersten Jahrzehnt seiner Regierung sich geltend machte, ist bekannt. Seine berühmten Manifestationen, wie *Des Königs Wille das höchste Gesetz* und dergleichen, haben seinerzeit viel dazu beigetragen den Caprivikurs unmöglich zu machen. Mit den Jahren hat Wilhelm II. immer mehr Diskretion in seinen Äußerungen beobachtet; die Straßburger Entgleisung ist ein Ausnahmefall. Aber die Tendenz ist die gleiche geblieben: Mit großer Beharrlichkeit und Systematik und, seit dem Absterben der Bismarckfronde, auch mit zunehmendem Erfolg wird darauf hingearbeitet den überhaupt noch dafür dispositionsfähigen Volksklassen eine Auffassung zur Denkgewohnheit zu machen, die dem bekannten Diktum Ludwigs XIV. entspricht und dieses in Deutsch *Das Reich ist der Kaiser* lauten läßt. Weil sich das allmählich macht, fällt es den Wenigsten auf. Man ist in dieser Hinsicht schon an so vieles gewöhnt, daß jeder weitere Schritt auf dieser Bahn kaum noch Aufsehen erregt. Wer aber älteren Jahrgängen angehört und die weiter zurückliegende Vergangenheit mit der Gegenwart vergleicht, der wird einen großen Unterschied feststellen können. Selbst in den Werdejahren des neuen Reichs, wo es doch unter den Eindrücken der großen Siege und dem allgemeinen Glauben, daß der durch sein Alter schon als ehrwürdig betrachtete Wilhelm I. in viel höherm Grad Reichsgründer war als er es in Wirklichkeit gewesen ist, selbst in den Jahren nach 1870-1871 war der Götzendienst mit der Person des Kaisers bei weitem nicht so allgemein, nicht so zur Sitte geworden wie heute.

Unter diesen Umständen ist es durchaus notwendig, daß wenigstens eine Partei des deutschen Volks in diesem Punkt fest bleibt. Wie die Mode im allgemeinen eine Gegenkraft braucht, soll sie nicht in ein sinnloses Jagen nach

neuen Effekten ausarten, so kann man auch hier von der Notwendigkeit einer Gegenkraft gegen eine überwuchernde Modekrankheit sprechen. Gewiß sind die Kräfte im sozialen Organismus der Staaten moderner Entwickelung, die zur Demokratie treiben und die Gesetzgebungskörper nötigen ihr Arbeitsgebiet und ihre Rechte beständig zu erweitern, stärker als die geschilderten Tendenzen, so daß trotz dieser schließlich bei jenen der Sieg bleiben wird. Indes ist inzwischen die geistige Erziehung des Volkes, die Stärkung des Bewußtseins der Staatsbürgerschaft im Gegensatz zur Untertanengesinnung nichts Unwesentliches.

Aber diese Gegenaktion, diese Erziehungsarbeit kann in Formen vor sich gehen, die jener höhern Kultur entsprechen, die die Sozialdemokratie vertritt und zu verallgemeinern strebt. Eines der Zeichen einer hohen Kultur ist, daß man zwischen Kampf und Schimpf zu unterscheiden, das eine vom andern zu trennen weiß. Tiefstehende Völkerschaften verstehen dies nicht. Sie können so wenig kämpfen, ohne zu schimpfen, daß sie selbst im Krieg oft der wirklichen Schlacht eine richtige Schimpfszene vorausgehen lassen. Und manches von dieser Gepflogenheit hat sich in weniger drastischer Form selbst bis in unsere Zeit hineingerettet. Wie viele Leute gibt es nicht noch, die die Stärke der politischen Gesinnung nach der Kraft der gewählten Ausdrücke bemessen. Indes hat es keinen Sinn im politischen Kampf an hergebrachten Gebräuchen sklavisch festzuhalten, während wir in den sozialen Umgangsformen mit der Kultur der Zeit Schritt halten wollen. Ich glaube nicht, daß es viele Sozialdemokraten gibt, die in einer Gesellschaft, wo ein Hoch auf irgendwelche Person ausgebracht wird, erst lange fragen, wer, was und wie diese Person war, ehe sie sich von ihrem Platz erheben. Die meisten, wenn nicht alle, werden ohne weiteres mit aufstehen, auch wenn sie es für richtig halten in das Hoch nicht miteinzustimmen. Das eine ist eben ein Akt der Höflichkeit, durch den man der Gesellschaft, in der man sich befindet, lediglich seine Achtung bezeugt, das andere wäre unter Umständen sinn- oder charakterloses Heulen mit den Wölfen.

Warum sollen wir es im Reichstag anders machen? Ich glaube, es gibt nicht einen bürgerlichen Abgeordneten, der von den Sozialdemokraten verlangt, sie sollten in das Hoch auf den Kaiser einstimmen. In dieser Hinsicht wissen selbst unsere Gegner zwischen Notwendigkeiten der Überzeugung und bloßem Anklammern ans Herkommen bei uns zu unterscheiden. Wir haben in vieler Hinsicht mit dem herkömmlichen Verhalten gebrochen, ohne dadurch Zweifeln über Wesen und Ernst unserer grundsätzlichen Stellung Raum zu gewähren. Wir reden im Parlament selbst unsere entschiedensten Widersacher als *Kollegen* an, beobachten ihnen gegenüber die kollegialischen Umgangsformen. Wir nehmen in der Verwaltung der parlamentarischen Geschäfte die verschiedensten Ämter an und beanspruchen eine Beteiligung in der obersten Leitung des Parlaments selbst. Wir beanspruchen die Beteiligung an diesen Ämtern als ein Recht. Aber indem wir dies tun, erkennen wir es zugleich als eine Pflicht an, an der Fürsorge für den regelrechten Betrieb des ganzen Parlamentsmechanismus mitzuwirken; denn das ist der Sinn dieser Ämter. Vergegenwärtigt man sich dies, dann wird man auch ohne weiteres zugeben müssen, daß irgendeine Form unseres Verhaltens beim Kaiserhoch (und nur die Form ist in Frage) unmöglich deshalb als sakrosankt betrachtet werden kann, weil sie die einmal herkömmliche Form ist. Wir müssen uns das Recht vorbehalten

nachzuprüfen, ob sie die unserer Stellung im Parlament am besten entsprechende und die unserer Partei würdigste Form ist.

Daß das stereotype Hinausmarschieren eine sehr würdige Form der Kundgebung sei, wird wohl niemand behaupten wollen. Es ist im Grunde nur, was der Franzose ein *pis aller* nennt: ein Auskunftsmittel gegen eine noch weniger schickliche Handlung. Das noch weniger Schickliche wäre in diesem Fall natürlich das Verbleiben im Saal und Sitzenbleiben auf den Plätzen, denn es wäre Verletzung eines sehr elementaren Gebots gesellschaftlichen Verkehrs. Aber wenn weder Hinauslaufen noch Herausfordern: was dann?

Nun, ich meine, die Lösung liegt darin, daß man unsererseits der ganzen Sache den Charakter einer Staatsaktion nimmt. Weder herausfordern noch *in corpore* hinauslaufen sollte die Losung sein. Es sollte jedem überlassen bleiben nach eigenem Befinden entweder hinauszugehen oder die Sache im Saal mitanzuhören. Wählt er das letztere, dann wird er des Anstands halber aufstehen, ohne darum den Verdacht auf sich zu laden seine Seele verkauft zu haben. Paßt es ihm nicht, so verläßt er den Saal aus eigener Entschließung, was bei manchem dem Gefühl noch mehr zusagen wird als das Hinausgehen *auf Beschluß*. Man glaube nur nicht, daß diese Behandlung der Frage eine Abschwächung unserer grundsätzlichen Stellung zu den Verfassungsfragen bedeuten oder als solche aufgefaßt werden würde. Wir würden nur einen neuen Beweis dafür ablegen, daß wir in diesen Dingen zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem zu unterscheiden wissen. Und wir würden außerdem den Treibern der Reaktion das Spiel verderben. Denn ihnen gerade liegt daran diese Szenen zu einer großen Aktion aufzubauschen. Die Heydebrand, Westarp und Genossen sehen es sicher sehr gern, daß die *Roten* beim Kaiserhoch kommandomäßig aus dem Saal hinausziehen. Bleiben wir stumm ohne jede Zeremonie, so ist für jene Herren der Effekt zum großen Teil zerstört.

Verschiedene Parteiblätter haben deutlich zu erkennen gegeben, daß auch sie auf die Zeremonie des Hinausmarschierens keinen Wert legen, und Landsberg nur wegen Verstoßes gegen die Disziplin getadelt. Ich bin ein alter Parteigaul, dem der Respekt vor einem Mehrheitsbeschluß sozusagen zur zweiten Natur geworden ist, und habe daher, obwohl ich gegen den Exodus gestimmt hatte, pflichtschuldigst ihn mitgemacht. Aber gerade darum wird man es nicht mißverstehen, wenn ich erkläre, daß das Vergehen gegen die Disziplin mir klein erscheint gegenüber dem Verdienst die Frage eines Herkommens auf die Tagesordnung gesetzt zu haben, mit dem die Partei doch einmal abrechnen muß und am besten dann abrechnet, wenn sie die Hände frei hat.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

AUGUST ERDMANN · DIE MORALISCHE UND POLITISCHE BEDEUTUNG DES FALLES HILDEBRAND

IM Mai 1865 erließen in Köln die dortigen Führer der unentwegten Lassalleaner eine Erklärung, daß sie den *Sozialdemokraten* nicht als Organ und Bernhard Becker nicht als Präsidenten des *Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins* anerkännten, und daß sie »alle diejenigen, die auch nur eine Silbe an den Schriften oder den Statuten Lassalles ändern oder entstellen, für einen Verräter an der Volkssache be-

zeichnen«. Dieser letzte Satz war töricht, aber immerhin damals entschuldbar. Zum erstenmal war ein Mann von reichstem Wissen und mit warmem Herzen unter die deutschen Arbeiter getreten, hatte ihnen in Reden und Schriften von eindringlichster Wirkung die geschichtliche Sendung ihrer Klasse enthüllt und in einfachen, dabei wissenschaftlich belegten Formeln den Weg zu ihrer Erlösung gewiesen. Was Wunder, daß die Besten unter ihnen seine Offenbarungen als ihr Eigen betrachteten, daß sie seine Reden und Schriften auswendig wußten und die Änderung auch nur um den Wert einer Silbe daran als einen Verrat an der Volkssache brandmarken zu müssen glaubten. Es war die Zeit, wo der selbstbewußte Führer einen alten Arbeiter, den Kommunistenbündler Röser in Köln, der gegen die undemokratische Gestaltung des *Allgemeinen deutschen Arbeitervereins* Bedenken äußerte, mit den Donnerworten anfuhr: »Wer auch Präsident sei, die Präsidialgewalt muß so diktatorisch wie möglich organisiert sein. Sonst ist nichts vorwärts zu bringen. Die individuelle Vielschwätzerei wollen wir den Bourgeois überlassen. Wenn der Arbeiter, und zwar sogar alte und gute Arbeiter wie Sie, noch nicht so weit ist dies einzusehen und zu begreifen, daß seine Angelegenheiten nur durch energische Diktatur vorwärts gebracht werden können, dann ist's noch zu früh.«

Unterdes ist ja eine geraume Zeit vergangen. Manches Wasser ist von der Wupper in den Rhein und vom Rhein weiter hinab ins Meer geflossen. Und manches hat sich unterdes auch in der deutschen Sozialdemokratie geändert. Die diktatorische Präsidialgewalt ist geschwunden, und in einem fort ist die Organisation der Partei den jeweiligen Umständen angepaßt worden. Ein Programm nach dem andern ist entstanden, ist früher oder später kritisiert, revidiert und durch ein anderes ersetzt worden. Wir haben es sogar erleben müssen, daß ein eben geschaffenes Programm von den Führern und Meistern der Partei in Grund und Boden gescholten wurde und trotz seiner fragwürdigen Gestalt jahrzehntelang der Partei als Wegweiser gedient hat. Immer wieder ist an den Grundsätzen, an den Forderungen und der Taktik der Partei geändert worden, und wenn das Philosophenwort, daß alles fließt, Geltung hat, dann gerade auch für die Anschauungen der deutschen Sozialdemokratie. Wer von denen, die sich mit den Auffassungen der sechziger und siebziger, ja achtziger Jahre niedergelegt haben, wieder aufstände und einen Blick in unser Parteigetriebe von heute würfe, der würde kopfschüttelnd mit Meister Anton sagen: Ich verstehe die Welt nicht mehr. Wir, die wir der Geschichte der Partei durch all ihre Wandlungen haben folgen dürfen, wir verstehen sie; wir wissen, daß die Partei das, was sie geworden ist, nur dadurch hat werden können, daß sie ihre Grundsätze, ihre Taktik und ihre Forderungen den sich wandelnden Verhältnissen wirtschaftlicher, sozialer und politischer Art angepaßt hat, und nicht wenige von uns sind der Meinung, daß die Partei noch größer dastände, wenn sie von der Fähigkeit veraltetes Gut über Bord zu werfen in einzelnen Fällen noch früher und noch entschiedener Gebrauch gemacht hätte.

Nun gibt es allerdings Genossen an der Wupper wie am Rhein, die aus der Geschichte der Partei nur recht wenig zu lernen vermocht haben, die auf der Stufe jener alten unentwegten Lassalleaner stehen geblieben sind und jeden, der an der Überlieferung zu ändern wagt, mit dem großen Bann belegen möchten. Ganz so schlimm wie in den sechziger Jahren, wo die Abweichung um eine Silbe verpönt war, ist es ja heute nicht mehr, aber es ist immer noch schlimm genug. Das Urteil 2. Instanz im Ausschlußverfahren

gegen den Genossen Hildebrand erklärt, daß Hildebrand »in allen praktischen Fragen zu anderen Schlußfolgerungen kommt als die Partei und nach seinen ökonomischen Grundgedanken kommen muß«; er betrachtet »die sozialen Forderungen des grundsätzlichen Teils des Parteiprogramms als offene Fragen«; er hat »nicht nur gegen die Grundsätze des Parteiprogramms verstoßen, er hat den Boden des Parteiprogramms überhaupt verlassen« oder, wie es in der ursprünglichen Fassung jenes Urteils hieß, er mußte ausgeschlossen werden, weil nur derjenige zur Partei gehören kann, der »die Grundsätze des Parteiprogramms voll anerkennt«: was sich schließlich von dem Bannfluch der Lassalleaner aus den sechziger Jahren nicht sonderlich unterscheidet. Aber mochten die alten Genossen auch engherziger sein, so waren sie dafür auch um so klarer. Ihr Bannfluch hat Hand und Fuß und läßt sich nicht drehen noch deuteln. Im Gegensatz zu den Urteilen im Prozeß Hildebrand. Eine derartige Unklarheit der Begriffe, eine derartige Verkennung vom Wesen und Inhalt unseres Programms, eine derartige Fülle von Widersprüchen in den verschiedenen Urteilen und ihren einzelnen Sätzen dürften so leicht in der Parteigeschichte nicht zum zweiten Mal zu finden sein. Da darüber hier von anderer Seite das Nötige gesagt worden ist, so soll jetzt das Gesagte nur bestätigt werden.

Den Gegenstand der Anklage gegen Hildebrand bildete, wie wir hören, in der Hauptsache dessen Buch *Die Erschütterung der Industrieherrschaft und des Industriesozialismus*. Ich habe das Buch gelesen, nicht mit der Sachkenntnis und der Muße, die erforderlich wären, um dem wissenschaftlichen Inhalt gerecht zu werden und zu einem selbständigen Urteil über die Richtigkeit der Hildebrandschen Gedanken zu gelangen. Ich habe mich begnügt herauszufinden, worauf es mir gegenwärtig in erster Linie ankam: ob und inwieweit sich der Verfasser darin eines »groben Verstoßes gegen die Grundsätze des Parteiprogramms« schuldig gemacht hat. Hildebrand unternimmt in seinem Buch die Völker Mittel- und Westeuropas auf eine Reihe von Gefahren aufmerksam zu machen, die ihnen aus ihrer einseitig industriellen Entwickelung drohen, und denen, wenn überhaupt, nur durch außerordentliche gemeinsame Anstrengungen begegnet werden kann. Alle kulturelle Entwickelung, meint Hildebrand, ist von der Arbeitsleistung der Bauern abhängig, die einmal als Erzeuger der Nahrungs- und Bekleidungsmittel der Städter, dann als Verbraucher der industriellen Erzeugnisse in Betracht kommen. Nicht nur der städtischen Kultur, sondern auch der Industrie und dem industriellen Proletariat drohen große Gefahren, wenn nicht der weitern Verindustrierung der Länder Einhalt geboten und auf die Schaffung einer breiten Bauerngrundlage Bedacht genommen wird. Die Industriestaaten gehen mit der zunehmenden Einengung bäuerlicher Absatzgebiete der Verarmung und dem Zusammenbruch entgegen, und was die Wirkung auf das industrielle Proletariat betrifft, so erfährt es, wie Hildebrand meint, in Hunger und Blöße, daß es überflüssig geworden ist, sobald ihm die feste Bauerngrundlage unter den Füßen fehlt. Der entscheidende Satz lautet:

«Das Industrieproletariat kann wohl innerhalb der Industriestaaten wie die Mehrheit so die politische Macht gewinnen, es kann diese Macht ausnützen, um sich einen wachsenden Anteil an den ihm zugänglichen Produktionserträgen zu sichern, aber es kann selbst durch eine ganz demokratische Organisation der Güterherstellung und Güterverteilung nicht selbständig, ohne Kooperation mit einer seinen so erweiterungsfähigen Nahrungs- und Kleidungsbedürfnissen entsprechenden Bauerngrundlage, eine

ungestörte Fortentwickelung des eigenen Gemeinwesens herbeiführen. Alle diese Voraussetzungen bedingen, daß die Industriestaaten, wenn nicht einem Zusammenbruch, so doch einer Periode der Stagnation entgegentreiben, die um so länger und schmerzlicher sein wird, je stärker das Mißverhältnis zwischen industriellen Überbau und Bauerngrundlage für den einzelnen Industriestaat beim Beginn dieser Periode geworden ist. Die Agrarländer werden die Gebiete gesteigerter Lebenshaltung werden, während die alten Industriestaaten einer Periode entgegengehen, die für die Mehrheit ihrer Bewohner, insonderheit für das Industrieproletariat Hunger und Blöße mit sich bringt. Es gibt keine wichtigere sozialpolitische Frage als die, ob und wie es möglich sein wird die kommende Leidenszeit der Industriestaaten und zumal des industriellen Proletariats in ihnen abzukürzen und zu mildern.«

Als Mittel zur Vorbeugung der geschilderten Gefahren nennt Hildebrand die Verbindung der west- und mitteleuropäischen Staaten, die auf diese Weise nach außen (gegenüber Rußland, Ostasien und Amerika) die Hände für eine Wirtschafts- und Verteidigungspolitik freibekommen, wie sie ihren gemeinsamen Interessen entspricht und nach innen die Schaffung einer genügenden Bauerngrundlage (mit Ausdehnung auf die Kolonieen) und die Demokratisierung des öffentlichen Lebens betreiben können. Die Arbeiterbewegung stellt Hildebrand als Kerntruppe in den Mittelpunkt in diesem »Kampf gegen die industrielle Überfütterung«, in welche Formel er seine Vorschläge zusammenfaßt:

»Tun die Arbeiter, was ihr Interesse gebietet, so werden sie die Bauern, große Teile der Intelligenz, des gewerblichen Mittelstandes, ja selbst des Unternehmertums auf ihre Seite bekommen können. Sie werden Rüstungserleichterungen, den europäischen Frieden und zugleich die Sicherheit der westeuropäischen Weltstellung herbeiführen können. Das alles ist Vorbedingung der Volkswohlfahrt und kann nur das Werk der Demokratie sein. Noch keine restlose internationale Völkerverbrüderung ist damit geschaffen, aber dem noch völlig unberechenbaren Vierhundertmillionenreich des Ostens steht ein Vierhundertmillionenreich des Westens gegenüber, und der Entwickelung des russischen Kolosses kann mit dem selben Gleichmut entgegengesehen werden wie der des nordamerikanischen. Die tropische Bauerngrundlage Westeuropas bleibt, soweit es überhaupt möglich ist, gesichert, und für die heimische ergeben sich Möglichkeiten der Stärkung, die heute in keiner Weise ausgenutzt werden können.«

Hildebrand lenkt die Aufmerksamkeit auf eine Frage, die von den allermeisten von uns bisher nicht beachtet, mindestens aber in sehr weiter Ferne gesehen worden ist, so daß sie, wenn auch nicht der Wichtigkeit, so doch der Dringlichkeit der Behandlung zu entbehren schien. Hildebrand, der sich mit Ernst und Eifer in seine Aufgabe versenkt hat, sieht die Sache naturgemäß mit anderen Augen an. Es ist möglich, vielleicht wahrscheinlich, daß er die Bedeutung der Frage, wenigstens für die nächste Zeit, überschätzt, daß er die Gefahren, die sich aus ihrer Vernachlässigung ergeben, für drohender und gewaltiger ansieht als sie in Wirklichkeit sind. Ganz gewiß ist, daß ihn der Eifer um die Sache, die Sorge recht eindringlich zu wirken stellenweise verleitet seinen Folgerungen und Forderungen eine übermäßig zugespitzte Form zu geben. Aber ich habe bei alledem nicht herausfinden können, was von dem Inhalt des Buches, mag er nun richtig oder falsch sein, einen »groben Verstoß gegen die Grundsätze des Parteiprogramms« enthielte; ich habe mit dem besten Willen nichts in dem Buch entdecken können, über das sich nicht unter Sozialdemokraten in aller Ruhe diskutieren ließe, dem man nicht zustimmen könnte, ohne daß man deshalb fürchten müßte sich den großen Bann zuzuziehen.

Die Treue zu dem einen unserer Grundsätze, der Demokratisierung des Gemeinwesens, war Hildebrand von seinen Richtern ausdrücklich bestätigt. Was den andern, die Sozialisierung des Wirtschaftslebens, betrifft, so sind die Einschränkungen, die Hildebrand macht, nicht derart, daß sie diesen Grundsatz gefähr-

den könnten, wobei daran erinnert werden soll, daß von anderer Seite in der Partei bei diesem Punkt ähnliche Vorbehalte gemacht worden sind, ohne daß man daran gedacht hat den Bannstrahl zu schleudern. Die Hauptfrage, die Hildebrand in seinem Buch erörtert, könnte höchstens die theoretischen Voraussetzungen des Parteiprogramms berühren, und gewiß gerät er hier in merklichen Widerspruch mit den bei der Mehrheit unserer Publizisten geltenden Anschauungen. Aber seit wann gilt es denn als ausschlußwürdiges Verbrechen in wissenschaftlicher Weise die theoretischen Grundlagen des Sozialismus auf ihre Haltbarkeit zu untersuchen? Wo bleibt da die Achtung vor der Freiheit der Wissenschaft, die wir so tapfer gegen die Angriffe von bürgerlicher Seite zu verteidigen wissen, und die wir doch gewiß nicht preisgeben wollen, wenn einer der unsern eine wissenschaftliche Prüfung an den Anschauungen der eigenen Partei unternimmt?

Nun kommt Hildebrand auf Grund seiner theoretischen Untersuchungen auch in manchen praktisch politischen Fragen zu einer Auffassung, die der in weiten Parteikreisen angenommenen widerspricht: in der Agrarpolitik, der Schutzzollpolitik, der Kolonialpolitik, dem Militärwesen. Aber man zeige mir doch von all diesen Fragen eine, in der bei uns völlige Klarheit und Einmütigkeit herrscht, so daß es uns anstünde über den einzelnen, der den Mut und die Zeit hat den Dingen tiefer auf den Grund zu gehen, den Stab zu brechen. Es ist ja doch nicht wahr, daß auch nur eine dieser Fragen, wenn wir uns nicht mit dem Hersagen bloßer Programmformeln begnügen wollen, in einer allgemein anerkannten Weise für unsere Partei als gelöst gelten könnte. Wir gehen in jeder dieser Fragen nicht nur die bekannten *zwei Richtungen,* sondern in jeder Richtung auch noch in verschiedene Meinungen auseinander, was sich bei mancher Frage sehr merklich zeigen würde, wenn wir nicht bis auf weiteres der Notwendigkeit enthoben wären uns praktisch und mitverantwortlich damit zu befassen. Und ich möchte sehen, was dabei herauskäme, wenn diejenigen, die Hildebrand als Abtrünnigen gerichtet und dabei geglaubt haben das Parteigewissen in vollendeter Klarheit und Einigkeit zu verkörpern, sich über eine der erwähnten Fragen, mit der selben Ausführlichkeit ausgelassen hätten wie Hildebrand über seine Spezialfrage. Ich bezweifle, daß da von der Einmütigkeit der Auffassung viel übrig geblieben wäre.

Anstatt das Ausschlußverfahren gegen Hildebrand zu beschließen hätten die Solinger Parteigenossen Hildebrand dankbar sein sollen, daß er die Aufmerksamkeit der Partei auf eine Frage gelenkt hat, die, man mag zu ihr stehen wie man will, eine eingehende Erörterung unter den wissenschaftlich dazu berufenen Genossen wert gewesen wäre. Vor allem sollte man Hildebrand Dank wissen, daß er dabei wieder einmal auf die Bedeutung der Agrarfrage hingewiesen hat, die bekanntlich vor langer Zeit von der Partei mit großen Worten in Angriff genommen, dann aber auf Nimmerwiedersehen beiseite gestellt worden ist. Gar kein Zweifel, daß wir in dieser Frage noch vollständig im Dunkeln tappen, und man sollte daher jeden ernstlichen Versuch begrüßen hier einiges Licht zu verbreiten. Und wenn nun Hildebrand bei alledem sich geirrt hätte, was hätte er durch sein Buch für Schaden anrichten können? Sollte der Irrtum des einen Mannes mächtiger sein als das Wissen aller unserer Parteigelehrten? Wieviele von den Genossen im Land haben denn Hildebrands Buch gelesen? Nicht einmal die Parteisekretäre, die über ihn zu Gericht gesessen haben. Wer sich sonst damit befaßt hat, der mußte, um seinen Inhalt

zu bewältigen, dazu so viel wissenschaftlichen Ernst und wissenschaftliche Reife mitbringen, daß ihn etwaige Irrtümer des Verfassers ganz gewiß nicht in seiner sozialistischen Überzeugung wankend gemacht haben. Und hat sonst Hildebrands Buch auf weitere Kreise in der Partei beunruhigend und schädigend gewirkt? Nicht einmal auf seine nächste Umgebung. Von Hildebrands Gegnern ist in Versammlungen und Zeitungen nichts unterlassen worden, um im Kreis Solingen Stimmung gegen den Frevler zu machen. Hildebrand ist in seinem Kreis kein Unbekannter, denn er war lange Jahre Leiter des Solinger Parteiblatts. Die Person des Angeklagten, die Schwere seines Verbrechens und die Schneidigkeit seiner Ankläger, das alles hätte doch, als der Fall Hildebrand an die Solinger Genossen herantrat, unter diesen ein allgemeines Interesse hervorrufen müssen. Und was zeigte sich? Von den 4320 eingeschriebenen Parteigenossen des Wahlkreises Solingen erschienen in der Kreisgeneralversammlung, wo über die Einleitung des Ausschlußverfahrens gegen Hildebrand verhandelt wurde, ganze 173, das heißt 4 % der organisierten Genossen. Von diesen 173 stimmten 118 für den Antrag auf Einleitung des Ausschlußverfahrens, 58 stimmten dagegen, und 7 enthielten sich der Stimme. Ganze 118 von den 4320 Parteigenossen fühlten sich in ihrem Parteigewissen durch Hildebrands Buch bedrängt, 58 traten auf die Seite Hildebrands, und 4195 von 4320 ließ die Sache kalt. Und das in der nächsten Umgebung des Übeltäters. Man schließe daraus, wie die Parteigenossenschaft im Land zu der Sache steht, und dann komme noch einer und bezweifle, daß Hildebrand ein Parteischädling ist, der die Gemüter verwirrt und die Geister vom rechten Weg ablenkt!

Man sollte meinen, wenn 4202 von 4320 Genossen seiner nächsten Umgebung Hildebrand ertragen, daß ihn dann auch die Partei ertragen kann. Und selbst wenn er in seiner grundsätzlichen Auffassung von der Einseitigkeit unseres Wirtschaftslebens, wenn er in seinen daraus gezogenen Folgerungen und Forderungen irrte, so müßte sich eine Partei von 4¼ Millionen Wählern und nahezu 1 Million organisierten Anhängern das Kraftbewußtsein zutrauen einen Genossen zu ertragen, den wissenschaftlicher Eifer zum Irrtum geführt haben mag, der aber durch keine seiner Handlungen die Partei geschädigt sondern nachweislich im politischen und wirtschaftlichen Kampf treu und ehrlich seinen Mann gestanden hat. Und dieses Kraftbewußtsein sollte die Partei auch davor bewahren es einen der Unseren entgelten zu lassen, wenn seine Ansichten von den Gegnern agitatorisch gegen uns ausgenutzt werden. Auch im Fall Hildebrand hört man wieder besorgte Gemüter flüstern, daß man dem Gegner keine Waffen in die Hand geben, daß man den Parteigenossen keine Knüppel zwischen die Beine werfen dürfe, und was derartiges Gerede mehr ist. Ein solches Verfahren ist moralisch verwerflich, wo es gegenüber einer naiven Masse, der die Einsicht in die Sache versagt ist, mit der Absicht der Stimmungsmache geschieht, und es ist unter allen Umständen vom Parteistandpunkt aus verwerflich; denn es heißt die Partei herabsetzen, wenn man ihr nicht die Kraft zutraut den Angriffen der Gegner wirksam zu begegnen, und wenn man sie andrerseits für fähig hält des agitatorischen Augenblickserfolgs wegen der Überzeugung des einzelnen und der Sache der Wahrheit Gewalt anzutun.

Vor allen Dingen aber (und hier stimmen wir alle, die sich an dieser Stelle mit dem Fall Hildebrand beschäftigt haben, überein) erfordert es die Achtung vor der Wissenschaft, daß die höchste Instanz der Partei die Urteile auf Ausschluß

des Genossen Hildebrand aufhebt. Das Buch, das den Gegenstand der Anklage bildet, beschäftigt sich mit den theoretischen Voraussetzungen des Sozialismus. Wer dieses Gebiet für die Kritik sperrt, trennt damit die Arbeiterbewegung von der Wissenschaft, er nimmt der Sozialdemokratie die Kraft zu weiterer Entwickelung und zur steten Verjüngung, er beraubt sie der nährenden Wurzeln, die da liegen im Zusammenhang mit den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung. Wir wollen das uns heilige Wort Lassalles von dem Bund der Arbeiter mit der Wissenschaft doch nicht in dem Sinn auffassen, daß wir die Wissenschaft nur da achten, wo sie alte Anschauungen stützt und bequeme Agitationsformeln liefert, sondern wir sollen die Wissenschaft unter allen Umständen achten, auch wenn sie sich wider uns kehrt, wenn sie überlieferten Anschauungen widerstreitet, wenn sie handliche Agitationsformeln außer Kurs setzt und wenn sie uns in die nicht immer angenehme Lage versetzt nach neuen Anschauungen und neuem Rüstzeug zu suchen. Das bringt gewiß manche Unbequemlichkeit, manche augenblickliche Enttäuschung mit sich: Aber wer wird sich denn durch die Erfahrung, daß wir nie auslernen können, sondern immer umlernen müssen, daß die Wissenschaft keine ewigen, sondern nur zeitliche Wahrheiten zutage fördert, in seiner Achtung vor der Wissenschaft, in seinem Streben nach Wahrheit, in seinem Kampf um das eigene und das Glück der Menschheit, in seiner Überzeugung von der Sieghaftigkeit des Sozialismus irre machen lassen? Wer aber so schwachen Mutes ist sich durch die Erfahrung, daß auch das eigene Programm als zeitliche Wahrheit der Entwickelung unterliegt, beirren zu lassen, der mag beiseite treten; es ist besser, er bleibt zurück, als daß die Partei an ihrer Seele: der Achtung vor der Freiheit der Wissenschaft, Schaden leide.

Und dann noch eins. Wir haben es immer mit großer Genugtuung aufgenommen, daß man in einsichtigen Kreisen unserer Gegner beginnt in der Sozialdemokratie nicht mehr allein die Arbeiterpartei sondern die große Kulturpartei zu sehen, die immer zur Stelle ist, wo es gilt die besten Güter der Menschheit: Freiheit der Meinung, Freiheit der wissenschaftlichen und künstlerischen Betätigung, zu verteidigen. Und ohne Zweifel hat dieser Umstand wesentlich mitgewirkt nicht nur die Stellung der Intelligenz der Partei gegenüber günstiger zu gestalten sondern auch mehr und mehr Angehörige der Intelligenz zum Anschluß an die Partei und zur tätigen Mitwirkung innerhalb ihrer Reihen zu veranlassen. Der weitere Anschluß wissenschaftlicher Kräfte an die Partei mag dem einen oder andern unangenehm oder nebensächlich erscheinen, je nachdem er glaubt, daß die Partei durch die Intelligenz in ihrem Klassenbewußtsein geschwächt werden könnte, oder daß sie mit Intelligenz bereits genügend gesättigt wäre. Ein großer Teil der Parteigenossen wird gegenteiliger Meinung sein. Die Zeit, wo ein Führer die Bewegung durch die Macht seines Willens leiten konnte und mit dem Anspruch die Bildung seines Jahrhunderts in sich zu vereinigen, ist vorbei. Wer der Partei den Ruhm sichern will die ganze Bildung ihrer Zeit in sich zu bergen, der muß schon darauf sehen, daß der Zugang von Intelligenzen nicht gehemmt sondern nach Möglichkeit erleichtert und gefördert wird. Nun ist es ja nicht wie meist bei den Arbeitern die äußere Not, die die wissenschaftlichen Kräfte der Sozialdemokratie zutreibt, desto mehr aber sollten wir darauf bedacht sein, daß unsere geistigen Mitkämpfer nicht getäuscht werden in der Überzeugung bei der Sozialdemokratie eine Stätte zu finden, wo die Achtung vor der Freiheit der

Wissenschaft ein so selbstverständliches Gebot ist, daß es nicht einmal in das Parteiprogramm aufgenommen zu werden brauchte. Ich wüßte sonst wirklich nicht, wie der Bund der Arbeiter mit der Wissenschaft geschlossen werden könnte. Hüten wir uns die Meinung aufkommen zu lassen, daß nur diejenige wissenschaftliche Überzeugung bei uns auf Duldung und Anerkennung zu rechnen hat, die sich den Anschauungen der jeweiligen Mehrheit einfügt. Hüten wir uns (wozu auch beim Fall Hildebrand Anzeichen vorhanden sind), daß bei uns nicht die Person, ihre Leistungen und Fähigkeiten, sondern daß die *Richtung* den Ausschlag gibt. Das würde die *Gesinnungstüchtigkeit* stärken, aber die Wissenschaftlichkeit ginge dabei in Scherben, und wir hätten kein Recht mehr uns über den Feldwebelstandpunkt jenes Kriegsministers zu entrüsten, der da meinte, es komme mehr auf die gute Gesinnung als darauf an, ob der Soldat ein paar Ringe mehr oder weniger schieße.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

KARL SEVERING · DER STREIT IN DEN KATHOLISCHEN ARBEITERVEREINIGUNGEN

ALS die Vorläufer der heute zentralisierten katholischen Arbeitervereinigungen aller Richtungen sind die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts von Kolping ins Leben gerufenen katholischen Gesellenvereine und die unter dem Einfluß und auf Betreiben des Bischofs von Ketteler von Mainz gegründeten katholischen Arbeitervereine zu betrachten. Die Unklarheit und Unentschlossenheit, die heute das Spezifikum der Grundsätze und Bestrebungen der christlichen Arbeiterbewegung bilden, war damals in den ersten Vereinigungen in noch höherem Maß anzutreffen. Während die Agitation des Bischofs Ketteler, der die Arbeiterfrage als eine Arbeiter e r n ä h r u n g s frage wiederholt bezeichnete, mehr die s o z i a l e n Aufgaben der Vereinigungen hervorhob, fehlte es nicht an Versuchen die zu gründenden Arbeitervereine von vornherein für kirchliche Zwecke festzulegen. Die im Jahr 1869 eigens zum Studium der sozialen Frage eingesetzte Kommission einer Düsseldorfer Generalversammlung der Katholiken Deutschlands bezeichnete in ihren Leitsätzen zur Gründung christlich-sozialer Vereine als deren Aufgabe unter anderm »engsten Anschluß an die katholische Kirche und entschiedene Parteinahme in kirchlichen Fragen«. Und als im Jahr 1894 die Gründung des ersten christlichen Gewerkvereins, des *Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter,* auf interkonfessioneller Grundlage erfolgte, da wurden sofort Stimmen im katholischen Lager laut, die gegen diese Richtung die lebhaftesten Bedenken erhoben. Es ist darum kein Wunder, daß die Bewegung der katholischen Arbeitervereinigungen wenig Erfolge aufzuweisen hat. Kein Geringerer als der in der Geschichte der katholischen Arbeitervereine rühmlichst bekannte Kaplan Dr. Oberdörffer hat die Ursachen dieser Erscheinung durchaus zutreffend in die Worte gekleidet: »Es fehlt uns ein klares sozialpolitisches Programm, wonach in den Vereinen gearbeitet wird«. Dies Wort hat auch für die heutigen Verhältnisse seine Geltung behalten.

Der Mangel eines klaren sozialpolitischen Programms auf der einen Seite und die Sorge des Klerus, daß interkonfessionelle Vereinigungen die katholischen Arbeiter der Kirche entfremden könnten, auf der andern haben zu Beginn dieses Jahrhunderts eine weitere Zersplitterung der katholischen Arbeiterbewegung herbeigeführt. Nach dem Beispiel der Bergarbeiter schlossen sich

in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre auch die christlichen Arbeiter in der Eisen- und Metallindustrie, in der Textilindustrie und in den Bauberufen in zentralen Vereinigungen auf interkonfessioneller Grundlage zusammen. Diese Tatsache und die entschiedene Sprache, die auf der ersten größern gemeinschaftlichen Tagung der Gewerkschaften zur Propaganda der wirtschaftlichen Bestrebungen der Gewerkschaften geführt wurde, gaben den Bedenken der Kleriker, daß die Verteidigung der christlich-katholischen Weltanschauung in den Vereinigungen Nebensache werden könnte, neue Nahrung und führten schließlich zum vollständigen Bruch zwischen den interkonfessionellen (Kölner, München-Gladbacher Richtung) und den reinkatholischen (Berliner, Trierer Richtung) Vereinigungen.

Im August 1900 erließ eine Konferenz der deutschen Bischöfe in Fulda ein Hirtenschreiben, das die erste Kundgebung der katholischen Kirche gegen die sogenannten *neutralen christlichen* Gewerkschaften darstellt. Sie enthielt eine direkte Warnung vor den interkonfessionellen Vereinigungen: »es sei ein Irrtum unter dem Schein einer kraftlosen natürlichen Religion die Grundsätze des katholischen Glaubens aus den wirtschaftlichen Bestrebungen der Arbeiter zu verbannen«. Dagegen wurden die katholischen Arbeitervereine, die Fachabteilungen bilden sollten, empfohlen, denn »der religiöse Standpunkt müsse auch in wirtschaftlichen Fragen der Leitstrom bleiben«. Um die selbe Zeit wurde auch von anderen Personen und Einrichtungen der katholischen Kirche die Fehde gegen die interkonfessionellen Gewerkschaften aufgenommen. In Wort und Schrift versuchten einflußreiche Geistliche den Nachweis zu führen, daß die Enzyklika Leos XIII. *Rerum novarum* ebenfalls nur katholische Vereinigungen empfohlen habe. Die Enzyklika Leos war eine Kundgebung, die alle Aussprüche des Papstes über die Arbeiterfrage enthielt und in der es hieß, »daß das religiöse Moment dem Arbeiterverein zur Grundlage seiner Einrichtungen werden müsse, daß die Religiosität der Mitglieder das wichtigste Ziel sei, und daß darum der christliche Glaube die ganze Organisation durchdringen müsse«. Sie enthielt auch die direkte Empfehlung die Vereinigungen der Arbeiter unter den Schutz und die Aufsicht der Bischöfe zu stellen, und darauf stützten sich die geistlichen Würdenträger in Deutschland, wenn sie zum Eintritt in die katholischen Vereinigungen aufriefen.

Die Empfehlung der Fuldaer Bischofskonferenz in dem (inzwischen zentralisierten) *Verband der katholischen Arbeitervereine* berufliche Fachabteilungen ins Leben zu rufen, kam bald darauf, im Jahr 1901, zur Ausführung. Sie hatte aber nur in den Bezirken mit der zurückgebliebensten katholischen Arbeiterbevölkerung, wie in Trier und Breslau, wo ihr außerdem die Unterstützung der Bischöfe zuteil wurde, einen bemerkenswerten Erfolg. Ganz richtig heißt es darum in einer vor kurzem veröffentlichten Erklärung des *Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften*, daß sich die katholischen Arbeiter für die Fachabteilungsidee nicht hätten begeistern können. Was den Fachabteilern an der Werbekraft ihrer Idee aber fehlte, suchten sie durch eine Einwirkung der kirchlichen Autoritäten auf die Arbeiter zu ersetzen. Schon im Jahr 1904 haben sie den Papst zu einer Kundgebung für ihre Einrichtungen und Beschlüsse zu bestimmen versucht. Am 7. Mai 1904 sandte der Vertretertag des *Verbandes der katholischen Arbeitervereine* eine Depesche an den Papst, in der es unter anderm hieß:

»Die Delegierten erneuern Deiner Heiligkeit gegenüber das Gelübde der Treue

und des Gehorsams in der sozialen Frage gemäß den Enzykliken *Rerum novarum, Graves de communi* und *Quod apostolici muneris,* welche Du in dem Motuproprio vom 18. November uns als Richtschnur in der sozialen Frage zu geben geruht hast. Über die soziale Frage und die Einrichtungen des Verbandes Rat haltend, erflehen sie für sich und ihre Beschlüsse in aller Demut den Segen Deiner Heiligkeit.«

Vorher war dem Papst der Dank für die väterliche Liebe ausgesprochen, mit der er einige Präsides und Vertreter des Verbandes empfangen habe.

Auch im Oktober des Jahres 1908 erschien eine Vertretung des *Verbandes katholischer Arbeitervereine* beim Papst, um ihm einen Beitrag zum Peterspfennig zu überreichen. Der Papst dankte:

». . . weil ihr in eurem Verband gemäß den kirchlichen Prinzipien arbeitet, unter kirchlicher Autorität, und dadurch euch den Frieden des Gewissens und die irdische Wohlfahrt verbürgt. Ich freue mich, daß ihr mir Gelegenheit gebt euren Gehorsam gegen die kirchliche Autorität anzuerkennen und zu loben.«

Diese Kundgebung war um so bemerkenswerter, als sie die Antwort auf eine Art Pronunciamento der christlichen Gewerkschaftsführer gegen die Weisungen der Mehrzahl der deutschen Bischöfe darstellte. Im August des Jahres 1908 tagte in Zürich ein internationaler Kongreß der christlichen Gewerkschaften, auf dem die deutschen Vertreter Stegerwald, Wieber und Schiffer mit Bezug auf die Einmischungsversuche der deutschen Bischöfe erklärten:

»Hochwürdigste Herren Bischöfe, bis hierher und nicht weiter! Sie haben das Recht und die Pflicht in religiösen und kirchlichen Dingen uns die Wege zu weisen; aber wo es sich um rein wirtschaftliche Ziele handelt, hat der Bischof kein Recht ein Machtwort zu sprechen . . . . So lange die Kirchenfürsten den Unternehmern nicht verbieten sich mit Andersgläubigen zu wirtschaftlichen Zwecken zusammenzuschließen, so lange hat kein Bischof und kein Papst das Recht den Arbeitern vorzuschreiben, wie sie sich gewerkschaftlich zu organisieren haben . . . Es ist unsere Pflicht, wenn es sein muß, den kirchlichen Obern beizubringen, daß es ein Unding ist in den wirtschaftlichen Kämpfen die katholischen Arbeiter von ihren evangelischen Genossen zu trennen.«

Aber weder diese entschiedenen Verwahrungen noch die Vermittlungsversuche der wenigen deutschen Kirchenfürsten, die den christlichen Gewerkschaften nicht unfreundlich gegenüberstanden, haben es vermocht die Bevorzugung der Berliner Richtung durch den Papst zu mindern. Als im Jahr 1904 auf der Generalversammlung des *Katholischen Frauenbundes* der streitbare Bischof Korum von Trier sich in scharfer Weise gegen die interkonfessionellen Gewerkschaften aussprach, beschwichtigte der Kölner Erzbischof, der wie die Bischöfe von Paderborn und Hildesheim mehr auf dem Boden der christlichen Gewerkschaften stand, in einer Erklärung den Unmut und die Besorgnis der Giesberts und Stegerwalds. Pius X. aber, der vom Trierer Bischof angerufen worden war in dem Streit zu entscheiden, stellte sich auf die Seite Korums, dem er erklärte: »Arbeiten Sie ruhig so weiter: das ist meine Intention.« Und wenn in einem spätern Artikel des vatikanischen *Osservatore Romano* auch behauptet wurde, daß der Papst beide Organisationen mit dem gleichen Wohlwollen lobe und ermutige, so ist doch niemand darüber im Zweifel gewesen, daß nach der offenen Stellungnahme des Papstes für die Fachabteiler mit der Erklärung des päpstlichen Organs den christlichen Gewerkschaften nicht gedient sein konnte. Die Erklärung sollte den Zweck erfüllen die sich heftig befehdenden Organisationen einander näher zu bringen. Auch dieser Zweck ist nicht erreicht worden. Die Kämpfe zwischen Fachabteilern und christlichen Gewerkschaften haben im Gegenteil in den letzten Jahren an Schärfe und Ausdehnung nur gewonnen. Zur Beurteilung dieser

Kämpfe und ihrer Formen seien hier einige Auslassungen des Generalsekretärs des *Gesamtverbandes der christlichen Gewerkschaften* Stegerwald wiedergegeben, die sich auf die Tätigkeit und die treibenden Kräfte innerhalb der Berliner Richtung beziehen. Stegerwald behauptete, daß der Berliner Verband immer mehr zum Sitz aller politischen Reaktion werde. Als die führenden Kreise in dem Verband der Berliner bezeichnet er (offenbar in einer Anspielung auf den Grafen Oppersdorff) erstens schlesische Magnaten, denen er empfahl, anstatt im Verkehr mit den Berlinern die Splendiden zu spielen, ihre eigenen Arbeiter besser zu bezahlen. Als zweite Gruppe führte er die klerikalen Hintermänner des Wiener *Katholischen Sonntagsblatts* an, das schon wiederholt das Sprachrohr der deutschen Ultraklerikalen war. Dann nannte er die Koblenzer Ständeordnungsleute (Roeren, Bitter), von denen er sagte, daß sie das deutsche Wirtschaftsleben um 400 Jahre zurückschrauben wollen. Und endlich soll der Pariser *Univers,* der von französischen Aristokraten zur Betreibung ihrer politischen Zwecke finanziell ausgehalten wird, die deutsche Fachabteilungsbewegung führend mit beeinflussen. Es ist nur natürlich, daß derartige Beschuldigungen ein entsprechendes Echo bei den Fachabteilern finden, die ihrerseits die Kölner Richtung mit Vernachlässigung der christlichen Weltanschauung und der Verbrüderung mit der Sozialdemokratie bezichtigen.

Diese Wirrnis im Lager der christlichen Arbeitervereinigungen haben zwei päpstliche Kundgebungen in der letzten Zeit noch vergrößert. Die eine dieser Kundgebungen war an den Verbandstag der Berliner Arbeitervereine, die andere an den Kongreß der katholischen Arbeitervereine des Kölner Lagers gerichtet. Beide Kongresse, die an den Pfingsttagen abgehalten wurden, haben an den Papst Begrüßungs- und Huldigungsschreiben gesandt, die von dem Empfänger in sehr unterschiedlicher Weise beantwortet worden sind. Auf die Adresse der Berliner antwortete Pius X. unter anderm:

»Ich kenne Eure Grundsätze und Eure Bestrebungen und besonders auch die Differenzen zwischen Eurer Organisation und anderen. E u c h l o b e i c h, Euch billige ich, Euch erkenne ich an, und mit allen Kräften strebe ich an, daß alle Eure Grundsätze sich zu eigen machen mögen. Die anderen billige ich nicht; ich verdamme sie nicht; denn es ist nicht meine Sache zu verdammen; jedoch i h r e G r u n d s ä t z e, die falsch sind, kann ich n i c h t a n e r k e n n e n . . . . . Man kann auch nicht das Individuum, das einzelne Mitglied, von der Organisation trennen, so daß man sagt, die einzelnen Mitglieder unterstehen zwar der Autorität der Kirche, nicht aber die Organisation als solche. Das ist ganz unrichtig, unhaltbar und undenkbar. Die K i r c h e hat auch d e n O r g a n i s a t i o n e n z u g e b i e t e n.«

Und auf ein weiteres Begrüßungstelegramm des selben Verbandes hat er antworten lassen:

»Der heilige Vater beglückwünscht diesen Verband auf das lebhafteste; denn er ordnet ja seine Tätigkeit, auch diejenige, die sich auf das vergängliche und irdische Leben erstreckt, nach den Gesetzen der christlichen Weisheit und auf das letzte übernatürliche Ziel hin, und indem er u n t e r k a t h o l i s c h e r F l a g g e offen kämpft, verdient er die w e i t e s t e B i l l i g u n g u n d E m p f e h l u n g.«

Schärfer konnte der Papst seine Stellungnahme für die Berliner Richtung nicht zum Ausdruck bringen als es in dieser Kundgebung geschieht. Der Umstand, daß auch der Kongreß der Kölner Richtung ein Antworttelegramm erhielt, ändert nichts an dieser Tatsache, unterstreicht sie höchstens. Denn während das in den wärmsten Tönen gehaltene Schreiben an die Berliner die höchste Belobigung ausspricht, werden die interkonfessionellen Vereinigungen ausdrücklich e r m a h n t die Lehren der K i r c h e auch im w i r t s c h a f t l i c h e n Leben zur Richtschnur zu machen.

Der Eindruck der päpstlichen Kundgebungen im Lager der katholischen Arbeitervereinigungen ist natürlich sehr verschieden. Während die einen jubeln ihr Ziel den Papst zu einer unzweideutigen Stellungnahme zu provozieren erreicht zu haben, herrscht bei den Anhängern der Kölner Richtung Niedergeschlagenheit über die Kundgebung und Entrüstung über deren Entstehung. Man bezichtigt die Berliner die päpstliche Entscheidung durch falsche Informationen und verleumderische Behauptungen über die Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften erschlichen zu haben. Das Vorgehen des Berliner Verbandes sei ein wahrer Skandal, der den einfachsten Grundsätzen treuer Kirchlichkeit Hohn spreche. Es sei soweit gekommen, daß der Berliner Verband eine Kirche für sich bilde und sich über die Bischöfe stelle. Den Berlinern wird die Legitimation abgesprochen sich den deutschen Katholiken gegenüber als die Vermittler der Willensmeinung des Papstes aufzuführen.

Noch schärfer als es in diesen Urteilen geschieht sprechen sich die direkt Betroffenen, die christlichen Gewerkschaften, gegen die Machenschaften der Berliner aus. In einer vom *Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften* veröffentlichten Erklärung heißt es:

»Noch nie ist das Oberhaupt der katholischen Kirche über Wesen und Charakter der christlichen Arbeiterbewegung Deutschlands schmählicher hintergangen worden wie in dieser Huldigungsadresse. Sie ist die Krönung eines jahrelangen Verleumdungsfeldzugs des Berliner Verbandes gegen die christlichen Gewerkschaften. Dagegen erheben die christlichen Gewerkschaften schärfsten Protest. Die christlichen Gewerkschaften haben satzungsgemäß als Organisationen die Verpflichtung übernommen in ihrer gewerkschaftlichen Praxis so zu verfahren, daß die religiös-sittliche Überzeugung ihrer Mitglieder in keiner Weise verletzt wird . . . In wenigen Ländern ist die Kartellierung der industriellen Unternehmungen so allgemein; kein Land hat so mächtige, fest organisierte Arbeitgeberverbände wie Deutschland. Dabei hat Deutschland die stärkste Sozialdemokratie der Welt. In einem solchen Land ist eine leistungsfähige, nicht sozialistische Gewerkschaftsbewegung eine unabweisbare Notwendigkeit, wenn der nach Millionen zählende Arbeiterstand einen angemessenen Anteil an den Erfolgen der produktiven Arbeit erhalten, und die nationaldenkende Arbeiterschaft nicht der Sozialdemokratie überantwortet werden soll.«

Diese Klagen und Beschwerden und die sonstigen Aufregungen, die die päpstlichen Kundgebungen hervorgerufen haben, hat in einer angeblich authentischen Erklärung der Auditor des päpstlichen Obergerichts, Heiner, durch die Versicherung zu beschwichtigen versucht, daß nicht alle die umstrittenen päpstlichen Auslassungen authentischen Charakter hätten. Heiner kann aber nicht in Abrede stellen, daß es die Meinung des Papstes sei, die interkonfessionellen Gewerkschaften, »da sie als solche von den katholischen Grundsätzen und der kirchlichen Autorität absehen«, bildeten eine Gefahr für ihre katholischen Mitglieder. Und damit sind die Gegensätze nicht ausgeglichen sondern nur vertieft worden.

Was wird nun die Folge der päpstlichen Kundgebung sein? Die christlichen Gewerkschafter katholischer Konfession stehen am Scheideweg: Entweder sie wahren sich die Freiheit der Entschließung über Fragen des wirtschaftlichen und öffentlichen Lebens, dann ist es mit ihrer Anerkennung der absoluten Autorität des Papstes vorbei; oder aber sie ziehen die Folgerungen aus den Anweisungen des Papstes, dann können sie nicht mehr in den interkonfessionellen Gewerkschaften bleiben. Diese für die Beteiligten keineswegs angenehme Situation ist nicht unverschuldet. Sie ist die notwendige Folge der

Halbheit und des Mangels an Klarheit und Folgerichtigkeit, die der christlichen Gewerkschaftsbewegung von ihrer Entstehung an anhaftet. Und ich verstehe nicht, mit welchem Recht sich auch Mitglieder der Zentrumspartei des Reichstags über die logische und durchaus eindeutige Haltung der Berliner erregen können. Auf dem Würzburger Katholikentag ist auch Professor Hitze für Fachabteilungen eingetreten. Auf der selben Tagung erklärte in einer vielbesprochenen Rede der bekannte Domkapitular Schaedler: »Religion ohne Konfession ist Konfusion.« Und noch um Ostern 1904 ließ das Zentralkomitee des Katholikentages dem Papst erklären:

»Zu Deinen Füßen niedergeworfen, versprechen wir im Namen der Katholiken von ganz Deutschland feierlich, daß wir entschlossen sind die soziale Aktion gemäß den päpstlichen Weisungen betreiben zu wollen.«

Die Fachabteiler, das heißt die Katholiken Berliner Richtung sind diesen Versprechungen treu geblieben, und sie haben von ihrem Standpunkt durchaus recht, wenn sie den interkonfessionellen Vereinen vorwerfen, die Bezeichnung *christlich* sei nur ein Aushängeschild. Darum wird die Agitation der Fachabteiler, der die päpstlichen Kundgebungen neue Waffen geliefert haben, unter den gläubigen, der Autorität des Papstes folgenden katholischen Arbeiter der Berliner Richtung manchen neuen Anhänger zuführen. Eine größere eigene Bedeutung werden die Fachabteiler dadurch aber nicht erlangen. Sie mustern heute etwa 10 000 Mitglieder in ihren Reihen, während die christlichen Gewerkschaften etwa 350 000 Mitglieder zählen. Und da sie die Arbeitsniederlegung als Mittel zur Verbesserung der Arbeitsverhältnisse grundsätzlich verwerfen, überhaupt eine entschiedenere Interessenvertretung der Arbeiter durch den wirtschaftlichen Kampf ablehnen, werden sie auf einen nennenswerten Zuwachs nicht rechnen können.

Und was werden die christlichen Gewerkschaften tun? In einer Betrachtung über die zukünftige Entwickelung der christlichen Gewerkschaften meinte Paul Umbreit im Jahr 1906, daß ihnen wohl nichts anderes übrig bleiben werde, als die Autorität des Papstes in Gewerkschaftssachen zu bestreiten und zu ihrer Nichtachtung aufzufordern. Die Voraussage scheint wörtlich eintreffen zu sollen. Der *Bergknappe* wenigstens, das Organ der christlichen Bergarbeiter, lehnt sich offen gegen den Papst auf, wenn er schreibt:

»Unsere katholischen Mitglieder müssen wissen, woran sie sind, und unsere evangelischen Mitglieder können und müssen ebenfalls Klarheit erlangen. Man kann ihnen nicht zumuten für unsere Bewegung zu arbeiten, wenn sie nicht wissen, ob sie Bestand hat. Es sei deshalb klar und unzweideutig festgestellt: die Telegramme von Rom an die Verbände der katholischen Arbeitervereine und die Antwort des Papstes an den Vertreter des Berliner Verbandes ändern nichts an unserer bisherigen Stellung.«

Diese Antwort ist einfach und klar. Unklar bleibt aber die »bisherige Stellung«. Wenn die Autorität des Papstes nicht mehr gelten soll, dann werden viele katholische Arbeiter nicht einsehen können, warum sie zur Vertretung ihrer wirtschaftlichen Interessen den Gewerkschaften beitreten sollen, die das Wörtchen *christlich* nur im Namen führen. Mit diesen Zweifeln wird die Zersetzung der christlichen Gewerkschaften beginnen, und ihr Effekt wird der Sieg der gewerkschaftlichen Idee zur Förderung der wirtschaftlichen Arbeiterinteressen über die konfessionellen Zersplitterungsbestrebungen sein. Diesen Zersetzungsprozeß befördert zu haben darf als Verdienst die päpstliche Kundgebung für sich in Anspruch nehmen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ROBERT SCHMIDT · AUS DEM ABGRUND DER SOZIALEN GEGENSÄTZE

ZU keiner Zeit sind die Angriffe, die Verfolgungen und die Kundgebungen aus dem Lager der Gegner der Sozialdemokratie so heftig und so allgemein gewesen wie in dem Attentatsjahr 1878 und dann in den Jahren des Sozialistengesetzes. Die Sozialdemokratie stand außerhalb des allgemeinen Rechts. Sie war gleichsam vogelfrei, hin- und hergehetzt von einem Heer von Verfolgern, die vor der Anwendung der niedrigsten und gemeinsten Mittel nicht zurückschreckten. Die preußischen Polizeiminister handhabten die Ausweisungen in den Städten, für die der kleine Belagerungszustand erklärt war, mit rücksichtsloser Strenge. Furcht und Entsetzen sollten in die Reihen der Sozialdemokratie hineingetragen werden, um den verhaßten politischen Gegner in das Verderben zu drängen. Der Kampf war für die sozialistische Partei nicht leicht: Sie hat ihn mit schweren Opfern, aber siegreich durchgefochten.

Ihre Gegner haben aus diesem politischen Mißerfolg nicht viel gelernt. Denn von Zeit zu Zeit ertönt immer wieder einmal der Ruf nach Ausnahmegesetzen oder besonderen Verschärfungen der Strafgesetze, verbunden mit einer besonderen Aufforderung an die Gerichte nur recht kräftig zuzufassen, wenn sozialdemokratische Arbeiter vor ihren Schranken erscheinen. Die wirtschaftlichen Kämpfe bedrohen immer mehr das bisher uneingeschränkte Herrschaftsgebiet kapitalistischer Ausbeutung. Die Gewerkschaftsbewegung bildet eine Macht, mit der nur widerwillig auf der Gegenseite gerechnet wird; die wirtschaftlichen Kämpfe müssen mit vielen Anstrengungen geführt werden. Gegen diese Beunruhigung fordern die Scharfmacher, daß die kapitalistischen Interessen gegen die Angriffe der Arbeitermasse durch Zwangsmaßregeln geschützt werden: mit welchen Mitteln, ob Rechtsbeugung, Ausnahmegesetz oder Polizeiwillkür, ist gleich. Wie von einem Wutanfall gepackt toben sie aus allen Ecken und Winkeln gegen diejenigen, die vom Ertrag der Arbeit mehr beanspruchen als der Unternehmer ihnen übrig läßt. Dazu das Entsetzen über den gewaltigen Fortschritt der Arbeiterbewegung, die bei den letzten Wahlen 4¼ Millionen Wähler um ihre Partei scharte und 2½ Millionen Arbeiter in den Gewerkschaften organisierte. Immer lauter ertönt nun der Ruf: Schließt die Gefängnisse hinter den Staatsgefährlichen! Neben religiöser Unduldsamkeit geht die politische Achtung und Verfolgung Andersdenkender einher. Es ist als ob man sie alle wieder hörte, die nach der biblischen Legende dem Landpfleger Pontius Pilatus zuriefen: Gib uns Barabbas los!

Von dieser Stimmung blieb auch diesmal der evangelischsoziale Kongreß, der am 29. Mai in Essen tagte, nicht frei. Mitten im Bezirk der mächtigsten Industriemagnaten, der rücksichtslosesten politischen Scharfmacher, machte er seine Referenz nicht den Mühseligen und Beladenen sondern den Herrschenden und Gebietenden. Der Vorgang überrascht nicht, aber er verdient doch eine besondere Würdigung.

Die Kongresse der Evangelischsozialen haben bisher bei aller Verschiedenart der Auffassungen ihrer Teilnehmer manche beachtliche Anregung gegeben, und man wird an dem, was Harnack, Wagner, Titius und Naumann sagten, nicht achtlos vorübergehen. Auch schon deshalb nicht, weil sie sämtlich politisch

nicht zu den Scharfmachern zu rechnen sind, vielmehr einen guten Einschlag sozialen Empfindens erkennen lassen. Aber eigentümlich: Auch hier hörte man den Ruf nach schärferen Maßnahmen gegen die Sozialdemokratie und die Gewerkschaften. Wagner verteidigte sich gegen die Angriffe Brentanos, um seine Stellung zum Arbeitswilligenschutz im Herrenhaus zu begründen. Kräftiger ging schon Professor Baumgarten in seiner Eröffnungsrede zu Werk, der vom steigenden Terrorismus sprach, den die sozialdemokratische Partei in dem parlamentarischen wie in den Arbeiterkämpfen des letzten Jahres ausgeübt hätte. Und er spricht mit einem Seitenblick auf die Meinungsänderung, die sich bei dem ehemaligen Generalsekretär Paul Göhre vollzogen hat, von denjenigen, die im Jammer mit dem Volk so tief in den Abgrund der sozialen Gegensätze herabstiegen, bis sie den rechten Aufstieg nicht mehr fanden. Der christliche Weg der Liebe ist, wie Baumgarten im festen Vertrauen verkündet, der allein rechte Weg zum Aufstieg.

Hat dieser Weg wirklich aus dem sozialen Abgrund aufwärts geführt? Gewiß, die christliche Caritas hat als Samariter am Weg gestanden, und manchem, der zusammenzubrechen drohte, Stütze und Hilfe geboten; sie hat das Mitleid in den Kreisen wachgerufen, die im Überfluß lebten und nicht minder, vielleicht sogar in erheblich höherm Maß, die Armen mild gestimmt, so daß das Werk christlicher Nächstenliebe nicht in den harten materiellen Interessenkämpfen gänzlich erstickte. Wenn aber die aus den Tiefen des sozialen Abgrunds aufwärts wollten, wenn sie nach Luft und Licht verlangten, dann haben ihnen die Samariter des Christentums in sanfter Abwehr oder, wenn das Begehren allzu stürmisch auftrat, auch mit rauhen Worten ein *Zurück!* geboten: Bleibt in den Tiefen, die sind von jeher für euch bestimmt; dort auf den Höhen sollen nur die Wenigen wandeln, die mit Glücksgütern dieser vergänglichen Welt gesegnet sind. Das hat nun zwei Jahrtausende gedauert, bis die Erkenntnis aufleuchtete: Aus diesen Tiefen des sozialen Abgrunds finden wir kein Aufwärts auf dem Weg zur christlichen Caritas. So gut eure Hilfsbereitschaft für den Kranken und Siechen, für den Gefallenen und Niedergedrückten ist, ihr versagt die Hilfe allen den Schaffenden und Vorwärtsdrängenden, die das Aufwärts a l l e r in den Tiefen Gebannten erstreben. Zu diesem neuen Weg drängen sich immer größere Scharen, zum Entsetzen der oben Lustwandelnden. Gewaltig sind die Hindernisse, die aufgetürmt werden, um den Aufstieg zu verzögern. Das aber scheint heute schon sicher, daß es keine zwei Jahrtausende mehr währt, bis das Ziel erreicht ist. Nicht nur um die Müden und Wankenden zu stützen, nahmen wir das Werk in Angriff; nein, auch die Gesunden und Kräftigen sollen aus der Stickluft des sozialen Abgrunds. Nicht in Geduld, nicht wie ein unabänderliches Walten sollen die Zurückgestoßenen ihr Geschick hinnehmen sondern in rüstiger Arbeit den neuen Weg betreten, um ihr Sehnen und Verlangen zu erfüllen.

Daher der große Unterschied: Die kleine Zahl der christlichsozialen Prediger ohne Anhang aus Arbeiterkreisen auf der einen Seite, auf der andern die fortgesetzt wachsende Arbeiterbewegung, die sich von allem Bisherigen lossagt, den Ermahnungen sich unzugänglich zeigt, um ihren eigenen Weg zu gehen. Zeigt aber nun diese Arbeiterbewegung jenes ungebärdige Benehmen des Terrorismus der Unduldsamkeit gegen Andersdenkende, wie es von einigen Rednern auf dem evangelischsozialen Kongreß behauptet wurde? Und hat sich gerade der Streik der Bergarbeiter hier unrühmlich hervorgetan?

Auch in unseren Kreisen wird kein objektiver Beobachter bestreiten, daß mehrfach Ausschreitungen vorgekommen sind, die man verurteilen muß, und die im höchsten Grad bedauerlich erscheinen, um so mehr, als sie der Gewerkschaftsbewegung keinen Dienst leisten, im Gegenteil die Waffen unserer Gegner schärfen. Eins aber ist bei diesen Vorwürfen aus den Kreisen des Bürgertums immer zu vermissen: eine objektive Würdigung der Ursachen dieser Vorgänge, und die gleich scharfe Verurteilung ähnlicher Vorgänge, wenn sie aus Unternehmerorganisationen stammen.

Der Terrorismus der Arbeiter tritt nur in anderer Form in die Erscheinung als der der Unternehmer. Wenn zum Beispiel der Streikposten durch Überredung den Arbeiter von der Fortsetzung der Arbeit abhalten will, so regen sich die Scharfmacher über die Anwendung eines gesetzlich zulässigen Mittels gewaltig auf, aber niemand in den Kreisen unserer Gegner hat ein Wort des Tadels über die in der Form vielleicht feineren, in der Wirkung ungleich schärferen Maßnahmen der Unternehmer, um ihren Zusammenhalt zu festigen. Man vermißt auf dem evangelischsozialen Kongreß die Kenntnis dieser Dinge und empfindet ein einseitiges Hervorkehren des Urteils gegen die Arbeiter. Wenn die großen Unternehmerverbände, die Vereine und die Innungen, in jedem Fall des Widerstands gegen ihre Maßnahmen eine Geldstrafe den sich Weigernden auferlegen, so ist das ein sehr starkes Zwangsmittel, das die Arbeiter bisher nicht angewandt haben und, würde man es dort anwenden, sicher aufs neue als ein Beweis für den Terrorismus der Gewerkschaften herhalten müßte. Es genügte schon, daß vor kurzem behauptet wurde, eine Gewerkschaft habe an Streikende die Unterstützung unter der Bedingung ausgezahlt, daß die Beträge zurückgezahlt werden müßten, wenn der Streikende nicht im Kampf aushielte, um in der ganzen Scharfmacherpresse die helle Entrüstung aufflammen zu lassen. Von jener Seite erwartet man nun nichts anderes. Aber von den bürgerlichen Sozialpolitikern, die nicht in deren Dienst stehen, darf man verlangen, daß sie nicht gedankenlos in dieses Geschrei mit einstimmen. Im erwähnten Fall handelte es sich im übrigen gar nicht um organisierte Arbeiter sondern um solche, die der Organisation fern standen und bisher nicht den geringsten Beitrag geleistet hatten.

Man könnte einwenden, die Geldstrafen der Unternehmerverbände seien rechtlich unwirksam, wie das Reichsgericht entschieden hat. Indes verfehlt damit die Maßnahme noch gar nicht ihre Wirkung; denn nicht jeder Unternehmer kennt die Ungültigkeit solcher Verpflichtung. Wie vollzieht sich aber die Anwendung dieses Zwangsmittels *in praxi?* Der Vorstand der Unternehmerorganisation wird bei dem Unternehmer, der sich der Aussperrung nicht angeschlossen oder den Lohntarif der Arbeiter bewilligt hat, vorstellig. Er überredet den Außenseiter; er macht also das selbe, was der Streikposten gegenüber dem Arbeiter unternimmt. Nur mit dem Unterschied, daß der Streikposten sein mühsames Werk an hunderten von Arbeitern zu vollbringen suchen muß, während der Vorsitzende der Unternehmerorganisation nicht mit so vielen zu tun hat; es wäre auch sehr unpraktisch von ihm, wollte er seinen Außenseiter auf der Straße abfassen, viel einfacher und besser vollzieht sich die Rücksprache im Kontor oder in der Wohnung des Widerstrebenden. Die Unternehmerverbände haben ihre Zwangsmittel heute ganz offen im Statut festgelegt, sie nehmen jeden in Strafe, der sich ihrer Anordnung widersetzt. Gegen diejenigen, die außerhalb der Organisation stehen, werden Zwangsmittel

in Anwendung gebracht, die selten ihre Wirkung verfehlen. Da wird die Kundschaft aufgefordert bei solchen Leuten ihren Bedarf nicht zu decken, die Rohstofflieferanten müssen die Lieferungen an sie aufgeben und ihnen den Kredit entziehen. Planmäßiger und schärfer noch werden diese Mittel bei Aussperrungen oder Lohnbewegungen in Anwendung gebracht. Der Unternehmer muß seine Arbeiter aussperren, obwohl in seinem Bezirk kein Streik ausgebrochen ist, und er mit seinen Arbeitern nicht die geringsten Differenzen hat. Nicht eher verläßt der *Streikposten* der Unternehmer das Kontor des Außenseiter, bis der Widerstrebende einen Revers unterzeichnet hat, daß er sich den Bedingungen der Unternehmerorganisation fügt, und für den Fall der Zuwiderhandlung einen Sichtwechsel unterzeichnet, der ihm präsentiert wird, sobald er die ihm auferlegten Bedingungen nicht mehr erfüllt. Gegen diesen Zwang getrauen sich die Bedrängten nicht einmal öffentlich zu protestieren oder die Gerichte um Hilfe anzugehen, weil sie dann einer Verfolgung sicher wären, die ihren sicheren Ruin herbeiführte. Der Terrorismus der Unternehmerverbände ist um so wirksamer, als Außenseiter bei wirtschaftlichen Kämpfen höchst selten sind. Wenn die Gewerkschaft der Arbeiter einen Erfolg erzielt, so geschieht es heute selten auf Kosten der außerhalb der Organisation Stehenden sondern in der Regel, weil man in der Unternehmerorganisation selbst die weiteren Nachteile, die der Kampf verursacht, schwerer fühlt als die Anerkennung der Forderung, die bei einer Verhandlung stipuliert wird.

Nur ganz vereinzelt hört man eine Stimme im bürgerlichen Lager, die gegen diesen Terrorismus sich auflehnt. Gegen diese Taktik der Unternehmer wird kein Polizeibeamter aufgeboten, und die Justiz geht an den Dingen auch achtlos vorüber. Fällt aber dieses Vorgehen nicht nach der bisherigen Judikatur des Reichsgerichts auch unter den Paragraphen des Strafgesetzbuchs, der den Erpresser fassen will? Wenn Arbeiter bestraft werden konnten, die den Streik androhten, so müßte, wenn mit gleichem Maß gemessen wird, dies auch gegen Unternehmer möglich sein. Oder kommt nicht wenigstens ein Vergehen gegen § 153 der Gewerbeordnung in Betracht? Danach soll derjenige, der durch Drohungen oder Verrufserklärung andere bestimmen will an der Verabredung zur Erlangung günstiger Arbeitsbedingungen teilzunehmen, bestraft werden. Als Drohung erachtet das Oberlandesgericht in Hamburg in einer Entscheidung vom 15. Mai 1900 schon die Ankündigung eines Mittels, dessen Verwirklichung von dem Drohenden abhängt, und dessen Eintritt der Bedrohte derart fürchtet, daß er dadurch in seiner Entschließung beeinflußt werden kann. Der Tatbestand für dieses Urteil ist hier natürlich eine Handlung, die vom Arbeiter begangen wurde. Unsere Staatsanwaltschaft und unsere Gerichte haben sich bisher, soweit der hier gezeichnete Unternehmerterrorismus in Frage kommt, nicht zu der folgerichtigen Überleitung ihrer juristischen Formeln von Delikten der Arbeiter zu Delikten der Unternehmer verstanden. Man darf aber wohl verlangen, daß Männer von anerkanntem Ruf wie die Professoren A. Wagner und Baumgarten bei ihren Vorwürfen gegen Arbeiter mehr Zurückhaltung üben und sich klar machen wollen, woher die Schärfe im Kampf kommt. Darüber erlangt man allerdings keine Aufklärung in der Scharfmacherpresse, auch nicht in einem kirchlichen Blatt, dazu ist schon die Lektüre der Arbeiterorgane nötig.

Was verlangen die genannten beiden Kritiker von der Arbeiterbewegung gegen-

über diesen Machtmitteln der Unternehmerorganisationen? Sollen sich die Arbeiter in christlicher Geduld hinsetzen und überhaupt an keiner Lohnforderung beteiligen sondern alles von der Einsicht der Unternehmer erwarten? Die Zumutung kann doch wohl den Arbeitern nicht gestellt werden. Oder sollen die Arbeiter im Streik ruhig daheim ausharren, keinen ihrer Kameraden überreden am Streik teilzunehmen, nur um nicht die Maßnahmen der Unternehmer zu stören? Diese Lammsgeduld geht der Arbeiterschaft zum Glück verloren, sie ist bei der Kampfposition der Unternehmer und bei den Urteilen der deutschen Justiz unmöglich. Nehmen wir aus den vielen Beispielen von Terrorismus der Unternehmerverbände eins, das besonders kennzeichnend ist für Skrupellosigkeit des Vorgehens.

Dem *Deutschen Fleischerverband* gehören mit Ausnahme der Berliner und der oberschlesischen Innung alle anderen als korporative Mitglieder an. Der Verband gibt für die Gesellen ein Wanderbuch heraus, das als Legitimation bei der Einstellung des Gesellen gefordert wird. Ohne dieses Wanderbuch darf kein Geselle von einem Innungsmeister eingestellt werden. Da nun der *Deutsche Fleischerverband* besonders die oberschlesischen Innungen zur Räson bringen will, so erhält kein Geselle im übrigen Deutschland Arbeit, der bei einem oberschlesischen Außenseiter gearbeitet hat. Man will also den Oberschlesiern den Zustrom von Gesellen absperren. Das Unerhörte bei diesem Vorgehen besteht darin, daß die Gesellen hier der leidende Teil sind, sie werden außer Arbeit gesetzt, weil sie bei einem Innungsmeister arbeiteten, dessen Innung sich der Diktatur des *Deutschen Fleischerverbands* nicht unterwirft. Kann der Terrorismus der Unternehmer schönere Blüten treiben? Selbst der Lehrling bleibt von der Bannandrohung des *Deutschen Fleischerverbands* nicht verschont. In einem Aufruf des Verbandes heißt es:

»Eltern und Vormünder von zukünftigen Lehrlingen unseres Gewerbes werden darauf hingewiesen, daß nur die Lehre bei einem Verbandsinnungsmeister den jungen Leuten den Vorteil sichert beim Auslernen in den Besitz eines Verbandswanderbuches zu gelangen, ohne welches sie als Gesellen bei den zirka 43 000 zählenden Verbandsmitgliedern keine Arbeit erhalten.«

Die oberschlesichen Innungen haben sich gegen diesen Terrorismus des *Deutschen Fleischerverbands* mit einer Beschwerde an den preußischen Handelsminister gewandt. Den selben Weg hat der Zentralverband der Fleischergesellen betreten, der verlangt, daß den Innungen der Beitritt zu dieser Organisation untersagt werde, der vom § 81 a der Gewerbeordnung der Innung die Aufgabe zugewiesen wird die Förderung eines gedeihlichen Verhältnisses zwischen Meister und Gesellen sowie die Fürsorge für den Arbeitsnachweis herbeizuführen. Von der Erfüllung dieser Aufgaben kann doch wohl bei dieser Aussperrung der Gesellen, die als Strafe für ihre Meister gedacht ist, nicht die Rede sein. Obgleich nun diese Eingaben seit einigen Monaten im preußischen Handelsministerium lagern, ist bisher nicht einmal eine Antwort eingetroffen, geschweige denn, daß an dem Zustand etwas geändert wurde. Im Reichstag sind diese Vorgänge bereits besprochen worden, aber kein bürgerliches Blatt hat davon Notiz genommen oder sich über den Terrorismus entrüstet. Aber wehe der Arbeiterorganisation, die etwas Ähnliches unternähme!

Die Herren auf dem evangelischsozialen Kongreß konnten auch in den ihnen näher stehenden Kreisen akademisch Gebildeter Organisationen antreffen, die in der Art *Terrorismus*, wie man sie an den Arbeitern verurteilt, ganz Ausgezeichnetes leisten. Der Leipziger Ärzteverband fordert unter Festlegung

einer Konventionalstrafe die Unterzeichnung eines Reverses, der bestimmt, daß bei allen Differenzen mit Krankenkassen der Weisung der Ärzteorganisation Folge geleistet werden muß. Und die Standesorganisation der Ärzte, die Ärztekammer, geht so weit die Außerachtlassung dieser Verpflichtung als gegen die Standesehre verstoßend zu erachten. Ja, die Ärzte planten sogar einen Generalstreik, sobald die Reichsversicherungsordnung ihnen einen Zwang in der Ausübung der Koalitionsmacht auferlegen würde; und zwar sollten alle Ärzte einen Revers unterschreiben, der ein Einverständnis zu diesem Vorgehen enthielt und die Zuwiderhandlung mit Strafe bedrohte. Daß man auch in diesen Kreisen sich über den Terrorismus der Gewerkschaften entrüstet, ist nur ein Beweis dafür, wie außerordentlich gering das soziale Verständnis ist, wenn es sich um eine andere Klasse handelt als die eigene. Dann mag man uns aber nicht mit der Fiktion der Rechtsgleichheit kommen.

Wenn heute von denen, die die Herrschaft des kapitalistischen Systems fester begründen wollen, eine härtere Bestrafung der Streikposten gefordert wird, so fragt man sich, betrachtet man die Urteile, die den Opfern des Bergarbeiterstreiks aufgebrannt wurden, was denn eigentlich noch für Strafen verlangt werden. Begnügt man sich wirklich nicht damit, daß Leute wegen einer Äußerung, die unter anderen Verhältnissen nie als Beleidigung angesehen würde, einige Monate Gefängnis erhalten, andere wegen der unbedeutendsten Vorkommnisse monatelang in Untersuchungshaft gehalten, ihre Familien in die bitterste Not gestoßen werden? Ist man mit diesen Ergebnissen der Strafjustiz immer noch unzufrieden, will man vielleicht wirklich die entehrenden Zuchthausstrafen fordern? Arbeiter, die darum ringen ein wenig ihre dürftigen Verhältnisse zu bessern, sollen mit dem ehrlosen Schuft und schweren Verbrecher auf eine Stufe gestellt werden? Wie konnten die Kritiker auf dem evangelischsozialen Kongreß auch nur ein Wort des Tadels gegen die Verzweiflungstat der Bergarbeiter äußern, wenn sie jene humanen Sittengesetze, die das Christentum enthält, auch in Anerkennung des Strebens der Arbeiter betätigen wollten? Niemand kann die Tatsache bestreiten, daß in den letzten Jahren der Verdienst der Bergarbeiter zurückgegangen ist: eine Erscheinung, die kaum in einem andern Beruf konstatiert werden kann. In dieser gleichen Zeit aber sind die Preise für alle Lebensmittel gestiegen. In einer starken Familie des Bergarbeiters gehören Butter und Fleisch heute zu den Leckerbissen. Nur noch ein Stück trocken Brot ist dem Arbeiter für seine Kinder gelassen (denn nicht einmal das Schweineschmalz und die Margarine bleiben von dem Preisaufschlag frei): Da bäumt er sich gegen das Herabdrücken seiner Lebenshaltung auf, und er versagt den mächtigen Kohlenmagnaten, die nichts an ihrer Lebensweise einzubüßen brauchen, den Gehorsam. Mußten nicht die Diener der Religion der Liebe zu den Darbenden und Bedrückten stehen? Doch ob von der katholischen oder der evangelischen Fakultät, hier fanden sie sich alle in der Verdammung der Empörer gegen die Kapitalsmacht zusammen. Die Arbeiterschaft muß von dem dürftigen Einkommen den schwersten Teil der indirekten Steuern aufbringen, die im vorigen Reichstag wieder um ein erhebliches vermehrt wurden, die Wohlhabenden wiesen die Anforderung aus ihrem Vermögen einen Anteil zu decken schroff zurück, genau so wie sie mit dem Arbeiter verfahren, wenn er einen größern Anteil am Arbeitsertrag verlangt.

Die Urteile, die wegen Streikvergehen gefällt wurden, sind zu einem erheb-

lichen Teil nichts anderes als eine Verurteilung wegen Beteiligung am Streik. 1500 Anklagen sind gegen die ausständigen Bergarbeiter erhoben worden. Und was für Anklagen! Für einen Pfuiruf gegen Streikbrecher wurden Leute zu 1 bis 2 Monaten Gefängnis verurteilt. Nehmen wir einmal an, Professor Wagner hätte in der Entrüstung über das Vorgehen der Bergarbeiter sich eines Tages nach Essen bemüht, um einmal selbst ein Bild von diesem Streik zu bekommen, und er hätte in seiner Entrüstung zu einem Streikenden gesagt: Pfui, schämen Sie Sich, Sie sollten lieber arbeiten! Da unsere Justiz ohne Ansehen der Person urteilt, so hätte Professor Wagner wegen dieser Beleidigung eines Streikenden eine Strafe von 1 bis 2 Monate vor dem Schöffengericht im Ruhrrevier erhalten können. Denn es darf doch kein Unterschied gemacht werden, ob ein Streikender oder ein Streikbrecher beleidigt wird. Diesen Grundsatz hat auch der Staatssekretär Dr. Delbrück im Reichstag vertreten. Es wäre sogar denkbar, daß ein Staatsanwalt eine höhere Strafe gegen den Angeklagten beantragt hätte, mit der Begründung, daß bei dem Bildungsgrad des Angeklagten diese Beleidigung viel verletzender klingt als bei einem Arbeiter, der nicht gewohnt ist die Worte fein abzuwägen. Und der Staatsanwalt hätte im öffentlichen Interesse die Anklage erheben müssen, nicht etwa den Beleidigten auf den Weg der Zivilklage verweisen können. Jeder, der unsere Wirklichkeit kennt, wird über den Vergleich lächeln: in diese Situation konnte jemand, der sich über Streikende entrüstet, nicht gelangen. Was hätten auch die Scharfmacherblätter zu einer Verurteilung wegen Beleidigung eines Streikenden gesagt? Was soll der Arbeiter aber für eine Lehre aus dem Beispiel ziehen, das ihm tagtäglich vor die Augen tritt? Soll er den Weg der christlichen Liebe wählen und sagen: es ist recht, daß ihr die Frevler so bestraft, ich werde mich selbst bessern und nie mehr an solchem Streik teilnehmen? Die so reden, sind nur wenige, und denen hat der Kapitalismus schon das Rückgrat gebrochen. Dagegen kommen die anderen, die in tiefer Erbitterung die Erniedrigung fühlen und haßerfüllt einherschreiten, immer wieder aufgepeitscht und angefeuert; nicht von den *Hetzern* und *Aufwieglern* sondern von denen, die Ruhe erzwingen wollen. Bei dieser Erbitterung erklärt sich dann das Vorkommen eines Gewaltakts, den niemand gutheißen wird, der aber menschlich begreiflich ist und nur menschlich beurteilt werden darf.

Nicht anders verhält es sich mit dem Terrorismus im politischen Kampf. Es ist keine angenehme Aufgabe den Boykott gegen Gastwirte zu führen, im Gegenteil, gerade in der sozialdemokratischen Partei empfinden sehr viele diese aufgezwungene Kampfesweise recht peinlich. Die sozialdemokratische Partei würde aber ihr ganzes Versammlungsleben erdrosseln lassen, wenn sie sich nicht im Boykott die Gleichstellung mit den anderen Parteien erzwingen würde. Eine so große Partei kann die Ächtung nicht ruhig hinnehmen, daß man ihren Mitgliedern sagt: für jeden andern, nur nicht für euch haben wir unsere Lokale zur Verfügung. Die logische Schlußfolgerung ist, daß in solchem Fall die Mitglieder dieser Partei aufgefordert werden auch für ihren übrigen Bedarf solche Gastwirte nicht zu besuchen. Sollen sich die sozialdemokratischen Arbeiter auf der einen Seite vom Gastwirt hinauswerfen lassen, um auf der andern wieder einzutreten? Wer uns als politische Partei nicht haben will, mag uns auch als Gäste entbehren. Dieser ganze Terrorismus hörte mit einem Schlag auf, wenn die Behörden den Gastwirten, die ihre Säle der sozialdemokratischen Partei zur Verfügung stellen, keine Nachteile zufügten, und

wenn die Gegner die Gastwirte nicht mehr boykottieren wollten, die ihre Lokale den Sozialdemokraten offen halten. Es ist doch eine einfältige Zumutung von den sozialdemokratischen Arbeitern zu verlangen, sie sollen alle Bosheiten der Gegner ruhig über sich ergehen lassen, nur nicht zur Abwehr zu den selben Mitteln greifen. Fühlen sich die Gastwirte bedrängt, dann mögen sie sich organisieren, um sich gegen die zur Abwehr zu setzen, die ihr Gewerbe zur Bekämpfung der Sozialdemokratie mißbrauchen wollen.

Unsere Gegner lamentieren über den Terrorismus der Sozialdemokratie nur, weil ihr Terrorismus in der Bekämpfung der Sozialdemokratie nicht mehr in allen Fällen ihnen den Erfolg sichert. Hinter dem Geschrei über den Terrorismus der Gewerkschaften verbirgt sich nur das Verlangen die Arbeiterklasse unter dem Druck der wirtschaftlichen Ausbeutung, wenn es sein muß, mit allen Machtmitteln des Staates zu halten und den Mehrwert gegen die Begehrlichkeit der Arbeitermassen sicher zu stellen. Wird diesem Begehren stattgegeben, so kann die Arbeiterbewegung aus den ruhigen Bahnen der Entwickelung gedrängt werden, aber an Kräften geht ihr nichts verloren. Der Gewaltstreich, der hier verlangt wird, richtet sich gegen ungefähr 10 Millionen Anhänger der deutschen Arbeiterbewegung; diese in rücksichtsloser Weise den kapitalistischen Interessen ausliefern heißt die Energie gegen die Auflösung der kapitalistischen Herrschaft gewaltig anfachen. Niemand von uns wird diesen Zustand herbeiwünschen, weil er schwere Opfer fordert; für die Arbeiterbewegung würde er aber in seiner Gesamtwirkung nur einen stärkern Druck zum weitern Aufstieg der Arbeiterklasse bedeuten. Nicht in christlicher Demut wird dieses Joch ertragen werden, sondern in Haß und Erbitterung würden die Mißhandelten dann den Ausweg sich bahnen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HEDWIG DOHM · DAS RECHT DER UNGEBORENEN

ES gibt Werke, die den Weg zum Herzen der Welt finden. Bücher wie *Die Waffen nieder!* der Bertha von Suttner, wie *Onkel Toms Hütte* der Harriet Beecher. Der Roman *Notwehr* von Nanny Lambrecht könnte fast als ein Pendant zu dem Suttnerschen angesprochen werden, obwohl die Bücher scheinbar entgegengesetzte Tendenzen verfolgen. Ist *Die Waffen nieder!* ein glühender Protest gegen die Massentötungen blühender Jünglinge, die ein Versprechen für die Zukunft ihres Landes sind, so ist *Notwehr* ein nicht minder glutvoller Protest gegen die Massengeburten von Geschöpfen, die voraussichtlich als feindselige Elemente den sozialen Körper durchgiften würden. Beide Autorinnen aber sind Priesterinnen im Tempeldienst eines idealen Altruismus. Ihre Stimmen haben prophetischen Klang. Nach dem Recht der *Notwehr* ruft eine Frau, der die Not des Volkes das Herz aufgepeitscht, die Zunge zu einem Schrei schmerzlichen Zorns gelöst hat.

Die Heldin des Romans ist die Tendenz, eine Tendenz, von der die Verfasserin selbst sagt: »Ein Mann hat's schon schwer über diese Dinge zu schreiben, es sind ja Steinwürfe gegen Kirche und Staat.« Solche Steine wurden auch von Luther, von fast allen großen Reformatoren gegen Staat und Kirche geworfen. Die Nachwelt aber baute aus diesen Steinen Tempel.

Eine Propaganda ist das Werk für die Empfängnisbeschränkung in den Ehen, in denen mehr Kinder geboren werden als zu ernähren und zu erziehen möglich ist. Wohlgemerkt: Es handelt sich um Konzeptionsverhütungen nur in denjenigen sozialen Gruppen, denen ein allzureicher Kindersegen zum Fluch wird, zum Fluch für den Einzelnen (wenn er die Mutter vorzeitig hinwegrafft), zum Fluch für die Familie, zum Fluch für die menschliche Gesellschaft. Gegen Meeresfluten, die das Land mit Zerstörung bedrohen, wirft man Dämme auf. Allzu üppige Pflanzentriebe, die der Vegetation Luft und Licht sperren, beschneidet man. So will Nanny Lambrecht, daß man dem Kinderreichtum inmitten der Armut eine Schranke setze. Sie will es als ein Gebot sanitärer Humanität, als einen Sieg erkennender Vernunft über ein blindes Walten der Natur: Gibt es ein Recht zu leben, so gibt es auch ein Recht nicht geboren zu werden.

Der Träger der Tendenz wird Spaniul genannt. Keinen andern Namen erfahren wir. Er hat nichts, ist nichts, woher er kommt, wir erfahren es nicht. Ein »Chevalier der Landstraße«, so nennt er sich selbst. Zwar erwähnt er gelegentlich, daß er einmal als Sergeant-Major am Kongo Gold gegraben. War er ein Saulus, aus dem ein Paulus geworden? Wir erfahren es nicht. Herbe, ironisch gefärbte Originalität ist in Spaniuls Sprache. Mit Kraftausdrücken spart er nicht, er hat eine Christusgeste: des Christus, der die Geißel schwingt. Ein philantropischer Heißsporn, voll unermeßlichen Mitleids mit den »Kindlein, verschachert wie Ware, Kindlein, wehrlos in tausend himmelschreienden Gefahren, ohne Wehr in die Hände der Großen überliefert. 180 000 uneheliche Kinder in Deutschland, davon zwei Drittel, die dem Irren- und Zuchthaus verfallen. Und dann die 30,5 % Säuglinge, die in den Arbeiterständen dahinsterben. Ein furchtbares Rechenexempel . . . Selig die Sterbenden, dreimal selig die Ungeborenen.«

Spaniul hat ein Buch mitgebracht. Nur in Andeutungen wird davon gesprochen. Aus dem Zusammenhang geht hervor, daß es sich darin um antikonzeptionelle Maßnahmen handelt. Das Buch wird ihm gestohlen, macht die Runde im Ort. Die meisten erspüren schaudernd darin des Teufels Pferdefuß. Einige wenige beherzigen, daß man die Ungeborenen nicht rufen soll. Diese schrankenlose Fruchtbarkeit im Volk, wie steht sie zu dem Nietzscheschen Satz (mir fällt kaum ein Buch über Liebe und Ehe in die Hand, dem dieser Satz nicht als Leitmotiv diente): »Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!« Bei Gott, kein Garten ist solche Ehe, eher ein unbeackertes Feld, auf dem wild und wüst das Unkraut wuchert. Gehört nicht Veredelung und Steigerung der menschlichen Rasse zu den Schlagworten unsrer Zeit? Da ist ein armseliges Schirmflickerweib, das mit seinen vielen Kindern auf der Landstraße lebt. Jedes Vögelchen hat sein Nest, diese Kinder haben keins. »Eine gut funktionierende Geburtsmaschine, die von verschiedenen Männern in Betrieb gesetzt wurde . . . Menschen, wie Kaninchen . . .« Ab und zu kommt der Frau das eine oder andere Kind abhanden. Etliche fallen einem furchtbaren Schicksal zum Opfer. Grausige Tragik, ein Pathos der Hölle ist in der Szene, in der, von Hunger und Mutterverzweiflung überwältigt, die Landstraßendirne ihre beiden letzten Kinder umbringt. Warum der Spaniul sich eine Zeitlang zu ihr hält, erfährt man nicht. Aus Barmherzigkeit, scheint es. Eines Tages geht er davon. Sein Gewissen ist rein. »Er läßt ihr nicht ein Paket Mensch zurück mit dem schreienden

Maul und dem stummen Schicksal.« Da ist ein Schusterlein, das *Schuhpittchen* genannt. Als sein Weib das 8. Kind zur Welt bringt, liegt sie am Tode. Noch eins, warnt der Arzt, würde die Frau nicht überleben. Aber es kommt doch, das 9., und es lebt; nur die Mutter lebt danach nicht mehr. Alle diese Zuvielgeborenen fallen als Erwerbsquelle der Ausnutzung der Eltern anheim. Wo die Not schreit, schweigt die Mutterliebe. Die Kinder der Schirmflickerin helfen der Mutter betteln. Beim Schuhpittchen müssen die größeren Kinder die kleineren warten, kümmerliche Schattengewächse, die kein Sonnenstrahl der Freude labt. Das 7jährige Kathreinchen schuftet schon wie eine Magd, der eben erwachsene Sohn »schwitzt« für den Brotkorb des Hauses.

Dem Spaniul wird vorgeworfen, daß seine Theorieen antisozial, widernatürlich seien. Und er antwortet: »Was ist sozial? Uns die Armen- und Zuchthäuser füllen zu lassen? Reich ist nicht das kinderreiche Land, reich ist nicht das kinderreiche Haus. Jagen wir doch endlich mal diese Phrase in der Mappe des Kriegsministers aus dem Lande . . . Den Geburtsfanatikern soll man sämtliche übriggeborenen Kinder an ihre fetten Bäuche hängen und ihre Steuernota belasten . . . Jeder Familienvater, der dem Kindersegen Einhalt tun muß und nicht kann, wird dann erst zum Verbrecher, wenn er sich jener Mittel nicht bedient. Ob das nun System Malthus ist oder auf seiner Rückseite *Menschenliebe* heißt, das mag sich jeder selber vorsagen . . . Denn wer gebärt und nicht ernährt, den soll der Teufel oder der Staatsanwalt holen.«

Der Einwand gegen die Tendenz des Buches liegt auf der Hand, ist selbstverständlich. Der Ethiker weiß ihn auswendig: Abstinenz, das Gebot der Keuschheit, ist das allein Geziemende, der Würde des Menschen Entsprechende; alles andere ist moralischer Unfug. Kirchliche, religiöse Anschauung verdammt jedes Wirken gegen die Empfängnis als einen verbrecherischen Eingriff in den Willen Gottes. Die katholische Kirche aber hat Jahrhunderte lang im Interesse des Kirchengesangs die Kastration an Knaben gebilligt oder gar gefördert. Noch im 18. Jahrhundert wurden alljährlich 2000 Knaben kastriert. Ich sehe davon ab, daß für viele Konstitutionen (Ärzte und Physiologen sagen es) die Abstinenz körperliche Unzuträglichkeiten im Gefolge hat, die sich, wenn auch nicht allzu häufig, bis zum Irrsinn steigern können, während andrerseits eine maßvolle sexuelle Befriedigung belebend und kräftigend auf Leib und Seele wirkt (Ärzte und Physiologen sagen es). Der Wissende, in einer verfeinerten Kultur Aufgewachsene findet wohl Ablenkungen für seine sexuellen Bedrängnisse: Sport, Reisen, eine bestimmte Diät, Vertiefung in geistiges Schaffen und vor allem als Frucht einer erlesenen Erziehung: Selbstzucht. Wie aber sollte der primitivere, jedes Wissens bare Mensch einer solchen Selbstzucht fähig sein? Die Hemmung seiner geschlechtlichen Bedürfnisse würde ihm, dem von so vielen anderen Lebensgenüssen Ausgeschlossenem, dünken, als sollte er mittags vor seiner Schüssel Kartoffel nur beten, aber nicht essen. Zwingt ihm doch ein schier unabwendbares Schicksal Entbehrungen und Plagen in Fülle auf, und nun sollte er freiwillig noch eine andere Not, die sexuelle, auf sich nehmen? Wüßte das Schuhpittchen etwas von Mythologie, er würde vielleicht sagen: Ich habe doch die Götter durch Größenwahn nicht beleidigt, warum also die Tantalusstrafe? Und so recht naiv, ländlich, aber nicht gerade sittlich, äußert das Schuhpittchen sich auf Spaniuls Keuschheitsansinnen: «Oh, wir arme Leut' han doch nur dat Pläsir.«

Nach der Lektüre des Buches stellte ich mir die Frage: Sollte es nicht einen Ausweg geben, um den Fluch eines zu zahlreichen Nachwuchses in Segen umzuwandeln? Einen Ausweg, der die Anwendung antikonzeptioneller Mittel (die immerhin einem ästhetischen Feingefühl zuwider sind) ausschalten dürfte? Mir scheint, es gibt einen solchen Ausweg. Ich sah im Museum das Bild einer Madonna mit einem weit, weit ausgebreiteten Mantel, und unter diesem Mantel barg sie Scharen kleiner Kinder. Madonna Staat, tue desgleichen! Der Staat ist menschenbedürftig, seine politische Macht, seine Zivilisation steigt und fällt mit der Quantität der Geburten: Nun, so adoptiere er sämtliche Kinder, die von ihren Eltern nicht ernährt und erzogen werden können, er bilde aus den zur Verwahrlosung und zum Verbrechen Prädestinierten Menschen, die Gott und der Welt ein Wohlgefallen sind. Der Staat ein Futurist der Ethik. Kein Geld? Unmöglich? Unmöglichkeiten sind die Ausflüchte steriler Gehirne. Werden aus den Ungeborenen wirklich Menschen, so steigern sie die Produktivität der Gesamtheit, und der Staat bekommt mehr zurück als er vorher für sie ausgegeben hat. Nur die schaffenden Menschen sollen sein, und alle, die sind, sollen schaffen: darin scheint der Sinn der Zukunft zu liegen. Und daher haben die Ungeborenen ein Recht von der menschlichen Gemeinschaft zu verlangen, daß man ihnen die Möglichkeit des Wirkens gibt, wenn sie ins Leben treten sollen. »Die Ungeborenen sollst du nicht rufen«, spricht der Spaniul. Der Staat antworte ihm mit dem Wort Christi: »Lasset die Kindlein zu mir kommen!«

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Lohnsteigerung und Preisbewegung

Die *Basler Volkswirtschaftlichen Arbeiten* /Stuttgart, Kohlhammer/ haben in einer Publikation 2 Untersuchungen (*Über die Ernährung und deren Kosten bei deutschen Arbeitern* von Professor Dr. Lichtenfelt und *Massenverbrauch und Preisbewegung in der Schweiz* von Dr. F. Krömmelbein) gebracht, die, wie der Herausgeber Stephan Bauer in der Einleitung betont, zur Beantwortung der beiden Fragen beitragen sollen, in welchem Umfang die herrschende Zoll- und Handelspolitik zu der seit ungefähr einem Jahrzehnt bestehenden Teuerung beigetragen hat, und ob die Lohnsteigerungen des letzten Jahrzehnts völlig von der Steigerung der Preise absorbiert worden sind. Das sind zwei Fragen, die sowohl für die Wirtschafts- wie für die Sozialpolitiker gleich interessant und bedeutungsvoll sind. Wirtschafts- und Zollpolitik sind ja auch Sozialpolitik im weitern Sinn. Ob allerdings Untersuchungen über die Lebenshaltung der breiten Massen (sie sind das geeignetste Objekt) allein die Frage nach dem Einfluß der Zoll- und Handelspolitik auf die Teuerung beantworten können, erscheint zweifelhaft. Daß die Zollpolitik die Preise beeinflußt, ist sicher. Für Deutschland wird dies durch das Anziehen der Preise nach Erhöhung der Zölle bewiesen. Und auch die von Krömmelbein ermittelten Tatsachen ergeben, daß die einzige der von ihm nach der letzten Zollerhöhung noch beobachtete Familie in der Schweiz ihren Fleischkonsum um ein Drittel eingeschränkt hat. Krömmelbein sowohl wie der Herausgeber lehnen es aber mit Recht ab hieraus auf die Wirkung der Lebensmittelzölle schließen zu wollen. Neben den Zöllen wirken sicher noch andere Ursachen in der Richtung der Verteuerung, denn von ihr ist auch das Freihandelsland England nicht verschont geblieben. Bauer sieht den andern Grund für die Teuerung in der rapiden Ausbreitung der Industrie, besonders in Deutschland und Nordamerika.

Die andere Frage, ob die Lohnsteigerungen des letzten Jahrzehnts völlig von der Steigerung der Preise absorbiert worden sind, läßt sich dagegen gut, ch

möchte sagen: nur, durch die Haushaltungsstatistik beantworten. An der Klärung dieser Frage sind besonders auch die Gewerkschaften direkt interessiert. Ich habe vor 3 Jahren in meinem Artikel *Die Bedeutung der Haushaltungsstatistik für die Gewerkschaften* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1909, 3. Band, pag. 1280 ff., auf die Bedeutung der Feststellung, ob die Lebenshaltung, gemessen am Konsum und nicht an der Geldsumme, gestiegen oder gefallen ist, hingewiesen. Für die Lösung dieser Frage sind die Arbeiten von Lichtenfelt und Krömmelbein sehr wertvoll. Lichtenfelt hat das durch eine von ihm veranstaltete Enquete gewonnene Material über die Ernährung von fast 13 000 Arbeitern (die in Menagen verpflegt worden sind), die Ergebnisse der Erhebung von 852 Wirtschaftsrechnungen minderbemittelter Familien (herausgegeben vom reichsstatistischen Amt in Berlin) und die der 320 Haushaltungswohnungen deutscher Metallarbeiter (herausgegeben vom *Deutschen Metallarbeiterverband* in Stuttgart) verarbeitet. Dadurch ist festgestellt, welches Ausmaß von Lebensbedürfnissen sich mit einer bestimmten Geldsumme befriedigen läßt, und wie die Zahl der Familienmitglieder die Verteilung der Ausgaben und besonders den Anteil des einzelnen am Nahrungsaufwand der Familie beeinflußt. Bestätigt wird, daß der Nahrungsaufwand pro Mann nicht nur von der Höhe des Einkommens sondern auch von der Zahl der zu Unterhaltenden bestimmt wird. Der von Bauer in der Einleitung durchgeführte Vergleich der von Lichtenfelt ermittelten Zahlen des Fleischverbrauchs von Angehörigen dreier Industrieen in Sachsen mit den Feststellungen des reichsstatistischen Amtes über die Krankheits- und Sterblichkeitsverhältnisse in der Leipziger Ortskrankenkasse ergibt, daß das Ausmaß des animalischen Eiweiß, das sich die Arbeiter durch die Kaufkraft ihres Lohneinkommens verschaffen können, in umgekehrtem Verhältnis zu ihrer relativen Krankheitsdauer steht. Je weniger tierisches Eiweiß verfügbar ist, desto stärker ist die Krankheitswahrscheinlichkeit.

Folgen diesen gründlichen Untersuchungen und sorgfältigen Bearbeitungen gleiche, bei denen auch die Mengen der konsumierten Lebensmittel und ihre Preise im Kleinverkauf erhoben werden, was bei den vom statistischen Amt veröffentlichten 852 Wirtschaftsrechnungen nicht geschehen ist, so wird sich die Antwort auf die Frage, ob die Lohnsteigerungen von den Preissteigerungen absorbiert werden, geben lassen.

× ×

Invalidenversicherung

Dem Geschäftsbericht des Reichsversicherungsamts seien einige bemerkenswerte Zahlen entnommen. Im Jahr 1911 wurden 141 517 Renten festgesetzt, davon waren 118 150 Invaliden-, 11 779 Kranken- und 11 588 Altersrenten. Die Gesamtheit der bewilligten Renten ist gegen das Vorjahr um rund 3000 gestiegen. Die Vermehrung entfällt ausschließlich auf die Invalidenrenten, die Kranken- und Altersrenten sind zurückgegangen. Einschließlich der in früheren Jahren bewilligten und im Berichtsjahr noch gezahlten Renten liefen insgesamt 1 050 012 Renten, wovon 940 875 Invaliden-, 15 768 Kranken- und 93 369 Altersrenten waren. Auch in der Gesamtheit aller laufenden Renten nehmen Kranken- und Altersrenten ständig ab.

Von den 190 024 Bescheiden der Versicherungsträger wurden 27 569 mit Berufung angefochten. Die Zahl der Berufungen ist um rund 1500 zurückgegangen. Mit den Rückständen aus den Vorjahren hatten die Schiedsgerichte 32 792 Berufungen zu bearbeiten, von denen sie 28 555 erledigten. Die Erledigung geschah in 24 096 Fällen durch Urteil. Hiervon waren 19 579 (81,3 %) den Versicherungsträgern günstig und nur 4517 (18,7 %) den Versicherten. Verhältnismäßig noch größer als bei den Berufungen ist der Rückgang der Revisionen gegen Urteile der Schiedsgerichte. Ihre Zahl betrug 5939 gegen 6655 im Vorjahr. Insgesamt hatte das Reichsversicherungsamt 9 114 Revisionen zu bearbeiten, von denen es aber nur 5 568 erledigte und zwar 5 038 durch Urteile. Die Urteile lauteten in 4 050 Fällen auf Bestätigung der Entscheidung der Vorinstanz; 143 Urteile der Schiedsgerichte wurden abgeändert, 845 Fälle an die Vorinstanz zurückverwiesen. Das Ergebnis war für die Versicherten noch bedeutend ungünstiger als das bei den Schiedsgerichten. Von 4 273 Revisionen der Versicherten hatten nur 28 (0,65 %) den Erfolg einer günstigen Entscheidung, und 464 Fälle (10,86 %) wurden an die Vorinstanz zurückgewiesen. Die Versicherungsträger dagegen erreichten, daß von ihren 765 Revisionen 115 (15 %) sofort eine günstige Entscheidung herbeiführten und 381 (49,81 %) die Zurückverweisung zur Folge hatten.

Die Gesamtsumme der Entschädigungen (für 1910) betrug 196 825 505 Mark, wovon 144 287 137 Mark auf die Versicherungsträger und 52 538 188 auf das Reich entfallen. Die Steigerung der Entschädigungen ist geringer als in den beiden Vorjahren, was auf den Rückgang der Rentenbewilligungen zurückzuführen ist. Dieser Rückgang ist neben der Steigerung der Beitragseinnahmen auch die Ursache für das Anwachsen des Gemeinvermögens um fast 5 Millionen Mark. Das Gesamtvermögen sämtlicher Versicherungsträger betrug am Schluß des Jahres 1910 1 662 158 741 Mark.

×

Zentralarbeitersekretariat

Die Tätigkeit des Zentralarbeitersekretariats hat auch im Jahr 1911 noch etwas an Umfang zugenommen. Das ist um so bemerkenswerter als die Zahl der Rentenstreitsachen vor dem Reichsversicherungsamt, deren Vertretung das hauptsächlichste Arbeitsgebiet des Zentralarbeitersekretariats ist, sich verringert hat. Insgesamt wurden dem Zentralarbeitersekretariat 2465 neue Sachen überwiesen, gegen 2410 und 2170 in den Jahren 1910 und 1909. Mit 1203 Sachen aus den Vorjahren wurden 3668 bearbeitet, von denen 2861 erledigt wurden. Von diesen waren 2598 Unfallversicherungssachen, 196 Invalidenversicherungssachen, 22 Knappschaftspensionssachen und 5 Zivilsachen. Der Schwerpunkt lag also in der Vertretung Unfallverletzter. Von den Rentenprozessen der Unfallversicherung war in etwa zwei Dritteln der Fälle die Herabsetzung der Rente streitig. Dieses Verhältnis entspricht dem der gesamten Unfallrentenprozesse am Reichsversicherungsamt. Die große Mehrzahl der Streitfälle um die Herabsetzung der Rente wird nach Inkrafttreten der Reichsversicherungsordnung nicht mehr in die höchste Instanz gelangen. Das wird die Tätigkeit des Zentralarbeitersekretariats beschränken, die Beschränkung wird wahrscheinlich durch andere Streitsachen, besonders aus der Kranken- und Hinterbliebenenversicherung ausgeglichen werden.

Bei der Betrachtung des Ausgangs der vom Zentralarbeitersekretariat vertretenen Rentenprozesse der Unfallversicherung tritt der Wert der Vertretung unverkennbar hervor. Von allen Rekursen der Versicherten wurden nur 16,3 % zu deren Gunsten entschieden; das Zentralarbeitersekretariat erreichte für 34,3 % der Rekurse seiner Klienten einen Erfolg. Weniger erfolgreich war das Sekretariat in der Verteidigung gegen die von den Versicherungsträgern erhobenen Rekurse. Vermochten die Versicherungsträger auch gegenüber den vom Zentralarbeitersekretariat vertretenen Verletzten nicht den gleich großen Anteil günstiger Ausgänge zu erreichen wie bei der Gesamtzahl ihrer Rekurse, nämlich 55,3 %, so verzeichnen sie doch auch von den 606 Fällen, in denen das Zentralarbeitersekretariat Vertreter ihres Prozeßgegners war, 307 Gewinne (50,6 %). Von den Streitsachen der Invalidenversicherung wurden 148 durch Urteil erledigt, und zwar 107 Revisionen der Rentenbewerber und 41 Revisionen der Versicherungsträger. Die Versicherten erreichten in 10 Fällen eine günstige Entscheidung, in 27 Fällen Zurückverweisung an die Vorinstanz. Für die Versicherungsträger waren die entsprechenden Zahlen 10 und 19.

×

Arbeitsnachweis

Über den Arbeitsnachweis sind 2 sehr bedeutungsvolle Bücher erschienen: Dr. G. Keßlers *Arbeitsnachweise der Arbeitgeberverbände* /Leipzig, Duncker & Humblot/ und Dr. Otto Michalkes *Arbeitsnachweise der Gewerkschaften im Deutschen Reich* /Berlin, G. Reimer/. Beide Schriften sind auf Anregung des *Verbands deutscher Arbeitsnachweise* entstanden. Die Verfasser haben alles Material, das für ihre Aufgabe von Bedeutung ist, gesammelt und kritisch verarbeitet. So bietet Dr. Keßlers Buch eine gute Geschichte der Arbeitgebernachweise. Ihre Entstehung, Entwickelung und Verbreitung wird eingehend und ausführlich dargestellt. Von dem Kontrollbureau, das viele Arbeitgebernachweise ursprünglich waren, haben sich manche zu wirklichen Vermittlungsstellen entwickelt. Immer ist aber bei vielen Arbeitgebernachweisen die Kontrolle der Arbeiter und der Ausschluß mißliebiger Arbeiter die Hauptsache. Soweit sich die Nachweise der Arbeitgeber darauf beschränken nur zu prüfen, ob ein Arbeitsuchender eingestellt werden darf, dem Bewerber aber Arbeitsgelegenheit nicht bekanntgeben sondern es ihm überlassen sie durch Umschau zu suchen, scheidet Keßler sie mit Recht als Vermittlungsanstalten aus. Großes Verdienst hat Keßler sich dadurch erworben, daß er die falschen Zahlen der Arbeitgebernachweise über ihre Vermittlungstätigkeit als wertlos nachgewiesen hat. Daß die Statistik der Arbeitgebernachweise nicht einwandfrei ist, war schon seit langem bekannt oder müßte doch

zum mindesten aus dem Umstand geschlossen werden, daß sich bei vielen dieser Institute die Zahl der Arbeiter- und Stellengesuche und der besetzten Stellen fast ganz deckten. Dadurch, daß die Zahlen auch im *Reichsarbeitsblatt* veröffentlicht wurden, gewannen sie immerhin eine gewisse Bedeutung, auf die sie aber keinen begründeten Anspruch haben. Auch Michalke bringt in seinem Buch neben einer Darstellung des Bestandes an gewerkschaftlichen Arbeitsnachweisen eine Schilderung der Stellung der Gewerkschaften zur Arbeitsnachweisfrage überhaupt. Sie hat, wie allbekannt, bei den freien Gewerkschaften eine Wandlung durchgemacht. Während in den ersten Jahren nach dem Fall des Sozialistengesetzes die Gewerkschafter den Satz vertraten, daß die Arbeitsvermittlung in die Hände der Arbeiter gehöre, und sie den Arbeitsnachweis als ein Mittel des gewerkschaftlichen Kampfes betrachteten, sind sie jetzt zum größten Teil Anhänger des paritätischen Fachnachweises geworden. Die Gründe für diese Wandlung und ihre Berechtigung können hier unerörtert bleiben. Der Darstellung der Vermittlungstätigkeit der Gewerkschaften (in die auch die christlichen und Hirsch-Dunckerschen eingeschlossen sind) läßt Michalke Untersuchungen über Wesen und Organisation der gewerkschaftlichen Arbeitsnachweise sowie über Zusammenhang und Beziehungen der Arbeitsnachweise zur Arbeitslosenunterstützung und zum Tarifvertrag folgen. Er kommt zu dem Schluß, daß der gewerkschaftliche Arbeitsnachweis weder die Vermittlertätigkeit noch andere gewerkschaftliche Aufgaben voll erfüllt. Michalke sowohl wie Keßler reden der paritätischen Regelung des Arbeitsnachweises das Wort. Weil einseitig verwaltete Nachweise ihren Zweck nicht erfüllen, wünschen beide Verfasser eine Verständigung der Interessenten über die Regelung des Arbeitsnachweises. Von der gesetzlichen Regelung, die der Dresdener Gewerkschaftskongreß /1911/ verlangte, erwarten beide keine erhebliche Förderung des Arbeitsnachweises. Darüber zu rechten ist hier nicht der Ort. Der Wert der beiden Bücher liegt in der Feststellung des Umfangs der beiden Arbeitsnachweisarten und ihrer Vermittlungstätigkeit, in der Darstellung dessen, was ist. Dieser Inhalt sichert ihnen einen hervorragenden Platz in der einschlägigen Literatur.

× ×

Fürsorgeerziehung Das preußische Gesetz über Fürsorgeerziehung wird seit mehr als 11 Jahren angewendet. Nach seinen Vorschriften können Minderjährige bis zu 18 Jahren zur Vermeidung völliger sittlicher Verwahrlosung der Fürsorgeerziehung überwiesen werden. Die Anordnung erfolgt durch das Vormundschaftsgericht; die Ausführung der Fürsorgeerziehung liegt den Kommunalverbänden ob. Das Gesetz wird nur gegen Angehörige der besitzlosen Klasse angewendet. Kinder vermögender Eltern, bei denen die Unzulänglichkeit der elterlichen Erziehung sich offenbart, können und werden den öffentlichen Fürsorgeerziehungseinrichtungen durch Unterbringung in Privatanstalten und andere entzogen. Dieser Umstand in Verbindung mit den Zuständen und Einrichtungen vieler Erziehungsanstalten und der Durchführung der Fürsorgeerziehung geben dem Gesetz den Charakter eines Strafgesetzes gegen das Proletariat. Die Notwendigkeit einer öffentlichen Erziehung kann nicht bestritten werden. Streit besteht nur über ihre Voraussetzungen und die Art ihrer Durchführung. Die bisher erreichten Erfolge beweisen, daß die Fürsorgeerziehung ihren Zweck in vielen Fällen nicht erfüllt. Das wird allerdings auch nicht immer möglich sein, da es sich nicht selten um geistig und körperlich Minderwertige handelt. Insgesamt sind in den 10 Jahren von 1901 bis 1911 71 548 Personen der Fürsorgeerziehung überwiesen worden, darauf kommen allein aus dem letzten Jahr 8733. Die Zahl ist gegen die Vorjahre wieder gewachsen. Die Hälfte der Zöglinge war nicht im Elternhaus gewesen, mehr als zwei Drittel waren schon gerichtlich bestraft. Rund 12 % waren geistig nicht normal, rund 24 % litten an körperlichen Gebrechen. Die geistige Anormalität war in 40 % der Fälle vererbt und hatte vielfach Trunksucht eines oder beider Elternteile zur Grundlage. Über das Schicksal der Fürsorgezöglinge für eine Reihe von Jahren nach ihrer Entlassung (dessen Kenntnis allein ein sicheres Urteil über den Wert der Fürsorgeerziehung gestatten würde) fehlen die Angaben.

× ×

KurzeChronik Der Reichstag hat in seiner letzten Sitzung vor der Vertagung den von der Fraktion der Konservativen gestellten Antrag die Regierung um Vorlage eines Gesetzes zum Schutz der Arbeits-

willigen zu ersuchen abgelehnt. Für den Antrag votierten 62 Abgeordnete (konservative, Reichsparteiler und 9 Nationalliberale), dagegen 273. × Das Gesetz über Aufhebung des Hilfskassengesetzes tritt nach einer mit Zustimmung des Bundesrats erlassenen kaiserlichen Verordnung am 1. Juni im ganzen Umfang in Kraft. × Ein Gesetz über die Regelung der Konkurrenzklausel (nur für Handlungsgehilfen) ist in Vorbereitung. Das Verbot der Konkurrenzklausel soll nicht ausgesprochen werden sondern dem Arbeitgeber nur die Pflicht auferlegt werden den an der Arbeit behinderten Gehilfen zu bezahlen. × Für das Hausarbeitsgesetz sind unterm 16. März 1912 Ausführungsbestimmungen für Preußen erlassen worden. × In den Vereinigten Staaten von Amerika ist ein Gesetz zustande gekommen, das ein Verbot der Verwendung von Phosphor zur Herstellung von Zündhölzern bringt. Vom 1. Januar 1913 ist die Einfuhr und vom Jahr 1914 ab auch die Ausfuhr von Weißphosphorzündhölzern verboten. Die Herstellung wird mit Steuer belegt. Vom Jahr 1915 ab ist der Verkauf dieser Zündhölzer verboten. × In Italien ist das Gesetz über Mutterschaftsversicherung in Kraft getreten. Die Versicherung umfaßt alle industriellen Arbeiterinnen vom 15. bis zum 50. Lebensjahr. Zur Deckung der Versicherungsleistungen dienen Beiträge der Versicherten, der Unternehmer und des Staats. Als Versicherungsleistung werden im Fall von Fehlgeburt und Entbindung 40 Lire gewährt.

× ×

Literatur

In seiner Schrift *Zur Lage des Bauarbeiters in Stadt und Land* /Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht/ gibt Bernhard Quantz ein anschauliches Bild von der Lebenshaltung Göttinger Maurer und Bauhilfsarbeiter. Das Material zu seiner Arbeit gaben dem Verfasser die Jahreswirtschaftsrechnungen von 4 Familien. Deren ganze Lebenshaltung wird auf grund ihrer Wirtschaftsbücher und der von dem Verfasser durch Befragung und Beobachtung gewonnenen Kenntnisse über Größe der Familie, Gesundheitszustand und Beschäftigung ausführlich geschildert. Quelle der Einnahmen und ihre Größe (auch Naturalien) sowie die Ausgaben in ihrer Geldhöhe und ihrem Verwendungszweck sind detailliert. Der hierdurch gewonnene Einblick in die Lebenshaltung wird durch Mitteilungen über die schon oben erwähnten Verhältnisse der Familien (Größe, Gesundheit und Beschäftigung) und über Wohnungsbeschaffenheit und -einrichtung verstärkt. Von den zwischen die Haushaltungsrechnungen gestellten summarischen Schilderungen über die Lage von Maurerfamilien kann dies nicht gesagt werden. Bei ihnen fehlen so ziemlich alle Angaben über Einkommen und Ausgaben. Der Wert des Buches liegt in der Vermittlung eines genauen Bildes von der Lebenshaltung von 4 Familien.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Lebensmittelversorgung

Von den Maßregeln, die von den städtischen Verwaltungen zur Bekämpfung der Lebensmittelteuerung angewandt wurden, bot sich der Bezug von Kartoffeln als die einfachste und mit dem geringsten Risiko verbundene ihnen dar. Im allgemeinen sind die Erfahrungen recht günstig gewesen. In der gleichen Weise berichtet auch die Subkommission, die von der Stadt Straßburg zur Durchführung des Kartoffelbezugs im September des vorigen Jahres eingesetzt wurde. Der Bericht hat ein besonderes Interesse, da Straßburg den Kartoffelbezug wohl in größerm Maßstab als die meisten anderen deutschen Städte eingerichtet hatte. Im ganzen wurden 15 562 Zentner an nicht weniger als 4465 Abnehmer abgegeben, und zwar 7847 Zentner an städtische Beamte und Arbeiter, 840 an Mitglieder der freiwilligen und Berufsfeuerwehr, 731 an Beamte und Arbeiter des Elektrizitätswerks, 300 an die Armenverwaltung, 5247 auf den städtischen Kartoffelmärkten usw. Der Preis pro Zentner einschließlich Sack stellte sich für die Abnehmer ab Verladestelle auf 3,90 Mark, bei Lieferung frei ins Haus um 12 und 15 Pfennig höher. Auf den städtischen Märkten wurden die Kartoffeln entsprechend den höheren Selbstkosten zum Preis von 4 Mark, zuletzt von 4,20 Mark pro Zentner einschließlich Sack verkauft. Zwecks Zufuhr an die Käufer hatte die Stadtverwaltung mit einigen Fuhrunternehmern Abkommen getroffen. Den Mitgliedern der Feuerwehr wurden die Kartoffeln durch die eigenen Fuhrwerke zugefahren. Der Personenkreis, dem der städtische Großeinkauf zugute gekommen ist, wird in dem Bericht auf rund 23 000 oder 14 % der gesamten Bevölkerung geschätzt. Das finanzielle Ergebnis ist recht günstig gewesen. Es schließt mit

einem Defizit von nur rund 600 Mark. Sehr bemerkenswert ist die Einwirkung des städtischen Kartoffelhandels auf die Kartoffelpreise. Die Großhändler, die im Monat Oktober für 50 Kilo Kartoffeln noch 4,50 bis 5 Mark verlangt hatten, gingen mit ihren Preisen zunächst auf 4,30 Mark, dann auf 4, 3,90 und schließlich für kleinfallende Ware auf 3,50 Mark herunter. Ein Vergleich mit der Preisentwickelung in den beiden Vorjahren zeigt deutlich, daß der Preisabschlag im letzten Viertel des Jahres 1911 allein dem Eingreifen der Stadtverwaltung zu danken war. Setzt man die Preise im Monat August gleich 100, so entwickelten sich die Preise im Jahr 1911 wie folgt: September 101,3, Oktober 90,65, November 85,09, Dezember 80,28; im Jahr 1909 war das Bild das folgende: August 100, September 99,23, Oktober 102,88, November 108,83, Dezember 109,21; im Jahr 1910: August 100, September 120,09, Oktober 112,72, November 98,27, Dezember 120,52.

Der Bericht stellt fest, daß die Stadt mit einem verhältnismäßig geringen Aufwand einen durchaus erfreulichen sozialen Erfolg erzielt habe. Man dürfe daher aussprechen, daß dem oft gehörten Einwand, die Städte seien zur Beschaffung von Lebensmitteln im großen nicht imstande, keine Berechtigung zukomme. Die Stadt hat die mit dem Bezug der Kartoffeln verbundene Verwaltungsarbeit ausnahmsweise mit dem vorhandenen Personal leisten können. Sollte die Lebensmittelbeschaffung zu einer dauernden städtischen Einrichtung werden, so müßte für sie auch eine besondere Verwaltungsorganisation geschaffen werden, und die Städte würden dann nicht billiger arbeiten können als der Großhandel. Der Bericht hält daher ein Eingreifen der Stadtverwaltung nur dann für berechtigt, wenn der Handel seine eigentliche Funktion zwischen Angebot und Nachfrage zu vermitteln und so die Preise auszugleichen vernachlässigt und seinen Vorteil in rücksichtsloser Ausnutzung jedes ihm durch die Konjunktur gebotenen Vorteils sucht. Diese Ausführungen sind nicht schlüssig. Denn wenn auch die Stadtverwaltung nicht billiger als der Großhandel arbeitete, so würde sie doch stets wesentlich billiger als der Kleinhandel liefern können. Gerade den Konsumenten, die wegen ihres geringen Einkommens auf Einkauf im kleinsten angewiesen sind, würde damit ein für sie bedeutender Vorteil zugewandt werden. Der Bericht erwähnt an anderer Stelle, daß in den Monaten Juli bis September die Zwischenhändler im Kleinverkauf Preise von 15 bis 20 Pfennig pro Pfund Kartoffeln verlangten. Wenn auch diese Preise in den folgenden Monaten natürlich herabgehen mußten, so blieben sie doch stets sehr bedeutend über den Preisen, die auf den städtischen Kartoffelmärkten gezahlt wurden. Wenn man nicht auf dem Standpunkt steht, daß der private Handel gegenüber der Stadtverwaltung und den Organisationen der Konsumenten einen Rechtsanspruch auf die Ausbeutung des Konsumenten hat, muß man das Eingreifen der Stadt in die Lebensmittelversorgung als eine im Interesse der finanziell schwächsten Bevölkerungskreise dringend erwünschte Maßregel bezeichnen.

× ×

Anstellung von Direktoren

Der Magistrat der Stadt Berlin hat den Stadtverordneten am 9. Mai eine Vorlage über die Anstellung und Befugnisse von Direktoren in der Verwaltung der Stadt unterbreitet, die am 23. Mai zur Verhandlung kam und einem besondern Ausschuß überwiesen wurde. Die Vorlage macht den interessanten Versuch die für die Verwaltung notwendigen leitenden Fachmänner zu erhalten und ihnen eine leitende Stellung zu geben, ohne sie zu Mitgliedern des Magistrats zu machen. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß die Städte unablässig neue große Aufgaben, sei es durch gesetzlichen Zwang sei es freiwillig, namentlich auf wirtschaftlichem, hygienischem, erziehlichem und sozialem Gebiet übernehmen und an die Verkehrsunternehmungen und Häfen, an die Ausdehnung der Krankenpflege, an das Untersuchungsamt und die Desinfektion, an die Fortbildungsschulen und die Fürsorgeerziehung, an die Gewerbe- und Kaufmannsgerichte und an die Reichsversicherungsordnung erinnert. Die infolgedessen notwendig werdende Zahl von Beamten kann im allgemeinen leicht beschafft werden. Dagegen ergeben sich bei den leitenden Beamtenstellen erhebliche Schwierigkeiten, und zwar vor allem deshalb, weil der Magistrat eine Vermehrung der Mitglieder dieser Körperschaft für unzweckmäßig hält. In der Begründung wird diese Vermehrung als eine schwere Schädigung der Verwaltung, ja als eine Gefährdung der Selbstverwaltung der Stadt bezeichnet; es wird darauf hingewiesen, daß schon jetzt das Magistratskollegium von 34 Mitgliedern,

das in allen irgend wichtigen, nicht eine gewöhnliche Ausführungsmaßregel darstellenden Angelegenheiten kollegialisch beraten und beschließen muß, außerordentlich groß und schwerfällig ist. Schon jetzt sei es kaum möglich für die minder wichtigen Angelegenheiten das Interesse der Mitglieder in beschlußfähiger Anzahl dauernd zu fesseln und verfassungsmäßige Beschlüsse zu erzielen. Bei einer Vermehrung der Mitgliederzahl auch nur um wenige Mitglieder würde sich diese Schwierigkeit noch erheblich steigern. Die Begründung weist ferner darauf hin, daß nach dem Geist der Städteordnung Beamte im Ehrenamt und berufsmäßige Beamte vor allem in der Zentralstelle sich gegenseitig die Wage halten sollen. In dem Berliner Magistrat sei dies Verhältnis an und für sich schon ungünstig, da hier je die Hälfte der Mitglieder im Ehrenamt und berufsmäßig tätig sind, während in allen übrigen größeren preußischen Städten die Zahl der ehrenamtlichen Mitglieder überwiegt. Will man nun die Zahl der Berufsmitglieder vermehren, so muß auch mindestens die gleiche Anzahl von Stellen unbesoldeter Magistratsmitglieder neu geschaffen werden. Die dringend notwendige Abhilfe muß nach Ansicht des Magistrats nicht auf dem Weg der Vergrößerung dieses Kollegiums sondern auf einem andern gesucht werden. Es sollen also Beamtenstellen geschaffen werden, die ihrem Inhaber für einen gewissen Kreis von Geschäften eine leitende Stellung geben und daher auch für hervorragende erste Kräfte eine genügende Anziehungskraft ausüben. Die anzustellenden Direktoren sollen nach dem vorgeschlagenen Ortsstatut die folgende Stellung erhalten: Sie werden durch Gemeindebeschluß einer oder mehrerer der nach § 59 der Städteordnung gebildeten Verwaltungsdeputationen als Mitglieder mit vollem Stimmrecht zugewiesen. Auch können sie vom Oberbürgermeister als Magistratsdezernenten bestellt werden. Durch die Zuweisung und die Ernennung erhalten sie die Berechtigung in den von ihnen in den Deputationen oder im Magistrat bearbeiteten Angelegenheiten an der Beratung des Magistrats teilzunehmen. Außerdem können sie in ihnen als Magistratsvertreter für die Stadtverordnetenversammlung und für die von dieser bestellten Ausschüsse bestellt werden. Das Statut gibt ihnen ferner das Recht auch außerhalb des Bereichs der ihnen übertragenen Verwaltungsgeschäfte beim Magistrat selbständige Anträge einzubringen und im Magistratskollegium persönlich zu vertreten. Die Begründung meint, daß eine derartig gestaltete Tätigkeit auch auf fähige Kräfte genügenden Anreiz zur Bewerbung ausüben werde. Auf dem ganzen Gebiet können sie wie ein Magistratsmitglied wirken, ihre Gedanken und Pläne wie ein solches in vollem Umfang durchsetzen, wenn es ihnen gelingt die Mehrheit des Magistrats und der Stadtverordneten dafür zu gewinnen. Auf der andern Seite haben sie den Vorteil nicht durch die Teilnahme an den Magistratsgeschäften auf den anderen Verwaltungsgebieten behindert zu werden.

Hält also die Begründung den Einwand, daß nur die Stellung eines Magistratsmitglieds eine einflußreiche leitende Tätigkeit ermögliche und daher für erste, hervorragende Kräfte begehrenswert sei, durch die Vorschläge des Ortsstatuts für überwunden, so muß sie zugeben, daß das zweite Bedenken gegen die Einrichtung, die Ausschaltung des Wahlrechts der Stadtverordneten, das sie bei der Anstellung der Magistratsmitglieder nach dem Gesetz haben, von größerm Gewicht ist. Doch wird auch dieses ihrer Ansicht nach durch die Bestimmungen des Ortsstatuts beseitigt. Die Wahl der Direktoren der Stadtverordnetenversammlung zu übertragen widerspricht der Städteordnung. Ein dahingehender Versuch würde die Genehmigung der Aufsichtsbehörde nicht finden. Nach dem Gesetz sind aber die Stadtverordneten vor der Anstellung der Beamten zu hören. Dieses Recht auf Anhörung soll nun so konstruiert werden, daß es der Stadtverordnetenversammlung einen wirksamen Einfluß auf die durch den Magistrat vorzunehmende Wahl sichert, ohne daß es mit den gesetzlichen Bestimmungen in Konflikt kommt. Es wird also zunächst bestimmt, daß, ehe die Stellen der Direktoren vom Magistrat öffentlich ausgeschrieben werden können, das Diensteinkommen und die Anstellungsbedingungen durch einen Gemeindebeschluß festgestellt sein müssen. Die Bewerbungen werden dann der Stadtverordnetenversammlung zur Mitwirkung bei der Wahl vorgelegt, und diese beschließt in geheimer Sitzung, ob und welche Bewerber sie dem Magistrat zur Anstellung empfehlen will. Bei mehr als 3 Bewerbern sind mindestens 3, bei 3 Bewerbern mindestens 2, bei 2 Bewerbern mindestens 1 Bewerber vorzuschlagen. Außerdem können auch solche

Personen vorgeschlagen werden, die keine Bewerbung eingereicht haben. Finden sich unter den Bewerbern keine geeigneten Personen, so soll die Stadtverordnetenversammlung befugt sein eine neue Ausschreibung zu beantragen. Der Magistrat wählt aus den von der Stadtverordnetenversammlung vorgeschlagenen Bewerbern den Direktor und stellt ihn als solchen an. Doch soll auch er befugt sein die Stelle neu auszuschreiben und neue Vorschläge der Versammlung einzureichen.

In der Plenarversammlung standen die verschiedenen Parteien der Magistratsvorlage mit einem gewissen Mißtrauen gegenüber. Bekanntlich hat die Stadtverordnetenversammlung vor längerer Zeit den Beschluß gefaßt die Anstellung eines Stadtmedizinalrats als Magistratsmitglied dem Magistrat vorzuschlagen. Der Magistrat hat bisher noch keine Stellung zu diesem Projekt genommen, doch war seine Haltung in der Debatte keine sehr freundliche. Oberbürgermeister Kirschner suchte nun in der Plenarversammlung dieses Mißtrauen zu zerstreuen und bezeichnete die Auffassung, als ob die Vorlage eine Entscheidung über den Medizinalrat bringen sollte, als irrig. Das Ortsstatut sei aus allgemeinen Erwägungen hervorgegangen und solle allgemeinere Bedürfnisse befriedigen. Im übrigen rechtfertigte er das Statut ungefähr mit den gleichen Gründen, wie sie die Vorlage zusammengestellt hat. Von der sozialdemokratischen Partei wurde die Vorlage mit Freude begrüßt, besonders deshalb, weil man sich gerade von der Einführung der fachmännisch gebildeten Direktoren die Möglichkeit versprach die Zahl der im Magistrat vorhandenen Fachmänner zum Beispiel bei den Schul- und Bauräten zu beschränken und damit Platz für den Stadtmedizinalrat zu gewinnen. Das in der Vorlage vorgeschlagene Wahlverfahren erregte dagegen mancherlei Bedenken. Man bezweifelte, ob es überhaupt noch mit der Städteordnung vereinbar sei, und befürchtete, daß es sich zu einer Quelle zahlreicher Differenzen zwischen den beiden Behörden entwickeln könnte. Man wird der Beratung des Ausschusses, dem die Vorlage überwiesen wurde, mit Interesse entgegensehen.

× ×

Wiederkaufsrecht

Ich habe bereits im Lauf des vorigen Jahres in der *Kurzen Chronik* von den großen Geländeankäufen der Stadt Stettin berichtet, durch die diese in den Besitz des größten Teils des für die Bebauung in Frage kommenden Außengeländes gelangt ist. Die Ausnutzung dieses städtischen Grund und Bodens im Interesse einer gemeinnützigen Wohnungspolitik ist eine wichtige und schwierige Aufgabe der Stettiner Stadtverwaltung, die diese durch den Abschluß eines Vertrags mit der *Allgemeinen Baugesellschaft Stettin* über die Vergebung eines größern städtischen Baugeländes von zirka 30 000 Quadratmeter wieder einen Schritt der Lösung zugeführt hat. Die Vorlage des Magistrats, in der er diese Vergebung begründete, enthält eine Reihe interessanter Ausführungen, die von allgemeinerer Bedeutung sind und daher hier mit einigen Worten besprochen werden sollen. Sie hebt hervor, daß die finanziellen Bedürfnisse der Grundstücksverwaltung zum Zweck der Zinsendeckung raschen Verkauf zu hohen Preisen erwünscht sein lassen, während auf der andern Seite die Auffassung, daß die kommunale Bodenpolitik nicht lediglich ein Terrainspekulationsgeschäft mit billigem Einkauf im großen und teurem Verkauf darstellen dürfe sondern möglichst zu einer dauernden günstigen Beeinflussung des Bodens- und Wohnungsmarkts und einer nicht nur vorübergehenden Beteiligung des Gemeinwesens an der Wertsteigerung des Grund und Bodens führen soll, sich nunmehr durchgesetzt habe und wohl als unbestritten gelten dürfe. Jede Beschränkung des Käufers in der Verfügung über das erworbene Grundstück bedeute eine Erschwerung des Kaufabschlusses und eine Herabdrückung des Preises des Grund und Bodens. Das Dilemma, in das sich die Stadtverwaltungen hineinbegeben, wenn sie eine weitsichtige Grund- und Bodenpolitik inaugurieren, ist in diesen Sätzen richtig dargestellt. Ein Ausweg kann auch nur auf dem Weg gefunden werden, daß sie eben den gemeinnützigen Zweck, die Beschaffung gesunder und billiger Wohnungen, als die Hauptaufgabe voranstellen und die finanziellen Gesichtspunkte hinter sie zurücktreten lassen. Die Vorlage meint nun, daß sich die gemeinnützigen Gesichtspunkte am besten beim Zusammengehen mit gemeinnützigen Baugesellschaften und Baugenossenschaften berücksichtigen lassen, da diese gemeinhin keine Tendenz zur spekulativen Verwertung ihres Grundbesitzes haben. Dabei könnten dann auch solche Rechtsformen bei der Veräußerung städtischer Grundstücke angewandt werden, die der Stadt einen An-

teil an der künftigen Wertsteigerung und ein dauerndes Einwirkungsrecht auf den Käufer geben. Erbbaurecht und Wiederkaufsrecht kommen dabei in erster Linie in Frage. Die Stadtverwaltung Stettin hat sich für den Verkauf mit Vorbehalt des Wiederkaufsrechts entschieden, aus folgenden Gründen: Der Nachteil beider Rechtsformen ist der gleiche, der Zwang für den Eigentümer des Grundstücks mit seinem Geld oder durch Hergabe seiner Bürgschaft für das Hypothekenbedürfnis des Zwischenbesitzers zu sorgen. Die Fürsorge für den Baukredit des Zwischenbesitzers bleibt bei ihnen an dem Grundeigentümer hängen, dessen Stellung als Gläubiger infolge der Identität der Person des Gläubigers und des Eigentümers nicht beeinträchtigt werden kann. Gegenüber dem Erbbaurecht hat nun aber der Vorbehalt des Wiederkaufsrechts eine Reihe von Vorteilen, die die Vorlage des Stettiner Magistrats in der folgenden Weise darstellt. Zunächst die Möglichkeit für den Käufer sein Grundstück zu verkaufen, die der Magistrat bei dem Erbbaurecht nicht für gegeben hält. Das ist natürlich in dem vorliegenden Fall von besonderer Bedeutung. Kann die Baugenossenschaft eine Anzahl der von ihr zu errichtenden Häuser verkaufen (und das ist deshalb auch wahrscheinlich, weil sie vornehmlich Einfamilienhäuser mit 3 bis 4 Zimmern herstellen will), so wird ihr finanzielles Risiko sich mindern, und sie wird vor allem mit einem kleineren Geldbedarf zu rechnen haben. Bei Baugenossenschaften sollte aber jedes Mittel benutzt werden, das diesen Bedarf einzuschränken vermag. Man muß mit Recht die Frage aufwerfen, ob es nötig ist, daß diese Genossenschaften an dem Gemeineigentum festhalten, daher ihre Wohnungen nur zur Miete abgeben und damit alle Nachteile des größern Geldbedarfs und alle die Übelstände in Kauf nehmen, die dem Mietsverhältnis untrennbar anhängen. Die scharfe Scheidung der Genossenschaften war seinerzeit wohl begründet, und die entschiedene Betonung des Gemeineigentums notwendig, wollte man verhüten, daß die von der Genossenschaft gebauten Häuser sehr bald zu Spekulationszwecken ausgenutzt würden. Da in der Regel größere Häuser mit wenigstens 3 Wohnungen gebaut wurden, lag diese Gefahr sehr nahe. Schon bei dem kleinen Einfamilienhaus ist sie wesentlich geringer. Seitdem sind aber Rechtsformen ausgebildet worden, die in Verbindung mit dem vertraglich sehr sorgfältig geregelten Zusammenwirken mit der Stadtverwaltung einen ausreichenden Schutz gegen spekulative Ausschlachtung des erworbenen Hausgrundstücks zu gewähren vermögen. Das beschränkte Eigentumsrecht des Käufers der genossenschaftlichen Häuser reicht auf der einen Seite aus einen genügenden Anreiz zum Ankauf zu geben und trägt auf der andern die notwendigen Schranken gegenüber dem verfügenden Hausbesitzer in sich. Es darf daher wohl heute die Frage aufgeworfen werden, ob die Genossenschaften an dem Prinzip des Gemeineigentums ausschließlich festhalten und nicht zweckmäßigerweise zu einem gemischten System übergehen sollen, das ihnen die Beschaffung der Geldmittel zu erleichtern vermag. Damit wäre auch die Möglichkeit gegeben an ihnen verschiedene Bevölkerungsklassen zu beteiligen, deren verschiedenartige Wohnungsbedürfnisse einen Ausgleich des finanziellen Risikos bringen würden.

Den zweiten Hauptvorzug des Wiederkaufsrechts sieht die Stettiner Vorlage darin, daß es keine Wiederkaufspflicht für die Stadtgemeinde kennt. Es sei wohl denkbar, so meint sie, daß es der Stadtgemeinde zu gewissen Zeiten ungelegen sein könne früher übernommene Rückkaufsverpflichtungen zu erfüllen, sei es schlechter Grundstückskonjunktur sei es schwieriger Geldbeschaffung wegen, und daß sie ein vorläufiges Fortbestehen der Nutzung durch den Zwischenbesitzer vorziehen würde. Schließlich kommt dazu, daß die Rechtsformen des Wiederkaufsrechts klarer und einfacher sind als die Bestimmungen der Erbbauverträge, die sich vielfach auf unzureichende Gesetzesbestimmungen aufbauen.

Aus allen diesen Gründen hat also der Stettiner Magistrat seiner Stadtverordnetenversammlung die Anwendung des Wiederkaufsrechts vorgeschlagen, und diese hat sich auch auf seinen Standpunkt gestellt. Die Genossenschaft, mit der der Vertrag abgeschlossen werden soll, findet ihre Mitglieder vornehmlich in den Kreisen der mittleren Beamten. Lehrer und kaufmännischen Angestellten. für die es an der genügenden Zahl von 3 und 4zimmrigen Wohnungen fehlt. Die Stadtverwaltung will also durch die Unterstützung der Genossenschaft auch den mittleren Einkommensschichten ermöglichen im Kleinhaus mit Garten außerhalb der Stadt zu wohnen. Diese Ausdehnung der städtischen Wohnungs-

fürsorge ist bemerkenswert, da sich die Unterstützung der Stadt nicht in dem Verkauf billigen Grund und Bodens erschöpft sondern auch die Gewährung eines Darlehens bis zu 75 % des Bauwerts umfaßt. Auch in der Aufbringung der Straßen- und Kanalkosten kommt die Stadt sehr weit entgegen. So tritt also die Stadt Stettin in die noch kleine Gruppe der Städte ein, die von dem Wiederkaufsrecht als einem wohnungspolitischen Mittel Gebrauch gemacht haben. Nach einer Zusammenstellung der Stettiner Vorlage sind es bisher nur 3: Ulm, dessen Vorgehen weithin bekannt ist, Cuxhaven und Frankfurt am Main, das dem *Volksspar- und -bauverein* ein Areal von 74 000 Quadratmeter verkauft hat, und 2 andere, die Privaten gegenüber das Wiederverkaufsrecht angewendet haben, Dillingen und Lamprecht in Bayern. Außerdem haben Genossenschaften es ihren Mitgliedern gegenüber verwendet. Hier steht in erster Linie die Gartenstadtgesellschaft Hellerau: außerdem sind zu nennen die Gartenstadtgenossenschaft Hopfengarten bei Magdeburg und Falterau bei Stuttgart.

×

KurzeChronik Der Rat der Stadt Leipzig beabsichtigt den Bau einer Großmarkthalle, die in unmittelbarer Nähe des Stadtzentrums errichtet werden soll. Sie wird Geleisanschluß bekommen. × Die Stadtverordnetenversammlung von Altona beschloß den Bau einer Müllverbrennungsanstalt, die mit einer Krafterzeugungseinrichtung verbunden werden soll. Der Kostenvoranschlag beläuft sich auf 780 000 Mark. Es wurde das System Herbertz gewählt. × Nach dem Straßburger Versorgungsstatut mußte bisher den städtischen Arbeitern der Ruhelohn so weit gekürzt werden, daß er unter Hinzurechnung der Rente den 7½fachen Betrag der Invalidenrente nicht überstieg, um zu verhindern, daß eine Kürzung der Invalidenrente eintrat. Nachdem nunmehr in der neuen Versicherungsordnung die hindernde Bestimmung weggefallen ist, hat der Gemeinderat beschlossen die Ruhelöhne in Zukunft unverkürzt zur Auszahlung zu bringen. × Die Stadtverordnetenversammlung von Charlottenburg hat beschlossen den in der städtischen Verwaltung beschäftigten Personen, die einen eigenen Haushalt haben, eine einmalige Beihilfe von 30 Mark, solchen Personen mit mehr als 3 Kindern, die sich in ihrer Unterhaltung befinden, eine einmalige Beihilfe von 40 Mark zu gewähren. Der Gehalt oder Lohn der Empfänger der Beihilfe darf nicht mehr als 2000 Mark betragen.

×

Literatur Dr. Margarete Jacobsohn beschäftigt sich in ihrem Buch *Die Arbeiter in der öffentlichen Armenpflege* /Leipzig, Duncker & Humblot/ zunächst mit der Stellung der Arbeiterschaft zur Armenpflege und zur Sozialpolitik sowie dem Verhältnis des Sozialismus und der Sozialdemokratie zur Armenpflege. Dann entwickelt sie die Argumente für die Beteiligung der Arbeiter an der öffentlichen Armenpflege. Man kann ihren Ausführungen, die nicht an der Oberfläche haften bleiben sondern etwas tiefer in die Materie einzudringen suchen, im wesentlichen zustimmen. Auch was sie über die Heranziehung der Arbeiterschaft zur Staats- und Gemeindeverwaltung sagt, bringt freilich keine neuen Gedanken, faßt aber das, was von Sozialpolitikern der bürgerlichen Parteien an diese gerichtet worden ist, zutreffend zusammen. Mit Recht weist die Verfasserin ferner darauf hin, daß nicht allein die Armen, die Armenpflege und die Gesellschaft, sondern auch die Arbeiter selbst ein Interesse an dieser Mitarbeit haben. Sicherlich wird ihre Betätigung in der Armenpflege, wie jede Arbeit an und mit Menschen, eine Erweiterung ihres psychologischen Horizonts bewirken. Der andere Hauptteil der Arbeit gibt eine Übersicht über den Umfang, in dem die Arbeiter an der öffentlichen Armenpflege in den Gemeinden mit über 50 000 Einwohnern beteiligt sind. Das Material wurde mittels eines Fragebogens gewonnen, den von 79 Städten 71 beantwortet haben. Nur in 2 Städten sind mehr als 20 % der ehrenamtlich in der Armenpflege tätigen Personen Arbeiter: Nürnberg und Mülhausen im Elsaß; über 10 % weist außerdem nur noch Pforzheim auf. In 30 Gemeinden sind überhaupt keine Arbeiter zur Mitarbeit herangezogen worden. Soweit die Arbeiter beschäftigt wurden, haben sie sich auf diesem Arbeitsgebiet durchaus bewährt. Die Verfasserin bezeichnet eine stärkere Heranziehung der Arbeiterschaft als wünschenswert und gibt Mittel und Wege an, wie die durch die lange Arbeitszeit, durch die Raumfrage (Dienstzimmer) usw. verursachten Schwierigkeiten überwunden werden können.

Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

Preußen: Staatliche Jugendpflege Die preußische Regierung begann zu Anfang des Jahres 1911 eine systematische Pflege der schulentlassenen Jugend. Herr von Trott zu Solz überreichte dem Abgeordnetenhaus unlängst einen ausführlichen Bericht über das erste Jahr dieser Jugendpflege, deren Zweck er so formuliert: »Aufgabe der Jugendpflege ist . . . die Mitarbeit an der Heranbildung einer frohen, körperlich leistungsfähigen, sittlich tüchtigen, von Gemeinsinn und Gottesfurcht, Heimat- und Vaterlandsliebe erfüllten Jugend. Sie will die Erziehungstätigkeit der Eltern, der Schule und Kirche, der Dienst- und Lehrherren unterstützen, ergänzen und weiterführen.«

Zurzeit stehen über 60 000 durch offizielle Lehrkurse vorgebildete Jugendpfleger im Dienst der offiziellen Leitung der Schulentlassenen. Im Etatsjahr 1911 haben an den von der Staatsregierung veranstalteten oder unterstützten *Kursen zur Fortbildung im Turnen und in der Erteilung von Turnunterricht sowie zur Einführung in die Jugendpflege* 14 465 Personen beider Geschlechter teilgenommen: in erster Linie Lehrer, dann Lehrerinnen, Schulaufsichtsbeamte, Geistliche, andere Beamte und endlich andere *Teilnehmer*.

Die Ausbildung der Jugendpfleger erstreckt sich mitunter (beispielsweise in Berlin) auch auf Modellieren, Schnitzen, Anfertigung von Papparbeiten und dergleichen. Neben den Lehrern, Lehrerinnen, Geistlichen und den genannten anderen Kategorieen stehen neuerdings auch militärische Kräfte im Dienst der offiziellen Jugendpflege. Der Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz hat einen Bund *Jungdeutschland* ins Leben gerufen. Laut der Denkschrift des Kultusministers sollen durch diesen Bund »namentlich auch geeignete Kräfte im aktiven Heer und im Beurlaubtenstande noch mehr als bisher schon geschehen insbesondere der Pflege körperlicher Übungen unter der Jugend dienstbar gemacht werden«. Zu diesen Übungen zählt der Bericht »Kriegs- und Sportspiele« wie Bivakieren, dann Unterricht in erster Hilfe und ähnliches. Die staatliche Jugendpflege ließ sich weiterhin die Bereitstellung von geeigneten Lokalitäten angelegen sein. Sie benutzte dabei in erheblichem Maße den Apparat der vorhandenen Schulturnhallen.

Die staatliche Jugendpflege arbeitet im ganzen mit finanziellen Mitteln, die vom Standpunkt einer in den Formen wirklich großzügig betriebenen Jugendpflege zwar kümmerlich, aber an sich selber nicht unbeträchtlich sind: Der vom Abgeordnetenhaus bewilligte Jahreszuschuß beträgt 1 Million; dazu kommen bemerkenswerte gemeindliche und stattliche private Stiftungen. Da außerdem die offizielle Jugendpflege das ganze moralische Gewicht der Gunst ziviler, geistlicher und militärischer Staatsbehörden in die Wageschale wirft und derart einen starken moralischen Zwang auf den jugendlichen Nachwuchs und die Eltern ausübt, kann es nicht fehlen, daß die offizielle Jugendbewegung wächst. Der Bericht meldet das Wachstum mit folgenden Worten: »In 27 Regierungsbezirken, über die das Ergebnis bis Mitte Februar festgestellt werden konnte, waren am 31. März 1911 zusammen 469 937 aus der Schule entlassene männliche Jugendliche in Pflege. Diese Zahl ist in den betreffenden 27 Bezirken . . . auf 560 489 Personen, also um 90 552, das heißt um etwas über 19 % gestiegen.«

Aus den Berichten der einzelnen Regierungspräsidenten ist Charakteristisches zu entnehmen. Der Bericht des Regierungspräsidenten von Königsberg meldet unter anderm: »In allen Kreisen des Bezirks mit Ausnahme von Memel besteht mindestens ein Kreisvorstand. Die Bildung des Kreisvorstandes und der Ortsgruppen in Memel ist in die Wege geleitet und wird demnächst erfolgen. In den einzelnen Kreisen sind bisher im ganzen 390 Vereine gebildet mit 12 068 Mitgliedern und 445 Spielleitern. Bei der Feststellung dieser Zahl sind die Fortbildungsschüler nicht berücksichtigt. Insgesamt sind nach neuerer Feststellung im Bezirk 50 349 schulentlassene Jugendliche vorhanden, von denen 15 213 (das sind 30 %) von der Jugendpflege erfaßt sind. . . . Im hiesigen Bezirk stützt sich die ganze Jugendpflege vorläufig fast nur auf die Geistlichen und die Lehrer. Durch die Militärbehörden werden aber jetzt vielerorts die militärischen Kreise für die Jugendpflege interessiert, und es ist zu hoffen, daß hierdurch neue tüchtige Kräfte zugeführt werden. Es haben sich zum Beispiel in der Stadt Königsberg auf die Anfrage des Bezirkskommandos rund 80 Reserveoffiziere usw. bereit erklärt Turnen und Spiele zu leiten oder Vorträge zu halten oder unsere Sache mit Geldmitteln zu unterstützen.«

Über die Art der Organisation der Feste orientiert typisch ein amtlicher Bericht über die Berliner Bewegung: »An praktischen Aufgaben brachte der Beginn des Jahres 1911 die Vorbereitung zu einer großen, von der deutschen Turnerschaft angeregten Hundertjahrfeier der Eröffnung des ersten Turnplatzes in der Hasenheide durch Friedrich Ludwig Jahn am 17. und 18. Juni. Die Vereinbarung des Planes und die Verhandlungen mit den Beteiligten waren durch den Minister der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten dem Oberpräsidenten übertragen worden, welcher am 15. Februar die grundlegende Versammlung von Vertretern der Gemeinde-, Schul- und Militärbehörden und Vertretern der Vereine selbst leitete und fortlaufend kommissarisch an den Verhandlungen des Komitees teilnahm. Es gelang der Feier durch die Beteiligung der Volks- und Fortbildungsschulen sowie der höheren Schulen von Berlin und 31 Vororten der Militärturnabteilungen des Gardekorps, der Athletik- und Ballspielvereine sowie der Turnabteilung der evangelischen Jünglingsvereine die weit über die deutsche Turnerschaft hinausreichende Bedeutung eines großen patriotischen Volksfestes zu geben, dessen Werbekraft für die großstädtische Jugend nicht zu unterschätzen ist. Die beteiligten Gemeinden übernahmen einen Kostenanteil von mehr als 20 000 Mark nach Maßgabe des Einkommensteuersolls. Zu den Gesamtkosten, die sich auf 32 000 Mark beliefen, trug auch der Staat einen Anteil von 3000 Mark bei. In den Schulen Groß Berlins wurden 150 000 Exemplare einer Festschrift *Deutschlands Einheit* verteilt, deren Kosten sich auf etwa 11 000 Mark beliefen. Der 17. Juni wurde von den Turn- und Spielveranstaltungen der Schulen aller Art auf dem Tempelhofer Felde sowie von einer Gedenkfeier am Jahndenkmal, der 18. Juni von den Wettkämpfen und Turnvorführungen der Vereine und des Militärs sowie von der Veranstaltung eines Festzuges nach dem Tempelhofer Feld in Anspruch genommen. An beiden Tagen zusammen waren etwa 26 000 Turnende vereinigt.«

Von der Art der Rekrutierung spricht der regierungspräsidiale Bericht aus Frankfurt an der Oder und der aus Köslin. Im Regierungsbezirk Frankfurt erfaßte die offizielle Jugendpflege von 60 400 Schulentlassenen 14 200. Von ihnen gehören zu »1. Jugendvereinen im Anschluß an Volks- und Mittelschulen 403, im Anschluß an gewerbliche Fortbildungsschulen 1655, an kaufmännische Fortbildungsschulen 340, an ländliche Fortbildungsschulen 746, an Fachschulen 155; 2. kirchlichen Vereinigungen 2766; 3. nationalen Turn-, Spiel- und Sportvereinigungen 7636; 4. sonstigen im vaterländischen Sinne geleiteten Vereinigungen 1215«. Der Bericht aus Frankfurt an der Oder meldet übrigens mit besonderer Betonung, daß man zu einem ersten größern korporativen Auftreten die Sedanfeier benutzte. Für den Regierungsbezirk Köslin gestaltete sich die Rekrutierung so, daß 16 Jünglingsvereine, 6 Jugendvereine oder Jugendklubs, 14 Turn- oder Turn- und Spielvereine, 3 Vereine für Körperpflege, 1 Spielvereinigung, 46 Vereinigungen für Jugendpflege und Leibesübungen, 4 verschiedene Wohlfahrtsvereine, 5 Fortbildungsschulen, 8 Schulverbände, 3 Orts- (Land- oder Stadt-) Gemeinden, 1 Gemeindekirchenrat, 5 Geistliche, 21 Lehrer und 1 Privatperson, zusammen 134 Einzel- und korporative Empfänger amtliche Beihilfe erhielten.

Als ein besonders charakteristisches Exempel erscheint der Bericht des Regierungspräsidiums zu Breslau. Man findet dort die folgende Stelle: »In allen Fällen der Gewährung größerer Beihilfen für dauernde Zwecke ist eine Sicherung in nationaler Beziehung für die Zukunft dadurch erreicht worden, daß von Körperschaften öffentlichen Rechts eine rechtsverbindliche Verpflichtungserklärung darüber gefordert worden ist, daß die unter Mitbenutzung von Staatsmitteln geschaffene Anlage nur auf vaterländischem Boden stehenden Vereinigungen unter Bevorzugung von Jugendvereinigungen und zwar letzteren unentgeltlich zur Verfügung gestellt wird, daß die Körperschaft sich bei Nichtinnehaltung dieser Bedingung zur Zurückzahlung der Beihilfe verpflichtet und sich für die Entscheidung dieser Frage den Anordnungen des Regierungspräsidenten unter Verzicht auf Beschwerde und Rechtsweg unterwirft. Bei Vereinen wird der gleiche Zweck durch Eintragung einer Sicherungshypothek im Grundbuche in Höhe der Staatsbeihilfe erreicht.«

Endlich ist zu erwähnen, daß in etlichen Bezirken Jugendzeituegen erscheinen.

× ×

Schulreform Auf der Versammlung des *Goethebundes* in Berlin am 3. Dezember 1911 wurden 8 Referate gehalten, die nun im Verlag

der *Hilfe* erschienen sind. Von den Referaten der Redner (Fulda, Hellmers, Ostwald, Bölsche, Petzoldt, Wyneken, Tews und Klaar) hebt sich nur die Rede Bölsches als ein Dokument von Bedeutung heraus. Die übrigen Reden sagen sachlich längst Bekanntes in einer keineswegs beunruhigenden Form; manches Referat hat selbst da, wo es Neues, Persönliches und Originelles zu geben sucht, ein Gesicht von fatalster Reformbanalität. Man brauchte das nun kaum festzustellen; allein es handelt sich bei den Äußerungen unserer berühmten Schulreformer leider allzuoft um gewisse Trivialitäten, die sich mit der Farbe eines mehr oder minder ausgesprochenen *Monismus* ungeheuer revolutionär und zeitgenössisch und kulturzeugend fühlen und in der Tat objektiv nichts fördern als eine enthusiasmierte pädagogische Aufklärerei mit peinlich banausischen Perspektiven. Formal Ähnliches hatte man am Ende des 18. Jahrhunderts, als man beschloß vom humanistischen Gymnasium zu einer realistischen Schule überzugehen, in der die Jugend zum Geist der *Handlung* erzogen werden sollte: nur daß Basedow und sein Illustrator Chodowiecki das hübscher machten. Ich habe kürzlich in dieser Rundschau (1912, 1. Band, pag. 573 ff.) zustimmend über Ostwald und seine Pläne zu einer Organisation der geistigen Arbeit geschrieben. Ebenso sachlich habe ich heute festzustellen, daß seine pädagogischen Reformgedanken mir verblüffend belanglos erscheinen. Hier etwa Ostwalds Gedankengang: Das humanistische Gymnasium ist die »rückständigste aller Schulformen«. Die Schule soll Ideale vermitteln; das können Gymnasien nicht leisten, denn sie orientieren sich an vergangener Kultur, von der wir uns »immer mehr entfernen«; es »gibt kein Vergangenheitsideal«; »wir haben uns nach dem Kulturinhalt der [eigenen] Zeit umzusehen«; wir haben uns auf die Zukunft auszurichten, denn es ist »das Spätere in der Entwickelung auch immer das Höhere«. Ostwald strebt eine Pädagogik an, die mit rationalistischen Methoden eine möglichst rationelle Daseinsentwickelung befördert und in allen Fragen des Schulwesens »nicht gefühlsmäßig sondern verstandesmäßig-wissenschaftlich« verfährt.

Nun sind der Rationalismus als Weltanschauungsprinzip und die Idee des rationellsten Lebensbetriebs an sich eine sehr problematische Sache: vollends aber sind sie es als Grundlagen der Pädagogik. Darum ist es ein Glück, daß Bölsche der (zweifellos im gewissen Sinn bestechenden) Mechanik der Ostwaldschen Pädagogik eine Pädagogik gegenübersetzt, die genau genommen im Irrationalen wurzelt. Bölsches Grundgedanke ist die pädagogische Entwickelung einer durch und durch irrationalen Tatsache: des Talents. Er gibt dem rationellen energetischen Imperativ Ostwalds (»vergeude keine Energie!«) einen Inhalt, der das Rationelle der Pflege irrationaler Lebenselemente beweist. Für Bölsche ist der »Talentfleiß« das einzig mögliche Material der Pädagogik. Die Hauptanstrengungen der Erziehung sollen sich auf die systematische Begünstigung des produktiven Talentfleißes konzentrieren. Neben der Durchbildung des Talents, der eigentlich obligatorischen Erziehungs- und Lernarbeit, soll eine Pädagogik der Allgemeinbildung einhergehen, die sich jeweils auf die »Nichttalentfächer« (das Wort vom jeweiligen Standpunkt der individuellen Begabungen) bezieht und mehr fakultativen Charakter trägt. Schon damit ist gesagt, daß eine Überwindung des humanistischen Gymnasiums durch die rationalistische Pädagogik im Sinn Ostwalds nichts wäre als ein *circulus vitiosus*. Es kommt nicht auf die Schaffung einer rationalen pädagogischen Normalmaterie an sondern auf die Schaffung einer differenzierenden pädagogischen Form, deren einziges Grundgesetz die Einstellung auf das Talent ist. Ist Pädagogik eine formale Leistung, deren Material in den Begabungen der Zöglinge bereits gegeben ist, dann ist die Antike in einem Fall so gut Bildungsmittel wie die Naturwissenschaft im andern. Aber mehr. Es ist eine krasse Ungeheuerlichkeit, wenn Ostwald behauptet, das Spätere sei das Vollkommenere. Er zeige mir heute den Monumentalplastiker, der mit den alten Ägyptern oder Assyrern stilistisch konkurrieren kann. Es gibt Größen der Vergangenheit, deren Macht auf uns durch ihren abgeschlossenen und zugleich lebendigen Gleichniswert produktiven Einfluß ausübt. Und dies ist das Zentrum des Problems: Die Erziehung hat es nicht notwendig mit der Vermittlung rationeller Nützlichkeitswerte zu tun; sie soll im Gegenteil sogar eher mit Stoffen arbeiten, die ein abgeschlossenes und zugleich mächtig aufregendes Gleichnis unseres Daseins bedeuten. Dies tut die Antike (weit gefaßt) in einem Fall so gut wie im andern die Physik, die mitsamt der Biologie und allen anderen Dingen

pädagogisch genau so qualvoll verhunzt werden kann wie der Homer; und vielleicht im Ganzen noch besser, weil sie, wo sie lauter und leidenschaftlich geboten wird und nicht in linguistischen Formalismus degeneriert, immer noch einzigartig zum rein Menschlichen in uns spricht: herrlich wie kaum ein Glied im ganzen lebendigen Zusammenhang menschlicher Geschichte.

× ×

KurzeChronik Die Wiener *Freie Volksbühne* wird im Herbst 1912 voraussichtlich ihr eigenes Haus beziehen. Da der Verein das Theater nicht aus Eigenem errichten konnte, hat sich ein Konsortium *Wiener Schauspielhausgesellschaft* gebildet, das ein Theater mit 1500 Sitzplätzen erbaut. × Ende 1911 gab es in Belgien 582 Klöster, 909 geistliche Lehrer und 5881 Schulschwestern. Über 2400 dieser Lehrkräfte waren ohne Lehrerdiplom. Dazu kamen 191 weltliche Lehrer an kirchlichen Schulen. Bei der Prüfung des letzten Rekrutenkontingents ergaben sich 30 %, die nicht einmal das Ziel einer geistlichen Schule erreicht hatten, und 8 % Analphabeten. × In einer schwedischen Zeitung macht Freiherr von Nordenskjöld den dankenswerten Vorschlag der künstlerischen und wissenschaftlich-didaktischen Ausgestaltung der Bahnhofswartesäle und Bahnhofshallen. × Die *Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung* veranstaltet in Berlin diesen Herbst Kurse zur Ausbildung von Personen, die auf dem Gebiet der freiwilligen Volksbildung tätig sind.

WISSENSCHAFT

Rechtswissenschaft / Otto Lang

Sensationelle Fälle Die letzten Monate haben uns sensationelle Verbrechen und Strafrechtsfälle in erschreckender Fülle gebracht.

Die ganze Welt wurde durch die unerhört frechen Räubereien Pariser *Automobilapachen* in Spannung gehalten. Sie übersteigen so sehr alles Menschliche und alle Erfahrung, daß sie sich juristisch nicht mehr erfassen und beurteilen lassen: Mit den üblichen, im Gesetz vorgesehenen Mitteln der Verbrechenserforschung und Verbrechensbekämpfung ist den Menschen dieser Art nicht beizukommen, wie auch die im Strafrecht üblichen Maßstäbe für Beurteilung von Schuld und Strafe völlig versagen. Es war ein verzweifelter Vernichtungskampf, den die Polizei gegen sie führte und dessen Sieg sie nur mit schweren Opfern erkaufte: Mehrere Polizeiangestellte ließen auf dem Kampfplatz ihr Leben, eine noch größere Zahl trug schwere Verwundungen davon. Am 28. April 1912 wurde das Häuschen in Choisy-Le Roi, in dem Bonnot und Dubois sich versteckt hatten, belagert und mit Dynamit zerstört. Aus den Trümmern wurde Dubois tot und Bonnot so schwer verletzt, daß er nach wenig Stunden starb, hervorgezogen. Am 14. Mai erfuhr die Polizei, daß Garnier und Vallet eine Villa in Nogent an der Marne bewohnten: auch hier begann in der Nacht vom 14. auf den 15. ein regelrechter Belagerungskampf, der erst endete, nachdem das Haus durch Sprengbomben in Trümmer gelegt war, und den tötlichverletzten Apachen die Waffe aus der Hand fiel. Es ist schwer zu sagen, was zusammengewirkt hat, um derartige Verbrecher zu erzeugen, in denen der letzte Rest von Achtung vor dem Menschenleben ausgetilgt ist. Ist es die Großstadt, die in ihrem wilden Strudel das Gute wie das Schlechte im Menschen ins Maßlose verzerrt und übertreibt? Oder haben wir es mit einem grauenhaften Widerspiel des Kapitalismus zu tun, der durch seinen Konkurrenzkampf skrupellose Existenzen großzieht und alle schlechten Instinkte entfesselt?

Daß man den Untergang der *Titanic* nicht auf einen unglücklichen Zufall sondern auf eine sträfliche Fahrlässigkeit zurückführen kann, ist durch die in der Untersuchung vernommenen Zeugen außer Zweifel gestellt. Die beste Sühne des Unrechts wird darin liegen, daß Vorkehrungen getroffen werden, die derartige Katastrophen verhüten.

Am 12. Mai wurde vom Berliner Landgericht I nach mehrwöchiger Verhandlung das Urteil in dem Strafprozeß gegen den Wirt Scharmach gefällt, der Sprit mit dem billigeren aber giftigen Methylalkohol versetzt, in den Handel gebracht und dadurch fahrlässigerweise den Tod von 91 Personen herbeigeführt hat. Er wurde wegen Betrugs und wegen Übertretung des Lebensmittelgesetzes zu 5 Jahren Gefängnis und 2000 Mark Geldstrafe verurteilt.

× ×

Duell Die Geschichte des Kampfes gegen das Duell hat ein neues Kapitel erhalten, das sich nicht ohne Reiz liest, leider aber

kein befriedigendes Ende erwarten läßt. Der Militärarzt Dr. Schumm beleidigt seinen Kollegen Dr. Sambeth, um eine Herausforderung zu provozieren. Der gekränkte Herr erklärt, daß er aus Gründen der Vernunft und der Religion das Duell verwerfe, fügt aber (diesmal nicht mehr aus Gründen der Vernunft) hinzu: im übrigen halte er den Kollegen Schumm nicht für satisfaktionsfähig. Nachdem sich das Ehrengericht mit dem Fall beschäftigt hat, wird die Entscheidung dem Kaiser vorgelegt, der aus »Gnaden genehmigt, daß Sambeth unverzüglich seine Verabschiedung nachsucht«. Im Reichstag gibt Herr von Heeringen vom Bundesratstisch die Erklärung ab, daß Leute, die aus Gründen der Religion und Vernunft das Duell ablehnen, im Offizierkorps nichts zu suchen haben, sondern, bei allem schuldigen Respekt, bei den Zivilpersonen Anschluß suchen mögen. In der Budgetkommission mildert Herr von Heeringen seine Ausdrücke, erklärt aber, er könne nur versprechen, daß er der kaiserlichen Order vom 1. Januar 1897 soviel wie möglich Nachachtung verschaffen wolle. Diese Kabinettsorder ordnet das ehrengerichtliche Verfahren an und trifft gewisse Vorkehrungen zur Beilegung von Ehrenhändeln. Andrerseits verpflichtet sie aber den Offizier unter gewissen Voraussetzungen zum Zweikampf, verlangt also von ihm unter Androhung der Ausstoßung aus dem Heer eine Handlung, die das Strafgesetzbuch mit Festungshaft bis zu 15 Jahren bestraft. Der Reichstag hat nun in der Sitzung vom 13. Mai eine Resolution angenommen, die eine Änderung des Strafgesetzbuchs in dem Sinn verlangt, daß bei Bestrafung wegen eines Duellvergehens auf Entlassung aus dem Heer zu erkennen ist. Außerdem wurde auf Antrag der sozialdemokratischen Fraktion mit 144 gegen 122 Stimmen beschlossen, daß Offiziere, die eine Herausforderung zum Zweikampf ablehnen, nicht aus dem Heer entlassen werden dürfen.

In der Budgetkommission wurde mitgeteilt, daß durch die erwähnte Kabinettsorder die Zahl der Zweikämpfe eine wesentliche Verminderung erfahren habe. In den Jahren 1890 bis 1897 seien auf je 10 000 Offiziere 6,3 Verurteilungen wegen Duellvergehens entfallen, in den Jahren 1897 bis 1904 nur noch 4,1. Der Vorentwurf zu einem Strafgesetzbuch läßt dem Zweikampf insofern eine andere strafrechtliche Behandlung angedeihen, als er die Festungshaft abschafft und sie durch die Haftstrafe, eine wesentlich ernsthaftere Strafe, ersetzt. Wie die Haftstrafe an Offizieren vollzogen werden wird, steht freilich auf einem andern Blatt. Nebenbei sei bemerkt, daß der österreichische Vorentwurf abweichend vom deutschen die studentische Schlägermensur straffrei lassen will.

Die jetzt oft gehörte Behauptung, das geltende Strafrecht schütze die Ehre nicht ausreichend, ist durchaus unrichtig. Das geltende Gesetz bestraft eine gewöhnliche Beleidigung mit Gefängnis bis zu 1 Jahr, und die verleumderische Nachrede mit Gefängnis bis zu 5 Jahren und Buße bis zu 6000 Mark. Allerdings: In England, wo das Duell radikal abgeschafft ist, erreichen die Geldstrafen noch eine ganz andere Höhe und wirken nach jeder Richtung prohibitiv.

× ×

Streikvergehen Ein Pendant zu der oben besprochenen Frage und zugleich einen Beitrag zum Kapitel über die *Klassenjustiz* bilden die Urteile, die von der Dortmunder Strafkammer über die Arbeiter gefällt werden, die am Kohlenarbeiterstreik teilgenommen haben und sich irgendein kleines Vergehen haben zuschulden kommen lassen. Dem Eindruck, daß die Richter sich von Erwägungen leiten lassen, die nicht dem Strafrecht angehören, hat man sich auch außerhalb der sozialdemokratischen Partei nicht zu entziehen vermocht. Was soll man dazu sagen, wenn ein Arbeiter für den Ruf *Jetzt drauf mit Steinen!* mit 3 Monaten Gefängnis, ein andrer dafür, daß er einem Streikbrecher *Pfui* zuruft und dabei ausspuckt, mit 4 Monaten, ein 3. wegen eines Stockschlages, der aber keine Verletzung zur Folge hat, gar mit 9 Monaten bestraft wird? Anläßlich der Beratung des Justizetats wurden zum Vergleich mit diesen drakonischen Urteilen andere Rechtssprüche erwähnt, wonach Schutzleute, die wehrlose Gefangene schlugen, Gutsbesitzer, die ihre Dienstboten aufs erbärmlichste mißhandelten, mit geringfügigen Geldstrafen belegt worden sind. Wendet man die in der Strafrechtswissenschaft allgemein anerkannten Grundsätze der Strafzumessung auf Streikvergehen an, so gelangt man zu einer milden Auffassung und Beurteilung: Das Vergehen ist (in seiner typischen Form und von besonderen Fällen abgesehen) nicht auf einen gewalttätigen Charakter zurückzuführen

sondern findet seine Erklärung in der Massenbewegung und der durch sie ausgelösten Stimmung, durch die auch der Ruhige, Friedliche, Besonnene, der nicht durch eine harte Strafe erzogen werden muß, hingerissen wird. Der Richter, der in dem Zuruf *Streikbrecher* eine Beleidigung erblickt und eine Gefängnisstrafe von 3 Wochen für angemessen erachtet, mag in guten Treuen handeln: aber dann beweist er nur, daß er seine Unbefangenheit völlig verloren hat. Männer wie der feinsinnige Hochschullehrer van Calker würden der Rechtspflege einen viel bessern Dienst erweisen, wenn sie, statt sie in tönenden Worten gegen den Vorwurf der Klassenjustiz in Schutz zu nehmen, im Reichstag gegen Urteile der genannten Art ihre warnende Stimme erheben und den Sozialdemokraten darin recht geben würden, daß durch eine solche Praxis das Vertrauen zur Strafrechtspflege aufs tiefste erschüttert werden muß.

× ×

Jesuitengesetz Das Reichsgesetz betreffend den Orden der Gesellschaft Jesu vom 4. Juli 1872 schließt im Artikel 1 den genannten Orden »vom Gebiet des Deutschen Reiches« aus und untersagt die Errichtung von Niederlassungen dieses Ordens. Der 2. Artikel, der den Behörden die Befugnis erteilt, ausländische Jesuiten auszuweisen, ist durch ein Gesetz vom 8. März 1904 aufgehoben worden. Der 3. Artikel beauftragt den Bundesrat die zur Ausführung und Sicherstellung des Vollzugs des Gesetzes erforderlichen Anordnungen zu erlassen. Durch Beschluß vom 5. Juli 1872 untersagt der Bundesrat den Jesuiten die Ausübung jeder Ordenstätigkeit, insbesondere in Kirche und Schule, sowie die Abhaltung von Missionen. Dagegen wurden ihnen »Konferenzvorträge in profanen Räumen« gestattet. Nun erließ die bayerische Regierung am 11 März eine Verordnung, durch die sie Konferenzvorträge auch in Kirchen als zulässig erklärte. Darin erblickte man mit Recht einen Übergriff in die Befugnisse des Bundesrats, dem allein das Recht zusteht über den Vollzug des Gesetzes Bestimmungen zu erlassen. Als der Reichskanzler im Reichstag darüber interpelliert wurde, was er zur Durchführung des Jesuitengesetzes zu unternehmen gedenke, antwortete er, er habe von dem bayerischen Erlaß erst aus der Presse Kenntnis erhalten. Im Widerspruch dazu stand die Erklärung des bayerischen Bevollmächtigten: seine Regierung habe allen Bundesstaaten von dem beanstandeten Erlaß Kenntnis gegeben. Die bayerische Regierung hat selber zugestanden, daß ihr Vorgehen gesetzwidrig war; denn sie hat im Bundesrat den Antrag gestellt: er möge den Begriff der *Ordenstätigkeit* definieren und sich darüber aussprechen, ob Konferenzvorträge in Kirchen und aushilfsweise vorgenommene priesterliche Handlungen zur Ordenstätigkeit zu rechnen seien. Die sozialdemokratische Fraktion nahm den korrekten Standpunkt ein, daß sie, so lange das Jesuitengesetz zu Recht bestehe, auf dessen Durchführung beharren, aber gemäß ihren schon oft abgegebenen Erklärungen für eine Aufhebung stimmen werde. Diesen Schritt dürfte der Bundesrat um so eher wagen, als nach unwidersprochenen Zeitungsmeldungen das Jesuitengesetz namentlich in den Rheinlanden unter den Augen der Behörden seit Jahren übertreten wird.

× ×

KurzeChronik Es ist früher hier mitgeteilt worden, daß das bayerische Justizministerium durch eine besondere Zählkarte die Zahl der Fälle ermitteln läßt, in denen die Verbrechen und Vergehen, die eine Verurteilung bedingten, auf chronischen Alkoholismus oder Trunkenheit zurückzuführen sind. Es liegen nun die Ergebnisse dieser Erhebungen für das Jahr 1910 vor. Daraus ist zu entnehmen, daß jene Voraussetzung für 8864 Personen zutrifft, die insgesamt wegen 10042 Vergehen oder Verbrechen verurteilt worden sind. In 5006 Fällen handelte es sich um gefährliche Körperverletzungen. Da wegen Vergehen dieser Art zirka 15000 Verurteilungen erfolgt sind, so ist jede 3. gefährliche Körperverletzung unter der Einwirkung des Alkohols verübt worden. Als Strafausschließungsgrund wurde sinnlose Trunkenheit in 150 Fällen anerkannt. × Die Zahl der Referendare, die in Preußen die große Staatsprüfung mit Erfolg bestanden, hat im Jahr 1911 seit langer Zeit zum erstenmal eine kleine Abnahme erfahren: sie betrug 1217 gegenüber 1258 im Jahre 1910 und 663 im Jahre 1901. × Der Juristentag wird dieses Jahr vom 3. bis zum 7. September in Wien stattfinden. × Bis Mitte Mai haben die beiden Dortmunder Strafkammern in den Urteilen gegen die am Streik betei-

ligt gewesenen Personen auf 20 Jahre und 7 Monate Gefängnis und 3700 Mark Geldstrafe erkannt. × Die Witwe des bei den Moabiter Unruhen von Polizisten erschlagenen Arbeiters Hermann hat mit ihrer Klage gegen den preußischen Fiskus vor 2 Instanzen obgesiegt. Der Fiskus, der im Prozeß den Standpunkt einnahm, es sei nicht erwiesen, daß dem Hermann die Verletzungen durch Polizisten beigebracht wurden, ist grundsätzlich zum Schadenersatz verpflichtet worden. Die Festsetzung der Schadenersatzsumme erfolgt in einem besonderen Verfahren.

×

Literatur

× Ein nicht kleines Verdienst hat sich Dr. Georg Baum durch das von ihm herausgegebene *Handbuch für Gewerbe- und Kaufmannsgerichte* /Berlin, G. Reimer/ erworben. Der 850 Seiten starke Band bringt im 1. Teil den Text des Gewerbe- und Kaufmannsgerichtsgesetzes, des Lohnbeschlagnahmegesetzes sowie derjenigen Vorschriften der Gewerbeordnung, des bürgerlichen Gesetzbuchs und des Handelsgesetzbuchs, die sich auf den Dienst- und Arbeitsvertrag beziehen. Der 3. Teil enthält eine sehr instruktive Formularsammlung für das Gewerbegerichtsverfahren. Im 2. Teil, auf den fast 700 Seiten entfallen, sind unter 937 Nummern weit über 1000 Entscheidungen von Gewerbe- und Kaufmannsgerichten und anderen Instanzen abgedruckt, die einen vollständigen Überblick über die Judikatur zu den oben genannten Gesetzen geben. Der Preis von Mark 13,50 ist bei dem Umfang des Werks mäßig. Es wird nicht nur den an der Rechtsprechung Beteiligten sondern auch den Rechtsauskunftsstellen vorzügliche Dienste leisten und zur Sicherung der Rechtsprechung viel beitragen. × Das von Rechtsanwalt Dr. M. Strauß verfaßte 361. Bändchen der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ *Das Recht der kaufmännischen Angestellten* enthält eine klare und übersichtliche Darstellung, die dem Laien als guter Führer dienen kann. × Professor Dr. R. Broda beantwortet in einer Schrift die Frage *In wie weit ist eine gesetzliche Festlegung der Lohn- und Arbeitsbedingungen möglich?* /Berlin, G. Reimer/. Er gibt die Antwort nicht an Hand theoretischer Erörterungen sondern auf Grund der in England, Australien und Kanada gemachten Erfahrungen, aus denen der Verfasser den Schluß zieht, daß die gesetzliche Festlegung von Minimallöhnen auch bei uns nur eine Sache des guten Willens sei. Der Wert des Buches wird dadurch erhöht, daß es im Anhang Gesetze, Gesetzesentwürfe und andere Materialien bringt, die sonst nicht leicht zugänglich sind. × Von der Sammlung *Das Recht* /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/ sind 2 weitere Bändchen herausgekommen. Das eine, von Professor Dr. Wachenfeld, hat die *Tötungsdelikte* zum Gegenstand. Der Verfasser erörtert in einer auch dem Laien zusagenden Art unter Berücksichtigung des deutschen und des österreichischen Rechts und der Vorentwürfe zum Strafgesetzbuch die hierher gehörenden Tatbestände und ihre strafrechtliche Behandlung. Eine besondere Besprechung hätten die sogenannten *Elternmorde* verdient, die sich in keinem der andern Tatbestände glatt einfügen lassen. Im andern Band behandelt Professor Dr. A. Stöhr die *Psychologie der Aussage*. Auch diese Darstellung empfiehlt sich durch ihre wissenschaftliche Klarheit sowohl dem Juristen als auch dem Laien. Der Verfasser bespricht eingehend auch die psychologische Tatbestandsdiagnostik mit dem Ergebnis, daß sie heute noch als Untersuchungsmethode keine praktische Bedeutung beanspruchen kann. × Von dem großangelegten Sammelwerk *Die Kultur der Gegenwart* /Leipzig, Teubner/ ist kürzlich die 1. Hälfte der *Allgemeinen Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte* erschienen. Sie behandelt, von verschiedenen Verfassern bearbeitet, die orientalische Verfassung und Verwaltung (islamitische Staaten, China, Japan) und diejenige Europas in Mittelalter und Neuzeit bis 1806. Der Preis des 375 Seiten starken, gut ausgestatteten Bandes beträgt 10 Mark.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Lyrik

Daß ein junger Poet sich der Gesten des Schmerzes begibt, daß er nicht nach leichter Mode in das Fluchen, in das Wimmern und das verachtende Anspeien der Erde verfällt, ist schon eine Tugend. Und Franz Werfel, der seinen ersten Band *Der Weltfreund* herausgab /Berlin, Juncker/ war sogar reich und stark genug, um nicht nur eine oberflächliche, dumm idealistische, optimisti-

sche Studentensingelyrik zu dichten. Ein heller Kopf, ein feines Gemüt, ein junger Mann, der in vielen Visionen voll Buntheit und Originalität die Welt erschaute, sprach sich aus. Es kamen gleich sehr hitzige Freunde, die aus der Spruchleichtigkeit Werfels, aus seiner Gabe einen tönenden, bedeutsamen Reim zu formen ganz ungewöhnliche Genialität ableiten wollten. Die überhastigen Kritiker übersehen besonders, wie vieles der Spruchdichter Werfel von Rilke, wie vieles der Erlebnisdichter von seinem Landsmann Max Brod gelernt, wohl sogar als dankbarer Schüler bewußt erworben hatte. An der versprechenden Güte dieser ersten Sammlung ändert dieses Urteil nichts. Werfel ist sofort über die Tausendschar der Dilettanten hinausgewachsen, einer, der jede Aufmerksamkeit, jede Aufmunterung rechtfertigt. Und jede Zeile, auch die zahlreichen platten oder verfehlten, auch die abhängigen und beeinflußten, gewährt die Sicherheit, daß der junge Poet nun zu einer Kunst wachsen kann, der Liebe gehören muß. Nicht mehr die Neigung zum Antikisieren oder zum Gespiel mit Rokokolüsternheit. Überhaupt keine Nachahmung literarischer Stile, sondern auch dort, wo die formelle Unfreiheit des Suchenden erkennbar ist, nur Ausdruck des persönlichen Fühlens und Sehens. Werfel ist nun nicht bloß ein Schwärmer für seine eigene Seligkeit, für seine eigene Trauer oder den guten Gang des eigenen Blutes. Er wandert gern aus zu allgemeineren, wertvolleren Barmherzigkeitsgefühlen, zur aufrichtigen Liebe für Kleine und Gedrückte. Er ist also auch Poet des Sozialen, nicht Reimer für soziale Anfeuerung, sondern reiner Künstler, der sich zum Willen des Helfens und Heilens bekennt. Werfel hütet sich in eine Alltäglichkeit der Routine zu entarten. Wo er ein Alltagswort gebraucht, hat auch diese Alltagsmünze im Gedicht ihren Rhythmus, ihre Zündfähigkeit das Ohr und die Phantasie zu umschmeicheln.

Wie Werfel, ist auch Anton Wildgans nicht denkbar ohne Rainer Maria Rilke. Doch vermag dieser nicht immer auf der Höhe zu bleiben. *Und hättet der Liebe nicht* /Berlin, Juncker/ ist eher ein Motto als ein Buchtitel, ist eher ein sentimentales Buchkapitel als der Name einer lyrischen Sammlung. Wildgans scheidet nicht die Schwingungen, die ihm ganz freiwillig geschenkt sind, von den Schöpfungen seines nicht immer gehorsamen Kunst- und Arbeitswillens. Er möchte sehr gern seine eigene Empfindung in sozialer Lyrik objektivieren, ist aber bei diesem Versuch nicht davor geschützt in eine zu leichtfließende Reimrhetorik zu geraten.

Hatte Hugo Salus ein Recht, in dem Vorwort seines 7. Lyrikbands *Glockenklang* /München, Langen/ eine Abwehr gegen die Etikette zu versuchen, die Rezensenten seiner Art aufgeklebt haben? Er verträgt es nicht mehr, daß er *liebenswürdig* genannt worden ist, und schreibt: »So aber . . . will ich nicht mehr der liebenswürdige Dichter sein, will ich endlich ein Mensch genannt werden, der in seiner Zeit steht und sein Herz, seine Leiden und Freuden aussagt, wie er muß, und wie er es vermag . . . Nun prüft dieses Buch! Ich warte beklommen auf das Echo, das es weckt.« Das ist eine mannhafte Aufforderung. Und doch war Salus immer selbst ein Echo, ein Nachhall von 20 Jahren lyrischer Geschichte, ein Improvisator. Manchmal war dieser Nachhall gar nicht unerfreulich, er war sanft, rührend, beschwichtigend. Aber Aufregung, kritische Parteistreitigkeiten kann er nicht erwarten, braucht er nicht zu fürchten.

Nun steigen, nach den wenigen durch Würde oder Zufall wichtigen Lyrikern, die Werte schnell hinab. *Städte und Sterne*, der Band Richard Freyens /Berlin, Juncker/ wird niemals die Kunst bereichern. Wendungen wie »ein Gefühl, die Brust schier zu sprengen« verursachen ihm keinerlei Schmerz. Und folglich ist mit ihm nicht zu streiten.

Das Bändchen *Der tote Park* von Peter Asam /Berlin, Juncker/ enthält gereimte Historie, ein wenig Frivolität von Rokokoschlössern und Marquisengetändel. Das ist literarische Geduldarbeit, doch gar keine Dichtung.

Lyrische Flugblätter erscheinen im Verlag A. R Meyer in Berlin-Wilmersdorf, dünne Heftchen, die den ganz jungen, besser noch den sehr angefeindeten Poeten die Leser werben sollen. In diese kühne Schar gehört Gottfried Benn (*Morgue und andere Gedichte*). Das ist nun sehr mutig vom fauligen Leichnam, von Perversität und der ekelhaften Sektion gerade, ungeschminkte Dinge zu sagen. Es hat bei Benn jedoch keinen Kunstwert. Denn es ist gleichgültig, ob einer Mildes oder Starkes sagt, wenn er es nicht zum Leben erschaffen kann. Übrigens zeigt sich in

einem Stück (das aber kein Gedicht sondern vollkommene Prosa ist) eine kleine Anekdotengabe.

× ×

KurzeChronik Eine Gesellschaft Strindbergscher Freunde ist entschlossen das Andenken des großen Mannes durch ein in Stockholm zu errichtendes Strindbergmuseum zu bewahren. × Die Schwester Leo Tolstojs, fast die einzige Person, die in seiner Familie treu an dem Dichter hing, Gräfin Maria Tolstoj, ist gestorben. × Der Gelehrte von Froriep glaubt den Schädel Schillers gefunden zu haben. Man meinte bisher, daß sich in der Weimarer Fürstengruft der ganze Leichnam des Dichters befinde. Doch Froriep hat diese These angegriffen. Die Entscheidung der Frage ist noch strittig.

× ×

Literatur Es ist schade, daß Richard Hamann in seiner populären *Ästhetik* darauf verzichtet von den Elementen des Kunstschaffens zu sprechen. Die moderne Kunstwissenschaft, deren Arbeit fast ganz in Dessoirs Fachzeitschrift vereinigt wurde, hat gerade für die Erkenntnis dieser Probleme wertvolles Material geliefert. Und wenn es nun ein Gelehrter unternimmt für die bekannte Teubnersche Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* ein Bild von den Problemen der modernen Kunsttheorie zu geben, so hat er nicht das Recht nur die Ästhetik des Genießens zu behandeln; selbst dann nicht, wenn er in einem Vorwort dieses Reservat für sich in Anspruch nimmt. Hamann hat als Kunstforscher besondere Neigung zu allen Fragen, die das Malerische angehen. So kommt es, daß er in seiner besondern Theorie von den Gesetzen über Dichtkunst einen Unterschied zwischen den Phänomenen des Poetischen und der Poesie selber schafft. Der Ästhetiker glaubt, daß er als poetisch alle die vom Gefühl genährten und begehrten, im Wort faßbaren erfreulichen Momente bezeichnen darf, während die Poesie selber gar nicht als eine isolierte Kunst dastehen kann. Es mischen sich in jeder Kunst die ästhetischen Moleküle, wenn der Ausdruck gestattet ist. Malerisches, Plastisches und Musikalisches sind ebenso enthalten im Poetischen, wie umgekehrt zum Beispiel das Malerische auch poetische Elemente enthalten kann. In dieser Berechnung der ästhetischen Grenzen, die nicht geradlinig sondern eher in Zacken und Buchten hinlaufen, liegt das beste Verdienst Hamanns. Er will das im populären Buch kurz Abgehandelte zu einem umfassenden Werk später abrunden. Mit all den Streitfragen der modernen Ästhetik beschäftigt sich der Psychologe Meumann in seiner kleinen *Ästhetik der Gegenwart*. Die von dem Experimentator gerechtfertigten Theorieen finden eine wertvolle Ergänzung in den Kapiteln des Hamannschen Werkes.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Kanada: Nationaltranskontinentalbahn In wenigen Jahren wird die zweite Pazifikbahn fertig sein, die auf kanadischem Boden den Atlantischen mit dem Stillen Ozean verbindet. Sie unterscheidet sich von der ersten kanadischen Pazifikbahn dadurch, daß sie durchweg auf kanadischem Gebiet liegt; sie ist die längste Bahnstrecke unter einer Verwaltung in Amerika und wird in der Gesamtlänge wohl nur von der sibirischen Bahn übertroffen. Sie ist insbesondere auch durch den 1907 mißlungenen Bau der Quebecbrücke bekannt geworden, die als Auslegerbrücke ausgeführt werden und die bisher größte Spannweite erhalten sollte. Der Zusammensturz der einen Brückenhälfte und der Neubau der Brücke wird indessen auf die Fertigstellung der Bahn keinen ausschlaggebenden Einfluß haben; denn der Bahnbetrieb soll erforderlichenfalls mittels Fähren über den Lorenzstrom fortgeführt werden.

Die neue Bahn ist 5720 Kilometer lang, wozu noch eine rund 400 Kilometer lange Zweigstrecke der *Grand Trunk Pacific-Gesellschaft* nach Fort William am Obern See kommt, die bereits fertiggestellt ist. Die Hauptbahn zerfällt in 2 große Abschnitte. Die östliche, etwa 2900 Kilometer lange Strecke geht von Moncton in Neubraunschweig am Atlantischen Ozean über Edmundston, Quebec geraden Wegs durch die mittleren Bezirke der Provinzen Quebec und Ontario, am nördlichen Ende des Nepigonsees vorbei und sodann weiter westlich nach Winnipeg in Manitoba. Die westliche, etwa 2820 Kilometer lange Strecke läuft, sich in der Provinz Saskatschewan mehr nach Nordwesten wendend, nach Edmonton am Saskatschewanfluß in Alberta, sodann nach Westen mit einigen großen Krümmungen durch das Felsengebirge über Fort George am Fraserfluß und nordwestlich nach Hazleton am Skeena, um

schließlich mit einer scharfen Wendung nach Südwesten bei Prince Rupert in Britisch Kolumbien den Stillen Ozean zu erreichen. Die östliche Hälfte wird von der Kolonialregierung erbaut und sodann an die *Grand Trunk-Gesellschaft* auf 50 Jahre verpachtet, die für die letzten 40 bis 43 Jahre der Pachtzeit 3 % der Baukosten als Pachtzins zahlt. Die von der *Grand Trunk-Gesellschaft* selbst erbaute Weststrecke findet an mehreren Punkten Anschlüsse an die nach den Vereinigten Staaten führenden Bahnen und tritt in dem bereits ausgebauten, vorzüglich geschützten Hafen Prince Rupert in Verbindung mit der Schiffahrt nach den Küstenplätzen von Westamerika und Ostasien. Die *Grand Trunk-Gesellschaft* betreibt die Reederei selbst und hat bereits mit der Einstellung leistungsfähiger Dampfer begonnen.

In der Nähe der Quebecbrücke wird am Lorenzstrom ein umfangreicher Umschlaghafen für den Ozeanverkehr errichtet. Westlich vom Lorenzstrom trifft die Bahn auf unwegsame, bisher noch fast gar nicht angebaute Landesgebiete, die von der Regierung durch die neue Bahn erst erschlossen werden sollen.

× ×

Neapel: Untergrundbahn

Neapel und seine Umgebung sollen ein großes Untergrundbahnnetz erhalten. Einer zu diesem Zweck gegründeten französischen Gesellschaft hat das italienische Ministerium für öffentliche Arbeiten Anfang dieses Jahres die Konzession für den Bau und Betrieb auf die Dauer von 70 Jahren erteilt. Das Kapital ist zum größten Teil ebenfalls französischen Ursprungs; der Sitz der Gesellschaft soll in Paris sein. Die Studien und Pläne dagegen stammen von einem neapolitanischen Konsortium. Weder der italienische Staat noch die Gemeinde Neapel haben dem Unternehmen irgend welches Kapital zugewendet. Die Untergrundbahn soll ein städtisches und ein vorstädtisches Netz umfassen. Das städtische Netz ist 8 Kilometer lang und wird 15 Stationen umfassen, die je nach ihrer Wichtigkeit durch Treppen oder Aufzüge zugänglich sein werden. Das Zentrum der ganzen Anlage ist bei Vomero geplant, wo eine von 4 großen Aufzügen von je 40 Personen Tragfähigkeit bediente Station die Verbindung des inneren Stadtnetzes mit dem Vorstadtnetz herstellen soll. Ebendort wird auch die Bahn mit 150 Meter unter dem Straßendamm ihre größte Tiefe erreichen. Das Vorstadtnetz selbst wird 10 Kilometer lang werden und soll sich unweit von Vomero in 2 Zweige spalten. Die Wagen werden feuersicher aus Eisen gebaut. Die Triebwagen sind mit 70, die Anhängewagen mit 82 Sitzplätzen versehen. Das Stadtnetz muß spätestens in 5 Jahren betriebsfertig sein. Vom technischen Standpunkt aus ist zu bemerken, daß die Stadt Neapel zum größten Teil auf festem Tuffstein steht. Das wäre für die bevorstehenden Bohrungen sehr günstig.

Der sehr optimistische und stark anzuzweifelnde Voranschlag sieht für beide Netze 30 Millionen Lire vor. Der Bezug an elektrischer Energie erfolgt zunächst von einem großen, mit Dampf betriebenen Elektrizitätswerk in Neapel selbst und außerdem von 4 sehr großen Wasserwerken, die zum Teil in ziemlicher Entfernung von Neapel liegen.

Von dieser Untergrundbahn erwartet man eine erhebliche Entlastung des Verkehrs in den Straßen und auf den Plätzen, namentlich der innern Teile von Neapel, die von lebhaftem und intensivem Treiben durchflutet werden. Auch sind jetzt die Vorstadtbezirke mit der innern Stadt sehr unzureichend verbunden, welchem Übelstand durch die Untergrundbahn ebenfalls abgeholfen werden soll.

Andere Städte stehen gleichfalls im Begriff sich dem Beispiel Neapels anzuschließen. Vor allem Rom, das den Bau einer Untergrundbahn nach dem Meeresstrand plant. Vor ähnlichen Aufgaben wie Neapel steht auch Genua mit seinen engen Straßen und seinem großen Hafenverkehr.

× ×

Landstraßen mit Eisengeleisen

Auf jeder Landstraße, die keinen sehr festen Belag besitzt, also auf allen Landstraßen mit Ausnahme von Chausseen, bilden sich Geleise aus, die so lange von fast allen Gefährten benutzt werden, bis sie zu tief geworden sind. Diese Tatsache hat schon mehr als einmal zu dem Plan angeregt die Landstraßen mit festen Geleisen zu versehen, an die sich die Wagen dauernd halten können. Damit würde die Reibung vermindert und die Fahrgeschwindigkeit vergrößert werden können. Die Schwierigkeit lag offenbar nur darin, wie man solche Geleise festverlagern und wie man sie außerdem von Verunreinigungen freihalten sollte. Für gewöhnliche Straßen scheint die Schwierigkeit so groß zu sein, daß sie die Idee unausführbar macht. Dagegen sind jetzt in England erfolgreiche Versuche mit der Anlegung solcher Geleise auf Chausseen gemacht worden, während in Belgien

ähnliche Bestrebungen teils an dem Mißtrauen der Verwaltungsbehörden, teils wohl auch an der Verwendung ungeeigneter Schienen gescheitert sind. In der englischen Grafschaft Fulham besteht jetzt eine Landstraße mit Schienenweg seit 2 Jahren, und ihre Unterhaltung soll innerhalb dieser Zeit 20 000 Mark weniger gekostet haben als früher. Leider ist nichts Genaueres darüber zu erfahren, ob die Schienen eine vertiefte Fläche bilden oder in völlig gleicher Höhe mit dem Straßenboden liegen. Wahrscheinlich ist das letztere der Fall. Wie sehr eine solche Vorrichtung im Straßenverkehr erwünscht ist, geht aus einer Beobachtung hervor, die man in Großstädten täglich machen kann: daß nämlich nicht nur Lastwagen sondern auch Droschken sogar auf asphaltierten Straßen mit Vorliebe die Geleise der Straßenbahn benutzen. Selbst Automobile machen davon keine Ausnahme, da sie ihre Pneumatiks auf diese Weise noch mehr schonen als auf dem Pflaster. Es wäre vielleicht auch in den städtischen Straßen gar nicht so übel, noch besondere Geleisbänder für den gewöhnlichen Wagenverkehr anzulegen, weil infolge jener Benutzung der Straßenbahngeleise durch allerhand Gefährt der Verkehr oft sehr behindert wird.

Übrigens kennt man auch in Preußen seit mehreren Jahren Landstraßen mit Eisengeleisen; zum Beispiel hat man eine solche in der Mark Brandenburg hinter Nauen; auch in anderen nördlichen Provinzen sollen sie sich bewährt haben.

×

Schleppmonopol Auf dem Rhein-Weser- und dem Lippekanal soll das Schleppmonopol eingeführt werden. Der Gesetzentwurf dazu ist dem Gesamtwasserstraßenbeirat zur gutachtlichen Äußerung unterbreitet worden und bestimmt der Hauptsache nach folgendes. Fahrzeuge (Schiffe und Flöße), die nicht von Menschen oder Tieren getreidelt werden oder nicht mit eigener Kraft fahren, dürfen auf den genannten Kanälen nur mit der vom Staat vorzuhaltenden Schleppkraft fortbewegt werden. Zum Rhein-Weser-Kanal im Sinn dieses Gesetzes gehören der Anschluß nach Hannover, die Zweigkanäle nach Herne, Dortmund, Osnabrück, Minden (Weserabstieg) und Minden mit Leineabstieg. Fahrzeuge mit eigener Triebkraft dürfen die Wasserstraßen nur mit besonderer Genehmigung der Kanalverwaltung befahren. Diese Genehmigung ist für das einzelne Schiff widerruflich zu erteilen. Der staatliche Schleppbetrieb erfolgt auf Grund einer Schleppordnung, die von dem Minister der öffentlichen Arbeiten zu erlassen ist. Die Staatsregierung wird ermächtigt für die Einrichtung des einheitlichen staatlichen Schleppbetriebs einen Betrag von 9900000 Mark zu verwenden. Die öffentlichen Verbände, die die im § 2 des Wasserstraßengesetzes vom 1. April 1905 genannten Garantieverpflichtungen übernommen haben, werden an dem staatlichen Schleppbetrieb beteiligt, wenn sie sich vor dem 1. Juli 1913 der Staatsregierung gegenüber verpflichten vom Tag der Betriebseröffnung an ein Viertel der für den Betrieb verausgabten Anlagekosten aus eigenen Mitteln in jedem Rechnungsjahr mit 4 % zu verzinsen und mit 1½ % zu tilgen, soweit die laufenden Einnahmen des Schleppbetriebs nach Abzug der aufgewendeten Betriebs- und Unterhaltskosten und angemessener Rücklagen zur Verzinsung und Abschreibung des verausgabten Anlagekapitals mit zusammen 4½ % nicht ausreichen.

×

Kurze Chronik Vom Leipziger Hauptbahnhof ist die westliche Hälfte der preußischen Seite dem Verkehr übergeben worden. Der ganze Bahnhof soll 1914 fertig sein. Der Personenbahnhof, in den 26 Geleise der preußischen, sächsischen und thüringischen Linien einmünden, wird 96 000 Quadratmeter Grundfläche bedecken. Außer dem Personenbahnhof wird ein Postbahnhof mit 32 Geleisen angelegt, auf denen gleichzeitig 132 Bahnpostwagen abgefertigt werden können. × Eine zweite Bahn über die Anden wird auf Beschluß des argentinischen Senats gebaut werden, der hierfür einen Betrag von 31,5 Millionen Mark bewilligt hat. Diese Linie soll den Norden Argentiniens mit Chile verbinden und den großen Nachteil der ersten transandinischen Bahn vermeiden, daß verschiedene Spurweiten einen 2maligen Wagenwechsel erforderlich machen. × Ende Februar wurde die Bahnlinie Khartum bis Obeid eröffnet. Die neue Strecke ist 375 Kilometer lang und ein wichtiges Glied in der fast 8000 Kilometer langen Eisenbahnlinie. Dieser fehlt zu ihrer Vollendung noch der Ausbau des auf 800 Kilometer berechneten Teilstücks von El Obeid bis Stanleyville am Kongo. × Die Italiener sind dabei von Tripolis zu der berühmten Oase Ainzara eine Eisenbahn zu bauen. Sie soll zwar vorerst den militärischen Operationen dienen, jedoch immer schon mit Rücksicht auf einen dauernden Betrieb

eingerichtet werden. × Im Amazonenstromgebiet besteht an fertigen Eisenbahnen nur eine Bahn, die Strecke Para-Bragança mit einer Seitenlinie nach Pinheiro; sie ist etwa 195 Kilometer lang. Die zurzeit im Bau begriffenen Bahnen haben trotz gewaltiger Schwierigkeiten gute Fortschritte gemacht, so daß sie zu weiteren Projekten ermutigten. Es sind daher bereits einige neue Strecken konzessioniert worden. × Zur Verbindung der Stadt Mexiko mit den Vororten ist die Anlage einer Schwebebahn geplant. In jedem Stadtteil soll eine Ringbahn mit 3 Stationen angelegt werden, von der sich die Vorortstrecken abzweigen. × Der Bau der podolischen Bahn ist begonnen worden. Die schmalspurige Zufuhrbahn Shitomir-Berditschew-Cholonewskaja (Gouvernement Podolien) wird in eine Hauptbahn umgewandelt, nach Schlobin weitergeführt und ausgebaut. × Im Hafen von Wakamatsu in Japan werden, da sich der Hafen und das Fahrwasser als zu eng und die Hafenanlagen als unzureichend erwiesen haben, Kaianlagen errichtet sowie eine weitere 2 Hektar große Meeresfläche zugeschüttet.

× ×

Literatur

In der *Naturwissenschaftlich-technischen Volksbücherei* der *Deutschen Naturwissenschaftlichen Gesellschaft* /Leipzig, Thomas/ sind ein paar Bändchen erschienen, die sich auch mit Verkehrsproblemen beschäftigen. Diese Hefte sind um deswillen so bemerkenswert, weil sie in großen Umrissen alles für einen schlichten Leserkreis Interessante zusammentragen und billig zugänglich machen. Sie erscheinen im Format der Reclambibliothek und kosten pro Nummer von 50 Seiten 20 Pfennige. Mir liegt ein 3faches Heftchen, *Die Eisenbahn* von Professor K. Schreber, vor, das in 4 Kapiteln die ganze Materie abhandelt. Auf eine kurze Geschichte der Eisenbahn folgt eine Besprechung der festen Betriebsmittel, der eine Darstellung der festen Betriebsmittel und schließlich eine solche des Eisenbahnbetriebs folgt. Alles ist so kurz gehalten, daß es tatsächlich jeden Menschen interessieren muß. Es ist dabei natürlich leichter ein gewisses Verständnis für den Stoff zu vermitteln als bei weiterm Eindringen, wobei man immer erst merkt, wie wenig man allerdings von der Sache versteht. Aber gerade diese Beschränkung ist für die Erweckung eines ersten Interesses von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

DIVERSA

Neuerscheinungen

Philippsons Abhandlungen

Ob und wie weit Ludwig Philippson heute, 2 Jahrzehnte nach seinem Tod, noch als *representative man* der deutschen Judenheit angesprochen werden kann, steht angesichts mancherlei neuer Strömungen und Gärungen dahin. Bei seinen Lebzeiten war er es jedenfalls. Man braucht nur seine *Gesammelten Abhandlungen* zu lesen, die jetzt zum 100. Gedenktag seiner Geburt erschienen sind /Leipzig, Fock/, um sich davon zu überzeugen. Als einer, der den ganzen Komplex der das deutsche Judentum berührenden Fragen, also ebenso politische und soziale wie die eigentlich religiösen, beherrscht, tritt er uns da entgegen. Und als einer, dessen Stimme (das merkt man ihr förmlich an) Widerhall findet; bei denen, die ihm nicht folgen können, nicht weniger als bei den Richtungsverwandten. Der hervorstechendste Zug der Philippsonschen Geistigkeit offenbart sich nicht in seiner entschiedenen Bejahung der europäischen Zivilisation, der freien Wissenschaft und des Deutschtums sondern in der stillen, gebändigten Leidenschaftlichkeit seiner jüdischen Gesinnung. Er sieht den Vorzug der jüdischen Religion vor anderen hauptsächlich darin, daß sie sich gleichmäßig an Verstand, Gefühl und Phantasie wendet, ohne eines davon hypertroph werden zu lassen. Im übrigen ist ihm das Judentum so etwas wie eine durch die Jahrtausende strömende Kraftquelle für den Fortschritt der Menschheit. Mit Stolz weist er auf den 10. Vers des 25. Kapitels im 3. Buch Moses hin: »Rufet Freiheit aus im Lande!« Und er betont, daß dabei nicht »von der bloß politischen Freiheit, von den persönlichen, bürgerlichen Rechten im Staat, die immer wieder zum Spielball der Parteien werden, weil sie der eigentlichen Grundlage entbehren«, die Rede ist sondern von realen ökonomischen Freiheitsgrundlagen. Da heute das religiöse Problem auf der einen und das jüdische auf der andern Seite wieder im Vordergrund der Diskussion stehen, kommen die Philippsonschen Schriften gerade recht. Man kann sich da viel Material holen. Freilich nicht alles. Man wird auch die Gegner und die Neueren zu fragen haben. Und auch die Hauptmasse der Judenheit, die außerhalb der deutschen Grenzen wohnt und über ganz andere Richtungslinien und Gestaltungskräfte verfügt, wird man hören müssen.

MATHIAS ACHER

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN-SCHÖNEBERG

SELMA LAGERLÖF / NACH EINER AUFNAHME IM JAHR 1906

13. Heft | 4. Juli 1912

PAUL KAMPFFMEYER · LEBEN UND WISSENSCHAFT

ÄNGST rechnete es der *Vorwärts* dem Genossen Hildebrand als schweres Vergehen an, daß er aus seinen theoretischen Untersuchungen »praktisch-politische Konsequenzen« gezogen hat. Gegenüber einer derartig merkwürdigen Auffassung wissenschaftlicher Denkarbeit wies ich auf die enge, unlösliche Verbindung von Wissenschaft und Leben hin und charakterisierte die Wissenschaft als schaffendes, die Wirklichkeit umwälzendes Wissen, als eine auf »praktisch-politische Konsequenzen« lossteuernde Lebensmacht.[1]) Und es sind höchstens weltentrückte Stubengelehrte, die seufzend die enge Berührung des Lebens mit der Wissenschaft als eine schimpfliche Entheiligung, als eine gewöhnliche Preisgabe empfinden. Die Wissenschaft wird wahrlich dadurch nicht gewöhnlich, daß sie Gewöhnliches zu deuten, zu werten und zu verwerten sucht. Die Wissenschaft ist ganz mit den großen Lebensrichtungen verwachsen, es stecken in ihr die Zwecke, Ziele, Tendenzen des Lebens. Und nur unfruchtbare, totes Wissen häufende *Gelehrte* werden sie deshalb *tendenziös* schelten.

Das verächtliche Pfui, das dem tendenziös-politischen Lied meist töricht und unangebracht entgegengerufen wird, dröhnt mit großem Recht der wirklich tendenziösen Wissenschaft in die Ohren. Unter *tendenziöser Wissenschaft* verstehen wir die absichtlich gefärbte, für bestimmte einseitige Zwecke zurecht gestutzte Wissenschaft. Die Wissenschaft bemüht sich nämlich das klar auszusprechen, was ist, und wir erwarten von ihr, daß sie die einem Zeitalter erreichbaren Erkenntnisse exakt, ohne Entstellung wiedergibt. Gewisse richtige Einzelerkenntnisse können in pseudowissenschaftlicher Aufmachung so *gestellt* werden, daß sie in ihrer Gesamtheit entstellend wirken. Der ehrliche Wahrheitssucher merkt sofort die Absicht, die Tendenz einer derartigen *wissenschaftlichen* Darstellung und wird verstimmt.

Wahre, ehrliche Wissenschaft will also das nach den Denkregeln verarbeitete Wissen eines Zeitalters treu, durch keine Nebenabsichten getrübt, wieder-

[1]) Siehe meinen Artikel *Meinungsfreiheit innerhalb der Partei!* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 604 ff.

geben. Dieser Satz bringt das, was wir als wahr, *objektiv* von jeder Wissenschaft fordern müssen, zum Ausdruck, er präzisiert aber zugleich den zeitlichen Charakter jeder wissenschaftlichen Erkenntnis. Mit der Weite und Tiefe menschlicher Erkenntnis wächst natürlich das menschliche Erkenntnisbild, dehnt und ändert sich menschliche Wissenschaft. Das Erkenntnisbild ist also wahr, wenn in ihm das dem Zeitalter zugängliche Wissen nach den Denkgesetzen richtig gestaltet ist. Wissenschaftliche Erkenntnisse sind mitunter recht kurzlebig, immerhin leben sie für eine bestimmte Zeit und sind in dieser ihrer Lebendigkeit für diesen Zeitabschnitt wahr. In jedem Zeitalter gibt es demnach eine unwahre, tendenziöse Wissenschaft, eine Wissenschaft, die absichtlich, im Interesse sozialer, politischer, wissenschaftlicher Gruppen das Erkenntnisbild der Zeit entstellt, trübt. Und sie fälscht damit selbst das eigentliche Wesen der Zeit, deren Leben.

Jedes Zeitalter kommt selbstverständlich nicht über sich hinaus. Sein Wissen ist eng an das eigenartig historische Sein der Zeit gebunden. Und die Lebensrichtung der Zeit greift in die Wissenschaft hinüber, belebt diese. Jedes Zeitalter, sei es auch noch so voll innern und äußern Reichtums, hat seine besondere Art von Borniertheit. Vor allem hört es mit seinen eigenen geistigen Ohren und sieht mit seinen eigenen geistigen Augen. Daher ermaß erst ein von technisch-ökonomischen Umwälzungen erfülltes Zeitalter mit seinen Augen die Bedeutung des wirtschaftlichen Moments für die soziale Entwickelung. Ganze Tatsachenreihen treten erst dann in das Blickfeld eines Zeitalters, wenn es ihrer für sein eigenartiges Leben bedarf. Das Sehen neuer Tatsachen, neuer Seiten des Lebens ist zuerst wenigen gegeben. Jedes Zeitalter hat seine *Seher*, die bestimmte Tatsachen und Zusammenhänge schon vor dem Gros ihrer Zeitgenossen erschauen. Und spät erst gelingt es meist diesen Sehern die Blinden ihres Jahrhunderts, die für bestimmte Tatsachenseiten noch verschlossenen Augen ihrer Zeitgenossen sehend zu machen.

Das Blutband zwischen Leben und Wissenschaft kann nicht oft genug gezeigt werden; denn der Verächter der wissenschaftlichen Theorie, der *Nurpraktiker*, gibt es die Hülle und Fülle. Vergessen denn diese *Praktiker* immer wieder, daß die Theorie dem Leben entsprungen ist und selbst springendes, heißblütiges Leben schaffen will? Man schaue sich die Wissenschaften der Reihe nach an, und man wird überall ihren direkten Ursprung aus dem Leben mit Händen greifen. Da präsentiert sich uns zum Beispiel Klio, die Muse der Geschichte. Man wird uns darauf hinweisen, daß sie nur das, was gewesen, was geschah, berichtet. Sie tritt ja gleichsam stets aus der Leichenkammer und erzählt von Totem. Aber sie spricht zu Lebenden, und sie redet zu diesen aus einem ganz besondern Grund zu einem besondern Zweck.

Gewiß, die Geschichte ist dargestelltes Geschehen, aber der Geist dieses Geschehens muß sich selbstverständlich auch in der Geschichte bekunden. Die Lebenstendenzen eines Zeitalters sprühen und glühen in deren Geschichte, und die Historie, in diesem Sinn erfaßt, muß notwendig Tendenz, Lebensrichtung haben. In den Tagen der Herrschaft des Geschlechts, des Familienverbandes ist die Geschichte Genealogie, Historie der Sippe. In dem ersten Lehrbuch der Genealogie, das der Historiker Christoph Gatterer 1788 herausgab, findet sich der charakteristische, treffende Satz: »Genealogie gab es eher unter den Menschen als Historie.« Mit dem Geschlecht ist in dem

Zeitalter des Sippenverbandes das Individuum völlig verwachsen. Es gibt eigentlich keine Geschichte der Einzelpersönlichkeiten sondern nur der Geschlechter. In seinem anregenden Werkchen *Familienforschung* bemerkt E. Devrient zutreffend:

»Man hat sogar, nicht ohne Recht, gesagt, daß nicht die Sippe aus Individuen zusammengesetzt sei, sondern die Individuen nur vorübergehende Erscheinungen an dem Stamm der Familie sind. Daraus ergibt sich ohne weiteres die Bedeutung, welche für jeden die Kenntnis seiner genealogischen Beziehungen haben mußte. Auch Götter und Helden stellte man am liebsten als Glieder großer Geschlechter dar, und die ältesten Geschichtsbücher sind überall annalistische Aufzeichnungen, verbunden durch den oft viele Jahrhunderte durchlaufenden Faden der fürstlichen Genealogieen. Das finden wir bei den Chinesen, Indern und Assyrern und Ägyptern. . . . Das Zeitalter der Peisistratiden wird charakterisiert durch die Abfassung von Geschlechtsregistern. Hekataios von Milet schrieb um 520 Genealogieen, welche von Herodot benutzt worden sind. Auch Hellanikos von Mytilene hat um die Mitte des 5. Jahrhunderts eine ganze Reihe genealogischer Schriften verfaßt. Herodot schuf dann das erste große Geschichtswerk, worin er die Genealogieen und Annalen der älteren Zeit in das kunstvolle Gewebe seiner formvollendeten Darstellung verflocht.« [2])

Der Ostasiate ist heute noch stark in seinen Lebensäußerungen an sein Geschlecht und dessen Geschichte gebunden. Die lebenden Glieder einer Familie hängen untrennbar mit deren verstorbenen Gliedern zusammen. Trotz der sieghaften Kraft buddhistischer Religionsvorstellungen ruht bei den Ostasiaten der Ahnenkultus auf fast unerschütterlicher Grundlage. Die Gegenwart einer Familie ist völlig mit deren Vergangenheit verwoben. Die Ahnen sind zu Göttern erhoben, und vor ihnen verneigen sich in tiefster Demut selbst die gebildetsten Ostasiaten. Was diesen heute noch das Geschlecht ist, das kann man nur ermessen, wenn man die Schriften eines Lafcadio Hearn, eines Percival Lowell, studiert, dieser tiefschürfenden Gelehrten, die sich wirklich in die Seele des fernen Ostens versenkt haben.

»Von dem Kaiser auf seinem Thron bis hinab zum gemeinen Kuli in seiner Hütte ist es diese Idee der Verwandtschaft, die das ganze staatliche Gefüge zusammenhält. Das Reich ist eine große Familie, die Familie ein kleines Reich.« [3])

Die begeisternde Kraft des Familiengedankens setzte sich noch im russisch-japanischen Kriege in den Heldentaten japanischer Offiziere unvergängliche Denkmäler. Karl Larsens fesselnde Arbeit *Japan im Kampf* bestätigt auf vielen Seiten diese Tatsache. Man verfolge nur die Aufzeichnungen des japanischen Leutnants Sakurai *Menschenkugeln, die Geschichte eines Soldaten vor Port Arthur.* Nachdem sich der junge Leutnant vor dem zweiten Hausaltar, wo die Denkmäler für die Vorfahren der Familie stehen, verneigt hatte, spricht sein Vater zu ihm die denkwürdigen Worte:

»Dein Vater ist durchaus auf deinen Tod gefaßt. Aber füge eine Blume von Ehre zum Namen unserer Familie, indem du dem Lande in Ehren dienst.« [4])

Im Hinblick auf die Geister der Ahnen werden hauptsächlich die japanischen Großtaten jenes weltgeschichtlichen russisch-japanischen Krieges getan. Unter Dank und Opfer zeigte der Kaiser von Japan seinen Ahnen die Kriegserklärung gegen Rußland an, und, als der Russe zu Boden gezwungen war, trat der Kaiser im Sonnentempel zu Ise vor seine Ahnen hin und teilte ihnen den ruhmreichen Friedensschluß mit dem schwer gedemütigten Rußland mit.

Die das ganze Leben des Ostasiaten beherrschende Familienidee muß sich

[2]) Siehe Devrient *Familienforschung* / Leipzig 1911 /, pag. 1 ff.
[3]) Siehe Lowell *Die Seele des fernen Ostens* / Jena 1911 /, pag. 27 ff.
[4]) Siehe Larsen *Japan im Kampf* / Frankfurt 1911 /, pag. 18.

selbstverständlich auch machtvoll in der Geschichtsschreibung durchsetzen. Das wichtigste Quellenwerk für die ältesten Zeiten der japanischen Geschichte ist das *Kojiki,* die Chronik des Altertums. Das *Kojiki* enthält nach dem japanischen Historiker Hisho Saito lediglich die Genealogie der kaiserlichen Familie, keine chronologischen Angaben.[5]) Die Geschichte eines Zeitalters bringt nur das zum Ausdruck, was sich als die eigentliche Richtung des Zeitalters darstellt. Die Geschichte ist nicht der Welt entrückt. Wie sie selbst dem Leben entstammt, so will sie selbst Leben wecken. Die Geschichte ist eben nicht eine uninteressierte *Wissenschaft,* sie vermittelt ein lebenformendes Wissen, sie gibt Gelebtes wieder, um neues Leben zu erzeugen. Weil nach der Weltanschauung des Zeitalters der Gentilverfassung die Geister der Vorfahren niemals starben sondern die Nachfahren ständig umschwebten und auf deren Geschicke kraftvoll einwirkten, deshalb bewahrte man treu ihre Geschichte. Man erzählte ja eigentlich von Lebenden für Lebende.

Als dann die Sippenverfassung zusammenbrach, wandte sich die Geschichte allmählich von der Verherrlichung der Geschlechter ab, sie wurde eine Geschichte der staatsbildenden Kräfte, im wesentlichen eine Geschichte der herrschenden Stände und Klassen. Aber auch da hält sie noch merkwürdig lange an der Familienidee fest. Sie gibt vorwiegend noch die Geschichte der herrschenden Familien, der Dynastieen wieder. Die Staatsgeschichte tritt gleichfalls in den Dienst der großen Lebensrichtungen der Zeit, sie will das, was die Zeitgenossen bewegt, bewußt kräftigen. So erzählt der *Vater der Geschichte,* Herodot, vor allem den Freiheitskampf seines Volkes, um die Intensität dieses griechischen Volkslebens zu steigern. Als den Hauptgedanken der Herodotschen Geschichte hebt Schlosser hervor: die Freiheitsliebe und Verständigkeit der Griechen, ihr angeborener Sinn für Maß und Ordnung und die unter ihnen herrschende Genügsamkeit habe über Sklaverei und Pomp triumphiert. In seinen Darstellungen über die Anfänge der persischen Geschichte verherrlicht Herodot wieder die Genügsamkeit und Einfachheit, er richtet nämlich nach Schlosser »die Beschreibung der Zustände bei den alten Persern so ein, daß der Leser daraus von selbst erkennen muß, wie das Einfache, Mäßige und von Natur Kräftige unter der Götter Schutz sich von einem kleinen Anfang zu großer Macht erhebe, das Entgegengesetzte aber durch seine Größe selbst schwach sei«.

Wir können hier nicht die lebensteigernden Tendenzen der nationalstaatlichen Geschichtsschreibung an den Lebensschicksalen der einzelnen Völker studieren, wir müssen uns hier mit einigen Fingerzeigen auf die Geschichte der jüngsten deutschen Vergangenheit begnügen, um die nationale Richtung der deutschen Geschichtsschreibung, um ihre machtvolle Wirksamkeit im Geist des nationalen Gedankens richtig zu beurteilen.

Zunächst überrascht uns die Allgemeingültigkeit und Lebendigkeit des nationalen Gedankens in der deutschen Geschichtsschreibung nach dem großen Jahr 1848. Wie stark gerade dieses Jahr mit seiner Einheits- und Freiheitsbewegung die deutschen Historiker beeinflußte, das hat schon ein Kampfgenosse dieser Tage, Gustav Freytag, in dem Aufsatz *Der Einfluß des Jahres 1848 auf die deutsche Wissenschaft, insbesondere auf die Geschichtsschreibung* dargestellt. Er schreibt da:

[5]) Siehe Saito *Geschichte Japans* / Berlin 1912 /, pag. 4.

»Es ist eine wunderbare Sache, daß seit dem Jahr 1848 plötzlich eine Fülle von Kraft und politischer Weisheit in unserer Geschichtsforschung zutage kommt. Männer aus verschiedenen Landschaften, aus verschiedenen Schulen und aus sehr verschiedenen Disziplinen sind auf einmal begeisterte Apostel der selben Kirche geworden, Richter der Vergangenheit, Lehrer der Gegenwart und Propheten der Zukunft. Gelehrte Männer, welche sonst ihre Lebensaufgabe darin fanden die poetischen Schöpfungen der Vergangenheit zu verstehen, wie Gervinus, oder römische Inschriften, griechische Münzen und die Grundsätze des antiken Rechts zu erklären, wie Theodor Mommsen, oder die Tragiker der Hellenen zu übersetzen und den Staat Alexanders des Großen zu durchpilgern, wie Droysen, stehen jetzt als Bundesgenossen auf dem selben Schlachtfelde mit Schülern von Ranke, mit den Rednern der Kaiserpartei in der Paulskirche, mit den von Sybel, Häußer, Duncker, Waitz usw. ... Was sie auch für den größern Leserkreis schreiben, ihnen allen stürmt der Gedanke an die Zukunft der deutschen Nation durchs Herz, auf jeder Seite kennt man das ernste Bestreben das Volk zu belehren über seine gegenwärtige Lage, über seinen Staat, seine politische Zukunft, über die großen Gefahren, welche dem deutschen Leben drohen, über die Wege zu Rettung und Sieg, und dasselbe zu einem bestimmten Ziele hinzuführen.«[6])

Mit den nationalen Preßwehen der Zeit nimmt die deutsche Geschichtsschreibung immer stärkere nationale Färbung an. In Heinrich von Treitschke gebärdet sie sich ganz preußisch-national. Die historischen Ereignisse werden in dieser Geschichtsschreibung auf das Hohenzollernsche Preußen-Deutschland direkt eingestellt. Aus einer für Preußen glühenden patriotischen Seele hervorgegangen, will die Geschichtsschreibung eines Treitschke direkt den Geist des preußisch-deutschen Patriotismus anfeuern. Die Geschichtsschreibung macht sich hier zum bewußten Organ des preußisch-deutschen Staatsgedankens. In Treitschke selbst steckt viel Draufgängerehrlichkeit; er ist fanatischer preußischer Patriot und nicht einfach wohlbestallter und bezahlter Hohenzollernagent.

Die nationale Staatsidee ist eben nichts Künstliches, Gemachtes: Sie war und ist noch zum Teil eine L e b e n s r i c h t u n g d e r Z e i t. Und als solche stürmt sie förmlich in die Geschichtsschreibung hinein. Sie ist zeitlich vollberechtigt und von höchster Daseinskraft. Es müssen gewisse Zeitalter national denken und empfinden, weil die Völker dieses Zeitalters aus einem gewissen Zustand ohnmächtiger Zersplitterung in die höhere Existenzform nationaler kraftvoller Geschlossenheit treten wollen. Der nationale Gedanke ist (man gestatte mir diese bewußte Übertreibung) eine geschichtsbildende *Idee* einer ganzen Zeitepoche. So ist denn der deutsche Einheitsgedanke in dem großen sozialistischen Agitator Lassalle wie in dem kleinbürgerlichen Patrimonialrichter Schulze-Delitzsch lebendig, und der *Konservative* Bismarck verwirklicht ihn durch eine kühne Blut- und Eisenpolitik. Von deutscher Einheit redet das Programm der Fortschrittspartei, und Lassalleaner rufen die Kampfesparole *Durch Einheit zur Freiheit!* in die Welt. Man sieht: Der ins Dasein drängende Einheitsgedanke springt verwegen selbst über alle Klassenunterschiede hinweg. Er ist ein Stück der allgemeinen Zeitseele.

Heute erkennen wir die B e r e c h t i g u n g, aber zugleich auch die B e s c h r ä n k t h e i t dieser nationalen Geschichtswissenschaft Deutschlands. Aus dem bewegten, leidenschaftlichen Ringen der Zeit nach nationaler Einheit herausgeboren, erfüllte sie die große Aufgabe der Zeit und half ideell Deutschlands Stämme zu einem einheitlichen Nationalstaat verschmelzen. Sie erwies

[6]) Siehe F r e y t a g *Bilder von der Entstehung des Deutschen Reichs*, gesammelt und herausgegeben von Rudeck / Leipzig 1912 /, pag. 184 ff.

sich eben als Geburtshelferin praktisch-historischer Bestrebungen, diese nationale Geschichtsschreibung; aber sie war wegen dieser Hebammendienste, die sie der kreißenden Zeit leistete, nicht weniger wissenschaftlich. Ihre Tendenz war die Tendenz der Zeit überhaupt, und indem sie selbst Zeitgeschichte formte, nahm sie an dem wesentlichsten, wirklichsten Zug des Lebens teil. Wissenschaft soll, wie ich betonte, schaffendes Wissen sein, ein bewußtes, grundsätzliches Fortentwickeln des Lebens selbst. Man kann heute ruhig von der Tendenz der nationalen Geschichtsschreibung sprechen, weil man diese in ihrem ganzen Wirken schon überschauen und zeitlich begrenzen kann. Sie erscheint uns in allerjüngsten nationalen Geschichtswerken heute als *tendenziös*, als gemacht, weil sie eben aufgehört hat Geschichte zu machen. In einer Epoche, deren eigentliche Lebensrichtung nicht mehr national ist, die bereits an der Gestaltung internationaler Institutionen planvoll und emsig arbeitet, wird eine nur nationale Geschichtsschreibung unwahr, im bösen Sinn des Worts tendenziös. Aber diese Tatsache darf uns nicht ungerecht gegenüber der berechtigten Epoche nationaler Geschichtsschreibung stimmen, gegenüber der Epoche, in der die Geschichtsschreibung das aussprach, was ist, in der sie dem wirklichen, tatsächlichen Ringen der Zeit Ausdruck verlieh, in der sie selbst Leben schuf. Und das war ihre bedeutungsvollste, charakteristischste Seite. Die nationale Geschichtsschreibung hat auch ihre großen Propheten und Märtyrer gehabt, die schon bei der ersten Morgenröte der aufsteigenden nationalen Idee deren große Wirklichkeitskraft, deren schöpferisches Wesen erkannten. Der alte Ernst Moritz Arndt, der in Greifswald und Bonn Geschichte dozierte und den nationalen Einheitsgedanken männlich und kraftvoll aussprach, ist in den Tagen der schmachvollen Demagogenverfolgung ein echter, rechter Märtyrer der nationalen Geschichtsschreibung geworden.

Elementare Lebenskräfte trieben die nationale Idee und die nationale Geschichtsschreibung empor. Aber das Leben blieb bei dieser Idee nicht stehen, es schritt kühn über sie hinweg. Die nationale Wirtschaft wurde zur Weltwirtschaft, der Einzelbetrieb zum Kollektivbetrieb. Dem Zeitalter des Einzelbetriebes hing etwas Individuelles an, das Massenhafte, Kollektivistische im wirtschaftlichen und sozialen Leben trat erst in dunklen Umrissen hervor. Die Masse hatte zum Teil noch wenig Eigenleben, sie gebärdete sich rein als Geleitete, Geführte, gleichsam als von außen Fortgeschobene. Hatte sich das Zeitalter der Sippengewalt nicht von der Vorstellung der Göttlichkeit des Sippenoberhauptes trennen können, beobachtete sie noch bis in die Tage der eigentlichen Staatsherrschaft hinein den Ahnenkultus, so befreite sich das Regime des Nationalstaates nicht leicht von der Vorstellung des Übermenschentums führender Dynastieen, führender Heroen. Der Ahne als der seiner Sippe wohlgeneigte, gnädige Gott verschwand wohl, aber das Gottesgnadentum der staatlichen Herrscherfamilie bestand fort. Eine Art Halbgott, Heros blieb der Herrscher, der Lenker, der Führer der Völker noch, und selbst im 19. Jahrhundert errichtete noch ein Carlyle dem Heroenkultus zahlreiche Altäre.

Da brach in eben diesem 19. Jahrhundert eine Weltwende an. Die neue Zeit entfesselte neue Lebenskräfte: organisierte Massenbetriebe und sich selbst organisierende Massen. Die Arbeit trat aus ihrer Vereinzelung heraus und offenbarte sich nun als große, aufbauende gesellschaftliche

Kraft. Wälzte sie so vor den Augen der Zeitgenossen die ganze Gegenwartswelt um, so lag es nahe ihre revolutionäre, gestaltende Kraft in der Vergangenheit zu verfolgen. Und Marx verfolgte die Geschichte dieser gesellschaftlichen Arbeit, der Entwickelung ihrer Produktivität und gelangte zu seiner ökonomisch-kollektivistischen Geschichtsauffassung. Die ökonomische Seite der sogenannten *materialistischen Geschichtsauffassung* ist nicht das wirklich Neue an der Marxschen Geschichtsauffassung. Stark ökonomisch dachte schon der alte Möser in seiner *Osnabrückischen Geschichte*, in den historisch-philosophischen Betrachtungen der *Patriotischen Phantasieen* und in seinen kleinen historischen Aufsätzen. Aber Frühlingsfrische atmeten die kollektivistischen Ideengänge der Marxschen Geschichtsauffassung. Da sehen wir im *Kommunistischen Manifest* neue kollektivistische Momente im ganzen Wirtschaftsleben auftauchen, da läuft vor uns der ganze Entwickelungsprozeß der Arbeiterorganisation von der natürlichen Zusammenfassung der Proletarier in der Fabrik bis zu deren politischen Klassenkampforganisation ab. Vieles ist mit Seheraugen geschaut, und nicht nur geschaut sondern schon vorausgeschaut. Und das neu erfaßte ökonomisch-kollektivistische Moment wird zur Aufhellung der Geschichte der Vergangenheit benutzt.

Aber das neue Licht soll nicht nur nach rückwärts sondern nach vorwärts leuchten. Diese Marxsche Geschichtsauffassung will auf Zukunftsbahnen Licht werfen, sie will, dem Leben entspringend, diesem neue Wege weisen. Hier wird der Drang der Geschichte Leben zu schaffen direkt elementar. Die Geschichtswissenschaft, die in der Wirtschaft, im sozialen Leben die Bildung kollektivistischer Organisationen erschlossen hat, klingt in die aufpeitschende Wendung aus: Proletarier vereinigt euch, fügt euch zu großen kollektivistischen Organisationen zusammen! Das gestaltende Lebensprinzip in der historischen Wissenschaft eines Marx offenbart sich uns in allen seinen historischen Theorieen, vor allem in seiner Lehre vom Klassenkampf. Durch die ganze geschriebene Geschichte läuft nach seiner Ansicht der Klassenkampf. Die ganze Geschichte ist ein Kampf zwischen ausbeutenden und ausgebeuteten Klassen. Und aus diesem weltgeschichtlichen Kampfe sollen eben die ausgebeuteten Klassen der Gegenwart die Bedeutung dieses Kampfes für ihre eigenen Befreiungskämpfe ermessen. Die Marxsche Theorie will also eine Lehre für die kommenden geschichtlichen Befreiungskämpfe der unterdrückten Arbeiterklasse geben.

Die Marxsche Geschichtswissenschaft hält erfreulicherweise sorgfältig mit den Tatsachen des Lebens Schritt. Als sich die Verfasser des *Kommunistischen Manifests* in das Leben der primitiven Völkerschaften Amerikas und Australiens vertieften, schränkten sie den Satz, daß die bisherige Geschichte die Geschichte von Klassenkämpfen sei, auf die nur geschriebene Geschichte ein. Die Bedeutung der Geschlechterverfassung ging ihnen auf, und mit dieser Erkenntnis schalteten sie das Prinzip des Klassenkampfs aus der Geschichte der Völkerschaften aus, die noch unter der Herrschaft der Sippenverbände stehen, auf Grundlage des Gemeineigentums wirtschaften und noch nicht in Klassen zerfallen. Eine sehr wichtige Korrektur an dieser Marxschen Geschichtstheorie. Und die Rolle des Klassenkampfs in der Geschichte, so glaube ich, wird noch genauer umgrenzt werden müssen, denn wir scheinen unter dem Einfluß der Marxschen Theorie häufig da Klassenkämpfe in die Ge-

schichte hineinzutragen, wo sich die Angehörigen einer scharf abgezeichneten Gesellschaftsschicht noch nicht zu einer kriegführenden Klasse zusammengefaßt haben. Klassengegensätze bestehen zwar schon, aber es mangelt an einer Klassenorganisation, und es fehlen die Klassenkämpfe. Hier wird das wirkliche geschichtliche L e b e n die Geschichts t h e o r i e korrigieren müssen. Sicher ist das eine: Das von Marx so fest umrissene ökonomisch-kollektivistische Moment ist eine Grundkraft unseres technisch-wirtschaftlichen Zeitalters. Die Marxsche Geschichtsauffassung verknüpft uns mit dem gestaltenden Leben selbst. Und solange sich der ö k o n o m i s c h e K o l l e k t i v i s m u s in der Umwälzungsgeschichte der Kulturwelt b e t ä t i g t, wird die ökonomische Geschichtsauffassung eines Marx wissenschaftlich wahr, objektiv sein. Sie ist w i s s e n s c h a f t l i c h wahr, weil sie l e b e n s wahr ist, weil sie die Grundrichtung der Zeit vom Standpunkt u n s e r e r gesamten Kenntnisse aus richtig zum Ausdruck bringt. Und als lebendige Geschichtswissenschaft wird sie ihrerseits geschichtliches Leben schaffen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WILHELM SCHRÖDER · DIE ANGST VOR DEM EIGENEN MUT

EINES alte Sprichwort, wonach dafür gesorgt ist, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen, gilt vor allem für das politische Leben. Genau genommen sind hier die Gärtner selbst am meisten beflissen ihr Teil zu tun, daß die Bäume sich im Wachstum nicht übernehmen. Was schon in der Zeit von 1903 bis 1906 der Sozialdemokratie, wenn auch nur mit beträchtlicher Kraftaufwendung, gelang, und was dann zum Nutzen unserer Partei die bürgerlichen Interessenvereinigungen mit weniger Rumoren und mehr Schlauheit fertig brachten, das scheint in der Gegenwart wieder Aufgabe einiger Kreise in unserer Partei zu sein. Nämlich uns bei den Leuten, die uns vorab als Stütze nützlich sind, die Sympathieen zu verscherzen. Diese Kunst gelingt ihnen, indem sie sich zum Vergnügen der Regierung und der Konservativen derart geben, daß die Parteien, die mit uns im Bunde vielleicht der Politik eine andere Richtung weisen könnten, sich so weit als möglich von uns abwenden und den nach rechts strebenden Kräften in ihren Reihen williger als es zu Anfang des Jahres möglich schien Gehör schenken. Die nationalliberale Angst vor der eigenen Courage spielt, wenn auch natürlich nicht in nationalliberaler Gestalt, in den Reihen der Sozialdemokratie gleichfalls eine Rolle.

Diese Angst, nennen wir sie einmal die Angst um Erhaltung des rechten Glaubens oder der wohlbewährten Grundsätze, trat mit schlotternder Gebärde auf die Gasse, gleich nachdem bekannt geworden war, daß der Parteivorstand sich mitten im heißen Reichstagswahlkampf zu einer Tat entschlossen hatte. Zu einer Tat, von der man denken sollte, daß sie nur den verbissenen Gegnern des politischen Fortschritts Schrecken einjagen würde. Das Stichwahlbündnis mit der Fortschrittspartei und die an manchen Orten mit den Nationalliberalen getroffenen Vereinbarungen hatten nicht nur der Sozialdemokratie die unerhörte Zahl von 110 Sitzen sondern der gesamten Linken eine, wenn auch geringfügige Mehrheit im Reichstag verschafft. Das 1907 gar eilig gegen den sozialdemokratischen Feind ausgespielte Wort *Was kümmert mich die Regel!*

kam diesmal der Sozialdemokratie und ihrer Führung derart ausgiebig zugute, daß unter einer politisch geschulten Anhängerschaft eitel Genugtuung hätte herrschen sollen. Diese Genugtuung hätte um so größer sein müssen als fortschrittliche und nationalliberale Wähler in einem bis dahin noch nicht erlebten Umfang die mit der Muttermilch eingesogene Rotscheu überwanden, ihre von den sozialdemokratischen doch beträchtlich weit entfernten Interessen zurückstellten und so den Erfolg der Linken im allgemeinen und der Sozialdemokratie im besondern ermöglichten. Daß die neue Sachlage im politischen Leben Deutschlands von dem größten Teil der bürgerlichen Linken gewürdigt wurde, zeigte die Wahl des Reichstagspräsidiums am 9. Februar, die von neuem das Ansehen der Sozialdemokratie derart bei Freund und Feind emporhob, daß man sagen konnte, die Möglichkeit neuer politischer Erfolge sei unserer Partei förmlich auf dem Präsentierteller dargeboten worden.

Wie aber nützte man in der Sozialdemokratie diese Sachlage? Kaum waren unsere Abgeordneten auf ihren 110 Sitzen warm geworden, so erschienen im impossibilistischen Teil unserer Parteipresse ausgedehnte Enthüllungen, nicht über die Anschläge einer reaktionären Regierung und der ihr verbündeten Parteien sondern über Verfehlungen, deren unser Parteivorstand sich bei dem erfolgreichen Stichwahlabkommen schuldig gemacht haben sollte. Was kümmert uns die Regel? Unendlich viel, denn nur durch peinliche Beobachtung des hergebrachten Rituals ist der Aufguß angeblich bewährter Prinzipien in Reinkultur zu erhalten. Mit welchem Behagen mögen die Führer der Reaktion jene gegen die *Dämpfung* des Stichwahlkampfs gerichteten Kraftworte vernommen haben, wonach es wirklich und wahrhaftig schwer sein soll die vertrackten »Zeilen des Abkommens zu lesen, ohne daß einem die Röte der Scham oder des Zornes über die fortschrittliche Zumutung ins Gesicht steige«.

Aber aus dem Osten stieg in diesem Fall nicht nur das strafende Ungewitter sondern auch die beseligende Erleuchtung empor. Unsere polnische Parteigenossin, die dermaßen die deutsche Parteileitung abzustrafen verstand, bot auch sofort das Mittel zur Heilung und Besserung aus. Sinnigerweise sollte die Veredelungskur an mehreren Stellen und zwar auch an jenem Teil des Körpers der proletarischen Organisation beginnen, dessen Wesen und Gestalt seit je bei den Ästheten des Klassenkampfs Mißbehagen geweckt hat: auf gewerkschaftlichem Gebiet nämlich.

»Nicht in einer geschäftigen Jagd nach Mandaten durch ein Techtelmechtel mit dem Liberalismus sondern durch einen sofortigen Appell zu Massenaktionen größten Stils im ganzen Lande für die Eroberung des preußischen Wahlrechts, für den Achtstundentag, für die Einführung des Milizsystems, so wäre der Wahlsieg zur Machtstärkung des Proletariats und zugleich unserer Position im Reichstag in der einzig richtigen Weise erzielt worden.«

Noch deutlicher rief unsere Genossin Luxemburg in einer in Bremen gehaltenen Rede die 4¼ Millionen Wähler zu ihrer Pflicht auf nun doch einmal ihre Macht gebrauchen zu lernen:

»Ihr müßt jetzt als Masse auf den Kampfplatz und müßt für das preußische Wahlrecht und für den Achtstundentag auf der Straße kämpfen.«

Das Geschäft ist richtig, pflegte ein Altberliner Kneipwirt zu sagen; und dem Rezept unserer Parteigenossin bleibt nur um deswillen die Wirkung versagt, weil etliche Führer des Proletariats sich partout der Befolgung widersetzen. Und zwar gerade diejenigen, die doch am ehesten für das in Leipzig

und Bremen empfohlene Heilmittel dankbar sein sollten. Die 4¼ Millionen sozialdemokratischer Wähler und ein gutes Teil deutscher Arbeiter mehr wären auf dem besten Weg zum Achtstundentag, wenn gerade bei den Gewerkschaftsleitern sich nicht jener nichtsnutzige Hochmut kleiner gesättigter Geister breit machte. In plumpem Deutsch schrieb der *Grundstein,* das Organ des Bauarbeiterverbandes, am 16. März 1912 als Antwort auf die *radikale* Einladung an die deutsche Arbeiterschaft:

»Das ganze, der Wirklichkeit abgewandte Wesen dieser Propaganda, wovon die Luxemburgischen Reden und Artikel nur den Gipfel darstellen, ist der Grund, auf dem die Schwierigkeiten wachsen, ohne die heute kaum noch eine Lohnbewegung größeren Stils durchgeführt werden kann . . . Die Arbeiterschaft auf die Straße zu drängen, das war der Lieblingswunsch des alternden Bismarck, der diesen sauberen Plan durch Lockspitzel zu verwirklichen trachtete. Vergeblich: Die Arbeiterschaft war schon damals zu reif für solchen Wahnwitz. Sie wird es hoffentlich auch jetzt sein, wo es Parteimitglieder sind, die diesen Wahnwitz predigen.«

Das ist nicht sehr höflich, scheint aber doch einigermaßen von der Stimmung in den organisierten Schichten der deutschen Arbeiterschaft zu zeugen, auf die man *nolens volens* bei Massenaktionen ja wohl immer noch Rücksicht nehmen muß.

Woran es liegt, daß gerade die Führer der organisierten Massen so wenig geneigt scheinen ihre Sache auf nichts zu stellen, mag ein anderer ergründen. Vielleicht geht man aber nicht fehl, wenn man annimmt, daß etliche Erinnerungen an eine nicht gar zu fern abliegende Vergangenheit den schwerfälligen Deutschen das Ohr verstopft haben. Waren es doch gerade die der Genossin Luxemburg gleichfalls am Herzen liegenden russischen Proletarier, die ihr Rezept buchstabengetreu anwandten und dabei leider nun einmal nicht so fuhren, wie es ihnen ihre deutschen Brüder von Herzen gewünscht hätten. Denn wenn man auf die Straße steigt, will man ja wohl den Achtstundentag nicht auf acht Tage sondern dauernd erringen. Aber auch sonst sieht das Tun und Treiben der organisierten Arbeiterschaft verzweifelt wenig einer Sehnsucht nach dem politischen *Va banque*-Spiel ähnlich. Die Gewerkschaften häufen eine Million Mark auf die andere, stellen bei ihren Kämpfen kaum noch die Verzweiflung ausgehungerter Proletarier, desto mehr aber ihren Kriegsschatz als Faktor in Rechnung und suchen, auf ihr Vermögen gestützt, dem gerade darob sich unbehaglich fühlenden Unternehmertum bessere und einigermaßen dauernde Lohn- und Arbeitsverträge abzuringen. Nun erst das Genossenschaftswesen mit seinen Arbeiterwohnungsbauten, seinen Sparkasseneinrichtungen, seinem Bankinstitut, der von seinen Leitern gehegten Zukunftspläne gar nicht zu gedenken. Erst dieser Tage haben Gewerkschaften und Genossenschaften den Plan einer mit ansehnlichem Grundstock versehenen Volksversicherung zur Wirklichkeit werden lassen; und es soll uns gar nicht wundern, wenn diese Neuerung nicht nur bei den erklärten Gegnern jeder selbständigen Arbeiterbewegung das Denunziationsfieber zum Ausbruch bringt sondern auch bei unseren ultraradikalen Glaubenswächtern als ketzerische Unreinheit verschrien wird. Gibt es doch in unseren Reihen selbst heute noch Fossilien der reinen Lehre, die jeden Schritt in ein neues Gebiet als Versündigung verdammen.

Doch nicht nur Gewerkschaften und Genossenschaften, die sich ja nie stubenrein benommen haben, sondern auch die offizielle Sozialdemokratie richtet sich mit einer Bequemlichkeit im Gegenwartsstaat ein, als ob sie den Übergang

in die neue Gesellschaft für eine durchaus unriskante Sache hielte. Klingt es nicht wie Hohn auf alle Desperadopolitik, daß sozialdemokratische Proleten eine Aktiengesellschaft *Lindenhaus* gründen, die zu dieser Gründung erforderliche Million bar vor den aufhorchenden Revisoren des Handelsgerichts auf den Tisch legen, dann für 3½ Millionen Mark dem *Vorwärts* ein neues Geschäftsgebäude erwerben und durch Barzahlung von 850 000 Mark einer schwindsüchtig gewordenen Baufirma wieder auf die Beine helfen? Wenn das vor zwanzig Jahren ein Mitglied der Berliner Preßkommission erlebt hätte, ihm wäre grün und gelb vor den Augen geworden; sei es von wegen der bürgerlich-kapitalistischen Verseuchung der Sozialdemokratie, sei es auch nur *propter invidiam.*

Man wird mich der Abschweifung vom ursprünglichen Gegenstand zeihen. Denn was haben diese Geschehnisse mit der parlamentarischen, überhaupt mit der politischen Haltung der Sozialdemokratie zu tun? Doch wohl einiges. Sie lassen den fatalen Widerspruch zwischen Worten und Handlungen erkennen. Die wirtschaftliche Macht, die die deutsche Arbeiterschaft in der politischen wie in der gewerkschaftlichen und genossenschaftlichen Bewegung sich erobert hat, muß auch im parlamentarischen Leben, auch in ihrem Einfluß auf die Staatsgewalt zur Geltung kommen, wenn nicht das Gemeinwesen Schaden leiden soll. Nicht nur die Arbeiterschaft, sondern auch diejenigen bürgerlichen Schichten, die an einer ruhigen sozialen Entwickelung ein Interesse haben, verlangen, daß die Sozialdemokratie auf dem Boden der Politik ihrer wirtschaftlichen Macht entsprechend bewertet wird; und manche preußischen Minister wissen in Gemeinschaft mit den reaktionären Wortführern sehr wohl, was sie tun, wenn sie alles aufbieten, um diese Macht nicht zum Ausdruck kommen zu lassen. Es ist auch dies eine Politik höchst unkluger Verzweiflung, eine Politik, die den heutigen Machthabern Schaden statt Nutzen bringen wird, weil es unmöglich ist neu auftauchende wirtschaftliche Mächte dauernd außer Rechnung zu stellen. Aber hat die Sozialdemokratie ein Interesse daran diese Art Politik zu stützen? Man sollte meinen, das Gegenteil wäre der Fall. Wer in den Reihen der Arbeiterschaft das Gefühl der Verantwortlichkeit in sich spürt, ist über das Luxemburgische Rezept zur Tagesordnung hinweggegangen; und die Blamage der paar desparaten Geister in der deutschen Sozialdemokratie wäre unheilbar, wenn sie ihre tönenden Worte in die Tat umsetzen und wegen Einführung der Miliz und des Achtstundentags die 4½ Millionen auf die Straße locken wollten. Nicht 5 % der Eingeladenen würden dem Appell zurzeit folgen.

Ganz anders aber hat das Geschrei der Desperados auf die parlamentarische Tätigkeit eingewirkt. Nicht etwa, daß zu sagen wäre, die Leipziger und Bremer großen Worte hätten der politischen Haltung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion die Richtung gewiesen. Das wäre zu viel behauptet. Aber die Erörterungen, die sich zunächst an das Stichwahlabkommen knüpften, haben die Angst vor der eigenen Courage geweckt und das Gefühl in der Arbeiterschaft aufkommen lassen, daß es besser gewesen wäre überhaupt von einem Übereinkommen mit einer bürgerlichen Partei abzusehen, wenn man Scheu trug dem ersten Schritt den zweiten folgen zu lassen (was sich bei der Präsidentenwahl deutlich zeigte). Es geschah dann auch außerhalb des Parlaments mancherlei in den Reihen der Sozialdemokratie, was einem weitern

Zusammenwirken mit der bürgerlichen Linken hinderlich war. Man braucht nur an das Ketzergericht gegen Hildebrand und an das trotz seiner Drolligkeit kaum anheimelnder wirkende Kesseltreiben gegen den Ritualverächter Landsberg zu erinnern. Man denke ferner an das beschämende Spektakelstück, das unsere Exaltados in Württemberg aufführten, will man die Wirkung unserer Handlungen nach außen hin beurteilen. Es wird ja zutreffen, daß der Rückgang der sozialdemokratischen Stimmen bei den beiden Nachwahlen in Oldenburg und Mecklenburg auch ohne das erwähnte Aufbegehren der Glaubenswächter eingetreten wäre, daß er auf Zufälligkeiten beruht. Aber es muß doch daran erinnert werden, daß auch 1903 der innerparteiliche Spektakel mit sehr ungünstig ausfallenden Nachwahlen parallel lief. So arg wie damals steht es in diesem Jahr nun ja nicht um die Selbstzerfleischung der Sozialdemokratie. Aber immerhin waren in dem halben Jahr, das seit dem Siege des 12. Januar jetzt verflossen ist, genügend Kräfte am Werk, die es verhinderten, daß der Teil der Macht, der uns im politischen Leben zukommen sollte, überhaupt zur Geltung kam.

Und dennoch müssen wir über den Berg. Das Stichwahlabkommen war der erste wirkliche Schritt zu einer Umgestaltung der politischen Zustände in Deutschland, und eben um deswillen erregte er den Zorn der Konservativen drüben und in unseren Reihen. Ihm müssen andere Verständigungsversuche mit bürgerlichen Parteien folgen, wenn unser politischer Einfluß dem wirtschaftlichen entsprechen, wenn es mit der Entwickelung, auf die wir uns im Interesse der deutschen Arbeiterschaft nun einmal eingerichtet haben, vorwärts gehen soll. Zurzeit wird die Sozialdemokratie als politische Vertretung der Arbeiterschaft in Deutschland noch nicht so bewertet wie es ihr nach ihrer wirtschaftlichen Bedeutung gebührte.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · KOLONIALBEGEISTERUNG, *ATLANTICUS* UND K. KAUTSKY

FREISINNIGE Blätter wiesen vor kurzem auf eine, zur Zeit der Veröffentlichung in der Partei nicht übermäßig beachtete und heute schon halbvergessene Schrift eines ungenannten Verfassers *Atlanticus* hin.[1]) K. Kautsky hat zu jener Schrift, die im Dietzschen Parteiverlag erschien, ein, wie gewöhnlich etwas längeres Vorwort geschrieben, und so wurden ihm, nicht *Atlanticus*, vom *Berliner Tageblatt* ein paar für die Monarchie recht anerkennende, dagegen für die Republik wenig freundliche Äußerungen schadenfroh entgegengehalten. Für diese lehnte wiederum K. Kautsky alsdann jede Verantwortlichkeit ab, durch eine jener charakteristischen unzähligen Erklärungen, die, wie wir zu unserer und sicherlich auch der Partei nicht geringen Freude hören, demnächst in einem, auf etwa 10 bis 12 Bände berechneten Monumentalwerk gesammelt erscheinen sollen, und zwar unter dem Titel *Gegen Mißverständnisse: meiner Kritiker* (Band 1) *und meiner engeren Freunde* (Band 2 bis 10 respektive 12 bei Fortdauer der jetzigen edelmarxistischen Auseinandersetzungen).

Formell hatte K. Kautsky mit seiner Ablehnung zweifellos nicht unrecht,

[1]) Siehe *Atlanticus Ein Blick in den Zukunftsstaat: Produktion und Konsum im Sozialstaat*, mit einer Vorrede von Kautsky / Stuttgart 1898/.

obwohl unser Allesbeweiser, dem wie Terenz nichts *Menschliches* fremd geblieben ist, gerade auf diesem strittigen Gebiet mit mancherlei überaus stattlichen Leistungen aufzuwarten vermag: man denke nur an sein vernichtendes Urteil über die Jaurèssche Blockpolitik zur Verteidigung der französischen republikanischen Verfassung gegen alle monarchistischen Untergrabungsversuche; ein Urteil, das stellenweise für die Monarchie ebenso lobend wie für die Republik absprechend und sogar niederschmetternd lautete. Doch das interessiert uns heute nicht. Dagegen veranlaßte mich der erwähnte Zwischenfall wieder einmal die *Atlanticus*schrift hervorzuholen, und ich bereue es nicht. Einmal wegen verschiedener lehrreicher Ziffern und Ausführungen des jetzt so schnöde abgeschüttelten Verfassers. Weiter jedoch wegen der warm empfehlenden Vorrede des damaligen K. Kautsky, einer Vorrede, die selbst ohne die darauf folgenden Darlegungen von *Atlanticus* durchaus lesenswert bleibt. Vor allem werden die beiderseitigen Ausführungen zur Kolonialfrage manchen zum Nachdenken, sei es über die Verfasser sei es über die sachliche Frage selber, anregen. Deshalb seien sie in erster Linie berücksichtigt.

TLANTICUS entpuppt sich nämlich, bei aller Begeisterung für den Zukunftsstaat und das Endziel, als der strammste Kolonialschwärmer, der wohl überhaupt bisher in der Partei zu Wort gekommen ist. Man müsse ernstlich mit der Möglichkeit rechnen, daß der Sozialstaat, da auf keinen Fall »die ganze Erde auf einmal« zum Sozialismus übergehen könne, seinen notwendigen Bedarf an fernländischen, kolonialen Erzeugnissen (ausdrücklich genannt werden hier zunächst Tee, Kaffee, Kakao, Gewürze, Seide, Südfrüchte usw.) nicht mehr durch Austausch von außen her gedeckt erhalte. Zur Sicherung seines wirtschaftlichen Lebens seien deshalb für den bedrohten Sozialstaat angegliederte Kolonieen unbedingt nötig, um auch für diese die Produktion und die notwendigen Lieferungen einheitlicher und zielbewußter zu ordnen als heute bei der regellosen Austauschpfuschwirtschaft:

»Ein gerechter internationaler Produktenaustausch wäre nur möglich unter der Voraussetzung einer Weltrepublik, und die kann bei dem sehr ungleichen Bildungs- und Kulturniveau selbst der europäischen Völker sehr lange auf sich warten lassen. Jedenfalls ist das weitaus Näherliegende ein Staatswesen, welches innerhalb seiner eigenen Grenzen, inklusive der Kolonieen, sich selbst genügen kann. England ist zum Beispiel vollständig in der Lage sich selbst genügen zu können, aber selbst für Deutschland wäre dies nicht so sehr schwierig. An brauchbaren Tropenkolonieen hat es vollauf Genüge, um seinen ganzen Bedarf an tropischen Erzeugnissen in hoher Qualität produzieren zu können. Kamerun ist zum Beispiel nach den neueren Forschungen, namentlich von Wohltmann, ein landwirtschaftlich hochwichtiger Besitz, der für die Erzeugnisse von Kaffee, Kakao, Tabak die denkbar günstigsten klimatischen und Bodenverhältnisse aufweist. Neuguinea erzeugt eine Baumwolle, die die besten amerikanischen Marken übertrifft. Ausgezeichnet für den Kaffeebau geeignet ist auch das Bergland von Usambara (Ostafrika), auch Deutsch Südwestafrika läßt sich für die Viehzucht, namentlich Schafzucht, recht gut verwenden. . . . [Die] trockenen Savannen von Ostafrika werden sich wenigstens zur Viehzucht, Rinderzucht, benutzen lassen. Wenn man vielleicht auch nur auf 10 Hektar wird 1 Stück Rindvieh halten können, so wären da doch bei völliger Ausnutzung 8 bis 9 Millionen Rinder unterzubringen. Deutsch Südwestafrika könnte sicher 25 bis 30 Millionen Schafe auf seinen 80 Millionen Hektar ernähren, welche nahezu die gesamte Wolleinfuhr Deutschlands aus Australien und Argentinien ersetzen könnten. Ein Teil der höher gelegenen Striche von Ostafrika wird sich jedenfalls auch noch zu Weizenbau verwenden lassen, man hat wenigstens schon bei Tabora schönen proteinreichen Weizen erzeugt. Für Südfrüchte, Orangen,

Feigen, Mandeln etc. werden die bewässerbaren Talgründe in Deutsch Südwestafrika recht geeignet sein; selbst wenn man nur ein Tausendstel von Südwestafrika bewässern könnte, gleich 80 000 Hektar, so würde doch der Bedarf an Südfrüchten reichlich gedeckt. Für den Anbau von hochwertiger Baumwolle, edlem Tabak, Ramie lassen sich von den außerordentlich fruchtbaren Alluvialebenen Neuguineas sicher 400 000 bis 500 000 Hektar dem Urwald abringen. . . . Was den Import an Getreide, Vieh, Fleisch anlangt, dessen Wert 1891 bis 1896 im Mittel eine Höhe von 600 bis 700 Millionen Mark erreichte, so können diese Nahrungsmittel fast vollständig in Deutschland selbst erzeugt werden, sobald erst die Landwirtschaft einheitlich organisiert ist. . . . Der deutsche Weizen ist allerdings recht proteinarm . . . Lassen sich jedoch in den Hochebenen Ostafrikas nur 1 bis 2 Millionen Hektar für Weizenanbau tauglichen Bodens (gleich 1 bis 2 % der Gesamtfläche) ermitteln und darauf nur 1000 Kilo pro Hektar Weizen produzieren, so könnte Deutschland, auch was den Bedarf an hochwertigem Weizen anlangt, bereits bei seinem jetzigen Kolonialbesitz von der übrigen Welt unabhängig dastehen. Es brauchte dann bloß in Ostafrika die Eisenbahnen zu bauen, Bodenmeliorationen, namentlich künstliche Bewässerung, einzurichten. . . .

Jedenfalls ist der Kolonialbesitz Deutschlands ein geradezu ausschlaggebender Faktor für die Lösung der sozialen Frage, und die einzige Sorge sollte sein, daß nicht zu viel Land zu Spekulationszwecken erworben, der Staat später nicht gezwungen wird Milliarden dafür auszuwerfen, was er jetzt umsonst hat. Vor allem aber müßten überall landwirtschaftliche Versuchsstationen gegründet, geologische Durchforschungen, Vermessungen ausgeführt werden. . . . Die Sozialdemokratie würde in ihrem eigenen Interesse handeln, wenn sie, anstatt die Kolonialbudgets schroff zu bekämpfen, proponierte jährlich einige Millionen zur wissenschaftlichen Erforschung und Anlage von einigen Dutzend Versuchsstationen auszuwerfen. . . .

Selbst den gleichzeitigen Sieg des Sozialismus auf der ganzen Linie vorausgesetzt: glaubt man wirklich, daß damit alle nationalen Gegensätze abgeschafft, die Engländer zum Beispiel ohne weiteres großmütig mit den Deutschen werden teilen respektive sich zu einem billigen, gerechten Produktenaustausch werden verstehen wollen? . . . Die gegenwärtige Feindseligkeit der Sozialdemokratie gegen die Kolonieen ist ja recht erklärlich aus dem Grunde, weil sie dem Staat nichts einbringen sondern nur Geld kosten, respektive den ganzen Vorteil von deren Ausbeutung Privatkapitalisten an sich ziehen. Das würde sofort anders werden, sobald der Staat daselbst auf seinen Ländereien, die ihn zudem nichts kosten, tropische Landwirtschaft im großen Stil treiben wollte. . . . Wenn man keine Kolonieen in anderen Zonen erwerben respektive die vorhandenen um jeden Preis losschlagen will, dann ist allerdings die Durchführung des Sozialismus möglicherweise in eine ganz unabsehbar ferne Zukunft, 500 oder mehr Jahre (Rodbertus!) hinausgerückt.

Will man in der nähern Zukunft etwas erreichen, dann darf es nicht heißen *Fort mit den Kolonieen!* sondern *Her mit den Kolonieen, mehr Kolonieen!*«[2])

Man braucht sich diesen Gedankengang keineswegs zu eigen zu machen, aber eine gewisse Folgerichtigkeit wird man ihm, vom Standpunkt des bedingungslos uneingeschränkten *Endziels* aus, nicht aberkennen können. Ist der Sozialismus als Abschaffung der zersplitterten produktiven Privatwirtschaft, als einheitlich geordnete Produktion durch und für die Gesellschaft glücklich verwirklicht, dann bleiben noch immer die heute vorkapitalistischen oder schwachkapitalistischen fernländischen Außenzonen, deren Produkte als Rohstoffe, Lebens- und Genußmittel auch fernerhin nicht zu entbehren sind, die wahrscheinlich sogar, bei der erweiterten Zukunftsproduktion und der gesteigerten Zukunftslebenshaltung für riesenhaft vermehrte Liefermassen herangezogen werden müssen. Soll man nach dieser Seite (immer vom Standpunkt des uneingeschränkten *Endziels* aus) auf der alten Stufe, halbgelähmt, auf den bloßen Austausch mit weiter privatwirtschaftlich ausgenutzten Ländergebieten angewiesen bleiben? Austausch! Privatwirtschaft! Welch ein Sündenfall, immer von der Höhe

[3]) Siehe *Atlanticus*, loc. cit., pag. 18, 20-21, 18-19.

des *Endziel*paradieses aus gesehen. Doch wenn nun einmal nicht die ganze Erde gleichzeitig zum Sozialismus übergehen kann: ist nicht wenigstens ein Kompromiß zwischen einheitlich gegebenem sozialistischen Gesellschaftsbedarf daheim und diesen vorsozialistischen Erdstrichen in der Ferne denkbar? Und unser Zukunftsstaatsschilderer antwortet darauf gläubig und zuversichtlich: Gewiß, durch einheitliche Organisation und Sicherung wenigstens des Lieferungswesens, die aber wiederum einen von den europäischen Wirtschaftszentren nach außen hin wirkenden Produktionseinfluß, eine Art kolonisatorischen Eingreifens in die rückständigen Außenzonen bedingt.

Nachdem *Atlanticus* erst in dieser Weise Mut gefaßt hat, schreckt er selbst vor den letzten Folgerungen nicht mehr zurück, nämlich vor dem Arbeitszwang gegen die Eingeborenen, die zunächst auf den Vorstufen zum Sozialismus weiter zurückbleiben:

»Die Schwierigkeit liegt einzig in der Heranziehung der Arbeitskräfte. Aber selbst diese Schwierigkeit ist nicht unüberwindlich. Weiße können allerdings in der eigentlichen Tropenzone unter keinen Umständen für physische Arbeiten verwendet werden. Man müßte, um es mit dürren Worten zu sagen, einen gewissen Arbeitszwang für die Eingeborenen einführen. Dieser Arbeitszwang darf durchaus nicht als Sklaverei aufgefaßt werden, er braucht ja durchaus nicht länger zu währen bei entsprechenden Leistungen als die Arbeitspflicht des Weißen in Europa [im Zukunftsstaat (Der Verfasser)]. Bei einer 10jährigen Arbeitspflicht für die Männer könnte zum Beispiel die 3 Millionen Menschen zählende Negerbevölkerung von Deutsch Ostafrika recht gut 200 000 Arbeiter stellen, die für die Bewirtschaftung von 300 000 Hektar Kaffeeland vollauf genügen würden. Ein so großes Areal von ausgezeichneter Bodenqualität würde aber allein Usambara bieten. Rechnet man nun, was bei fruchtbarem Boden durchaus nicht zu hoch ist, 1500 Kilo Kaffeeertrag pro Hektar, so wären das 450 Millionen Kilo, etwa das Vierfache des heutigen deutschen Kaffeekonsums. Dabei würde es denn nichts verschlagen, wenn man als Entgelt der ganzen Negerbevölkerung Nahrungsmittel und Baumwollekleider zukommen ließe im heutigen Wert von 100 bis 150 Millionen Mark; man wäre doch viel billiger zu diesem hochwichtigen Genußmittel gekommen als es heute möglich ist, wo den Löwenanteil stets Pflanzer und Kaufleute respektive fremde Staaten in Form von Ausfuhrzöllen einstecken.

Wenn man sich aus sentimentaler Gefühlsduselei auch zu einem solchen zeitweiligen Arbeitszwang für die Schwarzen nicht entschließen will, dann ist freilich nichts zu machen; freiwillig wird der Neger unter den heutigen Verhältnissen bei seiner Bedürfnislosigkeit selten arbeiten. Wenn zuweilen, namentlich in der sozialdemokratischen Presse, die Hartherzigkeit der Holländer verdammt wird, die auf Java die Eingeborenen zur Arbeit gezwungen haben, so weiß man dabei nicht, wie gering die zu leistende Arbeit ist, und wie unsäglich faul und nachlässig sie von den Eingeborenen betrieben wird. In den Kaffeedistrikten muß da eine Familie 650 Kaffeebäume versorgen, die im Mittel kaum eine Ernte von 250 Kilo liefern, in Sao Paulo (Brasilien) bearbeitet eine Familie gewöhnlich eine Pflanzung von 3000 bis 4000 Bäumen, die daselbst auf unverhältnismäßig schlechterem Boden selten unter 3000 bis 4000 Kilo Ertrag liefern. Die Anordnungen respektive die ganze Leitung und Verwaltung der Pflanzungen müßte freilich von weißen Beamten mit höherer landwirtschaftlicher Ausbildung getroffen werden: auf 100 Negerarbeiter wird schon ein Beamter bequem ausreichen. Renitenten Negern gegenüber braucht man auch nicht gerade zu Galgen und Rad zu greifen. Gelingt es indessen erst den Neger an Genüsse zu gewöhnen, ihm die Vorteile der Dienstzeit klarzulegen (ausreichende Versorgung für die spätere Lebenszeit), so wird er nachher ganz gerne freiwillig sich zum Eintritt melden. Arbeiten doch jetzt Neger in Ostafrika vielfach um einen Tagelohn von 50 bis 75 Pfennig, wie viel eher werden sie sich bei dem 4- bis 5fachen Entgelt mit der Arbeit befreunden.«

Selbst dieser gewagten Beweisführung läßt sich nicht alle Logik abstreiten. Wenn der ganze, bis ins einzelne ausgemalte freie Zukunftsstaat geradezu auf

der gesellschaftlich auferlegten Arbeitspflicht aller erwachsenen Angehörigen beruht (was fest geregelte Ausnahmen nicht ausschließt), und wenn der einzelne ohne Erfüllung dieser Arbeitspflicht sehen mag, wo er bleibt, nachdem ihm die Produktionsmittel und damit die Möglichkeit der Eigenproduktion entzogen sind: warum dann gleich über *Sklaverei* sich erzürnen und entrüsten, wenn über See die notwendige Liefersicherung weiter in einer gewissen Produktionssicherung und damit abermals in einer Art Arbeitspflicht, Arbeitszwang fest verankert wird? Die Hauptsache ist doch, wie im vollen Zukunftsstaat daheim, die Gegenleistung dafür, und hier wirft *Atlanticus* für Neger und sonstige Eingeborene Einkommensbeträge aus, die alle bisherigen Lebenshaltungsgewöhnungen solcher Schichten tief in den Schatten stellen.

Dennoch: Armer Gerhard Hildebrand, was bist du für ein schüchterner Waisenknabe gegen diesen zukunftsstaats- und *endziel*bewußten Himmelsstürmer. Und niemand legte damals Verwahrung dagegen ein, daß eine solche Schrift in dem namhaftesten, auf parteigenössische Kreise einflußreichsten Parteiverlag erschien? Und Genosse K. Kautsky war es sogar, der »dem Verleger e m p f a h l die Abhandlung als Broschüre herauszugeben«, da ihr »Umfang« bei der damaligen Erscheinungsweise der *Neuen Zeit*, der sie zuerst zur Veröffentlichung eingesandt war, sich »als viel zu groß dazu erwies«? Und in der, wie gesagt, längern Vorrede K. Kautskys wird die Empfehlung für weiteste parteigenössische Kreise wiederholt:

»Bei allen Verschiedenheiten und Gegensätzen ist der Verfasser doch Sozialist. . . . Die Schrift füllt eine Lücke in der bisherigen sozialistischen Literatur aus oder bahnt zum mindesten ihre Ausfüllung an. . . . Darum wünschen wir dem Büchlein einen guten Erfolg.«

NUN hat K. Kautsky in seiner erwähnten Erklärung allerdings darin recht, daß er sich keineswegs *voll und ganz* mit *Atlanticus* identifiziert habe. Aber wenn er dann weiter den Vorgang bei der früheren Veröffentlichung so darzustellen versucht, als ob der Verfasser, *endziel*bewußter *Sozialist*, obwohl ein Schüler mehr von Rodbertus und Menger als von Marx, vorerst schnöde bei allen bürgerlichen Verlegern abgewiesen worden sei und darauf ausgerechnet unter der *Toleranz* K. Kautskys ein letztes rettendes Asyl habe suchen müssen, und wenn K. Kautsky diesen ganzen Vorgang gar noch zu einem *Beweis* für die weitherzige Nachsicht der als unduldsam verschrienen Marxisten herauszuputzen versucht, so muß hier doch ein recht schlimmer Gedächtnisfehler untergelaufen sein. Die damalige Vorrede selber widerspricht schnurstracks einer solchen Ausflucht auf Kosten des namenlosen Verfassers. Die Schrift ist danach überhaupt keinem bürgerlichen Verlag vorher angeboten worden sondern war von vornherein für die *Neue Zeit* bestimmt. Für diese war sie lediglich zu umfangreich, und deshalb die Empfehlung einer Sonderausgabe im Parteiverlag. Wenn daneben in der Vorrede davon gesprochen wird, die Schrift habe »keine Aussicht in einem bürgerlichen Verlag angenommen zu werden«, so wird das nur als vage (meines Erachtens ganz unbegründete) Vermutung, nicht wie jetzt als tatsächlich gemachte Erfahrung hingestellt und soll dem ganzen Zusammenhang nach höchstens die damalige Empfehlung des Werkchens noch verstärken. Das ist, wie man sieht, ganz etwas anderes.

Für diese Auffassung sprechen außer den oben zitierten noch weitere Bemerkungen der Vorrede K. Kautskys. Spekulationen über die sozialistische

Zukunft, heißt es da, könnten, wenn »mit Sachverständnis und Geschick unternommen, nicht unbedeutenden propagandistischen Wert« erlangen; die Schrift sei »sehr verdienstlich«, »sehr beachtenswert«. Daran knüpft sich sogar eine ganz seltsame Lobpreisung der *Intellektuellen* vom Schlage des *Atlanticus*, so daß dadurch die Empfehlung der Schrift nochmals gesteigert wird. Diese Stellen sind zugleich so kennzeichnend für die Art des Verfassers, der nachgerade schon alles bewiesen und alles bestritten hat, daß die Wiedergabe einiger Glanzstücke sich lohnt:

»Die Kraft der Sozialdemokratie entspringt nicht bloß aus ihrer Vertretung proletarischer Augenblicks[?]interessen sondern ebenso sehr ihren weitgesteckten Zielen, ihren Idealen. . . . Nichts irriger als die Ansicht, nur durch ihre Teilnahme an den Klassenkämpfen des Tages [?] sei die Sozialdemokratie groß und stark geworden, ihre Ideale seien eine sehr schöne Dekoration, aber ohne jede praktische Bedeutung. Vielmehr beruht gerade der beste Teil ihrer Kraft darin, daß sie heute die einzige Partei ist, die Ideale hat, große Ziele, die über die gegenwärtige Gesellschaftsordnung hinausweisen. . . . Man nehme dem kämpfenden Proletariat seine sozialistischen Ziele, und man nimmt ihm seinen Enthusiasmus und seine Geschlossenheit.

Man nimmt der sozialistischen Bewegung damit aber auch den besten Teil ihrer Anziehungskraft . . . in den höchsten Schichten der Gesellschaft. . . . Eine Arbeiterpartei, die ihre sozialistischen Ideale aufgibt und sich bloß auf Lohnkampf und Arbeiterschutz und ähnliche Aufgaben des Tages [?] beschränkt, muß gerade für die besten Teile der bürgerlichen *Intelligenz*, die am ehesten zum Proletariat sich gesellen, sehr an werbender Kraft verlieren. Was das Proletariat von der bürgerlichen *Intelligenz* braucht, was es aus sich selbst nur schwer hervorbringen kann, das sind geschulte Denker, die es intellektuell heben und seinen Bewegungen Zielbewußtsein [!] und Einheitlichkeit geben. Für derartige geistig hochstehende und selbstlose Köpfe der Bourgeoisie wird aber eine proletarische Bewegung um so eher Interesse haben, je idealistischer sie ist, das heißt, je weiter die Ziele sind, die sie sich steckt. . . . Aufhebung der bestehenden Produktionsweise, das war es, was die besten und tiefsten der bürgerlichen Denker anzog; die großen [?] Kämpfe um kleine, prekäre Errungenschaften stießen sie ab.«

Mit solchen, in der Tat erstaunlichen Begleitworten wurde damals unser *Zukunftsstaats-* und *Endziel-Atlanticus* eingeführt; und da sollen wir heute glauben, man habe seine Schrift, sein warmherziges und sachkundiges Plaidoyer für die »Aufhebung der bestehenden Produktionsweise«, für die »weitestgesteckten« sozialistischen »Ziele« und »Ideale« nur aus Gnade und Barmherzigkeit so mit durchschlüpfen lassen, weil für die Toleranz der *Marxisten* einmal ein Exempel statuiert werden sollte?

Blieben noch die Vorbehalte und Einwände K. Kautskys betreffs der Kolonialanschauungen von *Atlanticus*. Hier und heute genügt es zu erwähnen, daß K. Kautsky ausdrücklich seine Nichtübereinstimmung feststellt und flüchtig begründet. Doch tut er dies in überaus versöhnlicher und zurückhaltender Weise. Beispielsweise wird zum »Arbeitszwang« bemerkt:

»Nur eine dringende ökonomische Notwendigkeit könnte ein Volk so sehr in Widerspruch zu den Grundlagen seines eigenen Gesellschaftslebens setzen wie es die Einführung der Zwangsarbeit für Fremde durch ein sozialistisches Gemeinwesen wäre. Eine solche dringende Notwendigkeit liegt aber unseres Wissens nicht vor. . . . Das von *Atlanticus* vorgeschlagene Kultursystem, das dem holländischen auf Java nachgebildet ist, kann sicher viel humaner gehandhabt werden als etwa das System der kapitalistischen Lohnarbeit heute gehandhabt wird.«[3])

Und so liegt denn mindestens die Gegenfrage nahe: Wenn damals einem *Atlanticus* mit seiner radikalen Kolonialschwärmerei, bis zur Befürwortung des kolo-

[1]) Siehe Kautsky, Vorrede zu *Atlanticus*, loc. cit., pag. V, XXIV, X, XIX, XXIV, XI-XII, XXII, XXI.

nialen Arbeitszwangs, ruhig das Wort verstattet, nein beihelfend verschafft werden konnte, warum heute das Armesünderglöcklein für jeden läuten wollen, der über Kolonieen und Kolonialpolitik nicht ganz so einsichtslos und kurzsichtig urteilt wie die altliberalen Leitartikel, aus denen unsere lautesten *prinzipiellen* Kolonialgegner, den Genossen K. Kautsky mit an der Spitze, ihre ganze Weisheit geschöpft zu haben scheinen? Wenn man sich dort der Toleranz rühmen und einen Parteiverlag für solche Anschauungen in Gang bringen konnte, warum hier und für viel bescheidenere Gedankengänge so unduldsam?

XXXX

spieliges Geschäft ist, dem der einzelne Landwirt sich selten gewachsen fühlt. Umfangreicher ist die Tätigkeit staatlicher Organe. So haben bis Ende 1910 die Ansiedlungskommission 1548 Stellen bis zu 2 Hektar, davon 307 allein in 1909 und 563 in 1910, und die preußischen Generalkommissionen 3334 Rentengüter unter 2½ Hektar geschaffen, davon 1906 erst 139, 1907 250, 1908 schon 549, 1909 bereits 673 und 1910 sogar 824. Die Bildung von Arbeiterrentengütern fällt also zur Hauptsache in die letzten Jahre und ist in starker Zunahme begriffen. Die neueingesetzten Grundeigentümer dürften etwa zur Hälfte neben der Besorgung ihrer eigenen kleinen Produktionswirtschaft landwirtschaftliche Lohnarbeit verrichten. Die Tätigkeit der Ansiedlungskommission wird in Posen und Westpreußen durch 34 lokale deutsche Kleinsiedelungsgesellschaften wirksam ergänzt. Sie hatten trotz ihrer Jugend bis Ende 1910 gleichfalls 866 ländliche Kleinstellen im Gesamtumfang von 756 Hektar begründet und für einen Gesamtkaufpreis von 5 917 289 Mark an Kleinsiedler vergeben.[3]) In den letzten Jahren begannen sich auch die preußischen Landkreise mit der Seßhaftmachung landwirtschaftlicher Arbeiter zu befassen; beispielsweise waren Anfang 1911 schon 12 von den 35 Landkreisen der Provinz Ostpreußen auf diesem Gebiet tätig. Auch die großen provinziellen Landgesellschaften widmen sich neben der Bauernansiedlung, ihrer Hauptaufgabe, auch der Ansetzung von Landarbeitern, und zwar mit wachsendem Erfolg. So hat zum Beispiel die *Ostpreußische Landgesellschaft* im Rahmen dieser sogenannten *gemischten Besiedelung* in ihrem Geschäftsjahr 1910-1911 47 Landarbeiterstellen in ihren neuen Bauerndörfern ausgewiesen, mehr als je zuvor[4]), und auch die in der Provinz Brandenburg wirkende Landgesellschaft *Eigene Scholle* berichtet von einer sehr regen Nachfrage nach Landarbeiterstellen.[5]) Dazu gesellen sich staatliche Behörden. Die preußische Forstverwaltung hat bis 1909 810 Häuser, meist mit dazugehörigem Land, an Forstarbeiter verkauft oder langfristig verpachtet, und es ist zu erwarten, daß auch die preußische Domänenverwaltung demnächst in die Reihe der Begründer ländlicher Arbeiterstellen eintritt. Die größten Erfolge in der Landarbeiteransiedlung hat jedoch das mecklenburgische Finanzministerium erzielt; denn im Domanium des Großherzogtums Mecklenburg-Schwerin sind bis Ende 1911 11 883 Häuslereien gebildet worden.

Der unverkennbare Fortschritt in der Landarbeiteransiedlung hat unsere Partei mehrfach genötigt zu ihr Stellung zu nehmen. Es sind dabei mehrere einander widersprechende Auffassungen geltend gemacht worden. Ein gutes Spiegelbild dieser Meinungsdifferenzen gab vor einiger Zeit eine interessante und gründliche Diskussion über die Seßhaftmachung der Landarbeiter in einer außerordentlichen Generalversammlung des sozialdemokratischen Vereins zu Königsberg.[6]) In dem lebhaften Meinungskampf traten 3 Richtungen hervor. Die eine befürwortete die Schaffung von Landarbeiter- und Kleinbauernstellen, weil der Kleinbetrieb produktiver sei und bei Kleinbesitz schon auf 16 Morgen Land eine Familie ernährt werde, während ein Gutsbesitzer auf 100 Morgen Land noch nicht eine Familie sitzen habe. Eine zweite, unter dem Einfluß der

[3]) Siehe Riechert *Die Tätigkeit der Kleinsiedelungsgenossenschaften in den Provinzen Posen und Westpreußen im Jahr 1910* im *Archiv für innere Kolonisation*, 1911, pag. 390 ff.
[4]) Siehe den Bericht der *Ostpreußischen Landgesellschaft* für die Zeit vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911, pag. 8.
[5]) Siehe den Bericht der Landgesellschaft *Eigene Scholle* für das 1. Geschäftsjahr vom 28. Juni 1910 bis zum 30. Juni 1911, pag. 18.
[6]) Siehe den ausführlichen Bericht hierüber in der *Königsberger Volkszeitung* vom 18. November 1909.

K. Kautskyschen Theorieen stehende Richtung setzte die Aufteilung eines Ritterguts noch immer einer Zertrümmerung von Maschinen gleich und verlangte, daß die Landarbeiter von Partei wegen vor der Seßhaftmachung gewarnt würden. Eine vermittelnde Stellung nahmen zwei besonders sachkundige Männer ein: unser bester Landarbeiteragitator, Genosse Hermann Linde, und der Organisator der ostpreußischen Parteibewegung, Genosse Otto Braun, jetzt Mitglied des Parteivorstands in Berlin. Braun meinte, es sei klar, daß die Großgrundbesitzer die Seßhaftmachung der Arbeiter zu ihrem Nutzen erstrebten. Aber sie biete auch den Landarbeitern Vorteile. Ein auf Barlohn gestellter Freiarbeiter habe im Winter große Schwierigkeit eine Wohnung zu finden. Abhängig werde auch er, nämlich von dem Besitzer, der ihm eine Wohnung gewähre. Ein seßhaft gemachter Eigenkätner komme nie in solche Wohnungsnot. Er könne auch, weil er doch immer sein bißchen Land habe und nie, wenn er vom Rittergutsbesitzer entlassen werde, direkt dem Hungertuchnagen preisgegeben sei, dem Gutsbesitzer viel energischer entgegentreten. Er habe ein gewisses wirtschaftliches Rückgrat und könne schließlich auch in die Stadt fahren, um sich dort Geld zu verdienen. Man solle den Arbeitern dringend raten keinerlei bestimmte Verpflichtung einzugehen, die sie in ihrer Arbeitsfreiheit behindern könnte. Sie aber direkt vor der Ansiedlung zu warnen halte er nicht für zweckmäßig, da man in diesen Ansiedlern gute Stützpunkte für die Partei schaffen könne. Ähnliche Meinungsverschiedenheiten wie in der Partei scheinen auch in den gewerkschaftlichen Kreisen zu bestehen. Unsere gewerkschaftliche Landarbeiterzeitung nimmt eine abwartende neutrale Stellung ein; aber ihr Redakteur, Genosse Fritz Faaß, suchte kürzlich nachzuweisen, daß »auch bei der niedersten Schicht *selbständiger* Landwirte. die durch Nebenarbeit einen Teil ihres Einkommens erringen müssen, beim Gedanken an das *eigene Besitztum* das proletarische Interesse oft zu Boden sinke«, und er warnte daher vor ihrem »Besitzfanatismus« und ihrem »nackten Interessenstandpunkt des Produzenten«.[1]) Damit bekennt Genosse Faaß deutlich genug, daß er die Zahl der Kleineigentümer nicht durch Landarbeiteransiedlung vermehrt wissen will. Auch im Reichstag und im preußischen Abgeordnetenhaus sind von Rednern unserer Partei einander widersprechende Ansichten vertreten worden. Es scheint mir daher zweckmäßig zu sein kurz zu erörtern, welche Stellung Partei und Landarbeitergewerkschaft zum Problem der Ansiedlung landwirtschaftlicher Arbeiter einnehmen sollten. Es wird dabei zu erwägen sein, ob und unter welchen Umständen die Ansiedlung den Arbeitern selbst nützt, ob und unter welchen Voraussetzungen sie der Allgemeinheit Vorteile bringt, und endlich, ob nicht Partei und Landarbeitergewerkschaft selbst ein Interesse daran haben die Beteiligung der Landarbeiter am Bodenbesitz zu fordern und zu fördern.

II

GENOSSE Otto Braun sieht mit Recht einen Hauptvorzug der Ansiedlung für die Landarbeiter selbst darin, daß sie ihnen gute, feste, unkündbare Wohnstätten verschafft. Aber die Erlangung einer gesicherten Heimstätte ist nicht nur für die auf Barlohn gesetzten Freiarbeiter ein erstrebenswertes Ziel sondern auch für die kontraktlich gebundenen und zum großen Teil mit Naturalien entlohnten Gutstagelöhner.

[1]) Siehe Faaß *Die Agitation unter den Landarbeitern* in der *Neuen Zeit*, 1910 bis 1911, 2. Band pag. 673 ff.

Auch zahlreiche nordostdeutsche Instleute und Deputanten sind es satt einmal oder gar mehrmals in jedem Jahr mit all ihrem Hab und Gut von einem unfreundlichen Vierfamilieninsthaus zum andern zu ziehen. Ein ganzes Haus für sich allein zu bewohnen und auf eigener Scholle in nächster Nähe der Wohnung (nicht, wie sie als Hoftagelöhner gezwungen sind, auf entfernten Gutsschlägen) ihre Kartoffeln und sonstigen Feldfrüchte zu bauen ist wohl ihrer aller Wunsch. Noch mehr trifft das für die Lohngärtner in Schlesien und der Lausitz zu. Wenn diese »die nicht nach Villen aussehenden Familienhäuser, wo bis zu 15 Familien zusammen wohnen, und das Gezänk der Frauen in der Nacht noch schlimmer ist als am Tage,«[8]) mit einem freundlichen Ansiedlerheim vertauschen könnten, so wäre das ein ganz bedeutender kultureller Fortschritt, der ihnen das Ausharren auf dem Lande sehr erleichtern würde.

Einen noch bedeutendern Vorteil bringt die Ansiedlung den Landarbeitern dadurch, daß sie es ihnen ermöglicht ihre eigene Produktionswirtschaft größer und intensiver zu gestalten. Am meisten werden in dieser Beziehung diejenigen Landarbeiter ihre wirtschaftliche Lage durch Ansiedlung verbessern können, die zurzeit als Freiarbeiter und Einlieger in den Dörfern bei Kossäten, Büdnern, Eigenkätnern oder Häuslern zur Miete wohnen und aus Mangel an Stallung und hinreichendem Acker- und Wiesenland Kühe und Schweine nicht halten können. Der Mitarbeiter Professor Gerlachs, Dr. Franz Mendelson, fand, daß der Ansiedler in der neuvorpommerschen Kolonie Zemitz mit seinen Kartoffeln, seinem Getreide und seiner Magermilch mindestens 5 Schweine im Verkaufswert von 500 Mark mehr mästen kann als die Einlieger, und daß er aus seiner Kuhhaltung nicht nur seinen Selbstverbrauch an Milch und Butter deckt sondern auch einen Barüberschuß von annähernd 200 Mark erzielt, während der zur Miete wohnende Einlieger aus seiner Ziegenhaltung nur die für den Haushalt erforderliche Milch gewinnt.[9]) Aber auch die schlesischen und südbrandenburgischen Lohngärtner, deren Viehhaltung und sonstige Eigenproduktion wegen des Mangels an Stallungen geringfügig ist, könnten ihre Lebenshaltung wesentlich heben, wenn es ihnen ermöglicht würde sich günstig anzusiedeln. Berichtet doch Dr. Rudolf Görnandt:

»Der Viehstand der [lohnarbeitenden] Eigentümer ist durchschnittlich größer als der der Gutstagelöhner. Vor allem ist ein hoher Vorzug festzustellen: es sind stets reichliche und gute Stallungen vorhanden. Selbst in Schlesien, wo es der Hofgärtner nur ausnahmsweise zu einer Kuh bringt, besitzen die kleinsten Häusler eine solche, und nur in wenigen Fällen wird die Kuh durch Ziegen ersetzt. Mit der Größe der Wirtschaft nimmt der Rindviehstand schnell zu, um dann bei den Büdnern und Gärtnern mit 4 bis 6 Stück den größten Umfang einzunehmen. In dem selben Maß wächst die Zahl der Schweine.«[10])

Selbst nordostdeutsche Instleute und Deputatgärtner, denen ihre Naturalbezüge eine beträchtliche Eigenwirtschaft gestatten, können, wie die Erfahrung gezeigt hat, ihre wirtschaftliche und soziale Lage günstiger gestalten, wenn sie mindestens 1½ Hektar Land zu Eigentum erhalten.[11])

[8]) So bezeichnete ein Sachkenner, der Direktor des *Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer* Borchardt, die Gesindehäuser auf den schlesischen Gütern, um es erklärlich zu machen, daß die deutsch-russischen Rückwanderer zwar Instmannsstellen in Nordostdeutschland, nicht aber Lohngärtnerstellen in Schlesien annehmen. Siehe den Bericht über die Winterversammlung 1910 der Betriebsabteilung der *Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft* in deren Jahrbuch, pag. 218.

[9]) Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 134 ff.

[10]) Siehe Görnandt *Die Lage der grundbesitzenden Tagelöhner in Nordwest- und Ostdeutschland mit besonderer Berücksichtigung der Provinzen Schlesien und Posen* (Berlin 1911), pag. 82.

[11]) Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 140 ff., 511 ff., 519 ff., über die Arbeiterrentengüter in Zemitz, Redel und Leckow.

Eine Grundbedingung befriedigenden Fortkommens der Arbeiteransiedler ist allerdings, daß sie nicht in eine rechtliche oder tatsächliche Abhängigkeit von einem bestimmten Arbeitgeber geraten. In dieser Beziehung war an den ersten, von Großgrundbesitzern geschaffenen Arbeiteransiedlungen (Dallmin, Kolzig und anderen [12]) manches auszusetzen. Das ist aber seit dem Erlaß des preußischen Landwirtschaftsministers vom 10. August 1909 besser geworden. Die hierin aufgestellten Grundsätze für die Gewährung von Staatsbeihilfen bei der Ansiedlung von Landarbeitern im Weg der Rentengutsbildung treffen, wie anerkannt werden muß, nach Möglichkeit dagegen Vorsorge, daß sich unzeitgemäße Gebundenheitsverhältnisse ausbilden. Einige Hauptsätze dieses wichtigen Erlasses seien hier wiedergegeben:

»Der anzusiedelnde Landarbeiter darf nicht in ein derartiges Abhängigkeitsverhältnis zu einzelnen Arbeitgebern gebracht werden, daß er sich persönlich oder wirtschaftlich unfrei fühlt, vielmehr darf die freie Verwertung der Arbeitskraft des Ansiedlers auf dem Arbeitsmarkt nicht beschränkt werden. Als Ansiedlungsunternehmen sind nur Kreiskommunalverbände oder solche gemeinnützige Ansiedlungsgesellschaften (-genossenschaften) zuzulassen, welche die Ansiedlung von Landarbeitern als dauernde Aufgabe betreiben und deren Arbeitsgebiet etwa dem Umfang eines landrätlichen Kreises entspricht (Kreisgesellschaften). Alle auf Begründung der Stelle bezüglichen Verträge sind nur zwischen dem Kreis (der Kreisgesellschaft) und dem Ansiedler abzuschließen. Für eine Resthypothek oder Restrente darf als Gläubiger nur der Kreis (die Kreisgesellschaft) oder ein gemeinnütziges Kreditinstitut (Landesversicherungsanstalt, Kreissparkasse, Spar- und Darlehnskasse und dergleichen) eingetragen werden. Es wird dadurch jedoch nicht ausgeschlossen, daß . . . Arbeitgeber die Arbeitskraft von Ansiedlern unabhängig von der Begründung der Arbeiterstelle durch einen Nebenvertrag (Gewährung wirtschaftlicher Vorteile, zum Beispiel freier Weide, Wiesennutzung, Übernahme von Zinszahlungen und dergleichen) sich zu sichern suchen . . . Die Belastung des Ansiedlers durch den Erwerb der Arbeiterstelle soll (ausschließlich der Amortisation) im wesentlichen durch den landwirtschaftlichen Ertrag der Stelle einschließlich des anzurechnenden Mietswerts der Wohnung gedeckt werden. Der Ansiedler hat eine angemessene Anzahlung zu leisten. Als Arbeiterstellen im Sinne dieser Grundsätze gelten in der Regel Stellen von höchstens 1,5 Hektar. Voraussetzung jeder Arbeiteransiedlung ist das Vorhandensein dauernder Arbeitsgelegenheit, und zwar nicht bloß bei einem einzigen Arbeitgeber. In der Regel ist der Landarbeiter in Gemeinden anzusiedeln, weil hier die Bedingungen für seine kommunale, genossenschaftliche und gesellschaftliche Betätigung günstiger sind. Ansiedlung im Gutsbezirk wird in der Regel nur dann zuzulassen sein, wenn die Lage der Stellen zu einer benachbarten Ortschaft bequeme Beziehungen gestattet. Auch in diesem Fall ist tunlichst der kommunale Anschluß an die Gemeinden, und zwar vor Errichtung der Stellen, zu sichern. Auf die Nähe der Schule ist besonderes Gewicht zu legen. Finanzielle Gewinnabsicht bei der Durchführung der Arbeiteransiedlung schließt die Staatsunterstützung aus . . . Der Kreis (die Kreisgesellschaft) soll nach Maßgabe der vorhandenen Mittel aus den Fonds der landwirtschaftlichen Verwaltung Kapitel 101 Titel 15 a für jede von ihm ordnungsmäßig ausgeführte Ansiedlung eines Landarbeiters eine Beihilfe erhalten. Sie beträgt regelmäßig 800 Mark für jede Stelle und 10 Mark für jedes angefangene Hektar der zu besiedelnden Flächen . . . Nach Durchführung der Besiedelung befindet auf Antrag der Generalkommission der Minister für Landwirtschaft, Domänen und Forsten über die Bewilligung der Beihilfe.«[13])

In der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses vom 14. Februar dieses Jahres versicherte der Landwirtschaftsminister, diese Grundsätze schützten den Arbeiter so wirksam vor Knechtschaft und Hörigkeit, daß sie gerade so gut auf dem Bureau der fortschrittlichen Volkspartei oder der Sozialdemokratie ausgearbeitet sein könnten. Es ist in der Tat zuzugeben, daß sie sozialpolitisch

[12]) Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 16 ff., pag. 79 ff., und von Klitzing-Kolzig in den *Verhandlungen der Konferenz zur Beratung über die Organisation der innern Kolonisation* /Berlin 1909/, pag. 237.
[13]) Ein vollständiger Abdruck des Erlasses findet sich in *Landarbeit und Kleinbesitz* /Berlin 1910/, pag. 255 ff.

einwandfrei sind, mit Ausnahme allerdings der Bestimmung, wonach die staatliche Gründungsprämie in der Regel nur für solche Arbeiterstellen gewährt werden soll, die höchstens 1½ Hektar groß sind. Der seßhafte Landarbeiter muß so viel Land haben, daß er darauf den für seine Familie, für 1 bis 2 Kühe und mindestens 5 Schweine genügenden Bedarf an Kartoffeln, Rauhfutter, Roggen, Gerste und Gemüse bauen kann. Dazu sind aber auf dem wenig fruchtbaren Boden des deutschen Ostens in der Regel 1½ bis 3 Hektar erforderlich.

Es ist allgemein anerkannt, daß in ganz Deutschland die grundbesitzenden Arbeiter die wirtschaftlich und sozial am besten gestellte Landarbeiterkategorie sind. Auch Genosse Dr. Grumach muß, obwohl er die Landarbeiteransiedlung unbegründeterweise prinzipiell bekämpft und den angesiedelten Arbeitern ganz allgemein eine »abhängige Jammerexistenz« andichtet, in merkwürdigem Widerspruch zu diesen Behauptungen zugeben, daß sich in seiner Heimat Westpreußen die grundbesitzenden Freiarbeiter, die kleinen Eigenkätner am besten stünden, während die besitzlosen die schlechtest gestellten sind.[14]) In Wirklichkeit sind gerade die durch ihr Grundeigentum angeblich »an die Scholle gefesselten« Landarbeiter von ihrem Arbeitgeber am wenigsten abhängig. Das wird durch eine Korrespondenz unserer gewerkschaftlichen Landarbeiterzeitung aus Schlesien bestätigt, worin es heißt:

»Diese Leute [die grundbesitzenden Lohnarbeiter mit einem Durchschnittsacker bis zu 10 Morgen] stehen sich verhältnismäßig besser als jene, die mit oder ohne Gutswohnung durch Dienstvertrag gebunden sind. Haben erstere wenigstens noch ihre, wenn auch meist verschuldete, kümmerliche Scholle, so sind letztere mit Frau und Kindern vollständig in der Hand des allmächtigen Inspektors. Wehe ihnen bei der geringsten Abweichung vom Willen desselben oder gar bei momentaner Aufsässigkeit. Zwar ist es dem verheirateten Landarbeiter nicht schwer anderweitig Arbeit zu erhalten, aber wer garantiert dafür, daß es dort besser ist?«[15])

Das demgegenüber von unseren Agrar*marxisten* immer von neuem vorgebrachte Argument, durch die Landarbeiteransiedlung würde wieder eine Klasse von *glaebae adscripti,* von Hörigen, geschaffen, war zwar vor 30, ja noch vor 20 Jahren ziemlich ernst zu nehmen, kann aber unter den Verhältnissen der Gegenwart nicht mehr als stichhaltig gelten. In unseren Zeiten des erleichterten Verkehrs, der raschen Demokratisierung und Sozialisierung ist die Gefahr, daß die Landarbeiter durch Grundeigentumsverleihung an die Scholle gefesselt werden könnten, ziemlich gering. Im Gegenteil, der Hauptgrund der Gegnerschaft so vieler Grundbesitzer gegen die Arbeiteransiedlung ist ihre viel plausibler klingende Befürchtung, die Leute würden doch nicht zur Arbeit auf den Gutshof kommen sondern sich in der Industrie oder in benachbarten Städten eine ihnen mehr zusagende Arbeitsgelegenheit suchen.

Nach alledem kann die Frage, ob die Ansiedlung den ländlichen Arbeitern selbst Nutzen bringt, dahin beantwortet werden: Wenn die Arbeiter von vornherein eine genügend große und nicht zu teure Landfläche erhalten oder später Landparzellen zu mäßigen Preisen hinzukaufen können, und wenn Partei und Landarbeitergewerkschaft darüber wachen, daß die Grundsätze des Ministerialerlasses vom 10. August 1909 in der Praxis auch befolgt werden, kann die Arbeiteransiedlung in der Tat, wie ein neuerer Schilderer der schlesischen Landarbeiterverhältnisse hofft, »das Glück und die gesicherte Entwickelung einer ganzen Arbeiterklasse« anbahnen helfen.[16])

[14]) Siehe Grumach *Landflucht und Leutenot* in der *Neuen Zeit,* 1910-1911, 2. Band, pag. 779 und 864.
[15]) Siehe den *Landarbeiter,* 1909, pag. 36.
[16]) Siehe Rawitscher *Die Landarbeiterfrage in Deutsch Schlesien* /Berlin 1911/, pag. 93.

III

MIT Aufwendung öffentlicher Mittel die Landarbeiteransiedlung zu fördern ist indes nur dann gerechtfertigt, wenn sie nicht nur den zunächst Beteiligten, den größeren Landwirten und den Arbeitern, sondern auch der Allgemeinheit entsprechenden Nutzen bringt. Ist das der Fall?

Die ungefähr 70jährige Geschichte der Auswanderung aus Ostdeutschland nach Amerika und der sie ablösenden Abwanderung in die Großstädte und Industriebezirke hat gelehrt, daß die grundbesitzlose Landarbeiterbevölkerung in ihren Wohngebieten (von *Heimat* kann man wohl kaum reden) dauernd nicht zu halten ist. Hat sich doch in den preußischen Kreisen, in denen die Großbetriebe mehr als 50 % der landwirtschaftlich genutzten Fläche umfassen, die Volkszahl der Landgemeinden und Gutsbezirke von 1871 bis 1905 durch Abwanderung der Hoftagelöhner beträchtlich vermindert, beispielsweise in Gerdauen um 117 %, in Friedland um 10,4 %, in Darkehmen um 13,6 %, in Preußisch Eylau um 9,9 %, in Regenwalde um 8,9 %, in Franzburg um 10,7 %, in Demmin um 9,6 %, in Öls um 8,9 %, in Guhrau um 14,1 %, in Steinau um 9 %, in Nimptsch um 10,2 %, in Lüben um 17,6 %.[17]) Was ist da zu tun, damit das platte Land, wo die Frauen noch freudig Kinder gebären und Wiegen schaukeln, weil Bube und Mädel schon früh im landwirtschaftlichen Betrieb der Eltern sich nützlich machen und so die ganze Familie vorwärts bringen können, nicht ganz und gar von Menschen entblößt wird? Erhöhung der Löhne allein nützt nicht viel, wie das Beispiel Englands zeigt, wo die Landarbeiter abwanderten, gleichgültig, ob die Löhne niedrig oder hoch waren, ja anscheinend aus Distrikten mit höherem Lohnniveau am stärksten.[18]) Wirksam kann die Landflucht erfahrungsgemäß nur durch bäuerliche Siedelung eingedämmt werden. Aber auch die Seßhaftmachung der Landarbeiter kann den Strom der Abwanderung wenigstens hemmen, wenn sie dem ländlichen Arbeiter die begründete Aussicht eröffnet allmählich zu bäuerlicher Selbständigkeit aufzusteigen. Liegt es im Interesse der Volksgesamtheit die Landbevölkerung intakt zu erhalten, weil das Land günstigere Bedingungen für die Kinderaufzucht aufweist als unsere Großstädte mit ihrem unheimlichen Rückgang der Geburtenziffer, so verdient die Arbeiteransiedlung als Mittel zu diesem Zweck gebilligt und gefördert zu werden.

Aber die Landflucht bedroht eine Hauptquelle nicht nur der natürlichen Vermehrung sondern auch der Ernährung unseres Volkes. Denn eine der wichtigsten Ursachen des Steigens der Lebensmittelpreise ist doch wohl die betrübliche Tatsache, daß der Nahrungsmittel produzierenden Hände auf dem Lande immer weniger, der Nahrungsmittel zehrenden Mäuler in den Städten immer mehr geworden sind. Auch gegen diese Störung im Organismus unserer Volkswirtschaft ist das beste Heilmittel verstärkte bäuerliche Binnensiedelung. Daneben ist jedoch auch die Arbeiterseßhaftmachung durchaus nicht zu verachten. Denn mit jedem mit Erfolg angesiedelten Arbeiter bleibt eine Familie, die zu den Nurkonsumenten von Nahrungsmitteln überzugehen drohte, der organischen Urproduktion erhalten. Und zwar einer durchaus leistungsfähigen

[17]) Siehe den Tabellenanhang zu Sering *Grundbesitzverteilung und Abwanderung vom Lande* /Berlin 1910/, pag. 5 ff.
[18]) Siehe Bonn *Der Rückgang der englischen Landbevölkerung* in der *Nation*, 1901, pag. 101. Nach Bonn wanderten die englischen Landarbeiter ab, weil es ihnen unmöglich war selbständig zu werden.

Produktionsform. Nichts falscher als die Ansicht des Genossen K. Kautsky, die Betriebe grundbesitzender Lohnarbeiter oder lohnarbeitender Grundbesitzer seien »niemals imstande auch nur einigermaßen eine höhere Produktivität zu entfalten«.[19]) Genosse K. Kautsky möge einmal die Schilderung lesen, die Professor Gerlach von der Eigenwirtschaft der 4 in Leckow angesiedelten Gutsarbeiterfamilien entwirft:

»Jeder Kolonist hatte eine Kuh ohne Nachwuchs. Die Milchergiebigkeit betrug wohl durchschnittlich 6 Liter den Tag . . . Außerdem hielten sie 1 bis 2 Ziegen. Stark entwickelt war die Schweinehaltung. 2 Arbeiter hielten Zuchtsauen. Der eine machte 2 Satz Ferkel zu je 4 Stück fett, schlachtete davon 2 und verkaufte 6 im Gewicht von je ungefähr 200 Pfund. Bei dem 3. waren 4 kleine Ferkel im Stall. Der 4. hatte 6 Ferkel von 3 Monaten und 4 von 6 Monaten. Er verkaufte die Ferkel das Paar für 18 Mark. In diesem Jahr hatte er bereits 4 Schweine von 1½ Zentner für ungefähr 60 Mark das Stück verkauft. Für diese umfangreiche Schweinehaltung kauften alle Kolonisten Roggenfuttermehl zu. Sämtliche 4 hielten sich Hühner, jedes Volk zu etwa 10 Stück. 2 hatten je 10 Gänse; der 3. hatte seine Gänse nach auswärts *auf die Hälfte* gegeben.«[20])

Oder Genosse K. Kautsky möge sich von der Kleinsiedelungsgesellschaft in Ostrowo berichten lassen, wie erheblich selbst auf dem magern Sandboden des posenschen Kreises Adelnau die Produktion gestiegen ist, als in der Kolonie Raschkow die neuen Arbeiterwirte (7 Handwerker und Selbständige, 10 Außenarbeiter im Westen und 16 Land-, Forst- und Bauarbeiter in der Umgegend) von ihren 18 Dreimorgen-, 9 Sechsmorgen-, 6 Zehnmorgen- und 1 Dreißigmorgenstellen Besitz ergriffen hatten. Es wurden auf dem frühern Gut und jetzigen Arbeiterdorf Raschkow gezählt [21]):

Zeit	Pferde	Rinder	Schweine	Ziegen	Obstbäume	Familien
Vor der Besiedelung 1907	7	8	15	—	—	4
Nach der Besiedelung 1909	9	26	146	12	540	32

Es kann demnach als festgestellt gelten, daß nicht nur die bäuerliche Kolonisation, sondern auch die Landarbeiteransiedlung der Allgemeinheit Nutzen bringt, und es bleibt nur noch zu prüfen, in welcher Größe und zu welchem Besitzrecht die Arbeiterstellen auszulegen sind, damit sie neben den Sonderzwecken der Nächstbeteiligten gleichzeitig auch dem allgemeinen Besten dienen. Als Grundlage zur Beurteilung dieser Frage hat uns kürzlich Dr. Hermann von Wenckstern in den 2 bisher veröffentlichten Bänden seines Werkes *Existenzbedingungen seßhafter Landarbeiter* ein überaus zuverlässiges und reichhaltiges Tatsachenmaterial dargeboten. In mehrjähriger mühsamer Arbeit haben von Wenckstern und seine Gehilfen auf Grund detaillierter Buchführungen, die sie den Familien einrichteten und auf ihre genaue Durchführung scharf überwachten, in methodisch ganz vorzüglicher Weise die wirtschaftlichen Verhältnisse von 14 typischen mecklenburgischen Häuslereien nach allen Richtungen hin zu erfassen gesucht. Es handelt sich dabei um grundbesitzende Land- und Forstarbeiter, die ein Haus mit einer Landparzelle im Umfang von 0,18 bis 0,22 Hektar zu Eigentum besitzen und auf Grund gesetzlichen Anspruchs eine weitere Landfläche von 0,24 bis 1,68 Hektar von der Gemeinde zu mäßigen Preisen auf längere Dauer in Zeitpacht erhalten haben. Je nachdem es den Häuslern gelungen ist im freien Grundstücksverkehr noch weitere Landflächen zuzukaufen oder zuzupachten, unterscheidet von Wenckstern

[19]) Siehe Kautsky *Vermehrung und Entwickelung in Natur und Gesellschaft* /Stuttgart 1910/, pag. 215.
[20]) Siehe Gerlach, loc. cit., pag. 525.
[21]) Zitiert nach einer kleinen Druckschrift der Kleinsiedelungsgesellschaft Ostrowo die auf der ostdeutschen Ausstellung in Posen im Kleinsiedelungsdorf auslag.

kleinste Betriebe mit viel Lohnarbeit, mittelgroße Betriebe und kleinbäuerliche Betriebe mit viel Pachtland und wenig Lohnarbeit. Für unsern Zweck dürfte es genügen die wichtigsten Existenzbedingungen und Wirtschaftserfolge je eines typischen Betriebs aus der 1. und 3. Gruppe kurz kennen zu lernen.

Der Besitzer der Häuslerei Nummer 5 im Domanialdorf G bewirtschaftet an Eigen-, Pacht- und Deputatland eine Gesamtfläche von nur 1,14 Hektar. Er ist Forstarbeiter und verdiente als solcher im Wirtschaftsjahr 1907-1908 727 Mark. Er besaß eine Kuh mit der hohen Milchergiebigkeit von 4400 Liter. Von der aus dieser Milch selbst bereiteten Butter wurden 150 Pfund im Haushalt verbraucht und 130 Pfund für 143 Mark verkauft. Außer Geflügel hielt er 5 Schweine, von denen 2 geschlachtet und 3 als Pölke für 159,48 Mark verkauft wurden. Ferner wurden 2 Kälber, ein nüchternes und ein fettgemachtes, für 125,12 Mark abgesetzt. Der Nahrungsmittelbedarf der Familie wurde zu 9,9 % durch die Ackerwirtschaft, zu 61,3 % durch die Viehwirtschaft und nur zu 28,8 % durch Zukauf gedeckt. Der durchschnittliche Verdienst der Familie für den reduzierten Normalmännertag betrug in der Lohnarbeit 2,28, in der Familienunternehmung 2,29 Mark. Weil die bewirtschaftete Landfläche zu klein war, und die Häuslerfamilie daher zu teuer wohnt, wuchs ihr Vermögen im Berichtsjahr nur um 70 Mark.

Viel produktiver und rentabler als solch ein kleinster Betrieb mit viel Lohnarbeit sind die Häuslereien, die durch Zukauf oder Zupachtung zu kleinbäuerlichen Betrieben vergrößert werden konnten. In diese Kategorie gehört die Häuslerei Nummer 10 im Dorf D. Ihr Besitzer, Sohn eines Arbeiters, erst Knecht bei einem Großbauern, später Freiarbeiter, erwarb, 35 Jahre alt, von einem Erbpächter eine 0,22 Hektar große Parzelle und erbaute darauf die Häuslerei. Es gelang ihm zur Häuslereiparzelle und zur Gemeindekompetenz in Größe von 0,93 Hektar nach und nach 7,37 Hektar Acker und Wiese hinzuzupachten. Auf dieser Fläche hielt er 4 Milchkühe, 2 Sterken, 1 Zuchtkalb, 6 Schweine, 7 Schafe (letztere wurden aber im Berichtsjahr als unrentabel abgeschafft), 1 Zuchtsau und 20 Hühner. An Produkten der Ackerwirtschaft verkaufte er außer Stroh und Heu für 344 Mark Kartoffeln. An Produkten der Viehwirtschaft gab er im Wirtschaftsjahr 2 Kühe, 4 Fettkälber, 7800 Liter Vollmilch, 12 Ferkel, 16 Mastschweine, 7 Schafe, 10 Hühner und 1000 Eier zum Preis von insgesamt 2512 Mark an den Markt ab. Im eigenen Haushalt wurden Feldfrüchte im Wert von 306 Mark und tierische Erzeugnisse (darunter 700 Liter Vollmilch und 2 Mastschweine im Gewicht von 6 Zentner) im Wert von 328,40 Mark verbraucht. Außerhalb seiner Wirtschaft arbeitete der Häusler 180 Tage auf einem benachbarten Hof zu einem Stundenlohn von 25 und 30 Pfennig und verdiente damit im Jahr 440 Mark. Eine zugekaufte Fläche Heideland in Größe von 4,12 Hektar kultivierte er 1908 und erhielt davon 1909 die erste Ernte. Der durchschnittliche Verdienst der Familie für den reduzierten Normalmännertag betrug 1908-1909 in der Lohnarbeit 2,50 und in der Familienunternehmung 5,05 Mark. Die Arbeit im eigenen Kleinbetrieb warf also einen nahezu doppelt so großen Ertrag ab als die Arbeit im fremden Großbetrieb. Da der Häusler jede Gelegenheit wahrnahm, um Land zuzukaufen oder zuzupachten und bei seiner großen Familie (3 Söhne und 3 Töchter) Lohnarbeiter nicht hinzuzuziehen brauchte, nahm sein Vermögen in den Jahren 1895-1909 um 15 119 Mark oder im jährlichen Durchschnitt um 1080 Mark

zu.[22]) Höchst interessant und durchaus zutreffend sind die agrarpolitischen Ansichten dieses erfolgreichen lohnarbeitenden Kleingrundbesitzers; von Wenckstern berichtet darüber:

»Wiederholt begann Häusler aus eigenem Antrieb darüber zu sprechen, welche Werte durch den Kleinbesitz im Vergleich zum Großbesitz geschaffen würden. Er meinte, wie viele Menschen könnten auf dem Lande durch Schaffung von kleinen Stellen mehr wohnen. Nur müßten die Häuslereien jetzt größer als früher ausgelegt werden. Die Güter würden dadurch sicher mehr Arbeiter bekommen, denn viele Häusler würden, selbst wenn sie schon große Wirtschaften hätten, wie zum Beispiel er, doch gerne immer Lohnarbeit nebenher verrichten. Allerdings müsse er sich manchmal sagen, daß er an manchen Tagen direkt Schaden mache, wenn er auf dem Hof für Lohn arbeite, während in seiner Wirtschaft eilige Arbeiten deswegen unterblieben . . . . Schon deswegen müßten eigentlich mehr Häusler angesetzt werden, weil diese doch anders schafften und strebten als Tagelöhner, und was hätte der Staat dadurch für Einnahmen an Steuern . . . Die Frau des Häuslers berichtete: »Ick hadd hunnert Dahler, mien Mann een Schwien unn pohr Saken, so hewwen wi heirat' unn sinnd doch furtkamen.«[23])

Aus seinen exakt vergleichenden Analysen der Erwerbs- und Verbrauchswirtschaften grundbesitzender Landarbeiter will von Wenckstern erst in einem in Aussicht gestellten 3. Band seines Werkes die Schlußfolgerungen für die Praxis ziehen. Aber die wichtigsten Nutzanwendungen ergeben sich schon aus dem in den beiden ersten Bänden aufgehäuften und kritisch gesichteten Material: Das Interesse der Allgemeinheit an einer starken und wirtschaftlich gedeihenden Landbevölkerung und an möglichster Hebung und Verbilligung der agrikolen Produktion erfordert die Ansiedlung einer möglichst großen Anzahl bisher besitzloser Landarbeiter auf kleinbäuerlichen oder, wenn das infolge zu geringer Ersparnisse oder zu hoher Bodenpreise nicht möglich ist, auf Arbeiterstellen. Aber die Landarbeiter sollten nicht, wie bisher in Mecklenburg, nur rund 0,20 Hektar Eigenland sowie die kleine Gemeindekompetenz erhalten und im übrigen darauf angewiesen sein bei Gelegenheit da und dort eine Parzelle zuzukaufen oder zuzupachten. Sie sollten vielmehr von vornherein mit mindestens 2 Hektar Land, und zwar möglichst in einem Stück und zu Eigentum, ausgestattet werden, damit sie es nicht mehr so schwer wie bisher haben ihren Besitz bis zum Optimum, das heißt bis zur Selbstbearbeitungsgrenze auszudehnen.[24])

[22]) Auch die übrigen zu Kleinbauern aufgerückten Häusler kommen gut vorwärts. Über die Ursache des Gedeihens der Häusler seines Dorfes teilt Häusler Nummer 8 mit: »Vor 30 Jahren sei Besenbinden der hauptsächlichste Nebenverdienst der Häusler gewesen, man hätte sie die *S'schen Besenbinder* oder auch die *S'schen Schnurrer* genannt. Dies hätte sich gänzlich geändert. Fast alle Häusler seien wohlhabend und kämen fort, seit sie Gelegenheit hätten von den Erbpächtern Land zu pachten und von dem Stadtgebiet Heide zu kaufen, die sie urbar machten.« Das Angewiesensein auf Zupachtung hat aber auch seine Gefahren; besonders Häusler Nummer 9 klagt über die Kalamität des Pachtverhältnisses. So habe er seit Jahren eine Wiese gepachtet, die anfangs sehr minderwertig gewesen sei. Durch gute Kultivierung und durch regelmäßiges Düngen gebe sie jetzt hohe Erträge nun sei sie ihm aber gekündigt. Der selbe Häusler Nummer 9, der in seiner Familienunternehmung pro reduziertem Normalmännertag 5,57 Mark, in der Lohnarbeit aber nur 3,11 Mark verdient, ist mit seinem Tagelohn sehr unzufrieden und will künftig nur auf Lohnarbeit gehen, wenn er 4 bis 5 Mark pro Tag verdienen könne. Es zeigt sich hier die das Lohnniveau hinaufdrückende Funktion des Kleingrundbesitzes ländlicher Lohnarbeiter.

[23]) Siehe von Wenckstern *Existenzbedingungen seßhafter Landarbeiter, 2.* Band /Berlin 1911/, pag. 132 ff.

[24]) Zu einem ähnlichen Ergebnis kommt der bekannte mecklenburgische Agrarpolitiker, Gutspächter Seemann-Breesen in seinem Artikel *Die Besitzgrößenfrage bei der Ansiedlung* in *Landarbeit und Kleinbesitz* /Berlin 1910/, pag. 245 ff.: »Ein Landarbeiter, der einen ländlichen Haushalt führen und die Lebensmittel an Milch, Butter, Schmalz, Fleisch, Eiern und Brot, Früchten, Gemüse und Kartoffeln für seine Familie selbst billig erzeugen und zuzeiten ein wenig davon veräußern will, kann mit 20 Ar nichts anfangen. Deshalb ist es wohl an der Zeit solchen Zwergbesitz unter gewöhnlichen Verhältnissen nur noch als Ausnahme auszulegen und im übrigen nicht unter 2 Hektar Fläche herabzugehen . . . Wer nur 20 Ar hat, ist kein Landwirt, er muß die Lebensmittel fast vollständig für bares Geld einkaufen, und dafür reicht . . . der Barverdienst . . . nicht aus.«

IV

POLITISCHEN Parteien und gewerkschaftlichen Organisationen kann es nicht verdacht werden, daß sie selbst Vorschläge, deren Verwirklichung den beteiligten Volksschichten und der Allgemeinheit nachgewiesenermaßen Nutzen bringen würde, ungern sich zu eigen machen, bevor sie geprüft haben, wie die Propagierung und die Durchführung der betreffenden Maßnahmen voraussichtlich ihre eigenen Partei- und Gewerkschaftsinteressen beeinflussen wird. Wie ist nun unter diesem letzten wichtigen Gesichtspunkt die Landarbeiteransiedlung zu beurteilen? Bringt das agitatorische Eintreten für eine wirtschaftlich und sozial einwandfrei gehandhabte Ansiedlung der Sozialdemokratie und der Landarbeitergewerkschaft Vorteile oder Schädigungen?

Wollen Partei und Gewerkschaft auf die land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter Einfluß gewinnen, mit Erfolg um sie werben, so müssen sie deren objektiv berechtigte Wünsche und Bestrebungen kennen lernen, sie in der Öffentlichkeit unterstützen und sie durch den politischen und gewerkschaftlichen Kampf verwirklichen helfen. Diese Wünsche und Bestrebungen haben nun keineswegs die Ansiedlung als solche zum Inhalt, am wenigsten auf einer Arbeiterstelle so geringer Größe, daß der Inhaber zu unveränderter Fortsetzung der landwirtschaftlichen Lohnarbeit genötigt ist und obendrein noch mit der Mehrarbeit im eigenen Betrieb, mit dem Risiko der Kleinunternehmung und mit den sehr erheblichen Kosten des Bauens und der Gebäudeunterhaltung belastet wird. Vielmehr gehen die individuellen wie die organisierten Bestrebungen der ländlichen Arbeiter dahin so viel Land zu gesichertem Besitz zu erlangen, daß sie entweder durch Erhöhung der Wirtschaftsintensität oder durch Zukauf darauf ihr Auskommen finden und sich vom Zwang der Lohnarbeit befreien können. Sehr zutreffend schildert Amtsverwalter Dehns aus seiner Kolonisationspraxis heraus, wie die landwirtschaftlichen Freiarbeiter Mecklenburgs, die sogenannten *Einlieger,* durch dieses Bestreben zum Erwerb einer Einsiedlerstelle, zur Erweiterung ihrer Bodenflächen und zur Intensitätserhöhung durch Verstärkung ihres Viehstapels getrieben werden:

»Was veranlaßt die Einlieger in manchen Gegenden mehr als in anderen in das Häuslerverhältnis überzugehen? Wir glauben, daß es auch hier der Wunsch ist selbständig zu werden. Die Einlieger können wegen ihrer beschränkten Wohnungsverhältnisse ihren Betrieb nicht vergrößern, wohl aber die Häusler. Dazu wird ihnen in den Sandämtern [im Südwesten Mecklenburgs], wo die starken Häuslerbildungen sind, eher Gelegenheit geboten. Einmal sind dort anscheinend die Erbpächter eher geneigt von ihren großen Hufen Flächen an die Häusler zu verpachten, und sodann können sie sich in den ausgedehnten Wiesenflächen jährlich Futter kaufen und so einen verhältnismäßig großen Viehstand auf ihrer Häuslerei halten. Durch diesen Viehstand verbessern sie nicht nur ihre Ländereien sondern sind auch imstande mit ihren Kühen diese zu beackern und ihr Korn und Heu selbst anzufahren. Dadurch werden sie unabhängig von den Erbpächtern des Dorfes und können bei der Ernte ihre Arbeitszeit frei verwerten, ohne Erntetage [als Entgelt für Fuhren und dergleichen] an den Erbpächter leisten zu müssen.«[25])

Das gleiche Ziel verfolgen die ostpreußischen Landarbeiter, worüber die *Ostpreußische Landgesellschaft* in ihrem letzten Jahresbericht folgendes mitteilt:

»Die kleinen Leute, die sich auf dem Lande ankaufen, sind im allgemeinen geneigt solche Betriebsgrößen zu wählen, die als selbständige Ackernahrungen in Betracht kommen und den Stelleninhabern den vollen Lebensunterhalt gewähren, ohne daß diese auf Arbeit zu gehen brauchen. Es liegt das Bestreben vor erst so viel

[25]) Siehe Dehns *Zur innern Kolonisation in Mecklenburg-Schwerin* in *Landarbeit und Kleinbesitz* /Rostock 1908/, pag. 255.

zusammenzusparen, daß größere Stellen gekauft werden können. Ferner wird uns fast immer bei Vergebung der kleinen Stellen auch bei der gemischten Besiedelung [das heißt bei gleichzeitiger Bildung von Bauern- und Arbeiterwirtschaften] der Einwand entgegengehalten, daß die Stellen zu klein sind und das Gebäudekapitel in einem zu starken Mißverhältnis zu dem Nutzungswert des Landes steht. Um dieses Mißverhältnis zu mindern und die Erträgnisse aus dem Lande zu vermehren, versuchen die angesetzten Arbeiter mit aller Kraft eine kleine Landfläche zuzupachten. Dabei scheuen sie keine Kosten. Es ist vorgekommen, daß für Gemeindedotationen von mittlerer Bodenbeschaffenheit [die preußischen Arbeiteransiedler haben nicht wie die mecklenburgischen den gesetzlichen Anspruch an die Gemeinde auf die *Kompetenz*, das heißt auf ein Stückchen Land zu langfristiger Zeitpacht gegen festen mäßigen Pachtpreis] 30 bis 35 Mark pro Morgen an Jahrespacht von den Arbeiterstelleninhabern bezahlt werden. Wir glauben daher, daß die Maximalhöhe von 1,5 Hektar zu gering ist, und daß es die Besetzung der kleinen Stellen nicht unwesentlich erleichtern würde, wenn die Höchstgrenze etwas heraufgesetzt würde, etwa auf 2,5 Hektar. Wir sind mit einem dahingehenden Antrag an den Herrn Landwirtschaftsminister herangetreten. Dieser hat uns geantwortet, daß eine allgemeine Änderung der Grundsätze für die Arbeiteransiedlung in Aussicht genommen sei und hierbei auch auf die von uns angeregte Frage zurückgekommen werden solle.«[26])

Dieses energische, in Deutschland noch meist individuelle, in den politisch fortgeschritteneren skandinavischen Ländern aber bereits klassenmäßig organisierte Streben der Landarbeiter nach Grundeigentum von genügender Größe wird die sozialdemokratischen Parteien mehr und mehr zu klarer Stellungnahme nötigen. Soweit sie sich bisher, mehr gelegentlich und nicht immer mit genügender Sachkunde und Folgerichtigkeit, mit den Bestrebungen dieser noch immer nach Millionen zählenden Arbeiterschaft auseinandergesetzt haben, lassen sich im wesentlichen 3 Richtungen unterscheiden.

Die orthodox *marxistische* Richtung erkennt zwar an, daß die einzelnen Landarbeiter wie ihre Klasse als solche das angegebene Ziel verfolgen, ist aber weit entfernt sich dieser Tatsache anzupassen, bemüht sich vielmehr eifrig, wenn auch erfolglos, die Landarbeiter von ihren angeblich *kleinbürgerlichen Utopieen* abzubringen und auf den rechten Weg zurückzulenken. In diesem Sinn hat erst vor kurzem Genosse Dr. Grumach der deutschen Sozialdemokratie die Aufgabe zugewiesen Landarbeitern und Kleinbauern »den Eigentumsteufel auszutreiben«.[27]) Es braucht kaum gesagt zu werden, daß unsere Partei mit solchen Teufelaustreibungsversuchen bisher auf dem Lande sehr schlechte Geschäfte gemacht hat und auch künftig damit nur den *Erfolg* erzielen könnte Landarbeiter und Kleinbauern in die offenen Arme der Rechtsparteien hineinzutreiben.

Eine zweite Richtung kommt den ländlichen Arbeitern insofern entgegen als sie ein Kompromiß zwischen deren Verlangen nach Grundeigentum genügenden Umfangs und dem bisherigen Eintreten der Sozialdemokratie für die Vergesellschaftung des Bodens zustande bringen möchte. Der Drang nach gesicherter Bodennutzung soll gestillt werden; aber die Landarbeiter sollen, damit sie nicht etwa in Zukunft der Sozialisierung des Bodens opponieren, nicht Kleingrundbesitzer sondern nur Kleinpächter werden. Um aber der Ausbeutung dieser Kleinpächter durch die Nutznießer der Grundrente möglichst vorzubeugen, sollen die Gemeinden verpflichtet werden Grundstücke bestimmten Umfangs an die Arbeiter zu überlassen, und zwar gegen einen mäßigen Pachtpreis und unter sonstigen Bedingungen, die einer ferneren Landsklaverei entgegenwirken.

[26]) Siehe den Bericht der *Ostpreußischen Landgesellschaft* für die Zeit vom 1. April 1910 bis zum 31. März 1911 /Königsberg 1911/, pag. 12 ff.
[27]) Siehe Grumach, loc. cit., pag. 865.

Auf diesem Standpunkt steht gegenwärtig die Mehrheit der holländischen Sozialdemokratie.[28]) Es mag hier auf die interessante Tatsache hingewiesen werden, daß die Forderung der holländischen Sozialdemokratie, die Gemeinden sollten gegen ermäßigte Preise Grund und Boden an Landarbeiter überlassen, um diesen dadurch zu einer selbständigen Existenz zu verhelfen, im wesentlichen bereits im mecklenburgischen Domanium verwirklicht ist. Hier erwirbt jeder Landarbeiter, der eine Häuslerstelle von 20 Ar Umfang kauft und darauf ein Haus baut, damit den Anspruch gegen die Gemeinde auf Überlassung einer, je nach dem verfügbaren Vorrat an Gemeindeland, 2- bis 8 mal größeren Acker- oder Wiesenkompetenz zu ermäßigtem Pachtpreis. Trotzdem sind die Landarbeiter dadurch mit Recht nicht zufriedengestellt; sie wollen mehr Land, und zwar in einem Stück und zu Eigentum zugewiesen erhalten. Diesen ihren nachdrücklichen Wünschen hat die mecklenburgische Domanialverwaltung nachgeben müssen, indem in den letzten Jahren von dem *starren System* der Auslegung der stets nur rund 20 Ar großen Häuslerparzellen mehr und mehr zum *nichtstarren System* des Verkaufs bis zu 10 Hektar großer Büdnereien übergegangen ist.[29])

Weit konsequenter denkt und handelt die dritte Richtung, zu der vor allem die Sozialdemokratie Dänemarks, Schwedens und Norwegens gehört. Ihre agrarpolitische Praxis besteht zur Hauptsache in der Förderung des Kleingrundbesitzes und in der Unterstützung aller Bestrebungen der Landarbeiter auf zureichendem Grundeigentum Bauern mit familienhafter Arbeitsverfassung zu werden.[30]) Auch die deutsche Sozialdemokratie wird sich dieser Richtung anschließen müssen, wenn sie unter den deutschen Landarbeitern und Kleinbauern Einfluß gewinnen und an einer gedeihlichen Fortbildung der deutschen Agrarverhältnisse mitwirken will. Ausgeschlossen ist jedenfalls, daß eine Agitation für eine Verallgemeinerung des Pachtsystems, auch eines öffentlichrechtlichen nach Art der von holländischen Sozialdemokraten gemachten Vorschläge, bei uns auf dem platten Lande Anklang findet. Derartige Projekte mögen sich für

[28]) Siehe den vortrefflichen Artikel des Genossen Spiekman *Das Landarbeiter- und Kleingrundbesitzerproblem in Holland* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1911, 3. Band, pag. 1397 ff.

[29]) Zur Psychologie dieser Bestrebungen der mecklenburgischen Landarbeiter bemerkt Amtmann Fensch-Bützow in seiner Studie *Die Bedeutung der mecklenburgischen Büdnereien* in *Landarbeit und Kleinbesitz* /Rostock 1908/, pag. 295 ff.: »Nicht die Sehnsucht nach eigener Scholle schlechthin ist es, die den Arbeiter besimmt sich anzusiedeln. Gewiß ist es eine Sehnsucht nach einer eigenen Scholle, aber nach einer solchen, auf welcher er es so weit bringen kann, daß er einmal nicht mehr auf Lohnarbeit angewiesen ist. Die Lohnarbeit ist ihm nur das Mittel zu dem Zweck einmal die Lohnarbeit aufgeben zu können.« Zur Erreichung dieses Zwecks sind die Häuslereien selbst mit Einschluß der Gemeindekompetenzen zu klein. Deshalb ist »die Neigung sich als Häusler ansässig zu machen durchaus nicht vorherrschend und allgemeiner Natur.« Dagegen ist die erheblich größere Büdnerei »ein begehrenswerter Besitz für Arbeiterfamilien.« In Übereinstimmung damit bemerkt Oberforstmeister von Oertzen-Gelbensande in seiner Arbeit *Die Beschaffung von Ansiedlern* in *Landarbeit und Kleinbesitz* /Berlin 1910/, pag. 236 ff.: »Im Verhältnis ist zurzeit die Nachfrage nach Büdnereien größer als die nach Häuslereien . . . Ich stelle hier die Behauptung auf, daß der Arbeiter, welcher sich etwas verdient hat, es in erster Linie ist, welcher eine Büdnerei sucht gegenüber der Häuslerei . . . Vom landwirtschaftlichen Arbeiter ist die Häuslerei zurzeit nicht so begehrt wie vom Handwerker, insbesondere Zimmermann, Maurer, vom Handel- und Gewerbetreibenden, kleinen Beamten, Bahn-, Postbeamten und Rentiers . . . Es wird mancher Arbeiter geneigt sein eher mit verhältnismäßig geringen Mitteln zum Ankauf einer Büdnerei sich zu verstehen als zum Ankauf einer Häuslerei, weil er darauf rechnet, daß in der Büdnerei sich die Arbeitskräfte der Familie erheblich höher ausnutzen lassen können als in der Häuslerei. Hier sehen wir auch den Grund, weshalb Häuslereien mit sicherer Gelegenheit zur Zupachtung von Ackerland leichter zu verkaufen sind als Häuslereien, wo solches nicht der Fall ist. In diesem Fall wächst sich eben die Häuslerei zu einer kleinen Büdnerei aus mit allen Vorteilen der Existenzbedingungen.«

[30]) Siehe meine Artikel *Das dänische Beispiel* und Kringen *Die norwegischen Wahlen und ihre Lehre für die Sozialdemokratie* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1909, 3. Band, pag. 1350 ff. und pag. 1528 ff.

England und die westlichen Kontinentalstaaten, wo das Pachtsystem alteingewurzelt und weit verbreitet ist, vielleicht eignen, für die deutschen Verhältnisse aber passen sie nicht, weil bei uns die kleinen Leute mit der Parzellenpacht, die stets nur Notbehelf war, zu schlechte und mit dem kleinen Grundeigentum zu gute Erfahrungen gemacht haben. Praktisch genommen wird unsere Hauptaufgabe in der nächsten Zukunft die Förderung der Bauernkolonisation, die natürlich, wo das irgend möglich ist, vor allem auch bisherigen Landarbeitern zu bäuerlichen Stellen verhelfen soll, und die Überwachung der eigentlichen Landarbeiteransiedlung sein müssen. Wir werden dafür zu sorgen haben, daß Arbeiter, die sich zu ihrer an sich wünschenswerten Ansiedlung bereit finden lassen, nicht in Abhängigkeit geraten, nicht überteuert werden und vor allem genügend große und auch weiter vergrößerungsfähige Landlose erhalten.[31]) In diesem Sinn sollten wir unseren Einfluß zunächst dahin geltend machen, daß bei der in Aussicht stehenden Neuformulierung der in Preußen geltenden Grundsätze für die Landarbeiteransiedlung die berechtigten Interessen der landwirtschaftlichen Arbeiter und der Allgemeinheit besser gewahrt werden als es hinsichtlich der Maximalstellengröße im Ministerialerlaß vom 10. August 1909 geschehen ist.

Auch der *Verband der Land-, Wald- und Weinbergsarbeiter und -arbeiterinnen* sollte der Landarbeiteransiedlung gegenüber nicht länger eine abwartende passive Haltung einnehmen. Der junge Verband hatte erfreulicherweise im Juli 1911 bereits 11 232 Mitglieder in 425 Ortsgruppen gesammelt und wird sicher auch bei seiner bisherigen Taktik weiter wachsen. Aber er sollte bedenken, daß gewerkschaftliche Landarbeiterorganisationen, die wie der deutsche Verband lediglich Lohnerhöhungen und Arbeitszeitverkürzungen erstreben, nach kurzem Aufschwung bisher stets zusammengebrochen sind. Die englischen Landarbeitergewerkschaften erlebten in den siebziger Jahren eine kurze Periode starken Wachstums und großer Macht, um dann nach unglücklich verlaufenen Streiks und schädlichen Versuchen die Auswanderung zu organisieren bis auf winzige Reste von der Bildfläche zu verschwinden. Die italienischen Landarbeiterverbände hatten mit erstaunlicher Schnelligkeit bis Ende 1902 300 000 Mitglieder und Mitkämpfer um ihre Fahnen gesammelt, gingen aber, als sie 1903 und 1904 eine beträchtliche Anzahl Streiks verloren, rasch bis auf den 3. Teil ihrer früheren Mitgliederzahl zurück und erholten sich erst wieder, als sie nach diesen Erfahrungen anfingen durch Organisierung von Pachtgenossenschaften auf ihre Art die Lösung der für den Landarbeiter wichtigeren Landfrage in Angriff zu nehmen.[32]) Ganz ähnliche Schicksale erlitten die ungarischen Landarbeitergewerkschaften. Sie wuchsen in einer Zeit ihnen günstiger

[31]) Leider sind nicht bloß Gutsbesitzer, sondern sogar staatliche Kolonisationsbeamte eifrig darauf bedacht die Landanteile der Arbeiteransiedler möglichst klein abzuzirkeln, um sie zur Lohnarbeit zu zwingen. So beklagt sich beispielsweise der Spezialkommissar Regierungsrat Weidner in seinem Aufsatz *Die Arbeiteransiedlungen in Neuvorpommern und Rügen 1898 bis 1909* im *Archiv für innere Kolonisation*, 1910, pag. 205, darüber, daß die Arbeiterkolonisten der Kolonie Neubauhof durch ihren angeblich zu großen Ackerbesitz von 1½ Hektar »verleitet« wurden von Gütern der Stadt Franzburg Land zuzupachten und sich, statt auf Lohnarbeit zu gehen, danach ganz ihrer so vergrößerten eigenen Wirtschaft widmen. »Es wäre das vielleicht vermieden worden, wenn man sie gleich mit geringerer Ackerfläche eingestellt hätte. Der Fall Neubauhof und auch Poseritz beweisen, daß eine Arbeiterstelle mit einer Durchschnittsfläche von 2 Hektar immer noch zu groß ist. Man sollte daher über 1½ Hektar nur selten hinausgehen.« Im Kampf gegen solche Maximen, die den Landarbeiter nicht als Selbstzweck sondern nur als Mittel für die Zwecke des Großgrundbesitzers werten, hat die deutsche und besonders die preußische Sozialdemokratie eine Mission zu erfüllen.

[32]) Siehe Pagliari *Die wirtschaftlichen Klassenorganisationen des italienischen Proletariats* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 1. Band, pag. 473 ff.

politischer Konstellationen reißend schnell und vereinigten im Dezember 1906 in 428 Zahlstellen 40 000 Mitglieder. Dann brach auch diese lediglich auf Lohnerhöhung und Arbeitszeitverkürzung gerichtete Bewegung zusammen; politische Verfolgungen traten hinzu, und von 1908 bis zur Gegenwart vegetiert der Verband mit 3000 Mitgliedern in nur 30 Zahlstellen dahin. Durch die andauernden Mißerfolge der bisherigen Gewerkschaftspolitik ernüchtert, scheint jedoch jetzt endlich auch die ungarische Landarbeitergewerkschaft die Lösung der Landfrage in den Kreis ihrer Bestrebungen hineinzubeziehen. Wenigstens berichtete eine Budapester Korrespondenz in der *Leipziger Volkszeitung* vom 17. Februar dieses Jahres entrüstet, daß sich in den letzten Jahren darüber lebhafte Debatten entsponnen haben, und daß »kleinbürgerlich-agrarische Rezepte à la Arthur Schulz in Massen vorgelegt wurden«. Ohne alle Rückschläge haben sich nur die skandinavischen Landarbeiterorganisationen entwickelt, da sie von vornherein der Landfrage die gleiche Wichtigkeit beimaßen wie der Lohnfrage. Besonders die erfolgreiche Landpolitik der dänischen Landarbeiter- und Hausmannsorganisationen sollten auch der deutschen Gewerkschaft vorbildlich sein.[33])

Im ganzen Osten, mit Einschluß von Mecklenburg, besitzt der Großgrundbesitz oder richtiger der Großbetrieb über 100 Hektar noch 5,6 Millionen Hektar. Eine unter dem Einfluß der Parteien der Linken und der Landarbeitergewerkschaft vor sich gehende Landarbeiteransiedlung könnte diese ungesunde, in nationaler, wirtschaftlicher und politischer Hinsicht schädliche Grundbesitzverteilung wesentlich korrigieren; denn viele Landarbeiterstellen würden sich, einer deutlich erkennbaren Entwickelungstendenz folgend[34]), zu bäuerlichen Familienwirtschaften auswachsen, was unter den verschiedensten Gesichtspunkten ein höchst wünschenswerter Erfolg wäre.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

JOHANNES HEIDEN · ÜBER AUSLESE UND ANPASSUNG DER GROSSINDUSTRIELLEN ARBEITERSCHAFT

NEBEN anderen Bedingungen hat die Entstehung der Großindustrie eine Arbeiterschaft zur Voraussetzung, die den der Großindustrie eigentümlichen Anforderungen genügt. Die Großindustrie verlangt aus den verschiedensten Ursachen (weitgetriebene Arbeitsteilung, Bedienung komplizierter Maschinen, die oft statt des Menschen das Arbeitstempo bestimmen, Zusammenarbeiten vieler und manches sonst) andere

[33]) Anerkennenswerterweise enthält sich unsere deutsche Landarbeitergewerkschaft und ihre Zeitschrift aller Angriffe gegen die Naturalentlohnung zahlreicher Kategorieen landwirtschaftlicher Arbeiter. Um so merkwürdiger ist es, daß der Redakteur des *Landarbeiters,* Genosse Faaß, in seinem Artikel *Die Agitation unter den Landarbeitern* in der *Neuen Zeit,* 1910-1911, 2. Band, pag. 676, behauptet, in der Agitation werde unter anderm auch »Umwandlung des Naturallohns in Barlohn« gefordert. Das könnte, falls es richtig ist, sowohl sachlich wie auch im Interesse der Agitation selbst nicht gebilligt werden. Die gänzliche Abschaffung der Naturallöhne würde auch die Abnahme der Schweinemast unter den landwirtschaftlichen Arbeitern nach sich ziehen und sich dann den Industriearbeitern durch erhöhte Schweinefleischpreise fühlbar machen. Die schlimmste Folge aber der dadurch herbeigeführten Verkümmerung der Eigenwirtschaft des Landarbeiters wäre, daß es ihm dadurch erschwert würde sich als Kolonist in die richtige Führung einer größern Produktionswirtschaft einzuleben. Die Landarbeiter selbst verlangen nach meinen Erfahrungen neben Erhöhung der Geldlöhne stets auch Naturallohnzulagen.

[34]) Siehe meinen Artikel *Das Vordringen des landwirtschaftlichen Familienbetriebs und des Kleingrundbesitzes in Ostelbien* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1912, 1. Band, pag. 424 ff.

Eigenschaften und Fähigkeiten der Arbeiter als das Handwerk. Das lehrt der bloße Augenschein. Hierbei hat natürlich jede Bewertung der von den großindustriellen Arbeitern geforderten Eigenschaften und Fähigkeiten zu unterbleiben. Auf diese kommt es in diesem Zusammenhang nicht an. Noch weniger ist ein Vergleich der von den Industriearbeitern verlangten Befähigung mit der des Arbeiters im Handwerk angebracht. Für die Vergleichsmöglichkeit fehlt es auch noch an der genauen Feststellung der Ansprüche, die jede Betriebsart an die Arbeiter stellt. Wir wissen wohl, daß Unterschiede in diesen Ansprüchen bestehen, ihren Umfang kennen wir aber nicht.

Die Großindustrie Deutschlands hat in den letzten Jahrzehnten eine schnelle Entwickelung in der Richtung nach Erhöhung ihrer quantitativen und qualitativen Leistung durchgemacht. Woher hat sie die hierfür notwendigen Arbeiter genommen, und welche Wirkung hat die Beschäftigung in Betrieben der Großindustrie auf die Arbeiter? Die volkswirtschaftliche Literatur ist überreich an Büchern über die Entwickelung der Gesamtindustrie und die der einzelnen Zweige. Auch den allgemeinen Arbeitsverhältnissen und den Lohnverhältnissen hat sich die volkswirtschaftliche Forschung zugewendet und manches beachtenswerte Resultat ergeben. In jüngster Zeit ist ein weiterer Schritt getan: Mit Erhebung von Wirtschaftsrechnungen ist versucht worden die wirtschaftliche und soziale Lage der Arbeiterschaft festzustellen. Es kann gewiß nicht behauptet werden, daß die eben genannten Zustände so umfassend und gründlich untersucht worden seien, um eine alle Fragen beantwortende Darstellung zu ermöglichen. Vieles bedarf auch hier nicht nur noch der Aufhellung sondern der ersten Untersuchung. Immerhin wissen wir über all diese Dinge mehr als über die Herkunft der Industriearbeiter und über ihr Schicksal. Und doch ist die Beantwortung dieser Fragen von großer Bedeutung. Je mehr Arbeiter die Industrie an sich zieht, um so größere Bedeutung erlangt das Schicksal der Industriearbeiter nicht nur für die Industrie sondern für das ganze Volk.

Es ist das Verdienst des *Vereins für Sozialpolitik* über *Auslese und Anpassung der Arbeiterschaft* gründliche Untersuchungen vorgenommen zu haben. Das Ergebnis liegt in einer Reihe von Abhandlungen vor.[1]) Der Zweck der Untersuchungen sollte nach dem Vorschlag des Professors Alfred Weber der sein: »die Ansprüche zu ermitteln, welche der großindustrielle Betrieb an die intellektuellen und psychischen Qualitäten der Arbeiterschaft stelle«. »Dabei solle aber auch in ausgiebiger Weise auf die Veränderungen Rücksicht genommen werden, welche die Persönlichkeit des Arbeiters selbst durch die Eigenart der modernen Fabrikorganisation erführe.« Den Untersuchungen des *Vereins für Sozialpolitik* lag ein einheitlicher A r b e i t s p l a n zugrunde. Nach ihm sollten für jeden Fabrikationszweig die Teilung des Produktionsprozesses und die Arten der Arbeitskräfte ermittelt werden. Zur Beurteilung der Auslese der Arbeiter war die Feststellung der Zahl der Beschäftigten, von Geburtsort, Geschlecht, Alter und Zivilstand, sowie von Beruf und Herkunft der Eltern vorgesehen. Die Erhebung erstreckte sich weiter auf die Vorbildung und die Art der Arbeitsvermittelung sowie auf die für die Einstellung maßgebenden Gesichtspunkte (Alter, Zivilstand, körperliche und geistige Kräfte). Eingehend sollten die Erhebungen über die Betätigung der Arbeiter im Betrieb sein. Zu diesem Zweck wurde nach Art der Stellung (ob relativ selbständig oder von anderen abhängig), Lohnform und Arbeitsdauer, und deren Einfluß auf Quantität und

[1]) Siehe die *Schriften des Vereins für Sozialpolitik*, 133., 134. und 135. Band / Leipzig 1910, 1911 und 1912 /.

Qualität des Arbeitsproduktes gefragt, wie auch versucht wurde die Altersgrenze, das heißt das durchschnittliche Alter zu ermitteln, von dem ab der Arbeiter aufhört die Maximalleistung zu bieten. Weiter wurde nach der Möglichkeit des Aufrückens in verantwortliche Posten und nach dem Schicksal der ausgeschiedenen Arbeiter geforscht. Eine dritte Reihe von Fragen befaßte sich mit den Eigentümlichkeiten der betreffenden Arbeiterschaft, bei denen Einwirkungen des Betriebs vermutet werden können. Hierzu gehören die Fragen, ob auffallende Unterschiede in Intelligenz, Charakter und Lebensführung bestehen, und wie sie zu erklären sind, ob die Merkmale einer berufsmäßig geschlossenen sozialen Gruppe vorhanden sind, ob die Arbeiter ihre Kinder wieder dem gleichen Betrieb oder der gleichen Beschäftigung zuführen, und ob sich ein Aufsteigen der jüngeren Generation zu besser gelohnten Berufsstellungen konstatieren läßt.

Die Erhebungen des *Vereins für Sozialpolitik* erstrecken sich nicht auf alle Industriezweige, »deren Bearbeitung interessante Aufschlüsse vermuten ließ«, weil nicht genügend Mitarbeiter gewonnen werden konnten, und weil mancher die angefangene Arbeit nicht abgeschlossen hat. So wenig wie oben der ganze Inhalt des Arbeitsplans und des ihm entsprechenden Fragebogens mitgeteilt werden konnte, so wenig kann auf alle Einzelheiten der Darstellungen und der Schlußfolgerungen eingegangen werden.

Dem Zweck der Untersuchungen gemäß standen für die meisten Bearbeiter die Fragen nach der geographischen und beruflichen Provenienz, nach dem Altersaufbau der Arbeiterschaft und nach ihrem Schicksal im Betrieb im Vordergrund. Ergänzt sich die Industriearbeiterschaft aus der städtischen oder ländlichen Bevölkerung? Auf diese Frage gehen besonders ausführlich Dr. Marie Bernays (Textilarbeiter in München-Gladbach), Dr. von Bienkowski (Arbeiter einer Kabelfabrik), Dr. Julius Deutsch (Arbeiter der Siemens-Schuckert-Werke in Wien), Dr. Fritz Schumann (Arbeiter der Daimlermotorengesellschaft in Stuttgart) und Dr. Richard Sorer (Arbeiter einer Wiener Maschinenfabrik) ein. Es wird nicht überraschen, daß das Ergebnis dieser Untersuchungen bemerkenswerte Verschiedenheiten aufweist, je nachdem es sich um eine schon lange ansässige Industrie oder eine jüngeren Alters handelt. So stammen von den Textilarbeitern der Gladbacher Spinnerei und Weberei mehr als zwei Drittel aus Gladbach und nächster Umgebung, und in der Rheinprovinz haben sogar mehr als vier Fünftel dieser Arbeiterschaft ihre Heimat. Ähnlich liegen die Verhältnisse der Arbeiterschaft der Daimlermotorengesellschaft, wenn auch aus anderen Gründen. Von 58 % war der Geburtsort nicht mehr als 25 Kilometer vom Sitz des Betriebes entfernt, und weitere 28 % dieser Arbeiterschaft waren im übrigen Württemberg geboren; nur 14 % von den insgesamt 1700 Arbeitern dieser Fabrik stammten aus anderen Teilen Deutschlands und dem Ausland. In beiden Fällen haben wir es also mit Industrieen zu tun, die ihre Arbeiterschaft in ihrer nächsten Umgebung finden. Ein wesentlich anderes Bild zeigt die geographische Provenienz von den zirka 1200 männlichen Arbeitern einer Kabelfabrik in der nächsten Umgebung von Berlin. Von ihnen hatte Berlin nur 11, Brandenburg 34,5, Ostelbien 43,5 und der Westen 6,9 % geliefert; von 4,1 % war der Geburtsort unbekannt. Von den zirka 600 Arbeiterinnen dieser Fabrik waren aus Berlin 8,7, aus Brandenburg 46, aus dem Osten 35,45 und aus den westlichen Industriebezirken 7,2 %. Der Rest

von 2,65 % verteilt sich auf das übrige Deutschland und das Ausland. Die von den Verfassern angewandte Methode zur Feststellung ob ländliche oder städtische Herkunft will mir nicht ganz zuverlässig erscheinen. Soweit hierbei der Geburtsort maßgebend ist, bleibt die Abwanderung im frühesten Kindesalter in die Stadt unberücksichtigt, die doch das auf dem Land geborene Kind recht bald zu einem Städter macht, und weiter ist die Einteilung der Gemeinden in Städte und plattes Land, wenn für diese Begriffsanwendung lediglich das Merkmal der Einwohnerzahl bestimmend gewesen ist, nicht einwandfrei. Gemeinden, die nach der üblichen Größeneinteilung zu den Land- oder Kleinstädten gehören, sind vielfach durchaus industrielle Gemeinden.

Etwas genauer als durch die Ermittelung der Größe des Geburtsorts wird die Herkunft der Industriearbeiter durch den Beruf des Vaters bestimmt. Welche Kenntnis vermitteln hierüber die Erhebungen? Von den schon erwähnten Textilarbeitern waren fast ein Viertel (24,2 %) Kinder von Textilarbeitern. Hier läßt sich also schon von einem Vererben des Berufs sprechen. Rund 16 % der Textilarbeiter stammen von anderen Fabrikarbeitern und 6,3 % von Bau- und Erdarbeitern. Landwirtschaft und Handwerk hatten nur 14,5 und 13,9 % gestellt; aus anderen Berufen rekrutieren sich rund 22 %, davon 15 aus proletarischen Kreisen. Zusammen überwiegen unter diesen Textilarbeitern die Abkömmlinge aus proletarischen Familien sehr stark. Für die anderen von der Erhebung erfaßten Berufsgruppen der Metallindustrie und auch für die Offenbacher Lederwarenfabrikation liefert das selbständige Handwerk noch einen erheblichen Teil der Arbeiterschaft. Die qualifizierten Arbeiter sind in weitaus überwiegendem Maß Handwerkerfamilien, die nichtgelernten Arbeiter Kleinbauern- und Landarbeiterfamilien entsprossen. Fast allgemein wird die bessere Eignung des der Großstadt oder dem kleinstädtischen Handwerk entstammenden Arbeiters für die Ausführung von Arbeiten, die Intelligenz und Geschicklichkeit erfordern, betont. In den Gruppen, die höhere Qualitätsarbeit zu leisten haben, sind die Großstädter stärker vertreten als in den anderen. Dort wo in erster Linie die physische Kraft gebraucht wird, stellt das platte Land den größten Teil der Arbeiter. Es ist selbstverständlich, daß alle Schlüsse mit einem gewissen Vorbehalt gezogen werden müssen, weil das Material, auf dem sie beruhen, doch recht klein ist.

Auf der Nürnberger Tagung des *Vereins für Sozialpolitik* stand die Frage nach der Altersgrenze im Vordergrund der Erörterungen. Wann erreicht der Industriearbeiter die höchste Leistungsfähigkeit, und in welchem Alter läßt sie nach? Ist es ein schnelles, auffallendes Nachlassen der Arbeitsfähigkeit oder ein langsames? Die Erhebungen bestätigen, was jedes aufmerksame Betrachten der Arbeiterschar eines großen industriellen Unternehmens lehrt: das Überwiegen der jüngeren Altersklassen:

Industriezweig	Gesamtzahl der an der Erhebung Beteiligten	Alter (in % der Gesamtzahl)					
		bis 20 Jahre	20 bis 30 Jahre	30 bis 40 Jahre	40 bis 50 Jahre	50 bis 60 Jahre	über 60 Jahre
Textilfabrik Siemens-Schuckert-Werke in Wien	1425	43,3	27,2	12,9	8,7	6,0	1,8
Maschinenindustrie in Berlin	243	5,5	38,2	34,1	17,0	4,1	1,1
	13724	14,6	40,3	27,5	12,1	4,3	1,2

Ähnlich liegen die Altersverhältnisse der Arbeiterschaft in den anderen Betrieben; bei der Daimlermotorengesellschaft sind noch nicht ganz 10 % der Arbeiter (von 1700) über 45 Jahre alt. Dr. Schumann findet hierin mit Recht die Bestätigung, daß die Großindustrie die Kräfte der Arbeiter rasch aufbraucht, und ihm ist »der Gedanke gekommen, daß das Menschenmaterial der Großindustrie durch unseren Arbeiterschutz doch nicht genügend gesichert ist«. Der außerordentliche frühe Verbrauch der Arbeitskraft in der Großindustrie wird nicht nur durch das Überwiegen der jüngeren Arbeitskräfte sondern ebenso stark oder noch stärker durch die in den einzelnen Altersgruppen erzielten Löhne bewiesen. Es kann darauf verzichtet werden wieder in Tabellenform den Zusammenhang zwischen Lebensalter und Verdiensthöhe darzustellen. Einige von den Bearbeitern gezogene Schlußfolgerungen mögen genügen. So sagt Dr. Schumann: »Ein Vergleich zwischen Verdienst und Alter zeigt, daß bis zu 25 Jahren die Hauptmasse unter dem Gesamtdurchschnitt verdient, von da an steigt der Verdienst erst langsam, dann rascher, hat bei 35 Jahren den Höhepunkt erreicht und fällt dann wieder so, daß die Kurve bei Arbeitern von über 50 Jahren beinahe verläuft wie bei denen von unter 23 Jahren.« Für die Arbeiter der Offenbacher Lederwarenindustrie kommt Dr. Morgenstern zu dem Resultat, daß »der Schwerpunkt [in der Lohnhöhe] im Alter von 20 bis 40 Jahren liegt«. Auf die Zeit vom 32. bis zum 42. Jahr legt Dr. von Bienkowski die höchste Leistungsfähigkeit; nach dem Überschreiten dieser Altersgrenze tritt ein schnelles Nachlassen der Leistung ein. Und Dr. Dora Landé kommt zu dem Schluß, »daß die Berliner Maschinenindustrie ihre gelernten und ungelernten Arbeiter im allgemeinen in einem Alter aufgebraucht hat, in dem der Mann der bürgerlichen Berufe sich meist noch in der Fülle der Kraft befindet und gerade das Beste und Reifste hervorbringen kann«. Nicht so unbedingt will Dr. Deutsch die Ergebnisse der Altersstatistik in Verbindung mit der der Lohnstatistik als Beweis für die Abnahme der Leistungsfähigkeit nach Überschreiten des 40. Jahres gelten lassen. Er macht für die Höhe der Leistungsfähigkeit »mannigfache persönliche Umstände« gelten und sieht einen Grund für die höchsten Verdienste in der Altersgruppe von 30 bis 40 Jahren in dem Bedarf für Verpflegung und Erziehung der Kinder. Die Verheirateten sind nach Deutsch arbeitseifriger als die Ledigen, die noch nicht für Kinder zu sorgen haben, und als die älteren, die schon Verdienste erwerbender Kinder für sich verwenden können. Ob dieser Schluß zutreffend ist, läßt sich nach dem durch die Erhebungen gewonnenen Material nicht beurteilen. Deutsch will übrigens die Ergebnisse der Altersstatistik durch die von ihm hervorgehobenen persönlichen Umstände nicht als widerlegt sondern nur als eingeschränkt ansehen. Die Erhebungen bestätigen jedenfalls in ihrer Gesamtheit, daß das 40. Lebensjahr für die meisten Industriearbeiter einen bedeutungsvollen, man kann sagen: verhängnisvollen, Wendepunkt darstellt. Nach Überschreiten dieser Grenze gilt der Industriearbeiter nicht mehr als volle Arbeitskraft. Viele werden ausgeschaltet, ein kleiner Teil kann sich halten, muß sich aber mit geringeren Arbeiten und niedrigeren Löhnen begnügen.

Auf ein für die Alterszusammensetzung der Arbeiterschaft wichtiges Moment macht Dora Landé in ihren Untersuchungen über die Verhältnisse der Arbeiter in der Berliner Maschinenindustrie aufmerksam: die L ä n g e d e r A r b e i t s z e i t. Je kürzer die tägliche Arbeitszeit, desto geringer der Anteil der höheren Altersklassen an der Gesamtheit der Arbeiterschaft. So gehören von rund

1000 Arbeitern einer Aktiengesellschaft in Berlin, in deren Betrieben die Arbeitszeit 8 Stunden beträgt, 53,3 % der Altersstufe von 20 bis 30 Jahren an, und nur 1,8 % sind älter als 50 Jahre. Eine ähnliche Zusammensetzung weist der Betrieb einer andern Aktiengesellschaft mit zirka 1900 Arbeitern auf, in dem die regelmäßige Arbeitszeit häufig durch Überstunden verlängert wird. Die 8stündige Arbeitszeit steigert die Intensität der Arbeit so erheblich, daß nur die kräftigsten Arbeiter standhalten. Zur Steigerung der Arbeitsleistung zwingt die Art der Lohnberechnung (Stücklohn). Es ist selbstverständlich, daß bei den heute erreichten Löhnen die Arbeiter eine Verkürzung der Arbeitszeit nicht mit einer Lohneinbuße erkaufen können. Auf der andern Seite weist Dora Landé aber mit Recht darauf hin, daß, so erstrebenswert Verkürzung der Arbeitszeit aus mannigfachen Gründen ist, sie der Arbeiterschaft »jedoch bei dem augenblicklich herrschenden Akkordsystem im allgemeinen durchaus nicht unbedingt zum Vorteil gereichen dürfte sondern im Gegenteil geeignet ist den Kampf ums Dasein nur noch in hohem Grad zu verschärfen und da, wo die Verkürzung der Arbeitszeit mit regelmäßig wiederkehrenden Nachtschichten verbunden ist, schwere gesundheitliche und soziale Schädigungen hervorzurufen«. Auf die gesundheitlichen Gefahren der Steigerung der Arbeitsintensität ist schon des öfteren hingewiesen worden. Die starke Ausbreitung der Neurasthenie unter den industriellen Arbeitern hat zweifellos einen Teil ihrer Wurzeln in der übermäßigen Anspannung der Kräfte. Es wäre wünschenswert Arbeitsintensität, Erkrankungshäufigkeit und Krankheitsdauer mit einander zu vergleichen. Es braucht wohl nicht besonders betont zu werden, daß Dora Landé mit dem Hinweis auf die Gefahren, die der Arbeitszeitverkürzung eigen sein können und oft eigen sind, der Verkürzung nicht entgegentreten will. Sie fordert nur solche Gestaltung der verkürzten Arbeitszeit (Unterbrechung durch größere Pausen und anderes), daß gesundheitliche Nachteile hintenangehalten werden.

Recht gering sind, wie nicht anders möglich, die Ergebnisse der Untersuchungen über das Schicksal der älteren Arbeiter, die sich wegen Rückgangs ihrer Leistungsfähigkeit nicht mehr im Betrieb halten können. Nur wenigen ist das Glück beschieden im Betrieb selbst eine höhere Stufe als Vorarbeiter und Werkmeister zu besteigen. Soweit ältere Arbeiter in den Betrieben bleiben, sinken sie, wie schon oben gesagt worden ist, vom 40. bis 45. Lebensjahr nicht nur in ihren Lohnbezügen sondern auch in ihrer Arbeitsstellung hinab. Von den komplizierteren und schwereren Arbeiten kommen sie zu den einfacheren und leichteren, um schließlich als Hofarbeiter, Bote und ähnliches ihre Laufbahn zu vollenden. Stellungen dieser Art zu erhalten ist aber nur einem kleinen Teil möglich; der größere Teil verschwindet mit der Abnahme der Leistungsfähigkeit nicht nur von den Plätzen, an denen volle Arbeitskräfte notwendig sind, sondern ganz aus den Betrieben. Was wird aus ihnen? Einige von ihnen mögen zur Selbständigkeit gelangen, für die meisten gilt aber wohl das Wort Dr. Landés, daß den alternden Arbeiter, meist schon vom 50. Lebensjahr an, ein unsäglich trübes Dasein erwartet, und daß er unter zunehmender Arbeitslosigkeit und Krankheit einem frühen Ende verfällt. Darin liegt ja ein großes Stück Tragik des Arbeiterlebens, daß der ältere Arbeiter in Leistung und Einkommen bald wieder auf der Stufe des jugendlichen, noch nicht vollentwickelten Arbeiters anlangt. Seine Kräfte und seine Mittel reichen in der Regel bestenfalls, um seine ältesten Kinder noch in einem Handwerk ausbilden

lassen zu können, oft reichen sie hierzu nicht einmal. Die Not zwingt sie die Kinder sofort nach Verlassen der Schule als ungelernte Arbeiter zu verwenden, damit der geringe Verdienst der neuen Generation das Elend mindert. Die Kinder einem Berufe zuzuführen, der längere Vorbildungs- und Ausbildungszeit erfordert, ist selten möglich. Wo die Mittel reichen, wird oft der Versuch gemacht die Kinder auf eine höhere Stufe in der sozialen Reihenfolge zu bringen. Und das auch in den Kreisen der Arbeiter nicht selten zu beobachtende Bestreben, den Kindern Stellungen im Staats- und Kommunaldienst zu verschaffen, auf dessen große Gefahren für die Entwickelung der Tüchtigkeit Professor Weber aufmerksam gemacht hat, ist angesichts der Lage des Industriearbeiters wohl zu verstehen. Dem Industriearbeiter mit seinem Wechsel zwischen Verdienst und Arbeitslosigkeit und der Aussicht auf ein an Entbehrungen noch reicheres Alter muß das *sichere Brot* des Beamten als ein erstrebenswerter Zustand, der jedenfalls frei von den Nöten ist, die ihn am meisten plagen, erscheinen. Die Unselbständigkeit der Beamtenstellung und der mit ihr verbundene Verzicht sich durch besondere Tüchtigkeit eine ganz ausnahmsweise günstige Stellung zu verschaffen werden ihn wenig schrecken. Sieht er doch alltäglich, wie oft große Tüchtigkeit in den Reihen seiner Schicksalsgenossen nicht zur Geltung kommt.

Neben den hier besprochenen Ergebnissen haben die Untersuchungen des *Vereins für Sozialpolitik* noch manche andere gebracht. Sie betreffen unter anderm den Zusammenhang zwischen Wochentag und Arbeitsstunde und Unfallhäufigkeit, den Zeitpunkt der höchsten Leistung innerhalb der Arbeitswoche und des Arbeitstags, die Stellung der Arbeiter zum Stücklohn. Durch Befragung der Arbeiter nach ihren Lieblingsbeschäftigungen und nach der Art ihrer Erholung ist versucht worden Kenntnis von der Psychologie der Arbeiter zu gewinnen; dem gleichen Zweck sollen die Ermittelungen über die Lebensziele der Arbeiter dienen. Auf manche dieser Ergebnisse und auf Fragen, die durch die Untersuchungen angeregt werden, wird noch einzugehen sein. Die Veranstalter der Erhebungen und die Herausgeber sind sich bewußt gewesen, daß ihre Arbeiten noch keinerlei gesicherte und abschließende Ergebnisse erkennen lassen. Sie können aber mit Recht für sich in Anspruch nehmen wertvolle Beiträge wissenschaftlicher Untersuchungen gegeben zu haben.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EMMY VON EGIDY · ÜBER SELMA LAGERLÖF

SIE wagt zu erzählen. Heute, da alles nach der indirekten Darstellungsweise sucht, spricht diese schwedische Dichterin geradezu mit ihrem Leser wie der Märchenerzähler mit einem Kind. Sie sagt: »Wie Ihr gesehen hättet . . .«, »Es kann sein . . .«, »Ich aber glaube . . .«, »Freunde, Menschenkinder, hört mich, hört!« Sie schiebt durch solche Ausdrücke mit einer ebenso naiven wie großartigen Geste das Erzählte weit von sich fort und rückt sich als Erfinder und Schöpfer völlig aus dem Kreis ihrer Dichtung; sie tut, als sei es nicht ihr Wille, der diese Menschen schuf, nicht ihr Impuls, der ihr Schicksal formt, oder ihr Wollen, das sie auf den Wellen des Lebens auf- und abgleiten läßt, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie nicht selbst ehrlich und unbewußt davon überzeugt ist, daß sie genau wie der Leser den Geschehnissen zusieht, die vor ihr sich abspielen wie vor ihm.

Doch das ist nicht das Merkwürdigste an Selma Lagerlöf.

Wenn dichten gleich suchen ist, suchen nach einem Gesetz, das dem Bilde, in dem der Dichter das Leben begreift, unterzuschieben ist, ein bewußter oder unbewußter Versuch das Geschehene auf einen Faden zu reihen, geordnet nach der Bedeutung, die dem einzelnen zugestanden wird, sei es Mensch, Natur, Gedanke, Schicksal oder Leben, so gleicht Selma Lagerlöfs Dichtung, in einem nur ihr eigenen Sinn, einem Suchen nach dem Leben. Während rings um sie nach dem Menschen gegraben wird, nach seinen Daseinsbedingungen und Rechten, das Persönliche, das Einzelne, das Eigenbestimmende aufgedeckt, und vielleicht noch dem Faden nachgespürt wird, der das Individuum mit dem Ganzen verbindet, fragt sie nicht nach dem Menschen. Ihn kennt sie, ihn hat sie, er ist ihr das Gegebene, das Selbstverständliche. Sie braucht ihn bei ihrem Suchen, deshalb nur stellt sie ihn hin. Sie läßt sein Wesen gespielt werden, wie eine Melodie gespielt wird, aber sie sucht nicht nach dieser Melodie, sie sucht den, der sie spielt.

Der große Künstler, der die kleine Melodie *Mensch* spielt, ist für sie das Leben. Die Gesetzmäßigkeit in der wilden Flut dieser Macht, die Einheit in der überquellenden Vielgestaltigkeit dieser Kraft: diese sucht sie. Wohl ist man manchmal versucht zu meinen, sie suche Gott. Doch so viel auch von Gott und seinem Wesen, von seinem Willen und seiner Macht in ihrem Werk die Rede ist, dieser Gottbegriff läßt sich nirgends festhalten, sie selbst scheint Furcht zu haben ihn deutlicher zu machen, sie weicht ihm aus, sie weiß ihn vielleicht in einem letzten, tiefsten Bewußtsein, doch es liegt ihr nichts daran ihn zu erkennen. In der Legende vom Schatzkästlein der Kaiserin spricht sie davon, »daß diese Macht (Gott), die die Menschen verhöhnen, weil sie sie nicht sehen, sich fern halten muß, weil sie im selben Augenblick mißbraucht werden würde, in dem sie sich in vernehmbarer Form offenbarte«. »Die armen Menschen brauchen etwas, worauf sie vertrauen können . . ., etwas grenzenlos Großes wäre vonnöten . . . So gut verborgen müßte es sein, daß niemand es fände.« Und so gut verbirgt auch sie den Gottesbegriff in ihrer Dichtung. Es wäre falsch, wollte man den zweifellos religiösen Impuls, aus dem sie nach dem Leben sucht, mit Religiosität an sich verwechseln. In ihrem Roman *Jerusalem,* in den *Wundern des Antichrist,* auch in vielen Legenden schildert sie allerlei Zustände von dem ganz schlichten Gottvertrauen bis zu ekstatischer Ergriffenheit in Gesichten; aber es bleiben Zustände der Menschen, nirgends wird der Faden wirklich an den wurzelhaften Begriff *Gott* geknüpft. Die Menschen werden in diesen Zuständen herumgeführt, von ihnen überfallen, damit sie die Macht des Lebens spüren und sich ihm fügen. Jeder muß seinen Kreis ablaufen, zwischen Schuld und Sühne, erlittenem Unrecht und belohnter Größe, damit der große Künstler sich in den endlosen Variationen der kleinen Melodie darstellen kann. Sündlosigkeit ist es gar nicht, worauf es ihr dabei ankommt, im Gegenteil, selbst der arge Verbrecher ist ihr willkommen. Es kommt ihr nur darauf an, wie er sich in und nach dem Verbrechen hält, wie er seine Schuld selbst begreift und sich in seiner Schuld; ob er sie als Tatsache anerkennt, mehr noch: als Notwendigkeit, in die er gebannt war, ohne darin untergehen zu dürfen, und inwiefern seine Sühne zu etwas Lebendigem wird. Die haarscharfe Linie zwischen Willensfreiheit und -unfreiheit, die Selma Lagerlöf in einigen Momenten zieht, wird unter ihrer eigenen, scheinbar willkürlichen Führung immer neu gebogen; es ist nicht leicht diese Linie durch alle ihre Werke festzuhalten, es verwirrt sich da manches wieder vor unserm

Blick. Wir müssen eben ihr eigenes Suchen mitsuchen, wir müssen wie sie ergriffen schaudernd vor den Ereignissen ihrer Vorstellungskraft stehen, wie sie die letzten Entscheidungen von dem Geschehenen erwarten. Und wir wissen ja, wie große Macht unter Umständen die kleine Melodie über den großen Künstler gewinnen kann. Auch er ist in die Notwendigkeit gebannt, sie immer und immer wieder zu spielen. Manchmal ist es zweifelhaft, ob sie ihn nicht überwältigt, es schwanken Macht und Sieg. Spannend und aufregend versteht es Selma Lagerlöf diese kämpfende Zwiesprache zwischen dem Menschen und dem Leben zu schildern.

Und dieser geheimnisvolle Begriff des Lebens selbst? Wie ihn erkären? Er scheint da zunächst in eminenter Weise das zu sein, was man ganz einfach auch den Prozeß des Lebens nennt: das Vorgehende, das ewig Bewegte, unermüdlich Wechselnde, aus sich Gebärende, in einander Verknüpfte, unaufhaltsam Treibende, Gärende, Quillende und Fließende, Ereignishafte. Manchmal scheint es nur darauf gestellt mit triumphierender Gewaltsamkeit immer neues Geschehen zu häufen, manchmal wartet es träge, geduldig auf das Fallen eines einzigen Blattes, das alles in Bewegung setzen soll, und wieder andere Male arbeitet es mit genauer, durchsichtiger Konsequenz auf einen bestimmten Punkt hin. Es steht in der Mitte zwischen den Begriffen *Schicksal, Weltordnung, Vorbestimmung, Willkür, Naturnotwendigkeit, Werden, Gottes Wille, Fatalismus.* Es hat etwas von allen diesen, deckt sich mit keinem, nimmt nicht die anderen restlos in sich auf. Begrifflich ist es nicht aufzuweisen und, um es nachzubilden, muß man eben diese Bücher lesen. Da braust es hin als Wintersturm über den großen Wäldern, als Gewitter und Meeresrauschen, da lebt es in *L'Univers'* Schiffbruch, wie in dem friedlich blühenden Obstgarten des Pfarrers von Svartsjö, es ist im greulichen Mord und im Knirschen der Gängel eines Schaukelstuhls verborgen, es wird beschrieben in den blühenden Tälern um Jerusalem und gefunden in den schwedischen Eisenwerken, über die Nils Holgersson auf dem Rücken der Wildgans hinfliegt. Hier kommt es als Schicksal, dort als Rache, hier als Gesetz, da als Willkür; es wirft die Menschen auf und nieder, biegt oder bricht sie, sie schleichen gekettet durch seine Unüberwindbarkeit oder fahren jubelnd auf seinen brausenden Wogen. All ihren Menschen ist diese stumme Ehrfurcht vor dem Leben eingegossen, vor seiner Heiligkeit und Schönheit, wie vor seiner Schwere. Gösta Berling sagt: »Er ist ein großer, wunderbarer Gott, er hat mich zum Narren gehabt und mich verworfen, aber er will mich nicht sterben lassen.« Und dadurch erwirbt er sich bei Selma Lagerlöf Vergebung all seiner Schuld.

Gösta Berling in dem gleichnamigen Roman[1]) ist der Held, um den sich die Geschichten alter Chroniken und Sagen eines ganzen Bezirks (und gewiß aus verschiedenen Jahrhunderten gesammelt) gruppieren. Er ist ein wegen Trunksucht abgesetzter Pfarrer, hat ein Kind bestohlen, um sich Branntwein zu verschaffen, ist unabsichtlich zum Mörder Ebba Dohnas geworden. Er reißt heute Anna Stjärnhök als Braut an sich und gibt sie morgen in einer Aufwallung von Großmut frei. Jedes Fest am Löfsee endet damit, daß er eine Frau entführt. Mehr als einmal sucht er den Tod und findet ihn nicht. Er bestrickt

[1]) Dieser Roman ist, wie auch einige andere Bücher der Dichterin, mehrfach ins Deutsche übersetzt und ediert worden. Die besten Lagerlöfausgaben sind bei Albert Langen in München erschienen. Dieser Verlag hat auch neuerdings eine Gesamtausgabe veranstaltet, die jetzt in 10 hübschen Bänden vorliegt und alle Werke Selma Lagerlöfs bringt (mit einziger Ausnahme der *Wunderbaren Reise,* die dort in 3 Bänden gesondert erschienen ist).

die Menschen durch seine Schönheit und das Feuer seiner Leidenschaft und richtet unendliches Unheil an. Er läßt die Majorin Samzelius, seine Wohltäterin, aus ihrem Haus verjagen und hält um einer Kleinigkeit willen die Hände ins Kaminfeuer. Er ist toll. Aber er hat die Tollheit, die Selma Lagerlöf liebt, das Leben tobt unbändig in ihm. Das Buch ist mit dem ganzen naiven Zauber des Erstlingswerks umsponnen, in ihm drückt sich das Grundgefühl des Lebens am reichsten und vielgestaltigsten aus. Hier spricht die Dichterin nicht nur mit dem Leser, hier redet sie auch ihre Figuren an, beschwört sie, singt Hymnen auf sie, beweint sie. Hier wuchert das Märchen, hier durchbricht flutartig das Leben alle Dämme, es zerbricht jede Form, in die es gefaßt werden könnte, wild rankt und quillt es, und von lächelnder Sorglosigkeit führt es direkt in die Abgründe tiefster Verzweiflung. Hier wird mit dem Jubelton der Fanfare die Herrlichkeit und der strömende Reichtum des Lebens verkündet. Bei überfließendem Gefühl ist es ohne jede Sentimentalität, bei der persönlichsten Anteilnahme von kühlster Objektivität. Es hat scheinbar alle Fehler weiblicher Schriftstellerei und ist in Wahrheit ein Wunder an geschlossenem Stil und durchgeführtem Ton. Dieser Ton ist nur einmal in der Weltliteratur vorhanden: Es liegt in seiner Natur, daß er auch von Selma Lagerlöfs Zauberflöte nie wieder so erklungen.

Gleich in diesem ersten Buch hat sich die absolute Nationalität offenbart, die Selma Lagerlöf eigen ist. Nicht, daß sie selbst sie besonders betonte. Aber irgendwie unerklärlich und überzeugend teilt sich uns aus den Blättern dieses Buches mit, daß es die Nation, aus der es kommt, tiefer erschöpft als irgend etwas anderes. Es sind die Tollheiten des ganzen Volkes, die da in Gösta Berling gefeiert werden, der Lebensgrundsatz einer ganzen Klasse, den die Kavaliere auf Ekeby aussprechen: »Niemals etwas zu tun, was nützlich oder klug oder schurkenhaft ist.« Und so sehr wir anderen auch dieses Werk schätzen, es bleibt ein Rest, dem wir ganz nicht nahe kommen, der als Goldklumpen schwer inmitten der leichten, süßen Arabesken hängt, und nur dem Schweden sich völlig offenbart. Man kann dieser eminenten Nationalität auch an einer negativen Seite näher kommen: da, wo sie den Heimatboden verläßt, wird Selma Lagerlöf schwächer. Die letzten, geheimnisvollsten Kräfte des erdgeborenen Menschen sind ihr dann wie abgeschnitten, es fehlt ihr der Schlüssel zu den unendlichen ungeformten Mächten, die sonst auffallend unmittelbar in ihre Dichtung hinaufwachsen, ihre Menschen stehen nicht mehr so fest in der Erde verwurzelt, sie bekommen etwas Schwebendes, Unwirkliches. Ganz auffallend ist dieser Kontrast in *Jerusalem*.

Viel schlichter, ernster und in gewissem Sinn großartiger als in *Gösta Berling* ist das Gefühl vom Leben hier gegeben. Die Gründung einer Sekte unter schwedischen Bauern wird erzählt; der Auszug der Sektierer, ihr schmerzvolles Losreißen von der Heimaterde und dem angestammten Besitz, ihr Festhalten an der Idee dort im fremden, grausamen Land und ihr teilweises Zugrundegehen. Solange diese Bauern auf ihrer Erde stehen, sind sie von überzeugender, herber Größe, im Morgenland schweben sie wie lichte, freundliche, kindliche Schatten durch die Erzählung. Die Losgerissenen können nicht wurzelhaft sein, es ist ihr Schicksal und ihre Tragik. Aber ich glaube nicht, daß hier eine dichterische Absicht vorliegt. Dieser Zug ist ganz natürlich aus ihren Bauern in die Behandlungsweise hinübergeglitten. Sie könnten nur in tiefsten Farben lodernd und mächtig in ihren Lebensäußerungen sein, wenn

das religiöse Moment wirklich alles andere überwöge. Aber auch dies scheinbar auf religiöse Fragen gestellte Buch entscheidet nicht religiös. Mark und Kraft kehrt sofort zurück, da am Schluß die Geschichte wieder auf schwedischem Boden geführt wird. Mit vom Schönsten, das Selma Lagerlöf überhaupt geschrieben, ist die Einleitung zu *Jerusalem*, die Erzählung von dem jungen Bauer, der sich die Braut aus dem Zuchthaus wieder zurückholt. Er hat gezweifelt und gegrübelt, ob es seine Pflicht sei, ein unendlich langes und verschnörkeltes Zwiegespräch mit seinem verstorbenen Vater denkt er sich aus, um zu erkennen, was er tun soll, endlich geht er gebeugt unter ein Müssen, holt sie, bringt sie, läßt sich von der Gemeinde in der Kirche verachten, von der Mutter vom Hof weisen und ist dabei die ganze Sache aufzugeben, da erfährt er, daß das Mädchen ihn nun zu lieben angefangen, und sofort ist alles entschieden: »Nun kümmere ich mich keinen Pfifferling um jemand anders als um dich.« Alle Moral, alle Nächstenliebe, alles Christentum, alle Vergebung ist nichts. Die Liebe als Lebendigstes entscheidet. Die Menschen aus diesem Geschlecht sind es dann, unter denen die Sekte gegründet wird. Nur einer widerstrebt: der Sohn dieses Paares, und er ist der Held der Geschichte.

Subtilere Töne, um nach dem Leben zu suchen, hat Selma Lagerlöf in der *Herrenhofsage* angeschlagen, die wie ein schwingender Akkord von allem Feinsten, Unsagbarsten, Ungreifbarsten sind. Es ist die Geschichte von der Liebe eines kleinen Mädchens zu einem Studenten, der einmal ein paar gütige Worte für sie fand, von der spätern Geistesverwirrung des jungen Mannes, seinem Herumziehen als Hausierer, ihrer Errettung aus dem Grab, in das sie als Scheintote gelegt ist, durch ihn und seine endliche Errettung aus dem Wahnsinn durch sie. In diesem hauchzarten Gewebe einer dichtenden Phantasie löst sich die kraftvolle Herbheit, mit der der schwedische Bauer geschildert ist, in süßester Harmonie; und die Kühnheit der Erfindung, die Großartigkeit der Bilder überwältigt und macht das Außerordentlichste glaubhaft. Mit legendenartiger Gedrungenheit ist die Geschichte von *Herrn Arnes Schatz* erzählt. Da ist das Grauenhafte durch die großartige Kürze überwunden und das Gespenstische durch die Poesie aufgelöst, mit der es durchtränkt. Es gibt überhaupt nichts, was uns nicht, aus Selma Lagerlöfs Händen empfangen, ein ganz verändertes Gesicht zeigte. Da ist eine Geschichte, *Unsichtbare Bande*, die mit einer Gerichtsszene anfängt, in der ein armes Mädchen den Vater ihres Kindes auf Beiträge verklagt. Er, ein verheirateter Mann, will sich durch den Eid sowohl von der Beschuldigung wie auch von der Pflicht freimachen. Sie erschrickt darüber, daß er die Todsünde des Meineids auf sich wälzen will, hindert ihn zu schwören und zieht ihre Klage zurück. Man muß das lesen, um zu begreifen, was Selma Lagerlöf aus den Dingen macht.

Auch unter den Legenden und Erzählungen sind solche, die eine Gedrungenheit des Stils haben, wie sie nur Maupassant in seinen kleinen Geschichten erreicht. Sie haben eine Reife und Vollsaftigkeit, wie die Frucht im Herbst gereift, die des ganzen Sommers Sonne in sich trägt. *Tale Thott* zum Beispiel, eine sagenhafte Geschichte uralter Zeit, in der ein verlassener Bräutigam sich die Braut am Tage vor ihrer Hochzeit mit dem andern raubt. Der Anfang dieser Geschichte ist typisch für Selma Lagerlöf. Sie fängt an zu erzählen, wie jemand zum Verbrechen geführt wird, nur weil er den Versucher nicht im rechten Augenblick von sich entfernt hat. In dem Mann selbst lag gar keine Gefahr,

aber er hatte einen Hund ... Da sind die Geschichten von der *Grabschrift, Die Rache bleibt nicht aus* und *Eine Geschichte aus Halstanäs,* alle von der selben Art. Weniger gelungen scheinen mir die Legenden. Da ist nur eine, *Das Schatzkästlein der Kaiserin,* die mir vom Rang ihrer anderen Arbeiten erscheinen will. Sie gibt die Predigt eines Paters vor der streikenden Arbeiterschaft eines Fabrikdistrikts wieder.

Aber wie ihre *Christuslegenden,* so scheinen mir auch die *Wunder des Antichrist* nicht ganz echte Kinder dieser eminenten Begabung. Diese Geschichte beschäftigt sich mit sizilianischem Aberglauben, Geldgier, modernen Industriebestrebungen und englischer Hilfsbereitschaft. Es geht darin wie in fast allen Geschichten zu, das Geschehen hat eine große Schleife zu umschreiben, bevor es da ankommt, wo Selma Lagerlöf es will. Wild und ungezügelt toben die Lebenskräfte sich darin aus, wie in *Gösta Berling,* doch nicht so überzeugend. Die Dichterin sollte den schwedischen Boden nicht verlassen. Die *Königinnen von Kungahälla* stehen wieder fest auf nordischem Boden. Diese an einander gereihten Legenden erzählen von der Gründung der sagenhaften Krönungsstadt und von mancherlei Schicksalen dorthin vermählter Prinzessinnen, sie sind wunderbar echt im Ton, geben das Gefühl ihrer Zeit, die Landschaft, und bei aller chronikhaften Aufzählung der Dinge können wir nicht vergessen, wer die Chronik schreibt. Der letztveröffentlichte Roman *Liljecronas Heimat* ist vielleicht nicht ganz auf der Höhe des ersten, aber es sind auch darin Dinge von ganz köstlichem Humor, wie der betrunkene Ziegenbock, oder die Fahrt der Kleinen zum Weihnachtsessen zum Onkel trotz Sturm und Wetter.

Auf einer ganz andern Linie steht das im Wettbewerb gekrönte Lesebuch für die schwedischen Schulen *Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen.* In märchenhafter Einkleidung (der Junge wird durch einen Zauber in ein Wichtelmännchen verwandelt und reist als solches mit den ziehenden Wildgänsen) gibt es eine Art Anschauungsunterricht über Schweden. Geographie, Naturgeschichte, Naturkunde, Geschichte, Sage und Dichtung sind hier zu der spannendsten Geschichte vereinigt, die Kinder wohl je zu lesen bekamen. Es ist ein fast gefährliches Ineinanderweben von nüchternen Kenntnissen und Tatsachen mit wucherndem Phantasiegespinst. Es ist überall von allem die Rede. Der arme Nils muß im Augenblick größter Lebensgefahr von einem Bären erdrückt zu werden die Nützlichkeit des Eisens und seine große Bedeutung für den Menschen sehr ausführlich durcharbeiten; sein Leben unter den Tieren und sein allmähliches Hinübergleiten in deren Interessensphäre sind vielleicht das stärkste pädagogische Moment des Buches. Nicht eine Gelegenheit läßt sich Selma Lagerlöf entgehen, um den Kindern eine Geschichte zu erzählen; es ist geradezu fabelhaft, wie reich, wie unterhaltend, wie mannigfach anregend sie diesen Anschauungsunterricht zu gestalten versteht. Es sprießt und sproßt immerfort aus allen Ritzen und Fugen. Ihrer Lust am Fabulieren konnte sie hier nun einmal völlig nachgeben, und wir genießen fast wissentlich mit ihr die Ungebundenheit, in der sie ihre Phantasie spielen lassen konnte. Phantasie ist vielleicht überhaupt, wollte man Selma Lagerlöf ein Beiwort geben, das einzige, das in Frage käme, wenn man nur eines nennen darf. Wir haben ja fast verlernt unsere Phantasie zu gebrauchen, und dabei wissen wir doch genau, daß es im Leben viel toller und phantastischer zugeht als ein Mensch es sich ausdenken kann. Selma Lagerlöf läßt sich durch nichts einengen, sie schreibt, wie es in ihr lebt, und daß bei dieser unausschöpf-

baren Phantasie doch noch so große, feste Form in ihren Sachen ist, das eben beweist den großen Dichter.

Wie nun dieser große Dichter über sich selbst denkt, das erfahren wir in dem Buch *Ein Stück Lebensgeschichte*. Rührend ist da besonders die Rede, die sie bei Verleihung des Nobelpreises gehalten hat. Sie schildert da ihre Fahrt nach Stockholm und eine Unterhaltung mit ihrem verstorbenen Vater, dem sie die große, große Dichterschuld beichtet, die sie den Menschen gegenüber habe. Allen ist sie verschuldet: den alten Dichtern der nordischen Sage, den heimatlosen Kavalieren, deren lustige Schwänke sie wiedererzählt, den alten Leuten in kleinen, grauen Hütten, die von Berggeistern und dergleichen wußten, den Mönchen und Nonnen, die Legenden dichteten, den darlekarlischen Bauern, die nach Jerusalem zogen; sie ist denen verschuldet, die die Sprache ausbildeten und vor und mit ihr dichteten, sie ist ihren Lesern, ihren Kritikern, den Schulkindern, die ihren Nils Holgersson verschlingen, verschuldet; auch allen, die ihr halfen und an sie glaubten, und schließlich der schwedischen Akademie, die ihr den Nobelpreis zugestand: Alles ist erwähnt, was einem Dichter beim Werden hilft. Aber was er selbst i s t?

Es ist anfangs gesagt, daß Selma Lagerlöf beim Erzählen sich selbst als vorstellende Kraft ganz auslöscht und so tut, als sähe sie zusammen mit ihrem Leser dem Geschehen zu, das sie vor uns entrollt, gespannt selbst, ob sich ein Gesetz entwickeln werde, bis scheinbar völlig überwältigend für sie selbst die Ordnung sich offenbart, nach der die Geschichten sich begeben. Natürlich ist der Vorgang der, daß, je länger sie mit ihren eigenen Augen auf die Ereignisse schaut, um so tiefer sie ihr eigenes Gesetz in die Dinge hineinsieht. Sie sucht das Leben und glaubt seine Gesetze zu finden: Doch was sie gefunden hat, sind ihre eigenen Gesetze. Nur daß diese mit denen des Lebens ganz innig eins sind. Das unterscheidet sie von anderen, und das macht ihre Größe. In ihr, der kleinen Melodie, hat das ganze, weite, brausende Leben Raum.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Geldmarkt Nachdem die Bank von England am 9. Mai ihren Diskontsatz von 3½ auf 3 % ermäßigt hatte und ihr die Bank von Frankreich am 19. Mai mit dem gleichen Schritt gefolgt war, stellte sich der Diskontsatz dieser beiden Länder um 2 % niedriger als der Deutschlands. Diese ungewöhnliche Spannung gab im Ausland natürlich den Anlaß zu allerlei Erörterungen über Deutschlands finanzielle Verhältnisse. Schon deshalb mußte die Reichsbank erwägen, ob sich nicht auch für Deutschland eine Ermäßigung ermöglichen lasse. Sie ist mit Rücksicht auf den überaus angespannten Geldmarkt, sicher nur widerstrebend, Anfang Juni zu einer Herabsetzung auf 4½ % geschritten. Die starke Anspannung des Geldmarkts zeigte sich sowohl in den ungewöhnlich hohen Sätzen des Privatdiskonts, der Ultimo- und täglichen Gelder wie in der Inanspruchnahme der Reichsbank auf Wechsel- und Lombardkonto. Die Belastung dieser Konten ist wesentlich höher gewesen als im Vorjahr; die Notenreserve dagegen blieb gegen das Vorjahr ebenso wesentlich zurück. Alle Versuche der Reichsbank namentlich der Spekulation die Kredite zu schmälern glückten nur in geringem Maß. Für diese Kreise spielen 1 oder 2 % Zinsen nicht die Rolle wie im Wirtschaftsleben. Die Herabsetzung des Diskontsatzes ließ befürchten, daß die Spekulation aus der Geldverbilligung neue Anregung schöpfen werde. Wenn aber die Bedürfnisse des wirtschaftlichen

Lebens nicht geschädigt werden sollten, mußte die Reichsbank doch zu der Ermäßigung schreiten. Das ist ihr wohl darum besonders schwer geworden, weil der Staatskommissar an der Berliner Börse sich Mitte Mai zu einem ganz ungewöhnlichen Schritt veranlaßt gesehen hatte. In einem Schreiben an den Börsenvorstand wies er darauf hin, daß in letzter Zeit der Umfang der Spekulationen zu ernsten Besorgnissen Anlaß gebe. Die Befürchtung liege nahe, daß ein Rückschlag unausbleiblich sei, und daß er dann weiten Kreisen schwere Verluste bringen werde. Banken und Bankiers würden sich voraussichtlich dem Ernst der Lage nicht verschließen und durch Warnungen und Krediteinschränkungen ihre Kundschaft zur Mäßigung anzuhalten suchen. Auch der Präsident der Reichsbank hat bei der Herabsetzung des Diskontsatzes die Mahnung ausgesprochen, daß Banken, Börsen und Verkehr sich fernerhin tunlichster Zurückhaltung befleißigen möchten, wenn sie sich nicht in ganz kurzer Zeit wieder von einer Diskonterhöhung belastet sehen wollten. Nun sind aber die Kapitalansprüche doch nur in minimalem Umfang zurückgedrängt worden. In den letzten Tagen ist es sogar wieder zu geradezu wilden Kurssteigerungen, besonders bei den Aktien der zum sogenannten *Waffenkonzern* gehörenden Fabriken gekommen. In erster Linie waren die Aktien der *Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken* daran beteiligt. Der Kurs stieg von 500 im Mai auf 562,50 am 22. Juni. Im freien Verkehr stieg er gar auf 576, um dann am andern Tag auf 559 zu fallen. Im Januar stand er noch auf 415. Anlaß zu dieser Steigerung gaben außer den überaus günstigen Geschäftsergebnissen Gerüchte von der Einführung eines automatischen Gewehrs, das von der Fabrik konstruiert sein soll.

× ×

Staatsanleihen

Hand in Hand mit dieser Inanspruchnahme des Geldmarkts geht ein Kurssturz unserer 3prozentigen Reichsanleihen, der in der Tat die Sorge der Regierung wecken kann. Durch die Erschwerung der Geldbeschaffung hat in den letzten Wochen ein solches Angebot den Markt überschwemmt, daß der Kurs bis auf 80 % herunterging, ein Satz, der bisher noch nicht da war. Wo immer auf einem Gebiet des Wirtschaftslebens ein höherer Gewinn winkt, werden, selbst auf die Gefahr hin mit einer weniger gesicherten Anlage vorlieb zu nehmen, die Staatspapiere hingegeben und Industriepapiere angeschafft. Alle Bestrebungen der amtlichen Stellen Sparkassen, Versicherungsanstalten usw. zu erhöhter Anlage der Bestände in Reichsanleihen zu veranlassen werden durch die jetzige Entwickelung des Wirtschaftslebens illusorisch gemacht. Es ist fast, als wenn ein Taumel die Leute erfaßt hätte, als wenn sie meinten, daß die günstige Konjunktur recht lange dauern würde.

× ×

Allgemeine Lage

Fast aus allen Gebieten lauten die Nachrichten über den Arbeitsmarkt günstig. So wurde in der Hauptversammlung des Stahlwerksverbands am 20. Juni das Inlandgeschäft als sehr lebhaft bezeichnet. Vielfach könne dem äußerst dringenden Abruf nicht entsprochen werden. Auch vom Ausland laufen fortgesetzt Nachfragen ein. Der Bedarf an Bahnoberbau ist sowohl im Inland wie im Ausland äußerst rege; auch das Grubenschienengeschäft ist lebhaft. In Formeisen wird wahrscheinlich der Juliversand eine weitere Steigerung erfahren. Die Entwickelung des Trägergeschäfts hat im Ausland weitere Fortschritte gemacht. So ist denn auf allen Absatzgebieten das Geschäft recht befriedigend. Dennoch muß man bedenken, daß der Kulminationspunkt doch einmal erreicht wird. Ja, es sind immerhin schon einige Dinge in Erscheinung getreten, die wohl zu denken geben. Im Mai hat der Direktor der *Deutschen Bank,* Dr. von Gwinner, seine Meinung über die zweifelhafte Dauer der günstigen Konjunktur ausgesprochen. Mitte Juni wurde bekannt, daß nicht nur einige Eisengroßhandlungen sondern auch einige Werke selbst Stabeisen zu billigeren Preisen angeboten haben als sie bisher verlangt wurden. In der Generalversammlung des Hasper Eisen- und Stahlwerks hat zwar der bekannte Großindustrielle Peter Klöckner die Marktlage als noch durchaus günstig bezeichnet, aber er hat doch einen gewissen Stillstand in der Kaufbewegung konstatiert.

× ×

Kohlenmarkt

Der Kohlenmarkt hat sich in den letzten Monaten sehr günstig gestaltet. An der erhöhten Produktion, der gesteigerten Aus- und verringerten Einfuhr hat zwar zweifellos der Konflikt im englischen Bergbau erheblichen Anteil, indes im wesentlichen dürfte das alles wohl doch auf die so lebhafte Geschäftstätigkeit im Inland zurückzuführen sein. Das gilt so-

wohl vom rheinisch-westfälischen als auch vom oberschlesischen Kohlenmarkt. Überall ist der Abruf der Kohlen recht stark, so daß selbst der sommerliche Ausfall der Hausbrandkohle kaum empfunden wird. Die Kohlenförderung auf den Zechen des rheinisch-westfälischen Kohlensyndikats ist im Mai die höchste gewesen, die bisher zu verzeichnen war. Sie stellt sich mit 7 990 369 Tonnen um ungefähr 50 000 Tonnen höher als im Februar, wo sie in Hinsicht auf den drohenden Streik schon die hohe Ziffer von 7 939 000 Tonnen erreicht hatte. Im gesamten Deutschen Reich erklomm die Kohlenförderung im Mai 1912 mit 14 734 098 Tonnen eine bisher nicht erlangte Höhe. Im Vergleich mit dem Vorjahr stellt sich die Produktion in den verflossenen Monaten dieses Jahres wie folgt: Steinkohlen 70 817 532 (1911 dagegen 66 334 976), Braunkohlen 33 212 644 (30 002 235), Koks 11 439 556 (10 558 503), Preßkohlen 9 683 358 (8 722 322) Tonnen. Die Einfuhr von Steinkohlen ging unter der Einwirkung des englischen Streiks von 4 142 621 Tonnen im Jahr 1911 auf 2 997 757 Tonnen zurück, die Ausfuhr stieg von 10 712 366 Tonnen auf 13 022 847 Tonnen. Bei diesen Ziffern ist es verständlich, wenn fast ununterbrochen von den Montanbörsen berichtet wird, der Kohlenmarkt sei unverändert fest. Am 20. Juni brachte die *Frankfurter Zeitung* einen überaus interessanten Bericht über die Konkurrenzfähigkeit des oberschlesischen Kohlenmarkts. Es heißt da: »Im Fern- und Ausnahmegebiet findet die oberschlesische Kohle immer noch relativ befriedigenden Absatz; die Konkurrenz der englischen Kohlen macht sich bis jetzt nicht in dem Maß fühlbar wie anfänglich in Oberschlesien befürchtet wurde. Die Förderleistungen der englischen Steinkohlengruben haben kaum die frühere Höhe vor dem Streik erreicht, und an eine Forcierung der Förderung ist jetzt noch gar nicht zu denken. Im Jahr 1908 betrug die Arbeitsleistung eines englischen Kohlenbergmanns durchschnittlich pro Jahr 250 Tonnen, in 1911 dagegen nur 228 Tonnen. Im laufenden Jahr dürfte die Durchschnittsleistung im englischen Kohlenbergbau noch geringer werden. Im oberschlesischen Kohlenbergbau belief sich die Durchschnittsleistung im Jahr 1911 pro Kopf und Jahr auf 310,9 Tonnen. Diese Minderleistung auf den englischen Steinkohlengruben in Verbindung mit den hohen Abgaben der englischen Bergwerke für soziale Zwecke und mit den bewilligten höheren Löhnen kommen in einer Steigerung der Selbstkosten und dadurch der Verkaufspreise zum Ausdruck und machen es den Engländern schwer nach auswärts zu konkurrieren.«

× ×

Warenhäuser Immer mehr und mehr sind die Warenhäuser unserer heutigen Großstädte zur Vermittlung des Massenkonsums notwendig geworden. Sie nehmen dort, wo ein Massenbedarf vorhanden ist, einen solchen Umfang an, wie er noch vor wenigen Jahren für unmöglich gehalten wurde. Wenn auch anscheinend die Zeit für das Emporkommen neuer Warenhäuser vorbei ist, so ist doch das Wachstum der bestehenden Warenhäuser in den letzten Jahren ganz besonders lebhaft gewesen. Das zeigen die Berliner Warenhäuser zur Evidenz. Das bekannte Warenhaus A. Wertheim hat ein großes, prunkvolles Gebäude in der Nähe des Alexanderplatzes mit der Front nach der Neuen Friedrich- und der Königstraße errichtet, und es hat sein Geschäft in dem Messelschen Prachtbau in der Leipziger Straße durch einen großen Anschlußbau so wesentlich vergrößert, daß es die ganze Front der Leipziger Straße vom Leipziger Platz bis zur Wilhelmstraße einnimmt. Nun wird jetzt bekannt, daß die Firma A. Wertheim dem *Hotel Bellevue* am Potsdamer Platz ein Kaufangebot von 6½ Millionen Mark gemacht habe.

Auch das Warenhaus Hermann Tietz hat sein Gebäude am Alexanderplatz durch Anschlußbauten derartig vergrößert, daß es jetzt auf allen Seiten von Straßen umfaßt wird. Sein Geschäft in der Leipziger Straße wird jetzt ebenfalls durch Ankauf der Häuser am Dönhoffplatz, die auch einem Neubau weichen müssen, wesentlich erweitert.

× ×

KurzeChronik Die deutsche Geldbewegung ist im laufenden Jahr sehr günstig gewesen. Einer Einfuhr von 28 750 Kilo steht nur eine Ausfuhr von 19 242 Kilo entgegen, so daß sich also der Einfuhrüberschuß in den ersten 5 Monaten dieses Jahres auf 9508 Kilo stellt. × Nach wie vor lauten die Berichte über den Saatenstand überaus günstig. × Die Verkehrseinnahmen der deutschen Eisenbahnen sind im laufenden Jahr sowohl absolut wie relativ (pro Kilometer) recht erheblich gestiegen. Der Gesamtmehrertrag aus dem Personen- wie auch aus dem Güterverkehr beläuft sich für die ersten 5 Monate

auf zirka 93 Millionen Mark. × Die internationale Schienenkonvention in Brüssel ist um 3 Jahre verlängert worden. × An der Berliner Börse wird nun der Kupferterminhandel offiziell zugelassen sein. Nachdem schon seit Juni 1911 derartige Handelsgeschäfte unter der Hand gemacht wurden, hat der Reichskanzler auf einen Antrag des Vorstands der Produktenbörse erklären lassen, daß er zu weiteren Erhebungen keinen Anlaß habe. Damit ist dieser Handel im Prinzip genehmigt. × Die *Deutsch-Luxemburgische Bergwerks- und Hüttenaktiengesellschaft* erhöht ihr Kapital von 100 auf 130 Millionen Mark. Da die neuen Aktien zum Kurs von 150 % begeben werden, fließt der Gesellschaft ein neues Kapital von 45 Millionen Mark zu. Die Entwickelung dieses neuen Marktes ging sehr schnell vorwärts. 1905 betrug das Kapital nur 20 Millionen Mark, 1909 dagegen 50 Millionen, 1910 im März 66$^2/_3$ Millionen, im September 100 Millionen. × Die Anlehnung der *Bergmannelektrizitätswerke* an den Siemens-Schuckert-Konzern und die dadurch bewirkte Ausschaltung eines erheblichen Konkurrenten in der Elektrizitätsindustrie macht sich in einer sofortigen wesentlichen Preiserhöhung geltend, die den Abnehmern mitgeteilt ist. × Außer den erhöhten Kupfer- und Zinnpreisen ist nun auch eine wesentliche Preiserhöhung in der Bleiindustrie eingetreten. × Der Bundesrat hat das Konzessionsgesuch der dem Fürstenkonzern nahestehenden *Deutschen Reederei* für eine Auswandererlinie Emden-New York abgelehnt. Dagegen haben sich sowohl die *Hamburg-Amerika-Linie* wie der *Norddeutsche Lloyd* verpflichtet mit ihren Schiffen auch Emden anzulaufen.

× ×

Literatur

Die deutsche Volkswirtschaft und ihre Wandlungen im letzten Vierteljahrhundert lautet der Titel eines Werkes von Dr. Georg Neuhaus /München-Gladbach, *Volksvereinsverlag/*, in dessen 1. Band (*Die berufliche und soziale Gliederung des deutschen Volkes*) der Verfasser es unternimmt die Ergebnisse der Berufs- und Betriebszählung von 1907 durch deren zweckentsprechende Bearbeitung möglichst weiten Kreisen der Bevölkerung zugänglich zu machen. Dabei sind auch die Ergebnisse der Zählungen von 1882 und 1895 recht weitgehend mit berücksichtigt. Im nachfolgenden 2. Band sollen die Landwirtschaft, die Industrie, der Handel und Verkehr geschildert werden. × In seinen *Weltwirtschaftlichen Studien* /Leipzig, Veit/ will der Bonner Professor Hermann Schumacher nicht Teile des so umfangreichen und wertvollen, vom Wirtschaftsleben der Wissenschaft dargebotenen Materials sammeln sondern das angesammelte Material in seinen großen Zusammenhängen unter Ausscheidung alles Unwesentlichen klarlegen und vom Zufälligen und Vergänglichen des Tages befreien. Ebenso wie in der wirtschaftlichen Produktion erforderten heute in Deutschland Entwickelungsstand und internationale Geltung auch in der wissenschaftlichen nicht Rohstoff zu liefern und billiges Halbfabrikat sondern hochwertige Qualitätsware, bei der der Stoff ganz hinter der Arbeit zurücktrete. Nur so lasse der Fluch schnellen Veraltens sich bannen, und nur die Forderung von Qualitätsware könne die Qualitätsarbeiter schaffen, nach denen heute das Bedürfnis so groß sei. Eine einheitliche Auffassung zieht sich durch alle Darlegungen Schumachers, mag er nun wirtschaftlich bedeutsame Wirtschaftsgebilde des Auslands, wirtschaftliche Wandlungen oder Wirtschaftszweige des Inlands behandeln. Von den Aufsätzen selber sind einige fraglos von recht weitgehendem Interesse. So gleich der erste, *Die Ursachen der Geldkrisis von 1907*. Schumacher sieht diese Ursachen in konkreten Organisationsfehlern im Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten. Infolge der hohen Preise für die wichtigsten landwirtschaftlichen Erzeugnisse sei der Barbedarf für die Erntefinanzierung besonders groß gewesen. Gleichzeitig sei auch infolge der gewaltig angewachsenen Depositen die Verfügbarkeit über die im Land vorhandenen Barmittel für die Banken im Osten gemindert gewesen. Dazu sei dann der schwere Mangel der Elastizität des amerikanischen Zahlungswesens und ebenso auch das Fehlen des richtigen Regulators des Zahlungswesens, den wir in der Diskontpolitik haben, getreten. In dem Artikel *Die deutsche Geldverfassung und ihre Reform* vertritt Schumacher die Anschauung, daß es im Interesse der Bekämpfung der im Ausland verbreiteten und oft geflissentlich genährten falschen Urteile über die Reichsbank liegen würde die Notensteuer abzuschaffen. Von den Aufsätzen sei weiter noch jener hervorgehoben, der die finanzielle Behandlung der Binnenwasserstraßen behandelt. Ist diese Frage auch zunächst durch das Schiffahrtsabgabengesetz vom 24. De-

zember 1911 erledigt, so lohnt es trotzdem die Argumente Schumachers für die Erhebung solcher Abgaben zu lesen. Er meint, daß genau so wie es politische Gründe, verstärkt durch solche wirtschaftlicher Art, gewesen seien, die die Flußschiffahrtsabgaben beseitigt hätten, es heute eben wieder die selben Gründe seien, die nunmehr wieder die Erhebung von Abgaben erheischten. Schumacher hält es für eine der wichtigsten Aufgaben unseres heutigen Wirtschaftslebens die Transportkosten so billig wie möglich zu gestalten. Das sei notwendig im Interesse der Gesamtheit, aber nur möglich, wenn auch einheitlich die Abgabenerhebung auf den Wasserstraßen, künstlichen und natürlichen, geregelt sei. Aus dem Güterverkehr der Eisenbahnen werde heute eine Einnahme erzielt, die, wenn nur die Selbstkosten gedeckt werden sollten, pro Tonnenkilometer eine Ermäßigung um zirka 1½ Pfennig ermöglichen. Wenn man nun den Jahreszuschuß für die Wasserstraßen auf den Tonnenkilometer verteile, so ergebe sich eine Erhöhung der Frachtsätze um zirka 0,04 Pfennig. Innerhalb weniger Jahre schwanke aber allein die Kahnmiete um mehr als das 10fache dieses Satzes. Eine die Selbstkosten deckende Abgabe einheitlich auf einem zusammenhängenden Stromnetz ermögliche es die hohen Abgaben auf einzelnen Kanälen wesentlich zu vermindern und schaffe damit eine Gesamtverbilligung der Fracht. Wirtschaftlich lasse sich auch auf die Dauer nicht die bisherige Unterscheidung von regulierten und kanalisierten Flüssen rechtfertigen. Daß die hochentwickelte Elbschiffahrt nicht durch Abgaben belegt werden könne, die schwache Weserschiffahrt, die wahrscheinlich nur durch Kanalisierung der Weser zu entwickeln sei, dagegen durch diese Kanalisierung mit erheblichen Abgaben rechnen müsse, sei wirtschaftlich nicht zu rechtfertigen. Um die Entwickelung der Wasserstraßen zu fördern, ihren Ausbau zu ermöglichen, sei die Abgabenerhebung zur Deckung der Ausgaben für die Verbesserung der Wasserstraßen nötig. Das erscheine auch gerade im Interesse der Bekämpfung partikularistischer Bestrebungen geboten. Solange die Aufwendungen für die Wasserstraßen nicht von den Interessenten selbst durch Abgaben aufgebracht würden, seien es die Uferstaaten, die diese Kosten aufzubringen hätten. Und wie früher ein Uferstaat die Schiffahrt an seinem Ufer festzuhalten gesucht habe, dadurch, daß er die Weiterfahrt mit hohen Abgaben belegte, so suche er heute das selbe dadurch zu erreichen, daß er die Mittel für den weitern Ausbau einer Wasserstraße nicht bewillige, so daß zwar nicht mehr zu hohe Abgaben, doch zu niedriges Fahrwasser die Weiterfahrt verbietet. Nur andeutungsweise kann hier der reiche Inhalt der Schumacherschen Ausführungen dargelegt werden. Das Buch verdient es gelesen zu werden.

WISSENSCHAFT

Philosophie / Kurt Grelling

Wahrscheinlichkeit

Die Wahrscheinlichkeitsrechnung ist eine der bestausgebildeten mathematischen Theorieen. In ihren Anwendungen auf die verschiedensten Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hat sie sich als äußerst fruchtbar erwiesen. Und dennoch herrscht über ihre Grundlagen seit ihrer Erfindung ein bis heute ungeschlichteter Streit. Philosophen und Mathematiker streiten über die wahre Bedeutung der Wahrscheinlichkeitsaussagen. Und zwar ringen von jeher zwei Auffassungen um die Anerkennung, die sich gegenseitig auszuschließen scheinen, und von denen jede doch gewichtige und unwiderlegbare Gründe für sich ins Feld zu führen vermag. Was bedeutet es, wenn man sagt, es sei gleich wahrscheinlich mit einem Würfel 1 oder 2 zu werfen? Die einen sagen mit Laplace: Wir haben keinen Grund anzunehmen, daß das eine eher eintreten werde als das andere; das sind die Vertreter der subjektiven Auffassung. Die anderen sagen: Wir müssen aus unserer Kenntnis der in Betracht kommenden Umstände einen positiven Grund für die Gleichberechtigung der beiden Fälle haben; das sind die Vertreter der objektiven Auffassung. Immer wieder macht man die Beobachtung, daß die Vertreter der einen Auffassung äußerst scharfsinnig sind, solange sie sich mit der Widerlegung des Gegners befassen, daß sie aber bei der Darstellung ihrer eigenen Ansicht sich allen Einwänden wieder aussetzen, die von jeher die Vertreter der andern Ansicht erhoben haben. In den letzten Jahrzehnten sind es vor allem 2 Arbeiten über diesen Gegenstand, die im Mittelpunkt der Diskussion stehen: die *Prinzipien der Wahrscheinlichkeitsrechnung* von J. von Kries und die Abhandlung K. Stumpfs *Über den Begriff der mathematischen Wahrscheinlichkeit*. Kries ist ein Vertreter der objektiven Ansicht und hat das Verdienst diese Ansicht durch

die Theorie der *Spielräume*, deren relative Größe das Maß der Wahrscheinlichkeit ist, um einen erheblichen Schritt vorwärts gebracht zu haben. Stumpf hat demgegenüber mit wenig Glück die subjektive Ansicht verfochten. Aber gewisse Argumente für den subjektiven Standpunkt hat auch Kries nicht zu widerlegen vermocht, vor allem den, daß bei vollständiger Kenntnis der für ein Ereignis in Betracht kommenden Umstände von Wahrscheinlichkeit überhaupt nicht mehr die Rede sein kann. Ich habe vor zwei Jahren dieses Problem selbst in einer Arbeit behandelt (*Die philosophischen Grundlagen der Wahrscheinlichkeitsrechnung* in den *Abhandlungen der Friesschen Schule*, 3. Band /Göttingen 1910/, pag. 439 ff.), und ich glaube es dabei seiner Lösung näher gebracht zu haben. Mir kam es dabei vor allem darauf an zu untersuchen, worauf sich eigentlich die Wahrscheinlichkeitsaussagen beziehen. Ich glaube plausibel gemacht zu haben, daß der Gegenstand der Wahrscheinlichkeitsaussage nicht ein einzelnes an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit stattfindendes Ereignis ist sondern ein solches, das nur durch seine Zugehörigkeit zu einer gewissen Klasse von Ereignissen bestimmt ist. Ist zum Beispiel nach der Wahrscheinlichkeit gefragt mit einem Würfel 6 zu werfen, so kann man dabei zwar einen bestimmten Wurf mit einem bestimmten Würfel im Auge haben, objektive Gültigkeit kann die Antwort aber nur für den Wurf mit einem Würfel im Allgemeinen beanspruchen, unter allen einzelnen Würfen, die unter diesen Begriff fallen, gibt es nämlich sowohl solche, die 6 ergeben, als auch andere. Dabei spielt also unsere Unwissenheit nur insofern eine Rolle, als es von ihr abhängt, unter welche Klasse von Ereignissen wir dasjenige subsumieren, das uns gerade interessiert. Je geringer diese Unwissenheit ist, um so enger wird offenbar die Klasse sein, und um so wertvoller die Wahrscheinlichkeitsaussage für unseren augenblicklichen Zweck. Damit scheint mir der Widerstreit zwischen der subjektiven und der objektiven Ansicht aufgehoben zu sein. Es bleiben natürlich noch Probleme genug auf diesem Gebiet, die der Lösung harren. Einen beachtenswerten Beitrag dazu liefert O. Sterzinger in seinem Buch *Zur Logik und Naturphilosophie der Wahrscheinlichkeitslehre* /Leipzig, *Xenienverlag*/. Auch von ihm gilt allerdings, daß der kritische Teil seiner Ausführungen besser ist als der positive. Nicht ganz gerechtfertigt scheint mir die Kritik, die er an Kries übt, wenn er ihm vorwirft, daß er die objektive Auffassung nicht konsequent vertritt. Wenn Kries von den Spielräumen, die als Maß der Wahrscheinlichkeit dienen sollen, verlangt, daß sie »indifferent« sind, das heißt, daß man keinen Grund haben soll innerhalb eines solchen Spielraums den einen Wert für wahrscheinlicher zu halten als den andern, so spielt diese Forderung bei ihm doch nur die Rolle einer notwendigen Bedingung für die Brauchbarkeit der Spielräume, während es für die subjektive Ansicht charakteristisch ist, daß sie den Mangel eines Grundes anders zu urteilen, für die hinreichende Bedingung hält zwei Dinge für gleich wahrscheinlich zu erklären. Sterzinger macht ferner gegen Kries geltend, dessen Spielraumtheorie sei nach seinem eigenen Eingeständnis nicht streng bewiesen, man müsse also die aus ihr sich ergebenden Wahrscheinlichkeitsansätze erst mit der Wahrscheinlichkeit der Spielraumtheorie multiplizieren, um den wahren Wert zu erhalten. Es ist nicht einzusehen, wie man die Wahrscheinlichkeit der Spielraumtheorie ermitteln soll, ohne sie selbst oder eine andere Theorie vorauszusetzen. Man würde auf diese Weise zu einem unendlichen Produkt gelangen, dessen Konvergenz wohl schwer zu beweisen wäre, ganz abgesehen davon, daß nach Sterzingers Ansicht die Formel für die konjunktive Wahrscheinlichkeit, deren Anwendung er hier verlangt, gar nicht richtig zu sein scheint. In Wahrheit liegt hier eine Verwechslung vor zwischen der philosophischen Wahrscheinlichkeit, die der Spielraumtheorie zukommt, und der mathematischen, die sie erklären soll. Was nun Sterzinger selbst für das Wesen der mathematischen Wahrscheinlichkeit hält, geht aus seinem Buch nicht mit der genügenden Klarheit hervor, denn Aussprüche wie »Die Wahrscheinlichkeit ist das Ergebnis der Vergleichung der für das Zutreffen einer Materie sprechenden Gründe mit denen, welche dagegen sprechen«, können kaum als Erklärung angesehen werden. Auf die mathematische Wahrscheinlichkeit paßt diese Erklärung jedenfalls nicht, denn sie erklärt nicht den typischen Fall ihrer Anwendung: die mathematische Wahrscheinlichkeit der Zufallsspiele. Von Gründen, die gegen eine Materie sprechen, ist hier niemals die Rede; denn man kann doch nicht gut sagen, daß zum Beispiel das Vorhandensein von schwarzen Kugeln in einer Urne

gegen das Ziehen einer weißen aus ihr spricht. Überhaupt findet ein Abwägen von Gründen, die für und gegen eine Sache sprechen, wie mir scheint, nur bei praktischen Überlegungen über das, was geschehen soll, statt; wenn es sich aber um die Frage handelt, ob etwas geschehen wird, so genügt doch wohl ein einziger Grund dagegen, um die Frage zu verneinen. Aus den Anwendungen, die Sterzinger macht, geht aber hervor, daß er ein Abwägen der Gründe, die für e i n e Materie sprechen, gegen die meint, die für eine andere spreche. Der Widerstreit der subjektiven und der objektiven Auffassung ist dadurch schwerlich beseitigt. Von dem sogenannten *Gesetz der großen Zahlen* vertritt der Autor die Auffassung, daß es, soweit es richtig ist, als eine Art Naturgesetz für gewisse Erscheinungen gilt. In Wahrheit bedarf es einer solchen Annahme nicht; vielmehr erfordern gerade Abweichungen von dem Gesetz der großen Zahlen ein besonderes Gesetz zu ihrer Erklärung. Sterzinger hat selbst gewisse Massenerscheinungen ihrem zeitlichen Verlauf nach im einzelnen verfolgt und teilt die Ergebnisse dieser Untersuchung mit. Er will dabei Abweichungen von dem erwähnten Gesetz gefunden haben, die er durch die Superposition von Rhythmen erklären will, die die Elementarvorgänge jener Erscheinungen beherrschen. Das von ihm beigebrachte Material reicht aber zur Begründung dieser Hypothese nicht hin.

×

Kant Kant gehört zu denjenigen historischen Persönlichkeiten, bei denen das Interesse an ihrem Werk dasjenige an der Person und ihren Schicksalen bei weitem überwiegt. Der Grund liegt offenbar in dem unpersönlichen Charakter dieses Werkes. Man kann die Kantische Philosophie begreifen und beurteilen, ohne irgend etwas von Kant selbst zu wissen. Damit soll natürlich nicht geleugnet werden, daß der Psychologe in dem Werk des Philosophen mannigfache Züge seines Wesens wiederzufinden vermag, aber das Werk selbst bedarf dieser Erläuterung nicht. Dennoch bietet die Persönlichkeit Kants des Interessanten genug, was jeder erfährt, der durch die Lektüre etwa des Briefwechsels Einblick in dieses Leben gewinnt. Es ist deshalb sehr zu begrüßen, daß der Verlag Felix Meiner in Leipzig als 126. Band seiner *Philosophischen Bibliothek* eine Darstellung von *Immanuel Kants Leben* aus der berufenen Feder K a r l V o r l ä n d e r s herausgibt. Es ist dies seit 70 Jahren die erste selbständige, das heißt von der Darstellung der Lehre abgesonderte Darstellung von Kants Leben und berücksichtigt naturgemäß ein bereichertes Material gegenüber der vor 70 Jahren erschienenen Biographie von Schubert. Über die historische Genauigkeit des Vorländerschen Buches kann ich nicht urteilen. An wichtigen Stellen läßt der Verfasser seine Gewährsmänner selbst sprechen. Ich möchte jedoch nicht unterlassen hervorzuheben, daß Vorländers Buch, ohne gegen einzelne Schwächen seines Helden blind zu sein, von einer Liebe zu seinem Gegenstand erfüllt ist, die sich auch dem Leser mitteilt.

Kant steht in dem Ruf ein schlechter Stilist zu sein, und er verdankt diesen Ruf hauptsächlich dem Umstand, daß die meisten, um ihn kennen zu lernen, mit der Lektüre der *Kritik der reinen Vernunft* beginnen. Auch über den Stil dieses Werkes ließe sich allerhand sagen, was das allgemeine Urteil als voreilig erscheinen läßt. Indes, wer nicht den Gelehrten sondern den Schriftsteller Kant kennen lernen will, der muß zu seinen kleinen Schriften greifen, zum Beispiel zu der *Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung?* Auch hier ist der Einfluß der Gewohnheit in lateinischer Sprache zu schreiben nicht zu verkennen; dennoch ist hier sein Ausdruck von kaum zu übertreffender Klarheit, und der feine Humor, verbunden mit ernstem Pathos, und zuweilen unterbrochen von einem erfrischend rücksichtslosen Spott, stellen den Autor dieser Schriften in die erste Reihe der deutschen Prosaiker. Unter dem Titel *Kants populäre Schriften* hat Paul Menzer eine Auswahl dieser kleineren Schriften herausgegeben /Berlin, G. Reimer/ und sich damit um die Popularisierung Kants ein entschiedenes Verdienst erworben.

×

KurzeChronik Die *K a n t g e s e l l s c h a f t* hat in Halle ihre Generalversammlung abgehalten. Natorp hielt einen Vortrag über *Kant und die Marburger Schule.* × Die Witwe Eduard von Hartmanns stiftete der genannten Gesellschaft einen P r e i s von 2500 Mark für die beste Darstellung der Kategorieenlehre Hartmanns und ihrer Bedeutung für die Philosophie der Gegenwart. Preisrichter sind Windelband, Bauch und Jonas Cohn. × In Wannsee bei Berlin starb am 11. Mai an den Folgen eines Schlaganfalls im Alter von 43 Jahren der Privatdozent der

Philosophie an der Universität Leipzig Professor Raoul Richter. Richter machte sich zuerst einen Namen durch ein Buch über Nietzsche, das zu dem Besten auf diesem Gebiet gehört. Von seinen späteren Arbeiten ist besonders die 2bändige Geschichte des Skeptizismus hervorzuheben. × Am 28. Juni wurde von der europäischen Kulturwelt der 200. Jahrestag der Geburt J. J. Rousseaus gefeiert.

× ×

Literatur Von den größeren Darstellungen der Geschichte der neuern Philosophie erfreut sich diejenige Wilhelm Windelbands ohne Zweifel der größten Beliebtheit. Sie liegt nunmehr in der 5. Auflage vor (*Die Geschichte der neuern Philosophie in ihrem Zusammenhang mit der allgemeinen Kultur und den besonderen Wissenschaften* /Leipzig, Breitkopf & Härtel/). Über dieses 33 Jahre alte Werk ist Neues nicht mehr zu sagen. Auch das Bedauern darüber, daß der bereits im Jahr 1899 angekündigte 3. Band, der die Zeit nach Hegel behandeln soll, noch immer nicht erschienen ist, ist nicht mehr neu. Hoffentlich geht das auch im Vorwort dieser Auflage erneuerte Versprechen nunmehr seiner Erfüllung entgegen.

KUNST

Bühnenkunst / Hans Winand

Wedekind Es gehört zu den Wundersamkeiten der Wedekindschen Muse, daß sie sich in ihren Hauptgestalten bei der Verkörperung auf der Bühne gegen jede technische Glätte auflehnt. Frank Wedekind ist sicherlich nur eine gute schauspielerische Mittelmäßigkeit. Ich sah ihn vor Jahren im *Deutschen Theater* Molières Tartüff spielen. Die Erinnerung an jenen Abend ist mir noch heute ein unwillkommener Gast. Er gab noch weniger als eine erstarrte Marionette; plump, klanglos und bitterlich arm an Inhalten lösten sich die Worte von seinen Lippen, sie bröckelten von einer stumpfen Zunge und verloren sich zusammenhanglos im Raum. Seltsam enttäuscht und doch erschüttert ging ich an jenem Abend nach Hause. Hätte der Zettel nicht verraten, daß jener Sünder an Molière Frank Wedekind hieß, so wäre mir nur das Bild einer großartigen, einer monumentalen Unbegabung geblieben. Aber vorher war Wedekind als Hetmann und auch als Marquis von Keith über die Bretter geschritten. Als Mime spottet dieses Phänomen jeder alltagsgewohnten Analyse. Es ist kein Zweifel, daß kein Berufsschauspieler den buckligen Helden von *Hidalla* oder den rothaarigen Marquis mit einer ähnlichen Suggestionsgewalt zur Körperlichkeit zu erwecken vermag.

Die Vorstellung, daß ein Dichter seine eigenen Geschöpfe lebendiger oder wahrer darstellen kann als der Berufsschauspieler, der erst seine eigene Haut abstreifen muß, ehe er in eine andere schlüpfen kann, ist auf den ersten Blick so einleuchtend wie nur irgend eine andere Ungereimtheit. Es vergißt sich leicht, daß Dichter und Schauspieler im letzten Grunde Antipoden sind. Ihre Wirkungsmittel sind so wesensverschieden, daß eine absolute Parallelität der erzielten Wirkungen kaum denkbar ist und sicherlich zu dem Seltensten gehört, was uns Erlebnis werden kann. Die reichsten und feinsten Geister beichten nicht zufällig immer wieder, wie ihnen keine Theateraufführung jene Tiefe, Breite und Größe des Erlebnisses vermittelt, die ihnen stille Lektüre des Buches schenkt. Die Phrase von dem Drama, das sich erst in der Darstellung auf der Bühne wahrhaft *vollende,* ist das Kind eines frommen, unerfüllbaren und nicht zu Ende gedachten Kinderwunsches. Dichter und Darsteller mögen dem gleichen Ziel zusteuern: die Verschiedenheit der Wege bringt immer eine Verschiedenheit der Reiseerlebnisse, wie etwa eine Fahrt im Eisenbahnkupee und eine Fahrt mit der Flugmaschine andere Eindrücke mit sich bringen. Die Worte des Buches erwecken durch Klang und Bedeutung Assoziationen, die sinnliche Wirklichkeit vortäuschen. Vor der Bühne fällt diese Arbeit der Phantasie fort. Der Spielraum der Phantasie wird durch Miene, Erscheinung, Ton und Gebärde, kurz durch die nicht mehr variierbare Körperlichkeit des Darstellers eingeengt. Diese Umgrenzung schreibt dem Miterleben Bahnen vor, deren Richtung nicht mehr der Dichter und sein Einfluß auf eine Vorstellungswelt allein bestimmen, sondern in erster Linie der Schauspieler und eine leibliche Wirklichkeit, die in ihrer schnellen Folge jedes Abirren der Gefühlslinie von diesen aufgezwungenen Bahnen verringert und hemmt. Für die Tiefe und den Nachhall des Kunsterlebnisses aber ist nicht allein entscheidend, wie intensiv der Pendelschlag des Gefühls erfolgt, sondern auch, wie weit die Bahnen des Pendels ausschlagen. Die Intensität ist nur eine Frage der Nerven-

konstruktion, sie kann ebenso in der Stierkampfarena wie im Kino empfangen werden. Das andere aber läßt die Vielfalt im Einzelfall ahnen, die Symbolik jedes Kunstgeschehnisses, die Welt im Individuum und den Makrokosmos im Mikrokosmos. Im Kunstgenuß ist die Freiheit des Genießenden nicht weniger bedeutungsvoll als die Macht des Schaffenden.

Diese Abwege ins Reich der Theorie lassen ahnen, warum die wirkliche mimische Begabung von der Dichtkunst unabhängig ist. Und sie erklären, warum ein schauspielerisches Genie mit der Verkörperung der poetisch hoffnungslosesten Rolle oft Wirkungen auslösen kann, die von seiner Darstellung des Hamlet oder des Faust nicht ausgehen. Es gibt Leute, die von Joseph Kainz als Schneider Zwirn ein reineres und tieferes Erlebnis mit heimnahmen als von seinem Tasso, und die davon überzeugt sind, daß Bassermanns Narziß sie vielleicht tiefer erschüttern könnte als sein König Philipp. Bei dem Verhältnis zu einzelnen Rollen und Dichtern spielt die Verwandlungsfähigkeit, die Beherrschung des eigenen Körpers, der Reichtum der Stimme und die Variabilität der Gebärdensprache eine höchst untergeordnete Rolle. Hier entscheiden nicht die Mittel und ihre Beherrschung, sondern jene in Worten nicht faßbare Verwandtschaft im Rhythmus des Empfindens, die auch mit dem Ausdruck *Kongenialität* nur oberflächlich angedeutet und nicht klar umrissen ist. Aber man versteht bald, daß mit der größern Stärke dichterischer Subjektivität der Kreis derer, die einen Dichter nachspielen können, kleiner wird. Je größer im Werk der persönliche Bekennerdrang des Schöpfers ist, um so kleiner ist die Schar der Schauspieler, die eine dem Lebensrhythmus des Dichters wenigstens verwandte Darstellung geben können. Jeder nicht geradezu unbegabte Schauspieler, der seine Mittel beherrscht, wird Schiller leidlich spielen können, Sudermann sogar gut; Strindberg und Hauptmann verengern schon die Kreise guter Darstellbarkeit. Bei Frank Wedekind aber steigert sich das bis zu der Tatsache, daß nur er selbst seine am tiefsten erlebten, dichterisch gewichtigsten Gestalten verkörpern kann. Jedoch nur diese: Schon der Dr. Schoen im *Erdgeist* wurde seinerzeit von Steinrück in einer Form verkörpert, die stärker mitriß als Wedekinds Darstellung, und den Verleger Sterner aus *Oaha* wird jeder mittlere Schauspieler ebenso lebensecht wiedergeben wie Wedekind. Aber die Helden von *Hidalla* und des *Marquis von Keith* können im heutigen Deutschland nur von einem Menschen menschenhaft wahr dargestellt werden: von Wedekind. Gerade in diesen Gestalten zeigt sich, wie unwesentlich in der Schauspielkunst die Kraft der Technik, die Bühnengewandtheit des Schauspielers und die Anpassungsfähigkeit des reproduktiven Talents sind. Wedekinds Darstellungen dieser Rollen sind ein unerhörter Triumph der Persönlichkeit über die äußeren Mittel der Schauspielkunst. Denn Wedekind gestaltet überhaupt nicht mit spezifisch schauspielerischen Mitteln, er *gestaltet* überhaupt nicht: er spielt nur sich selbst, Frank Wedekind, den Menschen mit all seinen sprachlichen Unvollkommenheiten und körperlichen Schwerfälligkeiten. Er gibt nicht ein Abbild der Natur sondern Natur selbst. Er gibt die verschiedenen Gestalten in verschiedenen Masken, die alle sehr geschickt umgehängt sind: und doch nicht geschickt genug, um in all diesen Gestalten die Identität eines einzigen Menschen auch nur oberflächlich zu verhüllen. Er spielt seinen Hetmann wie den Gesangslehrer der *Musik*, und er spielt diesen Privatprofessor wie den Marquis von Keith. Nur wo die Wirklichkeit ihm ein fertiges Vorbild liefert, als Verleger Sterner, gelingt es ihm aus seiner Haut zu schlüpfen: aber nur, um in eine von der Natur ihm fix und fertig vorgehaltene andere hineinzukriechen. Es bleibt charakteristisch, daß in seinem Spiel stets die äußeren schauspielerischen Höhepunkte (die einem guten Mimen Gelegenheit zum Abbrennen eines ganzen bengalischen Feuerwerks von Gebärden, Lauten und Seelenmalereien geben würden) am schwächsten wirken. Wenn beispielsweise der Marquis von Keith kurz vor dem Schluß des Werkes zusammenbricht und schluchzend am Tisch niedersinkt, überkommt den Zuschauer vor Wedekinds Darstellung unabweisbar das Gefühl: nun treibt der Theaterteufel die Wirklichkeit von den Brettern. Das währt nur wenige kurze Minuten, die gegenüber den positiven Werten des Abends wirklich belanglos bleiben. Aber sie enthüllen uns mit einem Schlag die engen Grenzen des Mimen Wedekind. Man hat dabei weniger das Gefühl, daß in diesem Bruchstück einer Szene *schlecht geschauspielert* wird, sondern man glaubt zu spüren: hier also löst sich die Gestalt des Keith vom Menschen Wedekind, Frank Wedekind würde in dieser Situa-

tion ganz anders reagieren. Es ist dabei natürlich völlig belanglos, ob dieses Gefühl irregeht; es kommt nur darauf an, daß die Eindrücke in solchem Augenblick mit merkwürdiger Sicherheit stets in diese Richtung drängen und unwillkürlich sofort den Menschen Wedekind mit der Rolle kontrastieren. Diese Punkte, an denen der Mensch Wedekind und seine Gestalten sich von einander scheiden, künden sich sehr bezeichnend stets durch ein und das selbe Symptom an: durch eine plötzliche, ungeschickte Häufung äußerer mimischer Handgriffe. Den ganzen Abend stand dieser Mann auf der Bühne und schenkte, unter geradezu erhabenem Verzicht auf alle schauspielerischen Mittel, überzeugende, ergreifende Wahrheit, weil er statt eines mimischen Kunstgebildes sich selbst mit Haut und Haaren gab und preisgab. Plötzlich verleugnet er sein Wesen, tastet mit bebenden Händen zum Handwerkzeug des Mimen, will alle Hilfen mit einem Griff erhaschen und bricht dabei unter der Lawine von schauspielerischem Tand zusammen, da er doch keines dieser Werkzeuge beherrscht. In solchen kargen Augenblicken hat man das Gefühl einen verzweifelten Menschen ertrinken zu sehen; man glaubt seine Hilferufe zu hören, sieht lange Arme gespenstisch die Wasser peitschen, bis sich die Wogen wieder glätten, Wedekind sein entlaufenes Ich in der Rolle wiederfindet und nun sicher ausgreift. Von diesen Krisen geht trotz alledem eine starke Wirkung aus, die aber in ihrem Grunde ganz unkünstlerischer Natur ist. Sie wird, merkwürdig genug, nicht durch schauspielerische Überzeugungskraft ausgelöst sondern gerade durch das Gegenteil: durch das völlige Aussetzen jeder mimischen Illusion. Der Keith ist jählings dem Blick entschwunden, und vor uns leidet ein großangelegter, schwacher Mensch, den die Überfülle seines Fühlens zu sprengen droht, und dem in diesem Augenblick kein Gott zu sagen gab, was er leidet.

So mischte sich in das starke künstlerische Erlebnis ehrfürchtiges Staunen vor einer durch ihre Grenzenlosigkeit schlechthin erhabenen Selbstpreisgabe. Das völlige Fehlen schauspielerischer Phantasie wird durch einen in unserer Zeit ganz einzigartigen Fall mimisch fruchtbar und werteschaffend. Not wird höchste Tugend, und das Unvermögen schöpferisch. Wedekinds schauspielerische Schwäche, seine Wandlungsunfähigkeit, gibt ihm die Kraft durch eine Selbstenthüllung bis ins letzte die Kinder seiner Phantasie aus dem Reich der Kulissen in die Sphäre tragischer Wahrhaftigkeit zu führen. Die Eindrücke, die bleiben, werden tief und echt. Und in sie drängt sich, seltsam aufwühlend, das Bewußtsein des Gegensatzes, der Wedekind den Dichter von Wedekind dem Mimen trennt. Hart und stürmisch rennt die ihren moralischen Zielen unerbittlich und freudig alles opfernde Schamlosigkeit des Bekenners und Dichters gegen die wehrlose Scham des Menschen und Schauspielers an und reißt sie nach kurzem, verzweifeltem Anprall mit sich fort. Es wird schwer sich in dieser Welt todesfeindlicher Widersprüche darüber Rechenschaft abzulegen, wo das künstlerische Erlebnis das persönlich Menschliche überwindet, und wo Wedekind der Mensch Wedekind den Künstler in den Schatten drängt. Unablässig gleiten diese Grenzen in einander, und fast nie kommt diese rastlose Flut aufgewühlter, einander vernichtender und einander erweckender Wogen zum Stehen. Aber diesem ewigen Chaos qualvoller Ergriffenheit entsteigt in einem wundersam zwiespältigen Widerschein von Ehrfurcht und Mitleiden die Gewißheit, daß kein Genie der Schauspielkunst den Narren aus *So ist das Leben*, den Hetmann oder den Keith so ergreifend und so wahr zum Bühnenleben erwecken könnte wie Frank Wedekind, der schlechte Mime.

× ×

KurzeChronik Das *Sumurun*gastspiel des *Deutschen Theaters* in Paris hat allen Anzeichen nach nur einen bescheidenen Erfolg errungen, bei dem der Regie Max Reinhardts der Löwenanteil zufällt, während sich die Aufführung in ihrer Gesamtheit mit einer freundlich-kühlen, achtungsvollen Anerkennung bescheiden mußte. × Im kommenden Winter wird Alfred Lantz in der frühern *Komischen Oper* zu Berlin sein neues *Deutsches Schauspielhaus* mit Goethes *Egmont* eröffnen. Für diese neue Bühne sind unter anderen auch Kayßler, Abel und Rosa Bertens verpflichtet worden. × Am 1. April hat Martersteig als Intendant endgültig die Leitung des Leipziger Stadttheaters übernommen. × Sein Vorgänger Volkner trat am gleichen Tag sein neues Amt als Intendant in Frankfurt am Main an. × In der kommenden Spielzeit wird Reinhardt den *Julius Caesar* im Zirkus aufführen. × Der bisherige Leipziger Oberregisseur Dr. Hans Loewenfeld hat nunmehr die Leitung des Hamburger

Stadttheaters übernommen. × Der Regisseur Dr. Eger aus Prag trat am 1. Juli die Direktion des Darmstädter Hoftheaters an. × Auch der bisherige Leiter des verdienstvollen *Märkischen Wandertheaters*, Dr. Geyer, verändert seinen Wirkungskreis und übernimmt mit Beginn der kommenden Spielzeit als Direktor die *Neue Wiener Bühne*.

× ×

Literatur Wir besitzen eine ganze Anzahl von Bühnenpraktikern, die mit wachsender Vorliebe zur Feder greifen, um das Wesen ihrer Kunst schwarz auf weiß zu ergründen. Man kann nicht behaupten, daß die Leser bei vielen dieser Erzeugnisse durch überragende geistige Qualitäten verwöhnt werden. Von wenigen rühmlichen Ausnahmen abgesehen, gewinnt man beim Lesen solcher gern theoretisierenden Werke leicht die Überzeugung, daß die unmittelbare Nähe des Rampenlichts mehr blendet als erleuchtet. Die Bühnenmänner, die sich dabei als gute Schriftsteller und Denker erweisen, sind in der Regel schlechte Praktiker; die erfolgreichen Praktiker aber verraten meist in ihren Werken eine zu große geistige Bescheidenheit. Bei diesen Erfahrungen ist ein Buch wie *Moderne Regie* von Max Alberty /Frankfurt, Englert & Schlosser/ eine willkommene Erscheinung. Das Buch kämpft mit ehrlichen und klug geführten Waffen für eine moderne Auffassung der Regiekunst. Der Verfasser will nicht für Theaterleute geschrieben haben, er will die bisher auf wenige große Theaterzentren beschränkte moderne Regiekunst den Laien nahebringen. Wie fast allen derartigen Büchern haftet auch diesem Werk manches Lehrhafte an; man möchte ihm aber trotzdem wünschen, daß es nicht nur von Theaterfreunden sondern auch von vielen Theaterfachleuten gelesen und beachtet werden möge. Es gibt in gemeinverständlicher Form und in anspruchsloser Knappheit Kunde von den Träumen und Wünschen einer neuen Generation, die mit dem alten Flittertand abgeschlossen hat und auf neuen Wegen alten Zielen zustrebt. Dem aufmerksamen Beobachter unseres Theaterlebens wird das Buch zwar wenig Neues zu sagen haben. Aber es wirkt anregend, zwingt zum Nachdenken und bleibt in dieser aufrührerischen Tendenz auch dort noch verdienstvoll, wo der Leser vielleicht der leidenschaftlichen Begeisterung des Verfassers für einzelne moderne Regisseure nicht mehr zu folgen vermag.

KULTUR

Kolonisation / Gerhard Hildebrand

Argentinien: Eisenbahnwesen Für die Entwickelung der großen Siedelungskolonieen gibt die Ausdehnung des Eisenbahnnetzes in mancher Hinsicht ein zutreffenderes Bild als die Gestaltung der Außenhandelsziffern, da sie auch auf die immer bedeutungsvollere Intensivierung des innern Verkehrs Rückschlüsse gestattet. Ein Vergleich zwischen den in Frage kommenden Kolonisationsgebieten mag zunächst einige allgemeine Anhaltspunkte für die absolute und verhältnismäßige Entwickelung ihres Eisenbahnwesens ermöglichen. Die Länge der Eisenbahnen betrug in Kilometern:

Staat	Anfang 1905	Anfang 1910
Kanada	31 554	38 783
Australien	22 982	25 859
Argentinien	19 971	25 509
Mexiko	19 437	24 161
Brasilien	16 747	20 917
Britisch Südafrika	9 943	14 386

Es scheint nun, daß Argentinien nicht nur seinen Vorsprung vor Mexiko und Brasilien ständig vergrößert sondern auch den australischen Kontinent zu schlagen gewillt ist. Am 1. Januar 1911 verfügte Argentinien bereits über 28 636 Kilometer Eisenbahnlänge. Mexiko hatte es bis zu diesem Zeitpunkt erst auf 24 646, Brasilien gar erst auf 21 370 Kilometer gebracht. Die argentinische Eisenbahnpolitik verdient als großzügig, ja als kühn bezeichnet zu werden, sofern man nicht den streng staatssozialistischen Maßstab anwendet, der in einem solchen auf ausländischen Kapitalzufluß angewiesenen Neuland nur sehr bedingungsweise zulässig ist. Gerade in dieser Hinsicht übrigens wird sich später ein Vergleich zwischen Argentinien und Australien sehr aufschlußreich gestalten.

Die Anlagekosten der argentinischen Bahnen beliefen sich Anfang 1905 auf 588,6 Millionen Pesos Gold und stiegen bis Mitte 1910 auf 981 1/3 Millionen. Die Zahl der beförderten Passagiere ist gleichzeitig von 26,6 auf 59 Millionen gestiegen. Im Personentransport ergibt sich freilich eine unvergleichlich stärkere Intensität des australischen Verkehrs, denn die australischen Staatsbahnen beförderten schon im Rechnungsjahr 1904-1905 125 Millionen, im Rechnungsjahr 1909-1910 sogar 182,3 Millionen Passagiere. Dafür ist die Güterfracht der argentinischen Bahnen durchschnittlich

um die Hälfte größer gewesen als die der australischen Staatsbahnen.

Im Jahr 1911 haben allein 3 große argentinische Eisenbahngesellschaften 1300 Kilometer neue Linien eröffnet, so daß schon dadurch die Zahl von 30 000 Gesamtkilometern für Anfang 1912 gesichert ist.

Besonders beachtenswert ist, daß die Anstrengungen Argentiniens mehr und mehr darauf gerichtet sind den äußersten Westen und Nordwesten sowie den mittleren Süden für den Verkehr und die Besiedelung zu erschließen. Von dem bisherigen Gesamtnetz mögen nahezu 25 000 Kilometer auf das Gebiet entfallen, das sich von Buenos Aires halbkreisförmig nach dem Innern zu ausdehnt und dessen äußere Grenze etwa durch die Namen der Städte Bahia Blanca, San Luis, Cordoba und Santa Fé bezeichnet wird. Nur ein paar Ausläufer gingen bisher nach Mendoza-San Juan im Westen nach Cordoba-Rioja im mittleren Nordwesten und Tucuman-Salta-Jujuy im äußersten Nordwesten. Im Lauf der nächsten Jahre soll (um im Norden zu beginnen), das Chacoterritorium erschlossen werden, von dem sich Argentinien in erster Linie die Möglichkeit einer ausgedehnten Baumwollkultur verspricht. Westlich davon, in Tucuman, Salta und Jujuy, weisen alle bisherigen Erfahrungen auf die Entstehung eines argentinischen Kalifornien hin. Tucuman hat bereits eine für den südamerikanischen Westen ganz außerordentlich große Bevölkerungsanstauung erlebt, und auch weiter nach Süden zu, in Catamarca, Rioja, San Juan und Mendoza ist die Siedelung derartig gestiegen, daß mit einigen zentralen Erschließungsbahnen dem Verkehrsbedürfnis nicht mehr genügt ist. Hier werden deshalb außer der Verstärkung des inneren Bahnnetzes noch 2 Transandenbahnen zur Herstellung des Verkehrs mit Chile betrieben, deren eine von Catamarca über Tinogasta nach dem Paso de San Francisco und von dort abwärts nach Copiapó in der chilenischen Provinz Atacama führen soll, während die andern von Salta durch das Lermatal nach dem argentinisch-chilenischen Grenzort Huaitiquina in den Anden und von da nach Antofagasta geleitet wird. Da die weiter südlich bereits bestehende Transandenbahn Mendoza-Valparaiso die kürzeste Verbindung zwischen Buenos Aires und der Westküste darstellt, lassen sich die beiden neuen Schienenwege nur aus dem wachsenden Verkehrsbedürfnis der aufstrebenden Nordwestprovinzen erklären, die in der Tat für ihre Personen- und Güterbeförderung die Häfen der pazifischen Küste sehr viel näher als die der atlantischen haben und darum an der Herstellung transandiner Verbindungen dringend interessiert sind. So wird die Strecke Salta-Antofagasta 830 Kilometer betragen, während die Entfernung Salta-Rosario schon in der Luftlinie mehr als 1000 Kilometer beträgt. Die Strecke Tinogasta-Copiapó-Caldera wird voraussichtlich sogar nicht über 500 Kilometer lang sein (der argentinische Teil etwa 253 Kilometer), während die Luftlinie Tinogasta-Rosario ebenfalls nahezu 1000 Kilometer ist.

Ganz außerhalb des in sich zusammenhängenden argentinischen Verkehrsnetzes endlich entwickelt sich die bisher südlichste argentinische Transkontinental- und Transandenbahn Bahia Blanca-Neuquen-Valdivia, die zunächst die Aufgabe hat 2 große zukunftsreiche Stromsysteme, Colorado und Rio Negro, der Besiedelung zu erschließen. Es ist allerdings, wie die britische Gesandtschaft in Buenos Aires berichtet, bis auf weiteres noch ungewiß, was geschehen wird, wenn die bereits bis jenseits Neuquen geförderte Schienenstrecke die Anden erreicht, da alsdann nicht weniger als 40 Kilometer Granit zu durchtunneln sein sollen. Ob aus ihr wirklich in absehbarer Zeit eine 4. argentinisch-chilenische Transandenbahn werden wird, ist deshalb vorläufig noch zweifelhaft. Für die Entwickelung des mittleren argentinischen Südens hat diese Bahn aber grundlegende Bedeutung. Neuerdings hat sich die argentinische Regierung entschlossen eine noch etwas weiter südlich im Bau befindliche Bahn über die Anden zu leiten, so daß nun tatsächlich auch dem argentinischen Süden eine Schienenverbindung mit Chile gesichert ist. Es handelt sich um einen Ausbau der Regierungsbahn von Porto San Antonio zum Lake Nahuel Huapi am Fuß der Anden, in einer Länge von 480 Kilometer, von denen bereits 200 vollendet sind. Am Ausfluß des genannten Sees soll die Bahn den Rio Limay kreuzen und dann in einer Länge von weiteren 100 Kilometern verschiedene einigermaßen zusammenhängende oder durch Pässe verbundene See- und Flußtäler benutzen, um endlich in 2 Durchtunnelungen von zusammen nur 2¾ Kilometer Länge die chilenische Seite zu gewinnen und auf dieser in 109 Kilometer Ausdehnung unter Benutzung des Lago Rancotals nach Valdivia geführt zu wer-

den. Diese Bahn ist zu vier Siebenteln reine Steppenbahn, allerdings die kürzeste Verbindung vom Atlantischen Ozean zum zukunftsreichen südlichen Westen hin.

Die Territorien Rio Negro und Neuquen hatten 1910 erst wenig über 54 000 Bewohner. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt hier (von Nordosten nach Südwesten langsam abfallend) 15 bis 20° Celsius. Der Hauptteil hat zwar nur eine Regenstärke von 200 bis 400 Millimeter, ist aber auf weite Strecken hin vom Rio Negro und zum Teil auch vom Colorado aus bewässerbar. Der subandine äußerste Westen der Neuquen- und Rio Negro-Territorien gehört sogar zu den regenreichsten Gebieten Südamerikas (ansteigend von 400 bis über 1800 Millimeter im Regenzentrum), woraus sich auch für die stromabwärts gelegenen Irrigationsländereien die Möglichkeit völliger Sicherung der Wasserzufuhr ergibt. Es sollen denn auch jetzt außerordentliche Anstrengungen gemacht werden, um diese Territorien zu erschließen: für Bewässerungsanlagen im Rio Negro- und Rio Neuquen-Gebiet sind bereits mehr als 14 Millionen Pesos teils bewilligt teils vorgesehen. Ein Kanal vom Rio Negro zum Porto San Antonio im äußersten Nordwestwinkel des Golfo de San Matias, dessen Kosten auf 16 Millionen Pesos angegeben werden, scheint sowohl Bewässerungs- wie Transportzwecken dienen zu sollen. Bemerkenswert ist noch, daß hier augenscheinlich überall der Staat selbst die Sache in die Hand nimmt, denn auch die Neuquen- und die Lake Nahuel Huapi-Eisenbahnen sind Staatsunternehmen.

×

Baumwolle Nach dem letzten Bericht der *British Cotton Growing Association* ist die Baumwollproduktion in neuen Anbaugebieten des britischen Reichs von 30 100 Ballen indischer Maßart (zu 400 Pfund) im Jahr 1909 auf 44 500 Ballen im folgenden Jahr und auf 61 300 Ballen in 1911 gewachsen. Hauptsächlich in Uganda (von 5100 auf 20 000 Ballen) und im Njassalandprotektorat (von 2400 auf 5000 Ballen) sind große Fortschritte erzielt worden. Als neuestes Produktionsgebiet ist der Sudan mit 15 000 Ballen im Jahr 1910 und 21 000 im Jahr 1911 hinzugekommen. Im übrigen sind die Ergebnisse ziemlich schwankend, und im Sind ist die Baumwollkultur einstweilen wieder aufgegeben worden.

Die unter vielen Schwierigkeiten arbeitende Baumwollindustrie Britisch Ostindiens hat im letzten Jahr wieder Fortschritte gemacht. Die Menge des gesponnenen Garns, die in den Vorjahren von 627,6 auf 609,9 Millionen Pfund gesunken war, hat sich wieder auf 625 Millionen Pfund gehoben. Die Menge der Gewebe ist von 228,8 Millionen Pfund im Jahr 1909 auf 245,8 Millionen Pfund im folgenden und 266,6 Millionen im letzten Jahr gestiegen.

Die brasilianische Baumwollernte wird in wachsendem Umfang durch die brasilianische Textilindustrie selber aufgebraucht. Jetzt berichtet wieder der britische Konsul in Pernambuko, daß die letzte Baumwollernte seines Distrikts zwar ungewöhnlich groß gewesen sei, daß aber infolge des gestiegenen Bedarfs der einheimischen Fabriken die Hauptmasse nach dem Süden Brasiliens verschifft wurde. Santos hat 72 421 Ballen, Rio de Janeiro 65 779 und Bahia 10 761 Ballen erhalten, Pernambuko selber endlich 50 000 Ballen gegen 37 000 im Vorjahr gebraucht. Die Folge war, daß trotz der um mehr als 10 000 Ballen größern Ernte nach Liverpool 17 000 Ballen weniger als im Vorjahr verfrachtet wurden.

× ×

KurzeChronik Die Ausfuhr des englisch-ägyptischen Sudan ist im letzten Jahr um mehr als ein Drittel, von 977 621 Pfund Sterling ägyptisch auf 1 376 958 Pfund Sterling gestiegen. Die Kautschukausfuhr hat sich mehr als verdoppelt und erreichte 1911 den Wert von 435 622 Pfund, Baumwolle ist um 13 000 auf 237 575 Pfund gewachsen. Die um 900 000 Pfund den Export übersteigende Einfuhr des letzten Jahres deutet auf ein noch starkes Überwiegen der Einfuhr von Material zu Erschließungsanlagen (Eisenbahnbau). × Die Ausfuhr Australiens erreichte 1911 76,22 Millionen Pfund Sterling und überschritt damit die des Rekordjahres 1907 um 3,4 Millionen. Die Einfuhr mit 66,86 Millionen Pfund Sterling ist sogar um 14,8 Millionen höher als die des bisher bedeutendsten Einfuhrjahrs 1907 gewesen. Der Gesamtaußenhandel hat sich seit 1898 verdoppelt. × Die Baumwollkultur in Transkaukasien hat 1911 abermals an Ausdehnung gewonnen. Geplante Förderungsmaßnahmen der Regierung leiden an der echt russischen Bestimmung, daß Ausländer, Juden und Armenier kein Land kaufen, Aktiengesellschaften mit ausländischer Beteiligung es nur auf Pacht bekommen sollen.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN-SCHÖNEBERG

14. Heft | 18. Juli 1912

GEORGES WEILL · PARTEIORGANISATION UND POLITISCHE AKTION · ZUR REFORM DES SOZIALDEMOKRATISCHEN ORGANISATIONSSTATUTS

EINE Million organisierter Männer und Frauen: dieser Zahl nähert sich das stehende Heer der deutschen Sozialdemokratie. Kaum in einer andern als der deutschen Politik ist eine derart gewaltige Anhäufung geordneter Kräfte möglich oder auch nur denkbar. Hier ist in der Tat die planmäßige Sammlung möglichst großer Massen innerhalb der festen Kaders der Parteien das Mittel der politischen Aktion geworden.

Nicht als ob die Teilnahme der Massen an der Politik ein deutsches Privileg wäre: die ist nur ein anderer Ausdruck für die notwendige Demokratisierung des öffentlichen Lebens. Aber sie kann oder konnte bisher in anderen Ländern den Umweg riesiger Organisationen vermeiden. Wo das parlamentarische Regime dem allgemeinen Wahlrecht und eine bewegtere Tradition dem Mehrheitswillen raschere Wirkung sichern, setzt sich die öffentliche Meinung leichter durch. Freilich auch in der öffentlichen Meinung der Einfluß der kleinen Gruppen, die die Organisationen der Staatsmänner, der Führer sind; ein typisches Beispiel: die Macht der radikalsozialistischen Gruppe oder der Loge in Frankreich. Jedenfalls kann dort die unmittelbare Massenaktion ganz anders und viel eher wirken als in Deutschland: Die öffentliche Demonstration, die Straße sind die gegebenen Mittel der Aktion. Und die Vereins- und Versammlungsfreiheit erfährt rechtlich (England) oder tatsächlich (Frankreich) keine erhebliche Einschränkung.

Deutschland hat kein parlamentarisches Regime; hat auch keine revolutionäre Tradition, der die große Ungeduld wollender und drängender Massen entspringt. Von allen anderen Gründen abgesehen, zwingt schon dieses doppelte Manko zu einer gewissermaßen systematischen Führung des Klassenkampfs. So ist denn auch die Organisation der großen wirtschaftlichen Interessengruppen, die sich durch eine überstürzte kapitalistische Entwickelung schärfer und rascher als anderswo geschieden haben, das charakteristische Merkmal der deutschen

Politik. So ist Deutschland das Land der großen Organisationen, der wirtschaftlichen und politischen Verbände geworden: Gewerkschaften, *Hansabund, Bund der Landwirte, Volksverein,* Sozialdemokratie usw. Nebenbei bemerkt: Es ist nur eine oberflächliche Selbstüberhebung, daß bei der Erörterung unseres Organisationsstatuts einzelne Genossen die bürgerlichen Parteien nicht einmal als Beispiele gelten lassen wollen, wie sie vom Parteivorstand vergleichsweise angeführt worden sind. Natürlich sind sie anders gerichtet und anders aufgebaut als unsere Partei. Aber auf dem selben Boden der selben wirtschaftlichen Konflikte sind sie geboren, und eine Parallele zwischen ihnen und uns ist noch lange kein Vergehen am Geist oder am Wesen des Sozialismus. Alle vorhin genannten Organisationen haben zahlenmäßig einen so ungeheuren Umfang angenommen, ihre Führung erfordert so große Anstrengung und Kraft, daß hinter dieser rein technischen Leistung der lebendige Zweck vielfach zu verschwinden scheint. Die Gefahr der Parteihierarchie und der Parteibureaukratie liegt da, wo die Erweiterung, Ausbildung und Festigung der Organisation nur noch Selbstzweck zu werden droht, wo man vergißt, daß sie Mittel und notwendiger — Umweg ist. Diese Gefahr, von der in der gegenwärtigen Parteidiskussion in einem ganz andern Zusammenhang gesprochen worden ist, besteht zweifellos in der Identifizierung und Verwechselung der politischen Arbeit mit der organisatorischen Anstrengung, und sie äußert sich beispielsweise in der (oft genug beobachteten) Verachtung der politischen Mittel, wie sie aus anderen Voraussetzungen und Möglichkeiten anderwärts erwachsen. Das politische Mittel der großen Organisation ist eben nur zum gleichen Zweck, kurz gesagt, das deutsche Mittel.

Gerade deshalb erscheint es mir als Laune (unüberlegt und unlogisch, wie Launen sind), will man dieses deutsche Mittel der politischen Aktion nicht zum wirklichen Zweck, sondern erst zu einem andern Mittel verwenden und verwendbar gestalten. Darauf geht indes die Kritik der Radek und Pannekoek an dem Entwurf der Organisationskommission hinaus: sie prüfen ihn ausschließlich auf die Gebrauchsfähigkeit zur Straßenaktion. Indes, gerade die Anwendung dieses Mittels hängt von der Stärke und der ordentlichen Funktion des großen Parteikörpers, um dessen Einrichtung wir uns zurzeit zu kümmern haben, nicht im geringsten ab. Eine Million Menschen auf Straßendemonstrationen dressieren zu wollen: wer kann ernstlich den Gedanken fassen? Gerade nach den preußischen Versuchen, ihrem Anfang und ihrem Ende. Nein, wenn es wirklich einmal zu solchen Konflikten kommen sollte, würde man sich schwerlich nach der Regelmäßigkeit und Pünktlichkeit der Beitragszahlung erkundigen.

Die Parteiorganisation ist also nicht nach den Bedürfnissen der Straßenkundgebung (des fremden, übrigens mehr und mehr veraltenden Mittels) aufzubauen und einzurichten sondern als eigenes Mittel der e i g e n e n A k t i o n. Und zwar der r u h i g e n und l e g a l e n Aktion. Denn noch einmal: Zur illegalen Aktion, zum gewaltsamen Zusammenstoß würde die riesengroße, bis in die kleinste Mitgliedschaft sorgfältig eingeteilte Organisation wenig taugen. Diese Organisation brauchen wir zu der Aktion, in der die deutsche Sozialdemokratie bisher schon ihre großartigen Erfolge erzielt hat: die Millionen von Anhängern und Freunden zu sammeln, die öffentliche Meinung also zu gewinnen und auf Gesetzgebung und Verwaltung nach Möglichkeit einzuwirken, jene Millionen auch zu schulen und kulturell zu heben. Die deutschen Sozialdemokraten mußten

auf solche Weise die *cotisards et votards* werden, über deren armselige Kampfmittel Hervé seinerzeit in Stuttgart überlegen lächelte; er hat übrigens inzwischen seinen Irrtum bekannt. Auf diese vielgestaltige, schwierige, oft schwerfällige Aktion muß unsere Parteiorganisation eingestellt sein. Gewiß soll ihr hierbei die Fähigkeit nicht abhanden gehen (fehlt ihr auch nicht) in besonders kritischen Augenblicken schlagfertig gerüstet zu sein. Aber es heißt doch die berechtigte Sorge um diese Schlagfertigkeit maßlos übertreiben, wenn jetzt Ledebour und andere die vorgeschlagene Bildung eines Parteiausschusses (aus anderen Gründen und auch) darum zu verwerfen scheinen, weil der Parteivorstand gehemmt würde, sobald es sich darum handle rasch und plötzlich Entschließungen zu fassen. Seine »Aktionskraft« sei »gelähmt«. Ganz abgesehen davon, daß der Einwand nicht zutrifft: man möchte glauben, daß unsere Aktionskraft nur oder vorwiegend mit ganz außergewöhnlichen Situationen zu rechnen habe. Während im Gegenteil die großen Aufgaben der Partei, nach außen und nach innen, reifliche Überlegung und planmäßige Vorbereitung erfordern. Auf den Bedürfnissen einer politischen Aktion, die eben nicht von der Stunde geboren wird, nicht von der Hand in den Mund lebt, muß unsere Organisation gegründet sein.

Also vor allem, und da ist ja auch der Kern der Reform: nicht Zentralismus sondern Föderalismus! Das gebietet die politische Machtverteilung in Deutschland, wo die Bundesstaaten ihr starkes Eigenleben haben. Ihre Wirtschaftsverfassung, ihre Geschichte, ihre Erinnerungen sind vollends verschieden, so auch die Stimmung ihrer Politik und in jedem das Verhältnis der politischen Kräfte. Das ist so häufig gerade in den Parteidiskussionen der letzten Jahre hervorgehoben worden, daß diese Andeutungen genügen können. Es wird nicht zu bestreiten sein, daß unsere politische Aktion in den verschiedenen Staaten durchaus verschieden ist und sein muß. Unsere Aktion kann sich innerhalb der einzelstaatlichen Kompetenzen sehr fühlbar machen. Schule, Kultus, Justiz, Gemeindeverfassung, öffentliche Arbeiten usw.: das sind weitreichende und wichtige Gebiete, auf die sie ihren großen Einfluß dauernd und steigend ausübt. Es ist fast eine Binsenwahrheit, daß eben diese völlig verschiedenen Möglichkeiten unserer Aktion in den verschiedenen Einzelstaaten die taktischen Nuancen innerhalb der Partei vielfach erst erzeugt oder gefestigt haben. Die Richtungen scheiden sich bei uns landsmannschaftlich.

»Landsmannschaftliche Zerrissenheit« nennt Ledebour beklagend diese notwendige Folge politischer Wirklichkeit und unserer politischen Aktion. Wir aber fürchten sie so wenig, daß wir über den Rahmen und die Absicht des Entwurfs den föderalistischen Ausbau der Parteiorganisation für wünschenswert halten. Das Organisationsstatut der Gesamtpartei sieht die Landesverbände seit der Reform von 1905 ausdrücklich vor. Inzwischen hat sich jedoch durch den größern Einfluß unserer Tätigkeit auf die Landespolitik ihre Bedeutung innerhalb der Gesamtpartei noch erheblich gesteigert. Sie haben ihren eigenen Vorstand, halten ihre eigenen Parteitage ab, auf denen die umfassende Tätigkeit der Landtagsfraktion besprochen wird, und gehen in großen politischen Unternehmungen selbständig vor. Der Zentralvorstand achtet diese Selbständigkeit, indem er die Sekretariate an die Landes- oder Bezirksorganisationen angliedert, und indem er in den Angelegenheiten einzelner Wahlkreise die zuständige Landesorganisation anruft. Eine gewisse große Autonomie der Landesorganisationen hat sich also herausgebildet. Diesen tatsächlichen Zu-

stand sollte das Statut kodifizieren und die einzelstaatliche Kompetenz der Landesorganisationen festlegen. Man erinnert sich, daß auf dem Parteitag in Nürnberg /1908/ die Süddeutschen diese Kompetenzverteilung beansprucht haben. So weit geht nun allerdings der Entwurf der Reorganisationskommission nicht. Sein Zugeständnis an die stärkere Selbständigkeit der Landesverbände ist der Vorschlag dem Parteivorstand einen Parteiausschuß, das heißt eine föderalistische Zentralinstanz, beizuordnen. Die 32 Mitglieder des Ausschusses sollen in 29 Landes- und Bezirksorganisationen gewählt werden. Die Staaten werden in diesem sozialdemokratischen Bundesrat zu ihrem Recht kommen, und die Parteileitung wird nähere und unmittelbare Fühlung mit den einzelstaatlichen Forderungen unserer politischen Aktion haben. Es liegt im Wesen des Föderalismus begründet, in der Berücksichtigung der Provinzen und Staaten, daß für die Bildung der Zentrale nicht die zahlenmäßige Stärke der einzelnen Teile entscheidet. In einer Parteidemokratie wäre überdies die rücksichtslose Beherrschung der Minderheit durch die Mehrheit verhängnisvoll. Ein Parteivorstand kann nicht der Vorstand der Mehrheit sein: er muß Mehrheit und Minderheit vertreten. Und die deutsche Sozialdemokratie würde es nicht ohne schweren Schaden erleben, wollte man die divergierenden Anschauungen und Bedürfnisse, die in ihr leben, alle dem Willen einer (mehr oder weniger zufälligen) Mehrheit unterordnen. Diese Gefahr bergen indes jene Vorschläge, die entweder den Parteiausschuß schlechtweg verwerfen oder die Vertretung im Parteiausschuß nach der Zahl der in den einzelnen Bezirken organisierten Genossen geregelt wissen wollen. Ein solcher Vorschlag (wie ihn Ledebour allenfalls noch machen will, wenn überhaupt der Parteiausschuß geschaffen wird) widerspricht dem föderalistischen Gedanken und dem wohlverstandenen Interesse der Partei. Ledebour spricht es freilich deutlich genug aus, daß er auf seine Weise die süddeutsche und die revisionistische Vertretung im Parteiausschuß schwächen will.

Wenn überhaupt der Parteiausschuß geschaffen wird. Gegen seine Schaffung richtet sich ja der Hauptangriff Ledebours, Hochs und einer Reihe von Artikeln des *Vorwärts*. Die Kritiker gehen davon aus, daß man den Parteivorstand selbst reformieren wolle, der allzusehr bureaukratisch belastet sei. Nun mag es ja zutreffen, daß unsere Parteileitung besser als rein politische Körperschaft fungieren würde, der ein verwaltendes Personal zur Seite stände. Aber einmal gehört die Verwaltung unserer eigenen Einrichtungen zu den großen politischen Aufgaben unserer Organisation, und dann ist an der zweifachen Funktion des Parteivorstandes heute nichts mehr zu ändern. Nur die Heranziehung der Staaten zum neuen Parteiausschuß kann die bureaukratische Belastung ausgleichen: der Parteiausschuß ist ja als eine rein politische Behörde gedacht. Anders wollen es die Gegner des neuen Vorschlags. Sie wollen im Parteivorstand dem bureaukratischen Element ein stärkeres politisches entgegenstellen, indem sie entweder einen größern Berliner Beirat schaffen oder, wie Ledebour und Hoch, die Zahl der Beisitzer von 2 auf 7 oder 9 erhöhen und die Beisitzer durch den Parteitag wählen lassen. Die Verwirklichung dieses Antrags würde stark zentralistisch wirken, den notwendigen Föderalismus ablehnen, indem starke landsmannschaftliche Gruppen nicht oder nicht genügend zur Geltung kämen.

Es ist nicht fraglich und wird auch keineswegs verhehlt, daß die zentralistische Absicht der Sinn des Gegenvorschlags ist. Alle anderen Einwände gegen die

Bildung des Parteiausschusses sind wirklich nicht sehr ernst zu nehmen. Wenn, wie Hoch ausführt, die Beisitzer rasch in Berlin zusammen kommen können, warum soll das für Mitglieder des Parteiausschusses schwieriger sein? Und wenn auf die angeblich gelähmte Aktionslust des Parteivorstandes während der letzten Marokkokrisis warnend exemplifiziert wird: damals hatten wir keinen Parteiausschuß, die französische Partei aber, die man als Muster hingestellt hat, hatte ihren *Conseil national*. Der Parteiausschuß würde den Vorstand von seiner Verantwortung nicht befreien, aber er würde die Vielgestaltigkeit der deutschen Politik in unserer Tätigkeit zur Geltung bringen können.

Neben dieser Hauptfrage der diesjährigen Reform spielt die Frage der Vertretung der Reichstagsfraktion auf dem Parteitag nur eine sekundäre Rolle. Es soll aber doch bemerkt werden, daß nicht der allergeringste einleuchtende Grund vorgebracht worden ist in dieser Beziehung am bisherigen Zustand etwas zu ändern. Diejenigen, die befürchten, daß die Zahl der Fraktionsmitglieder auf dem Parteitag gegenüber der Zahl der Delegierten zu stark wird, sollten bedenken, daß das Verhältnis noch ungünstiger wird, wenn die Abgeordneten selbst zum großen Teil als Delegierte erscheinen. Aus demselben Grund ist auch die von anderer Seite angeregte Verkürzung des Stimmrechts der Abgeordneten und Vorstandsmitglieder abzulehnen.

Aber, wie gesagt, die Hauptfrage ist einfach so gestellt: Zentralismus oder Föderalismus? Der Parteitag in Chemnitz wird sie hoffentlich zugunsten eines möglichst weitgehenden Ausbaus der föderalistischen Verfassung entscheiden, die durch Zusammenwirken aller Teile die Einheitlichkeit der Partei und ihrer Aktion sichern wird.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

BALTHASAR WEINGARTZ · RÜCKBLICK AUF DIE LETZTEN ENGLISCHEN RIESENSTREIKS

»Das sind nicht mehr bloße Lohnkämpfe zwischen einer Unternehmergruppe und einer Arbeitergruppe, die Quantität schlägt in die Qualität um. Der Streik wird zur Revolution.«[1])

Von diesem Gesichtspunkt betrachtet, endete der englische Bergarbeiterstreik dieses Frühjahrs[2]) mit einem bedeutenden Mißerfolg. Es ist schwer erklärlich, wie Leute wie der Genosse Otto Bauer hier von angeblich »begrabenen Hoffnungen« der Revisionisten sprechen und diesen Ansichten wie die folgende entgegensetzen können:

»Die Aktionäre der Bergwerksgesellschaften mögen es Monate ertragen, daß in den Gruben die Arbeit ruht, aber die Gesellschaft erstickt, wenn die Kohlennot die Eisenbahnen, die Dampfschiffahrt, die Fabriken stillsetzt. Der Streik wirkt nicht mehr durch den Druck auf eine einzelne Unternehmerschicht, er wirkt als Anschlag auf das Leben der ganzen Gesellschaft.«

Es dürfte schon schwer halten derartige Anschauungen theoretisch plausibel zu machen. Geradezu unmöglich ist es aber sie mit den tatsächlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen wie sie infolge des Streiks eintraten. Allerdings, die Gesellschaft erstickt, »wenn die Kohlennot die Eisenbahnen, die Dampfschiffahrt, die Fabriken stillsetzt«. Leider gehört dies Wenn aber gerade zu den begrabenen Hoffnungen. Bereits im Aprilheft der *Socialist Review,* als der Streik noch im vollen Gang war, konnte man lesen:

[1]) Siehe Bauer *Begrabene Hoffnungen* im *Kampf,* 1912, pag. 289.
[2]) Über Ursachen und Verlauf des Streiks siehe Pointer *Der englische Bergarbeiterstreik 1912* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1912. 1. Band, pag. 352 ff.

»Der Streik bedeutet eine unwiderlegliche Demonstration für die Notwendigkeit eines Arbeiterparlaments und einer Arbeiterregierung. Und welch ein Preis mußte für diese Demonstration gezahlt werden? Elend für die Armen, Entbehrungen für die Streikenden, Entbehrungen und Not für die gesamte Arbeiterschaft, Lohnverluste von Millionen, Erschöpfung der Gewerkschaftskassen, Schläge und Verluste auch auf anderen Gebieten, die sich gar nicht in Geldwerten ausdrücken lassen! Nur die Reichen sind nicht getroffen worden. . ., sie haben wenig gelitten, und die Profite, die wirklich verloren gegangen sind, dürften durch die Preisaufschläge, die natürlich folgen werden, schnell genug wieder eingeholt sein.«[3])
Und doch gehört dieser Streik zu den außerordentlichsten Erscheinungen des modernen wirtschaftlichen Lebens.

Fast die gesamten britischen Bergarbeiter sind in der *Miners' Federation of Great Britain* zusammengeschweißt. Freilich stellt diese keine einheitliche Organisation im Sinn der deutschen Gewerkschaftsverbände dar. Sie umfaßt 45 Vereinigungen lokaler oder grafschaftlicher Natur. Alle diese Verbände sind selbständige, von einander unabhängige Organisationen. Zum Teil sind sie völlig bedeutungslos oder höchstens von rein lokaler Bedeutung. Einige andere allerdings sind sehr einflußreich und umfassen eine ganze Grafschaft, so der von Yorkshire mit 88 271, von Northumberland mit 37 361, von Durham mit 121 805 und von Südwales mit 137 553 Mitgliedern. Der letztgenannte Verband umschließt sämtliche Grafschaften von Südwales. Die Organisation von Nordstafford zählt dagegen etwa nur 10 000, die von Bristol kaum 2000 Mitglieder. Trotz aller lokalen Autonomie ist die *Miners' Federation* doch auf wirtschaftlichem Gebiet eine mächtige, fest gefügte Kampforganisation; denn die britischen Bergarbeiter kennen jene traurige Zersplitterung in konfessionelle, politische und freie Gewerkschaften nicht, die sich leider in Deutschland noch beim letzten Bergarbeiterstreik in so lähmender Weise bemerkbar machte. Und bei dem heutigen Stand der Produktion, die durchaus nicht so regel- und planlos ist, wie sie es nach den *Marxisten* älterer Observanz sein müßte, zumal bei den hochentwickelten Formen der jetzigen Unternehmerorganisationen, sind wirtschaftliche Kämpfe ja bei einer Spaltung der Arbeiterschaft von vornherein aussichtslos. Indes hat der britische Bergarbeiterstreik bewiesen, daß selbst dann, wenn alle Vorbedingungen für einen Sieg gegeben scheinen, wenn der Eisenbahnverkehr, die Schiffahrt und die Fabriken lahmgelegt werden, die Aussichten eines Streiks sehr unsicher sind. Davon, daß »die Gesellschaft erstickt«, wie Genosse O. Bauer meint, kann überhaupt keine Rede sein, da die gesamte Arbeiterklasse unerträglichen Entbehrungen ausgesetzt wäre, bevor die Not wirklich an die Türen der Reichen pochte. In unserm Fall scheint gar kein Zweifel darüber zu herrschen, daß vor Beginn des Streiks die Regierung sehr genau über den vorhandenen Kohlenvorrat informiert war. Sie wußte also sehr wohl, wann der Streik beendet werden müsse. Überhaupt hätte es mit einigem guten Willen gelingen können die Bewegung auch ohne längeren Streik in befriedigender Weise zu beenden. Aber die Grubenbesitzer waren einfach auf einen Kampf vorbereitet, und die Regierung mußte nachgeben. Ein der Regierung sehr nahestehendes Blatt, die *Westminster Gazette,* schrieb am 28. Februar, am Vorabend des Streiks:
»Es besteht ein großer Unterschied zwischen einem Streik der Bergarbeiter und einem Eisenbahnerstreik. Ein Eisenbahnerstreik bringt sofortige Lähmung über eine Nation, und sein Ausgang muß innerhalb weniger Tage durch den Sieg der einen oder anderen Partei entschieden werden. Dagegen können sich sämtliche Bergarbeiter gut 3 Wochen im Streik befinden, bevor die Gesellschaft die Folgen wirklich

[3]) Siehe den redaktionellen *Outlook* in der *Socialist Review,* 1912, pag. 86.

spürt. Die Bergarbeiter und die Grubenbesitzer scheinen sogar entschlossen den Dingen ihren Lauf zu lassen. Augenblicklich sind die Kohlenlager des Landes zum Brechen voll; also selbst wenn der Streit heute erledigt würde, könnte das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage nur durch eine bedeutende Produktionseinschränkung erzielt werden, durch die viele Arbeiter zum Feiern gezwungen sein dürften. Unter solchen Verhältnissen ist es sehr verlockend den Dingen ihren Lauf zu lassen, das heißt dem Streik ruhig entgegenzusehen und Streikgeld zu erhalten. . .«

Nun kann gewiß nicht geleugnet werden, daß während des Streiks ganze Industriezentren brach lagen, vornehmlich die Töpferei, die an sich in England noch auf primitiver Stufe steht; in der Grafschaft Staffordshire, wo sie ihren Sitz hat, war die Not und das Elend herzzerreißend; auch die Eisen- und Stahlindustrie wurde stark von dem Streik betroffen. Und doch hat die englische Industrie keinen dauernden Schaden erlitten. Es sind im Gegenteil Anzeichen vorhanden, daß die industrielle Krise, die sonst wahrscheinlich in den nächsten Monaten eingesetzt haben würde, vielleicht um ein Jahr hinausgeschoben werden dürfte. Übrigens sei noch hervorgehoben, daß die Eisenbahngesellschaften den Eisenbahndienst einschränkten, um den vorhandenen Kohlenvorrat zweckmäßig und ökonomisch zu verwenden, und daß auch durch diese Einschränkungen die Arbeiter und Kleingewerbetreibenden mehr zu leiden hatten als die Reichen. Tatsächlich wurde alles, was durch diesen Kampf errungen worden ist, auf dem Weg der Gesetzgebung erreicht. Dennoch ist es sehr irreführend, wenn man, wie Genosse O. Bauer, ohne weiteres behauptet, »den Streik zu beenden wird zur Aufgabe der Sachwalter der Gesellschaft selbst, zur Aufgabe der Regierung und des Parlaments«. Das ist richtig oder auch nicht, je nach den politischen Zuständen des Landes, um das es sich handelt. So wird wohl noch geraume Zeit vergehen, bis man beispielsweise von Deutschland ähnliches sagen kann. Hier würde vorerst das politische Staatssystem im demokratischen Sinn umgewandelt werden müssen, und es wäre nur zu wünschen, daß nicht eben dies in das Kapitel der *begrabenen Hoffnungen* zu werfen ist: Denn welchen Wert haben sonst schließlich die »gewaltigeren und gefährlicheren Kämpfe«?

Bei Beurteilung des britischen Bergarbeiterstreiks darf man nicht vergessen, daß die Regierung den substantiellen Kern ihres Minimallohngesetzes den Vertretern der Bergarbeiter schon in 4 Thesen vorlegte, ehe noch der Streik ausgebrochen war. Man ist also sehr wohl zu der Behauptung berechtigt, daß für die Stellungnahme von Regierung und Parlament der Druck, den der Streik auszuüben vermochte, durchaus nicht ausschließlich maßgebend war. Im Gegenteil, die demokratische Verfassung Großbritanniens spielte bei dieser Stellungnahme eine bedeutende Rolle. Das veranlaßt die Redaktion der *Socialist Review* die Frage aufzuwerfen: inwieweit es möglich sei durch Streiks einen Druck auf das Parlament auszuüben:

»Sind wir davon überzeugt, daß es für die Bergarbeiter, für die Arbeiter im allgemeinen, für die Demokratie oder gar für unsere Hoffnungen auf den Sozialismus gut ist, wenn das Parlament fortwährend beeinflußt oder gar in dem durch machtvolle Streiks erzeugten Schrecken zu gewissen Aktionen getrieben wird, statt ausschließlich durch die Wahlen in einer demokratischen Staatsverfassung bestimmt zu werden? Wenn heute eine Million Bergarbeiter und morgen eine Million Eisenbahn- und Transportarbeiter durch die Angst vor einem nationalen Unglück einen Druck auf das Parlament ausüben dürfen, um Gesetze zu erzwingen, die es nicht billigt, und die sogar das Volk oder die Streikenden selbst bis dahin gar nicht forderten, darf da nicht jeder andere Teil des Volks ein gleiches Recht mit gleichen Mitteln üben? Dürfte dann nicht eine Million Gelber, eine Million Katholiken, eine Million Abstinenzler, eine Million Antisozialisten, eine Million Streikbrecher oder gar schlecht-

weg eine Million Steuerzahler einen ähnlichen Druck auf die Nation oder das Parlament ausüben? Und warum nicht auch eine halbe Million oder gar zehntausend oder noch weniger? Wo beginnt ein solches Recht, wo hört es auf? Im fernen Australien, wo Gewerkschaftsregierungen die Macht besitzen, sind solche Fragen durchaus nicht nur von hypothetischem Interesse. In Anlehnung an den politischen Streik könnten schließlich Bauern und Kleingewerbetreibende, die meistens ja Gegner der Arbeiterbestrebungen sind, auf den Gedanken verfallen durch ähnliche Mittel das Parlament zur Aufhebung der Arbeiterschutzgesetzgebung und der Gesetze für das allgemeine Wohl zu zwingen.«[4])

Solche Äußerungen zeugen von einer gewissen Antipathie gegen den gewerkschaftlichen Kampf. Und das hier genannte Gegenmittel ist schließlich nur eine Vertröstung auf eine nebelhafte Zukunft. Die Gewerkschaften sind nun einmal Schutz- und Trutzorganisationen, und sie dieses Charakters berauben zu wollen hieße ein gefährliches Spiel spielen. Es ist eine alte Wahrheit, die aber, wie man sieht, immer wiederholt werden muß, daß das Parlament ohne einen Druck von außen sehr schwer etwas zugunsten der Arbeiter tut. Das ist auch der *Socialist Review* nicht unbekannt. Schrieb sie doch kurz vor Beginn des Streiks:

»Es besteht nicht der Schatten einer Möglichkeit, daß es der Arbeiterfraktion in dieser Parlamentssession gelingen könnte irgend ein Arbeiterschutzgesetz von Bedeutung durchzudrücken. Höchstens ist es denkbar, daß die Regierung mit einem kurzen Entwurf zur Beseitigung des Osborneurteils kommt. Bei der Einbringung und Vertretung des Amendements zur Thronrede hatte die Arbeiterpartei wahrscheinlich den einzigen Kampftag, der ihr in dieser Session zur Verfügung steht, damit soll nicht gesagt sein, daß sie nicht bei dem einen oder andern Gesetz in 1. Lesung einen Antrag einbringen könnte. Beim Budget, beim Wahlgesetz oder bei anderen Regierungsentwürfen wird zweifellos Gelegenheit dazu sein. Aber von dem Recht auf Arbeit, von Minimallöhnen, von der Verstaatlichung der Bergwerke oder sonstigen grundsätzlichen Arbeiterforderungen wird man außer einigen gelegentlichen Äußerungen wohl wenig hören. Über diese Tatsache muß man sich klar werden, und je eher das geschieht, desto besser. Eine solche Situation mag bedauerlich erscheinen, aber die Schuld daran tragen die Millionen von Arbeitern, die es noch immer vorziehen ihre Stimme einem Liberalen oder Konservativen statt einem Kandidaten der Arbeiterpartei zu geben.«[5])

Doch kaum war diese Prophezeiung niedergeschrieben, da erschien bereits das Minimallohngesetz auf dem Plan. Indes, auch die Redaktion der *Socialist Review* kann nicht angeben, wo der gewerkschaftliche Kampf anzufangen und wo er aufzuhören hat. Es ist wahrhaft nicht die Schuld der Bergarbeiterführer, daß ein Minimallohngesetz für Bergarbeiter geschaffen wurde. Sie wollten ihre Forderungen ohne Intervention des Staats durchsetzen. Die Exekutive der *Miners' Federation* hielt sich im Beginn des Kampfs von der Arbeiterfraktion fern. Daher griff auch die Fraktion anfänglich nur zaghaft, wie im Dunkeln tappend, ein. Die Bergarbeiterführer wollten die Bewegung durch einen rein gewerkschaftlichen Kampf zum Sieg führen, was bekanntlich mit einem riesigen Mißerfolg endete. Während dies hinter den Kulissen vor sich ging, war es höchst amüsant, wie in einem Teil der deutschen Parteipresse die *revolutionären* Bergarbeiterführer gegen die *revisionistisch verseuchte* Arbeiterpartei ausgespielt wurden, deren Führer im Parlament angeblich den *richtigen Moment* vorbeigehen ließen. Dem Führer der Arbeiterpartei, Genossen MacDonald, wurde Erbärmlichkeit vorgeworfen, weil er keine tönenden sozialistischen Kraftreden hielt. Ich denke, man sollte umgekehrt endlich einmal auch in Deutschland von der Unsitte der parlamentarischen Dauerreden abkommen.

[4]) Siehe den redaktionellen *Outlook* in der *Socialist Review*, 1912, pag. 167-168.
[5]) Siehe den redaktionellen *Outlook* in der *Socialist Review*, 1912, pag. 2-3.

Es ist nun bezeichnend für die äußere Wirkung, die dieser imposante Kampf erzeugte, daß die bürgerliche Presse ihn als eine Art syndikalistischer Erhebung darzustellen suchte. Vollständig grundlos ist diese Behauptung allerdings nicht. Denn die alte englische Gewerkschaftsauffassung *Keine Politik, keine Staatsintervention!* paßt sehr gut zu den Thesen des modernen Syndikalismus. Nur schade, daß die Syndikalisten vergessen haben uns die Mittel anzugeben, durch die man die Unternehmer zwingen könnte die Forderungen der Arbeiter anzuerkennen und gleichzeitig eine Intervention des Staats zu verhindern. Nichts ist irriger als die Behauptung O. Bauers, der Kampf der Bergarbeiter um den Minimallohn sei kein bloßer Lohnkampf gewesen. Trotz der Verhöhnung der gewerblichen Schiedsgerichte und der Tarifverträge sind in dem Riesenstreik der Bergarbeiter keinerlei Erscheinungen zutage getreten, die zu der Schlußfolgerung berechtigten, man habe etwas Besseres als dies gefunden, um den Frieden in der britischen Industrie zu sichern. Dagegen ist sehr wohl bewiesen worden, daß die gewerblichen Schlichtungskommissionen, wie sie in England bestehen, weiter ausgebaut und verbessert werden könnten.

Wie ist der Riesenstreik der britischen Bergarbeiter entstanden? Er ist aus ursprünglich sehr kleinen Anfängen heraus geboren worden. Seit Jahren haben die walisischen Bergarbeiter den Kampf gegen sogenannte *abnorme Flöze* in bestimmten Gruben geführt. Die Beschaffenheit dieser Flöze macht es den Kohlengräbern trotz äußerster Kraftanspannung unmöglich das notwendige Quantum von Kohlen zu fördern und so zu einem auskömmlichen Verdienst zu gelangen. Mehr als einmal brachen deshalb lokale Streiks aus. Am bedeutendsten wurden diese Kämpfe im Rhondatal. Dort kam es im Jahr 1910 zu Streiks, die nach 11monatlicher Dauer abgebrochen werden mußten, ohne daß es gelungen war den Kampf in für die Arbeiter zufriedenstellender Weise zu enden. Zweimal kamen zwischen den Vertretern der *Miners' Federation* und den Vertretern der Bergwerksbesitzer Vereinbarungen zustande, die jedesmal von den beteiligten Arbeitern zurückgewiesen wurden. Im Mai 1911 führte dies zu einem endgültigen Bruch zwischen den lokalen Führern des Streiks und der Exekutive des Verbandes. Endlich, im Juni, nahmen die Arbeiter die Arbeit wieder auf. In jener Zeit tauchte die Idee auf in einen Generalstreik einzutreten, um einen Minimallohn für sämtliche Arbeiter zu erkämpfen. Dieser Gedanke entsprang dem Kopf des Genossen Vernon Hartschorn, eines der lokalen Führer des Streiks. Als Hartschorn zum erstenmal die Arbeiter im Rhondatal aufforderte die Arbeit wieder aufzunehmen, weil der Kampf auf lokaler Basis nach seiner Meinung aussichtslos sei, wurde er von den Arbeitern mißhandelt. Heute gehört er zu den geachtetsten Gewerkschaftsführern. In Südwales erregte er zuerst allgemeines Aufsehen durch seine Bekämpfung der alten Führer des Bergarbeiterverbands. Er gehört zu jenen jungen Kräften, die den walisischen Bergarbeitern die Lehren der modernen Arbeiterbewegung und des Sozialismus brachten. Noch ist es nicht gar zu lange her, daß sich die deutsche Parteipresse über den Anschluß des britischen Bergarbeiterverbands an die Arbeiterpartei ereiferte. Damals prophezeite man allgemein, dieser Anschluß werde die junge Partei mit Haut und Haaren dem Liberalismus überliefern. Das Schicksal will es, daß gerade jene sozialdemokratischen Blätter, die gar nicht müde wurden diese Prophezeiungen immer von neuem in die Welt hinaus zu posaunen, nun nicht genug Lobhudeleien für die *revolutionären* Führer der Bergarbeiter finden konnten.

Am 29. September 1911 gewann der Kampf gegen anormale Flöze nationale Bedeutung. An diesem Tag trat in London eine Konferenz von Vertretern des Bergarbeiter- und des Grubenbesitzerverbands zur Besprechung der Frage zusammen. Es gelang jedoch nicht die Zechenherren von dem Ernst der Lage zu überzeugen. Die Arbeitervertreter beantragten folgende grundsätzlichen Forderungen zur endgültigen Regelung der ganzen Frage aufzustellen:

»Die gemeinschaftliche Konferenz von Vertretern der Arbeiter und der Grubenbesitzer erkennt an, daß der Kohlenhäuer, der eine fest fixierte Lohnrate pro Tonne Kohle erhält, das Recht auf einen Durchschnittstagelohn hat, wenn er in einem *anormalen Flöz* arbeitet. Diese Lohnrate soll dem Durchschnittslohn entsprechen, den der Kohlenhäuer bei der Arbeit unter normalen Verhältnissen verdient hat. Ferner soll eine gemischte Kommission geschaffen werden, die jeweilig über die Frage zu entscheiden hat, was als anormaler Flöz anzusehen ist. Bis dahin soll allen Arbeitern der Distriktslohn gewährt werden.«

Demgegenüber schlugen die Vertreter der Grubenbesitzer folgendes vor:

»1. Die Grubenbesitzer erkennen an, daß der Kohlenhäuer, der in einem anormalen Flöz arbeitet, das Recht auf einen Lohn hat, der im Einklang mit der geleisteten Arbeit steht.

2. Die Verhältnisse in den einzelnen Distrikten sind so verschiedenartiger Natur, daß es unmöglich ist die Sache kollektiv für das ganze Land zu regeln; sie kann nur auf lokaler Basis zufriedenstellend geordnet werden.

3. Die Vertreter der vereinigten Grubenbesitzer schlagen deshalb vor, daß auf Verlangen mit den Arbeitern der einzelnen Distrikte verhandelt wird.

4. Es dürfen jedoch unter keinen Umständen Vereinbarungen getroffen werden, die den bestehenden Verträgen und Tarifen widersprechen.«

Einen Tag nach diesen Verhandlungen tagte eine Spezialkonferenz der Bergarbeiterorganisation, die folgende Resolution zum Beschluß erhob:

»In Erwägung, daß die Unternehmer die Notwendigkeit anerkannt haben den Arbeitern, die in anormalen Flözen arbeiten, einen anständigen Lohn zu gewähren; in weiterer Erwägung, daß den Grubenbesitzern anempfohlen worden ist über diese Frage lokal zu verhandeln, empfiehlt die Konferenz den einzelnen Distrikten in Verhandlungen einzutreten und deren Resultate so bald wie möglich einer neuerlichen Konferenz zu unterbreiten.«

Die Jahreskonferenz der *Miners' Federation*, die Anfang Oktober 1911 in Southport zusammentrat, veränderte jedoch mit einem Schlag die gesamte Taktik des Verbandes. Am 6. Oktober nahm diese Konferenz nämlich folgende Resolution an:

»Die Konferenz gibt ihren Willen kund unverzüglich Schritte in die Wege zu leiten, um ohne Rücksicht auf anormale Flöze für alle erwachsenen Arbeiter den individuellen Mindestlohn zu erkämpfen, ebenso für unter Tag arbeitende Jugendliche, die in den Wirkungsbereich des Verbandes fallen. Sollten die Unternehmer sich weigern darauf einzugehen, so tritt zur Erreichung dieser Forderung der § 21 der Statuten in Wirksamkeit. Die Distrikte werden aufgefordert so bald wie möglich mit den Unternehmern örtlich zu verhandeln. Am 14. November tritt eine Spezialkonferenz zur Entgegennahme der Berichte über diese Verhandlungen in den verschiedenen Distrikten zusammen.«

Zum bessern Verständnis sei hier der zitierte § 21 wiedergegeben:

»Sobald in einem dem Verband angeschlossenen Distrikt Differenzen wegen der Lohn- oder Arbeitsverhältnisse ausbrechen, oder sobald im Einverständnis mit einer zu diesem Zweck einberufenen Konferenz der Arbeitsvertrag zur Erzwingung besserer Lohn- und Arbeitsverhältnisse gekündigt worden ist, muß unverzüglich eine nationale Konferenz zur Beratung und Beschlußfassung über einheitliche Maßnahmen einberufen werden.«

Es ist nun bekannt, daß es nicht gelang die Angelegenheit auf gütlichem Weg zu erledigen. Dennoch schreckte die oben erwähnte Konferenz zunächst davor zurück aggressive Schritte zu unternehmen. Erst am 21. Dezember wurde beschlossen eine Urabstimmung über einen eventuellen Streik vorzunehmen.

Diese Abstimmung, deren Ergebnis am 18. Januar bekannt gegeben wurde, ergab 445 801 Stimmen für, 115 721 Stimmen gegen die Kündigung der Arbeitsverträge. Beim Bekanntwerden dieses Resultats erregte die verhältnismäßig hohe Zahl der Gegner einer Angriffspolitik in den Kreisen der Arbeiterführer ein gewisses Aufsehen. Zieht man jedoch in Betracht, daß die alten Führer der Bewegung geradezu feindlich gegenüberstanden und sich auch nicht scheuten ihre Anschauungen vor und während der Urabstimmung öffentlich zu bekennen, so muß das Gesamtresultat noch als äußerst günstig angesehen werden.

Es ist unmöglich in der Geschichte der modernen Arbeiterbewegung eine Episode zu finden, die man mit dem Kampf um den individuellen Minimallohn vergleichen könnte. Hier hat man das Schauspiel erlebt, daß eine Idee, die man noch im September als überspannt und utopistisch verspottete, im März bereits zur Wirklichkeit wurde. Angesichts solcher Wandlungen ist man wohl berechtigt von einer Umwälzung der sozialen Gesetzgebung zu sprechen, wie das Eduard Bernstein in dieser Zeitschrift getan hat.[6]) Dagegen muß man schon die Dinge auf den Kopf stellen, um von einer »Revolution« im Sinn des Genossen O. Bauer zu reden. Freilich soll und kann nicht geleugnet werden, daß seit einem Jahr eine tiefe Gärung im Volk herrscht. Überall revoltiert man gegen die bestehenden Zustände. Es ist in der Tat »nichts mit dem sozialen Frieden in der Industrie«. Verfehlt jedoch wäre es hieraus schließen zu wollen, daß die Ära der gewerblichen Schiedsgerichte und Tarifverträge vorüber sei. Obgleich ganze Arbeiterschichten ihre Unzufriedenheit mit den bestehenden Verträgen erklärten oder auch diese Verträge brachen, weisen doch keinerlei tiefere Symptome darauf hin, daß irgend etwas anderes an deren Stelle treten könnte. Auch der spezifisch englische Syndikalismus wird sich über kurz oder lang mit dem alten Rüstzeug einer vernünftigen Gewerkschaftspolitik abfinden müssen, wenn er nicht rettungslos von dem anschwellenden Strom der modernen Arbeiterbewegung hinweggeschwemmt werden will.

EINEN eklatanten Beweis für diese Anschauung lieferte dann der Transportarbeiterstreik in London. Im Verkehrsgewerbe fand der englische Syndikalismus seinen ersten Anhaltspunkt. Der Londoner Dockarbeiterstreik von 1889 rief im Verkehrsgewerbe des europäischen Festlands eine gewaltige Bewegung hervor, die einen nachhaltigen Einfluß durch die Auslösung einer internationalen Transportarbeiterbewegung übte. Tom Mann, John Burns, Ben Tillet und Havelock Wilson sind als die hervorragendsten Führer dieser Bewegung zu betrachten. Leider gelang es nicht diese Bewegung in England auf der Höhe zu erhalten; die Dock- und Transportarbeitergewerkschaften sanken schließlich zu unbedeutenden und einflußlosen Verbänden herab. Das war um so bedauerlicher, als die Arbeiterorganisationen sich auch noch in unzählige Einzelvereine spalteten. Dazu übte die Stagnation, die am Ende des Jahrhunderts über die britische Gewerkschaftsbewegung hereinbrach, einen geradezu vernichtenden Einfluß auf die Organisationen der ungelernten Arbeiter aus. So blieb es nach dem ersten wuchtigen Anstoß von 1889 geradezu unmöglich durch gewerkschaftliche Aktionen irgend welche Verbesserungen für die Arbeiter dieser Gewerbe zu erzielen. Inzwischen wurden die Zustände immer unerträglicher. Aber auch

[6]) Siehe Bernstein *Der gesetzliche Mindestlohn in England* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 409 ff.

die soziale Gesetzgebung war ins Stocken geraten, und eine politische Arbeiterbewegung, die befruchtend hätte wirken können, existierte nicht. Mit der Gründung der Arbeiterpartei ist hier Abhilfe geschaffen worden.

Allerdings sind die Verhältnisse im Verkehrsgewerbe auch heute noch furchtbar traurig, und der jetzige Streik liefert den besten Beweis für die Notwendigkeit eines parlamentarischen Eingriffs zur Herbeiführung besser geordneter Zustände. Der leidenschaftlichen revolutionären Aufwallung des vorigen Sommers zum Trotz beweist der Streik, daß es nur auf diesem Weg möglich ist etwas Tüchtiges und Brauchbares zu schaffen. Und was ist im Augenblick Besseres zu finden als das gewerbliche Schiedsgerichtsverfahren mit bestimmten gesetzlichen Garantieen? Niemand scheint das besser zu begreifen als gerade Ben Tillet, der doch dem Syndikalismus einen kleinen Platz in seiner Seele eingeräumt hat. Ben Tillet hat in dieser Beziehung eine eigenartige Entwickelung durchlebt. Er wurde, wenn ich nicht irre, im Jahr 1900 vom britischen Gewerkschaftskongreß als Delegierter auf den amerikanischen Gewerkschaftskongreß geschickt. Bei dieser Gelegenheit unternahm er auch eine Agitationsreise durch Neuseeland und lernte dort die obligatorischen gewerblichen Schiedsgerichte kennen. Nach seiner Rückkehr nach England wurde er zum eifrigsten Apostel dieses Systems. Jedes Jahr von neuem empfahl er auf den Gewerkschaftskongressen den organisierten Arbeitern den Kampf für ein solches System aufzunehmen, hatte aber bekanntlich damit keinerlei Erfolg, da die Textil- und die Bergarbeiterorganisationen sich mit einem Fanatismus gegen die Schiedsgerichtsidee auflehnten, der einer bessern Sache würdig gewesen wäre. Der ganze Bergarbeiterstreik hätte verhindert werden können, wenn die Arbeitervertreter die Vorschläge der Regierung zu der Zeit angenommen haben würden, als der Ministerpräsident Asquith sie ihnen machte. Anfangs wurden diese Vorschläge aber aus dem einfachen Grunde verworfen, weil sie mit den obligatorischen Schiedsgerichten rechneten. Auch in den führenden Arbeiterkreisen hat man inzwischen die Überzeugung gewonnen, daß die Bergarbeiter mit dieser anfänglichen Zurückweisung der Regierungsvorschläge einen schweren taktischen Fehler begingen. Wie dem auch sei, seit dem Aufkommen des Syndikalismus in England hatte sich Ben Tillet nicht nur zum Gegner des obligatorischen Schiedsgerichtswesens sondern sogar zum Gegner des gewerblichen Schlichtungswesens überhaupt entwickelt. Aber bei diesem an den Haaren herbeigezogenen Streik kurierte ihn die rauhe Wirklichkeit sehr schnell wieder von seinem Syndikalismus.

Der spezifisch englische Syndikalismus ist zum Teil ja an sich ein ganz anderes Gewächs als der französische. In dem englischen Syndikalismus liegt ein gesunder Kern: der Trieb nach Vereinheitlichung sowie nach organisatorischem Ausbau der Gewerkschaften durch Schaffung von Industrieverbänden. Der Antiparlamentarismus, wie er von Tom Mann propagiert wird, stellt eine vorübergehende Phase innerhalb der englischen Arbeiterbewegung dar. Die organisierte englische Arbeiterschaft befindet sich in einer Umwandlungsperiode. Die Lethargie und Untätigkeit, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts einsetzte. endete mit der Gründung der politischen Arbeiterbewegung im Jahr 1900. Seit dieser Zeit wurde die gewerkschaftliche Aktion durch die politische in den Hintergrund gedrängt. So sagte Genosse MacDonald in der Parlamentssitzung vom 15. Februar 1912 und auch bei der oben erwähnten Debatte:

»Im Jahr 1906 und auch früher erklärte ich mit meinen Genossen auf unseren Versammlungen im Land den Streik für eine veraltete Waffe, die uns nur Leiden, Schmerzen und Unannehmlichkeiten bringe und schließlich den Sieg doch nicht der Partei verschaffe, die im Recht ist. Wir sagten: Habt Vertrauen zum Parlament, gründet eine starke politische Partei!«

Die englische Arbeiterschaft steht jetzt in einer Sturm- und Drangperiode. Überall sieht man ein Fühlen und Tasten, ein Suchen nach neuen Bahnen und Formen. Die Stagnation am Ende des vorigen Jahrhunderts rächt sich heute schwer an der Arbeiterschaft. Nirgends kommt dies besser und deutlicher zum Ausdruck als gerade in den ungelernten Berufen, wie man das bei dem Transportarbeiterstreik beobachten konnte. In einem Leitartikel vom 5. Juni schrieben die *Daily News* hierüber:

»Die Häfen sind so ungefähr die letzten Festungen der unorganisierten Arbeiterschaft, weil gerade hier die ungelernte Arbeit und die Gelegenheitsarbeit vorherrscht. Wer das Resultat solcher Zustände kennen zu lernen wünscht, der besuche die Docks und beobachte dort, wie die Dockarbeiter leben. In den letzten Jahren hat die Organisierung der Hafenarbeiter indes gute Fortschritte gemacht. Der Transportarbeiterverband ist jetzt numerisch stark, finanziell freilich schwach und taktisch häufig genug ungeschickt.«

Man kann jedenfalls nicht genug den Takt loben, den die Regierung bei dem Verkehrsarbeiterstreik an den Tag legte. Natürlich ließ sie von vornherein keinen Zweifel darüber, daß sie für den ungehinderten Transport von Lebensmitteln sorgen werde. So konnte man fast täglich beobachten, wie unter dem Schutz eines riesigen Polizeiaufgebots zu Fuß und zu Pferde das überseeische Fleisch von den Docks nach dem Fleischmarkt befördert wurde.

Die ursprüngliche Ursache zum Streik war sehr geringfügig. Ein alter Mann, namens Thomas, war früher bei einer Bunkerschiffirma als Aufseher angestellt, wurde aber kürzlich aus diesem Posten entlassen und arbeitete seitdem als Lichterschiffer. Bei dem Londoner Dockerstreik des vorigen Sommers war nun unter anderm vereinbart worden, daß der Transportarbeiterverband kein Recht habe Aufseher zum Beitritt in die Gewerkschaft zu zwingen. Die Führer des Verbandes legten diese Abmachung nun dahin aus, daß sämtliche in den Docks beschäftigten Arbeiter Gewerkschaftsmitglieder sein müßten. Mit dem Arbeiter Thomas wollte man die Probe auf dieses Exempel machen, hatte damit aber natürlich keinen Erfolg. Die Bunkerschiffirma weigerte sich Thomas aus dem Grund zu entlassen, weil dieser sich nicht organisieren wollte, und so traten sämtliche Lichterschiffer in den Streik. Da jedoch laut Statut die Gewerkschaft jedesmal den Kampf aufzunehmen hat, sobald eines ihrer Mitglieder angegriffen wird, kam es schließlich zum Generalstreik im Londoner Transportgewerbe.

Noch ehe die Bewegung einen so allgemeinen Charakter angenommen hatte, betraute die Regierung den hervorragenden konservativen Juristen Sir Edward Clarke mit der Aufgabe eine Untersuchung über die Ursachen des Streiks einzuleiten. Dieser Schritt übte einen überraschend günstigen Einfluß auf die Bewegung aus, wenn sich auch die Streikführer nicht davon überzeugen ließen, daß die Wiederaufnahme der Arbeit noch vor der Bewilligung der Arbeiterforderungen das beste sei. Am 27. Mai griff die Regierung vermittelnd ein, sie berief die streitenden Parteien zu einer Konferenz mit dem Handelsamt zusammen. Bei dieser Gelegenheit empfahl der Handelsminister Buxton ebenfalls die sofortige Wiederaufnahme der Arbeit, doch ebenso erfolglos. Nach wiederholten Verhandlungen mit den streitenden Parteien forderte die Regie-

rung den Zusammenschluß sämtlicher Werftunternehmer zu einem Unternehmerverband, da man nur auf diese Weise mit Erfolg Kollektivverträge abschließen könne. Die Hauptklage der Arbeiter in den letzten Monaten war die, daß die Unternehmer die im vorigen Jahr abgeschlossenen Verträge nicht innegehalten hätten. Die Unternehmerorganisation machte dagegen geltend, sie sei außerstande auf einzelne Unternehmer einen Druck auszuüben, da viele außerhalb der Organisation ständen. Gegen einen allgemeinen Zwangsverband sträubten sich aber die Unternehmer auf das lebhafteste, wie sie vorschützten, hauptsächlich deshalb, weil die Arbeiterorganisationen sich früher unfähig gezeigt hätten einmal bestehende Verträge innezuhalten. Die Führer der Transportarbeiter boten daraufhin an, daß die Organisation eine Kaution für die Innehaltung der einmal geschlossenen Verträge stellen wolle. Der Finanzminister Lloyd George unterbreitete dieses Angebot dem Parlament mit dem Bemerken, daß es einen großen Schritt vorwärts bedeute. Meiner Meinung nach bedeutete es nicht allein einen großen Schritt vorwärts zur Beendigung dieses Konflikts, sondern es stellt geradezu den Beginn einer neuen Ära auf dem Gebiet der Tarifverträge sowie des Schlichtungs- und Schiedsgerichtswesens dar. Bisher haben sich die Gewerkschaften stets gegen diese Art von Verantwortlichkeit gewehrt, wenn auch Leute wie Sidney Webb stets betonten, daß zur Sicherung von Tarifverträgen und Ähnlichem gesetzliche Anerkennung auf der einen und Verantwortlichkeit der Gewerkschaften auf der andern Seite die notwendige Voraussetzung seien. Bei der Beratung der *Trades Dispute Act* von 1906 machte die jetzige liberale Regierung einen energischen Vorstoß nach dieser Richtung. Sie beugte sich aber vor dem Widerstand der Arbeiterpartei, die damals eben ihr Haupt erhob. So wird es recht interessant sein die Aufnahme zu verfolgen, die der *Schritt nach vorwärts* der Transportarbeiter in der britischen Gewerkschaftswelt finden wird. Man darf jedenfalls seine Tragweite nicht unterschätzen. Er schließt eine ungeheure Verantwortlichkeit in sich. Streiks wie der jetzige werden dadurch ein für alle Mal unmöglich gemacht, und jede Gewerkschaft, die in Zukunft eine gleiche Garantie für die Innehaltung eines einmal abgeschlossenen Vertrages übernimmt, ist gegen irreguläre, das heißt vom Hauptvorstand nicht sanktionierte Streiks geschützt.

Der Kampf im Transportgewerbe entwickelte sich zu einem nationalen Streik, da die Unternehmer sich endgültig weigerten die Vorschläge der Regierung anzunehmen. Für die Beurteilung der Psychologie dieses Kampfes ist die Stellungnahme der Unternehmer äußerst interessant. Sie präzisierten in ihrem letzten Schreiben ihren Standpunkt so: Vorschläge zur Regelung der Arbeitsverhältnisse im Londoner Hafen zwischen den einzelnen Firmen und deren Arbeitern seien naturgemäß äußerst schwer zu machen, da hier die kompliziertesten Beziehungen zwischen den Interessenten herrschten. Wolle man dennoch einen solchen Versuch unternehmen, so sei eine dauernde Lösung der Fragen nicht denkbar ohne eine eingehende Diskussion, und eine solche Diskussion könne nach Ansicht der Unternehmer nur stattfinden, nachdem die Arbeit wieder aufgenommen worden sei. Auch die Londoner Hafenbehörde formulierte ihren Standpunkt in einer längern Resolution. Sie wies darauf hin, daß die Arbeiterschaft im Rat dieser Behörde vertreten sei; und zwar gehören ihm Gosling, der Vorsitzende des Transportarbeiterverbandes, und Orbell vom Dockerverband an. Die Hafenbehörde betonte ferner, daß sie ihren Arbeitern stets sympathisch gegenübergestanden habe; es sei dies aus der Tatsache ersichtlich, daß die genannten Arbeitervertreter niemals irgend welche Klagen

über schlechte Behandlung oder ähnliches erhoben hätten. Der jetzige Streik erstrecke sich trotzdem auch auf die von der Behörde angestellten Arbeiter. Gegen den Wert der Vereinbarungen machte die Resolution geltend, daß am 27. Juli 1911 die Arbeiterführer Gosling, Ben Tillet, Havelock Wilson und der Arbeiterabgeordnete Thorne eine Vereinbarung unterzeichnet hätten, durch die Lohnerhöhungen von mehr als 200 000 Pfund jährlich erzielt worden seien. Trotz dieser Vereinbarungen hätten jene Führer am 31. Juli an die gesamte Hafenarbeiterschaft die Aufforderung gerichtet in den Streik einzutreten, und infolgedessen hätte die Arbeit im Hafen volle 3 Wochen geruht. Dieser Streik habe jedoch mit einem Mißerfolg geendet, und am 18. August sei eine neue Abmachung getroffen worden, durch die der Vertrag vom 27. Juli erneuert wurde. Die Vertreter der Arbeiter hätten dabei die Verpflichtung übernommen nichts in diesen Vertrag hineinzulegen, was nicht tatsächlich darin steht.

Bis zu einem gewissen Punkt durchlief der Kampf der Verkehrsarbeiter die gleichen politischen Phasen wie der Bergarbeiterstreik. Das Parlament beschäftigte sich mehr als einmal mit der Sache. Am 12. Juni kam die Frage des Schutzes der Arbeitswilligen zur Sprache. Ich empfehle die Lektüre dieser Parlamentsdebatte jenen Genossen, die in der letzten Zeit in der deutschen Parteipresse so viel davon redeten, daß sich die Klassengegensätze auch in England immer mehr zuspitzten, und man dort einer Periode der Reaktion entgegentriebe, und die mit diesem englischen Beispiel beweisen möchten, daß eine Demokratisierung der politischen Zustände in Deutschland auf Grund der *naturnotwendigen* Entwickelung der Dinge unmöglich sei.

Der Hafenarbeiterstreik hat schließlich einen ganz andern Verlauf genommen als sich anfänglich vermuten ließ. Fehlten auch von vornherein dem ganzen Kampf Ziel und Methode, so konnte doch niemand leugnen, daß im Hafen tatsächlich unerträgliche Zustände herrschten, die durch das vernünftige Eingreifen der Regierung auch der Öffentlichkeit zum Bewußtsein kamen. So entschwand der eigentliche Ausgangspunkt des Kampfes bald vollständig dem Blick, und nach der Veröffentlichung des Berichts Sir Clarkes konzentrierte sich das Interesse auf die Forderung der Einsetzung einer allgemeinen Schiedsgerichtskommission. Weshalb aber mußte der Streik fortgesetzt oder gar noch ausgedehnt werden, nachdem die Regierung die Verpflichtung übernommen hatte für die Einsetzung einer solchen Kommission zu sorgen?

Selten sind in einem Arbeiterkampf größere Dummheiten gemacht worden als hier. Vergeblich fragt man sich, warum hier überhaupt ein Streik notwendig war, da doch laut den seit 1911 bestehenden Vereinbarungen eine Streikerklärung erst erfolgen sollte, nachdem das Schiedsgerichtsverfahren eingeleitet worden war, und sich herausgestellt hatte, daß auf diesem Weg das gewünschte Ziel nicht erreichbar sei. Hier erlebte man aber das seltsame Schauspiel, daß die Arbeiterführer sich über den Bruch von Tarifverträgen beklagten, während sie selber solche Verträge ebenfalls ohne alles weitere mutwillig durchbrachen. Noch verwickelter gestaltete sich die ganze Sachlage, als dieselben Arbeiterführer, die in so unverantwortlicher Art das Schiedsgerichtsverfahren illusorisch gemacht hatten, sich nun mit der ganzen Macht des einmal entbrannten Kampfes für die Schaffung eines bessern Schiedsgerichtsverfahrens einsetzten. Anstatt daß man den einmal begangenen Fehler einsah und die Forderung der Regierung die Arbeit wieder aufzunehmen unterstützte, wurde nun die Parole für einen nationalen Streik ausgegeben, der mit einem

elenden Fiasko endete. Die Gewerkschaftsbeamten der großen Hafenstädte weigerten sich die Torheiten der Londoner Führer mitzumachen. Was soll man überhaupt von Arbeiterführern denken, die sich über den Bruch von Tarifverträgen beschweren und im selben Atemzug verwandte Gewerkschaften auffordern ihrerseits bestehende Tarifverträge zu brechen? Denn nur durch Bruch der in Liverpool, Hull, Glasgow und anderswo bestehenden Verträge wäre ein nationaler Streik möglich gewesen. Zum Glück war der Einfluß der Gewerkschaftsbeamten in diesen Städten stark genug, um ein solches Unheil abzuwenden. Doch nicht zufrieden mit diesen Mißerfolgen machte Ben Tillet den Versuch auch die Eisenbahner in den Kampf hineinzuzerren, ein Versuch, der mit dem gleichen Ergebnis endete, da die Eisenbahner ja ebenfalls an Tarifverträge gebunden sind. Nach diesem schweren Fiasko blieb der Regierung nichts anderes übrig als ihre Vermittlungsversuche aufzugeben, und so blieb der Kampf auf London und auf die direkte Aktion beschränkt. Jedoch nicht für lange.

Nachdem schon alles verloren war, wandte man sich an die Arbeiterfraktion. Was sollte diese aber tun, da es doch klar war, daß der Kampf mit einem gewaltigen Sieg der Unternehmer enden mußte? An den Docks herrschten furchtbare Zustände. Durch den Streik erreichte das Elend dort einen unbeschreiblichen Grad. Zwar bildeten sich Komitees aus bürgerlichen Kreisen, um Hilfsmittel zu sammeln, doch waren diese lange nicht ausreichend. Zudem gewann der ganze Kampf dadurch einen eigenartigen Anstrich. In den Streikversammlungen sprach man von *Sieg oder Tod,* von *Klassenkampf* und dergleichen, und in der Presse appellierten die Führer der Bewegung an die Mildtätigkeit der Bemittelten zugunsten der Opfer dieses *Klassenkampfs.*

Am 1. Juli gelang es endlich der Arbeiterfraktion folgenden Antrag im Parlament zur Verhandlung zu bringen:

»Das Haus gibt der Ansicht Ausdruck, daß die Zeit gekommen ist die an dem gegenwärtigen Kampf im Londoner Hafen beteiligten Unternehmer- und Arbeiterorganisationen zu einer Konferenz aufzufordern, um eine Lösung des Streits herbeizuführen.«

Dieser Antrag wurde mit 254 gegen 188 Stimmen angenommen. Für die Organisation der Arbeiter bildet die Frage der Wiedereinstellung den wichtigsten Punkt. Tausende stehen bereits in Arbeit, und die Hafenbehörde hat schon vor einiger Zeit die Order ausgegeben, daß diejenigen Arbeiter, die vor dem Streik den ständigen Arbeiterkategorieen angehörten, nunmehr nur noch als Gelegenheitsarbeiter wiedereingestellt werden können. Ist die Hafenbehörde von diesem Vorhaben nicht abzubringen, so verlieren Hunderte das Recht auf Krankenunterstützung, Alterspension und andere Begünstigungen. Um ähnliche unselige Ereignisse wie diesen Streik in Zukunft zu vermeiden, ist es notwendig, daß im Londoner Hafen geordnete Lohn- und Arbeiterverhältnisse geschaffen werden. Hier entsteht für die Arbeiterfraktion eine wichtige Aufgabe. Leider hat die Regierung ihren Standpunkt, den sie zu Beginn des Streiks einnahm, aufgegeben. Es bleibt nun zunächst abzuwarten, was der vor einiger Zeit geschaffene *Industrial Council* tun wird.

In diesem so unglücklichen Kampf hat es sich gezeigt, daß der Marxsche Satz, die Arbeiter hätten nichts zu verlieren als ihre Ketten, auch ein zweischneidiges Schwert sein kann. Dieser Kampf hat klar und deutlich dargetan, daß die Arbeiter doch gar viel zu verlieren haben. Aufgabe des Arbeiterführers ist es nun heute dafür zu sorgen, daß das, was die Arbeiter haben, nicht mutwillig

durch an den Haaren herbeigezogene Streitigkeiten wieder verloren geht. Das wird leider nur zu häufig in der Ära des Sympathiestreiks und der direkten Aktion vergessen. Indes, Kämpfe wie dieser Transportarbeiterstreik werden die englische Arbeiterklasse sehr bald von solchen Extravaganzen kurieren. Je schneller das geschieht, um so besser steht es um die vernunftgemäße Fortentwickelung der Arbeiterbewegung.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDMUND FISCHER · GENOSSENSCHAFT UND KLASSENKAMPF

VON neuem hat ein Genossenschaftstag bewiesen, welche große Bedeutung das moderne Genossenschaftswesen allmählich erlangt, und daß ihm die Zukunft zu gehören scheint. Aber bei diesem Anlaß ist auch wieder zutage getreten, daß sich unsere Pseudomarxisten über den sozialistischen Charakter dieser Genossenschaften noch nicht klar geworden und immer noch nicht über die Resolution des Magdeburger Parteitags hinausgekommen sind. Diese Resolution war zwar ein erfreulicher Fortschritt, und in jenem Augenblick konnte es den Genossenschaften auch gleichgültig sein, aus welchen Gründen sie die Unterstützung und Förderung von seiten der sozialdemokratischen Partei erhalten. Aber es zeigt sich nun auch immer mehr, daß diese Resolution einen neuen Konfliktsstoff geschaffen hat, weil sie das Wesen der modernen Genossenschaften falsch beurteilt, und weil aus dieser irrigen Auffassung heraus die Pseudomarxisten nun ihre Angriffe gegen die genossenschaftliche Praxis richten, die sich zwar durchaus im sozialistischen Geist bewegt, aber nicht in die alte Schablone paßt.

Die Magdeburger Resolution sieht nämlich im Kern der Sache in den Genossenschaften nichts anderes als die liberalen Vertreter der Schulze-Delitzschschen Genossenschaftsbewegung. Die Konsumvereine sollen danach nichts mehr sein als »Organisationen zur Erzielung wirtschaftlicher Vorteile, indem sie durch direkte Übermittelung der wichtigsten Gebrauchsgegenstände des täglichen Bedarfs an die Konsumenten deren Kaufkraft erhöhen«. Also nur ein Mittel zur Hebung der augenblicklichen Lage der Arbeiter und zur Schaffung vorbildlicher Lohn- und Arbeitsverhältnisse, wie es auch in der Resolution ferner heißt. Das ist im wesentlichen auch die Auffassung der Freisinnigen von den Konsumvereinen, nur mit dem Unterschied, daß diese erwarteten, die Arbeiter würden dadurch bewogen werden sich mit der kapitalistischen Gesellschaft abzufinden, während die *Marxisten* in den wirtschaftlichen Vorteilen, die die Konsumvereine bieten, ein Mittel zur Stärkung der Arbeiter für den Klassenkampf erblicken. Weil die Arbeiterkonsumvereine immer mehr ein sozialistisches, antikapitalistisches Gepräge erhielten, in ihnen immer mehr sozialistischer Geist zutage trat, trennten sich die Genossenschaften Schulze-Delitzschscher Richtung von ihnen. Aus den gleichen Gründen fiel aber nun auch der *Vorwärts* am 21. Juni dieses Jahres über die Genossenschaftsführer her, die das sozialistische Wesen der modernen Genossenschaften zum Ausdruck brachten.

Der Redakteur Dr. Müller hatte auf dem Genossenschaftstag die Genossenschaftsbewegung als ein Korrelat gegenüber den Kartellen bezeichnet und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß der Konsumverein gegenüber dem Kapitalismus siegen werde. Schärfer kann man die antikapitalistische, sozialistische

Tendenz der Konsumvereine nicht betonen. Daß die Konsumvereine allein den Kapitalismus überwinden würden, hat selbstverständlich Dr. Müller nicht gesagt; es ist auch noch von keinem ernsthaften Vertreter der Genossenschaftsbewegung behauptet worden. Der Pseudomarxist des *Vorwärts* will aber überhaupt nicht gelten lassen, daß die Wesensart der Konsumvereine sozialistisch sei; denn wenn er den sozialistischen Charakter der Konsumvereine anerkennen würde, müßte er auch die Hoffnung teilen, daß der sozialistische Konsumverein gegenüber dem Kapitalismus siegen werde. Nur weil er den Konsumvereinen jede sozialistische, antikapitalistische Tendenz abspricht, kann der *Vorwärts* dazu kommen die sozialistischen Ansichten von Dr. Müller als »Utopieen« und »phantastische Träume« zu bezeichnen. Und seine Aufforderung an die Arbeiter »dafür einzutreten, daß die Genossenschaftsbewegung mit sozialistischem Geist erfüllt werde«, hat daher nur Sinn, wenn sie so gemeint ist: die Arbeiter sollten dafür eintreten, daß den Konsumvereinen jedes sozialistische Streben und Hoffen verwehrt werde, weil dieses lediglich Sache des politischen Kampfes sein könne, daß also eigentlich der sozialistische Geist aus den Konsumvereinen verbannt werden müßte. Daraus ist zu ersehen, daß es weniger notwendig erscheint die Genossenschaftsbewegung mit sozialistischem Geist zu erfüllen (an dem es ihr nie gefehlt hat) als die Pseudomarxisten, denen es an einem sozialistischen Denk- und Vorstellungsvermögen mangelt, und die deshalb den sozialistischen Gehalt in den modernen Genossenschaften noch nicht erkannt haben.

Paul Göhre hat nun zwar in seinem Buch über die deutschen Arbeiterkonsumvereine bereits dargelegt und ausführlich begründet, daß wenigstens die modernen Genossenschaften der Arbeiter erste Anfänge von sozialistischen Gebilden seien, ein sozialistisches Werden also in ihnen zum Ausdruck komme. Aber er hat trotzdem nur noch mehr Verwirrung gestiftet. Zunächst (und das ist das Bedenklichste in seinem Buch) ist er in den Fehler verfallen mit dem Schlagwort *Klassenkampf* den selben Mißbrauch zu treiben wie die Pseudomarxisten. Göhre hat dabei nicht einmal die Logik, die man den *Radikalen* nicht absprechen kann, auf seiner Seite. Denn nach der marxistischen Doktrin kann in der kapitalistischen Gesellschaft nicht von einem sozialistischen Werden, auch nicht in seinen ersten Anfängen oder in einzelnen Teilen die Rede sein. Wer aber wie Göhre sieht, daß sich die Arbeiterkonsumvereine zu antikapitalistischen, sozialistischen Einrichtungen entwickeln, der kann, so sollte man meinen, in den modernen Genossenschaften unmöglich Klassenkampforganisationen sehen. Sodann aber krankt die ganze Methode Göhres vor allem daran, daß er den sozialistischen Charakter der Arbeiterkonsumvereine auf Grund der Marxschen Werttheorie zu beweisen sucht, anstatt ihn im genossenschaftlichen Wesen selbst begründet zu sehen. Nach ihm produzieren die Eigenproduktionsbetriebe der Arbeiterkonsumgenossenschaften keine Waren mehr sondern nur Gebrauchsgüter. Die Mehrwerterzeugung sei zwar noch nicht ausgemerzt, aber das zeige nur den »Übergangscharakter dieser ganzen Bewegung«. Und dieser noch sehr unerfreuliche Zug »im Gesicht der heutigen Arbeiterkonsumvereine« werde von den »in den Vereinen lebendigen un- und antikapitalistischen proletarisch-genossenschaftlichen Tendenzen« sicher mit der Zeit beseitigt werden.[1]) Dann also wird nicht mehr daran zu zweifeln sein, daß die Arbeiterkonsumvereine sozialistische Einrichtungen sind.

[1]) Siehe Göhre *Die deutschen Arbeiterkonsumvereine* / Berlin 1910 /, pag. 553 ff.

Göhre zeigt mit diesen Deduktionen nur wieder, daß mit den metaphysischen Begriffen solcher marxistischen Werttheorie in der Praxis absolut nichts anzufangen ist, wenn man sich nicht auch die Marxsche Logik zu eigen macht und den Marxismus zu Ende denkt. Ohne Mehrwerterzeugung gibt es keine Anhäufung von Kapital, und ohne Akkumulation keine Vergrößerung der Betriebe, keine Neuanlagen, also keine Weiterentwickelung. Es kann daher nicht als Charakteristikum der sozialistischen Produktionsweise gelten, daß kein Mehrwert mehr erzeugt wird, sondern daß dieser statt dem einzelnen Kapitalisten der Gesamtheit zufällt, wie es ja im genossenschaftlichen Betrieb geschieht. Nicht anders ist es mit der Warenproduktion. Wenn die Konsumgenossenschaften keine Waren sondern *Gebrauchsgüter* produzieren, dann trifft dies bei den kartellierten Betrieben auch zu. Damit soll aber nur gezeigt werden, daß man mit solchen Argumentationen sozialistische von nichtsozialistischen Genossenschaften nicht unterscheiden und auch nicht zu einer richtigen Würdigung des Wesens der Genossenschaften gelangen kann. Es steht jedoch fest, daß Göhre in den modernen Arbeitergenossenschaften Anfänge sozialistischer Einrichtungen sieht. Nach ihm haben sich die »Arbeiterkonsumvereine als fähig erwiesen Ziele nicht nur zu erstreben sondern auch teilweise zu verwirklichen, die durchaus in der Richtung der Entwickelung auf eine demokratisch-sozialistische Gesellschaft hin liegen; sie unterdrücken schon in bemerkenswertem Umfang eine Hauptform der modernen Ausbeutung, diejenige von Konsumenten, insbesondere von Arbeiterkonsumenten, durch das Händlerkapital; sie haben begonnen eine Regelung eines Teils des Konsums größerer Bevölkerungsmassen durchzuführen; sie gehen immer mehr daran auch die Produktion zu regeln, durch Erzeugung von Gebrauchsgütern für den direkten Bedarf dieser Konsumentenmassen, und sie haben schließlich zum erstenmal schon beträchtliche Werte von Produktionsmitteln (Kapital, Boden, Grundstücke, Maschinen) in gemeinschaftliches Eigentum übergeführt.« Die heutige, zu einer immer festern organischen Einheit zusammenwachsende deutsche Arbeiterkonsumbewegung sei aber auch mindestens auf dem besten Weg zum Sozialismus.[2]) Göhre sieht also in den Genossenschaften ein Aufbauen des Sozialismus und nicht etwa, wie die Marxisten, nur eine Art von Unterstützungsvereinen, die den Arbeiter für den politischen und gewerkschaftlichen Kampf stärken.

Trotzdem oder vielmehr gerade deshalb erscheinen ihm die Arbeiterkonsumvereine aber auch als Klassenkampforganisationen, ist ihm die Genossenschaft, wenigstens die Arbeiterkonsumgenossenschaft, »Kampf und Krieg, Klassenkampf und Klassenkrieg sogar«.[3]) Die Logik Göhres ist hier aber ebenso anfechtbar wie bei seiner übrigen Beweisführung. Die Arbeiter führen den Klassenkampf nach allgemeiner Auffassung doch wohl gegen die Kapitalistenklasse. Nach der Göhreschen Ansicht müßte also der Klassenkampfcharakter der Konsumvereine darin liegen, daß sie an der Überwindung des Kapitalismus arbeiten. Die Feinde der Arbeiterkonsumvereine sind nun aber gar nicht die Kapitalisten sondern in der Regel nur die kleinsten und ärmsten Krämer, zum Teil sogar Arbeiter, die nebenbei einen kleinen Verkaufsladen haben, während die Fabrikbesitzer meistens die Arbeiterkonsumvereine noch förderten, wie auch eine ganze Anzahl der Regierungen. Der sonst so reaktionäre sächsische Minister von Metzsch war ein warmer Verteidiger der Konsumvereine.

[2]) Siehe Göhre, loc. cit., pag. 567 ff.
[3]) Siehe Göhre, loc. cit., pag. 654.

Die Gegner der Konsumvereine richten sich aber auch mit den ganz gleichen Argumenten gegen die kapitalistischen Warenhäuser, und diese würden dann also auch einen *Klassenkampf* gegen die Krämer zu führen haben wie die Konsumvereine. Aber selbst wenn es zutreffen sollte, daß sich die Kapitalisten gegen die Genossenschaften wenden, weil diese auch zur Eigenproduktion übergehen, dann wäre das so wenig ein Klassenkampf, wie irgend ein anderer Konkurrenzkampf. Denn es ist einfach nicht wahr, daß nur die Arbeiterkonsumvereine von den Krämern und denjenigen Parteien, die auf die Stimmen dieser Konsumvereinsgegner rechnen, angefeindet, bekämpft werden. Die Angriffe richten sich ebenso gegen die Konsumvereine der Beamten und Offiziere, und die Wut über die Arbeiterkonsumvereine tritt nur deshalb deutlicher in die Erscheinung, weil einmal die großen Massen der Arbeiter als Konsumenten am schwersten für viele Verkäufer und gerade für die kleinen Krämer in Betracht kommen, ferner weil sich mit der Denunziation als *sozialdemokratische Organisationen* auch leicht arbeiten läßt. Es zeugt aber auch für eine völlige Verkennung der menschlichen Natur, wenn man annehmen wollte, die Kapitalisten würden als Klasse und aus Klasseninteressen den Kampf gegen die Genossenschaften führen. Kein Kapitalist zögert mit den Arbeitergenossenschaften in Geschäftsverbindung zu treten, wenn er sich davon einen Vorteil verspricht. Fabrikbesitzer unterstützen und fördern Arbeiterbaugenossenschaften, deren Mitglieder lauter Sozialdemokraten sind, auch wenn die Baukapitalisten davon geschädigt werden. Dem Maschinenfabrikanten fällt es nicht im Traum ein sich darüber aufzuregen, wenn Genossenschaften eine Seifenfabrik gründen, und er freut sich noch, wenn er mit ihr Geschäfte machen, ihr Maschinen liefern kann. Englische Kapitalisten legen ihr Geld sogar gern in Arbeitergenossenschaften an, weil die reichen und gut fundierten englischen Konsumvereine eine sichere Kapitalanlage garantieren. Wo ist da der Klassenkampf?

Wenn die Arbeiterkonsumvereine einen *Klassenkampf* führten, weil sie durch sozialistischen Aufbau an der Überwindung des Kapitalismus arbeiten, dann müßten auch die kommunalen und staatlichen Betriebe Klassenkampforganisationen sein. Denn wie in den Genossenschaften so entwickelt sich auch in den kommunalen und staatlichen Betrieben ein Stück Sozialismus, auch diese liegen auf dem Weg zur sozialistischen Gesellschaft. Gegen die kommunale und staatliche Produktion gehen die Kapitalisten übrigens auch geschlossener vor als gegen die Genossenschaften. Ein so tiefgehendes Klasseninteresse gibt es aber auch gar nicht, daß die Kapitalistenklasse etwa deshalb die genossenschaftliche Entwickelung zu unterbinden suchen würde, weil sie befürchtet, daß diese Entwickelung einmal, in Generationen, zur Überwindung der kapitalistischen Produktion führen könnte. Wenn die sozialistischen Arbeiter ihr ganzes Leben für den Sozialismus wirken, obwohl sie wissen, daß sie ihn nicht mehr erleben, so tun sie das nicht aus Klasseninteresse, sondern aus ihrem sozialistischen Ideal heraus, das sie beseelt, wie viele andere Sozialisten, die keine Arbeiter sind.

Der *Klassenkampf*, den die Genossenschaften führen sollen, läßt sich nicht anders vorstellen, als ihn ein bekannter russischer Genosse vor Jahren einmal in einer Broschüre geschildert hat: Nach ihm sollen nicht nur die Kassen der Genossenschaften sondern auch die Kranken- und Versicherungskassen nur »Kriegskassen für die soziale Revolution« sein, die am Tag der Revolution erst ihren wahren Zweck erfüllen. Was Göhre unter dem *Klassenkampf* versteht,

den zu führen die Arbeiterkonsumvereine gezwungen seien, ist nichts anderes als ein geschäftlicher Kampf, den auch der Warenhausbesitzer gegen die Umsatzsteuer und andere Krämerschikanen zu führen hat. Die englischen Genossenschaften haben ein nicht minder antikapitalistisches Gepräge als die deutschen Konsumvereine. Aber wo ist etwas von einem Klassenkampf zu sehen, den die englischen Genossenschaften führen?

Bewußt oder unbewußt entstehen aber auch alle größeren Genossenschaften aus einem sozialistischen Geist heraus. Und der Bauer, der seine landwirtschaftlichen Produkte an seine Genossenschaftszentrale liefert, arbeitet ebenso an dem Aufbau des Sozialismus wie der Arbeiter, der seine Nahrungsmittel und Bedarfsartikel im Konsumverein kauft. Deshalb war es auch selbstverständlich, daß der theoretische Vertreter der landwirtschaftlichen Genossenschaften eine Einladung zum Genossenschaftstag erhalten hat (worüber sich der *Vorwärts* besonders aufregte). Keinem Menschen fällt es ein in der Entwickelung der Genossenschaften den einzigen Weg zum Sozialismus zu erblicken. Aber der politische Kampf schafft überhaupt keine sozialistische Produktion, er kann der sozialistischen Entwickelung nur die Wege ebnen. Sich den Sozialismus als einen einzigen großen Staatsbetrieb oder eine Reihe unter einer Zentralleitung stehender Staatsbetriebe vorstellen zu wollen, wäre natürlich hirnverbrannt. Die sozialistische Produktion entwickelt sich in Form von staatlichen und kommunalen Betrieben und Genossenschaften. Und die Genossenschaften bilden sich nicht nach einer Schablone sondern ebenso vielgestaltig wie die Genossenschaften der frühern Zeit. Diese Genossenschaften zu fördern, sie zur höchsten Entfaltung zu bringen ist eine der vielen sozialistischen Aufgaben. Entwickelung der genossenschaftlichen Produktion ist aber ein friedliches Aufbauen. Dieses Aufbauen als *Klassenkampf* zu bezeichnen bedeutet eine mißbräuchliche Anwendung dieses Wortes, womit nichts anderes erreicht werden kann als eine Schädigung der genossenschaftlichen Bewegung. Gerade dadurch, daß die Leiter der deutschen Arbeitergenossenschaften die strengste parteipolitische Neutralität wahren, bekunden sie, daß sie gewillt sind an der Weiterentwickelung der Genossenschaften im wahren sozialistischen Geist zu arbeiten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · DIE PARTEIZERSETZUNG IN AMERIKA

NUNMEHR ist der vielleicht erbittertste Parteistreit, der in der neuen Welt seit dem großen Bürgerkrieg ausgefochten wurde, in seinem ersten Abschnitt zu Ende. Er hinterläßt die republikanische Partei, die seit der Mitte der neunziger Jahre bis zu den letzten allgemeinen Wahlen ununterbrochen im Washingtoner Repräsentantenhaus herrschte, in rettungsloser, vollkommener Auflösung. Der in Chicago vorläufig unterlegene fortschrittliche (*progressive*) Flügel schickt sich an eine neue, vollständig abgesonderte dritte Partei unter der Führung Roosevelts zu bilden.

Bei den Demokraten erhoben sich gleich darauf in Baltimore die selben Gegensätze zwischen konservativer alter *Maschine* und vorwärts drängenden reformistischen Bestandteilen. *Sieg oder Sezession!*: diese Losung wurde zwar kaum, wie von Anfang an in Chicago, laut verkündet; indes mit der Möglichkeit

einer Spaltung mußte man gleichfalls rechnen. Nur war die lange zurückgedrängte zweite große Partei mehr vom Glück begünstigt, vielleicht auch durch die Erfahrungen der Republikaner mehr als sonst gewitzigt. Nachdem schier zahllose Wahlgänge die reformistischen Delegierten in stetem zähen Vorstoß gezeigt hatten, kam der erlösende Umschwung. Die *standfesten* Drahtzieher machten gute Miene zum unwillkommenen bösen Spiel; fast einstimmig hob man Dr. Woodrow Wilson, den einstigen politischen Schriftsteller und Historiker, den spätern Gouverneur von New Jersey, dem Nachbarstaat New Yorks, auf den Schild.

Wenn bis zum November nicht noch Wunder geschehen, so ist nach der Absprengung der Rooseveltianer und bei der wütenden Verfeindung der beiden Richtungen ein Sieg des konservativen Republikanismus, der in Taft sein Haupt erblickt, ganz undenkbar geworden. Zugleich jedoch haben sich die Aussichten des in Chicago zunächst erfolglosen Roosevelt dadurch nochmals verschlechtert, daß der neue demokratische Gegenkandidat von der bisher vorherrschenden Bundes- und Kongreßpolitik ungefähr gleich weit nach links abgerückt ist wie der ehemalige Rauhreiter und Bundespräsident selber, daß er also dem Ziel nach den Wählermassen etwa das selbe verspricht, aber zur Erreichung des Ziels über die Mittel einer ungebrochenen anerkannten Organisation verfügt, während die neue dritte Partei vorläufig noch in den Wolken schwebt und sich ihren innern Ausbau und ihr Ansehen nach außen hin erst langsam und mühsam selber noch schaffen muß. Höchstens die agitatorische Überlegenheit und der unverblichene Namensglanz Roosevelts gewährt einigermaßen ein Gegengewicht. Jedenfalls wird bis zum entscheidenden Herbstmonat überall noch weniger als sonst Ruhe und Frieden walten.

DIE älteren Kämpfe und Schicksale des Jungrepublikanismus sind in dieser Zeitschrift bereits kurz dargestellt worden.[1]) Durch die Primärwahlen zum Nationalparteitag, diese eigenartige Zurückdrängung des Einflusses der lokalen Parteikonventionen und damit der örtlich allmächtigen Bosse zugunsten der in Urwahlen selbst entscheidenden Parteimitglieder, hatte die Strömung für die Aufstellung Roosevelts einen plötzlichen ungeahnten Aufschwung erhalten, nachdem der meistgenannte *Progressive* und *Insurgent*, Senator La Follette-Wisconsin, offensichtlich nicht die nötige robuste Anziehungs- und Werbekraft zu entfalten vermochte, um den alten geriebenen und skrupellosen *Maschinen*leitern besonders gefährlich zu werden. Je stärker jedoch der Wellenschlag der neuen aufstrebenden Bewegung, desto hartnäckiger der Widerstand seitens der Nutznießer der bisherigen Zustände. Schließlich war man angesichts Chicagos auf beiden Seiten so weit, daß der Ausgang der maßgebendsten Abstimmungen im wesentlichen von der Anerkennung oder Ungültigerklärung der *72 bestrittenen*, zweifelhaften Mandate abhing.

Nach den Anschuldigungen der Rooseveltianer hätten die Bosse, mit Senator Root an der Spitze, hierbei jede Rücksicht auf Wahrheit und Gerechtigkeit und selbst nur auf Wahrung des äußern Scheines fallen lassen, um sich die bedrohte Mehrheit um jeden Preis zu sichern. Jede natur- und sachgemäße Entscheidung sei durch die empörendsten Tricks in ihr Gegenteil verdreht und

[1]) Siehe meinen Artikel *Der Parteiumschwung in den Vereinigten Staaten* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 3. Band, pag. 1541 ff.

verzerrt worden. Gerade die, für das republikanische Gesamtparteileben gleichgültigeren und gleichgültigsten Reichsteile hätten infolgedessen in ganz widersinniger Weise in Chicago das ausschlaggebende Übergewicht erlangt; ihr schwächer entwickeltes inneres Parteileben hätte gerade diese Landstriche zum gefügigen Spielball des Boßabsolutismus gemacht. So fiel nach dem *Outlook*, als die Zulassung zweier kalifornischer Delegierten in Frage stand, die Abstimmung folgendermaßen aus:

Herkunft der Delegierten	Stimmen für Taft	Roosevelt
Aus den südlichen demokratischen [2]) Staaten	234	95
„ „ westlichen „ „	16	20
„ „ östlichen „ „	14	—
„ „ westlichen republikanischen „	142	268
„ „ östlichen „ „	128	140
„ „ Territorien	8	6
insgesamt	542	529

»Man sieht aus dieser Aufstellung, daß beinahe die Hälfte der Taftstimmen in diesem Fall aus Staaten herrührte, die bei den Wahlmännerwahlen für die Präsidentschaft kaum für die republikanische Partei in Betracht zu ziehen sind. Für Taft erklärten sich: der *solide Süden*, der, wie man sagen kann, für die Wahl eines republikanischen Präsidenten überhaupt keine Stimme und keine Bedeutung hat, ferner einige zersplitterte Stimmen aus nominell demokratischen nichtsüdlichen Staaten, eine verhältnismäßig große Zahl von Delegierten jener östlichen Staaten, die als ultrakonservativ gelten, und eine unleugbar kleine Gruppe aus den großen zuverlässig republikanischen Staaten des Ostens und Westens. Andrerseits kamen fast vier Fünftel der Rooseveltstimmen in diesem Fall aus Staaten, die bei den Wahlmännerwahlen sicher oder so gut wie sicher republikanisch entscheiden. Roosevelt erhielt 408 Stimmen aus zweifellos republikanischen Staaten, Taft nur 270 Stimmen aus den gleichen Reichsteilen.«

So reifte denn bei der nach ihrer Meinung widerrechtlich unterdrückten Richtung der Entschluß heran sich bei den letzten großen Abstimmungen überhaupt nicht mehr zu beteiligen und dadurch dem Kongreß den Anschein einer Gesamtparteivertretung und seinen Beschlüssen den Charakter von bindenden Entscheidungen der Gesamtpartei abzuerkennen. Es ist bisher wohl noch niemals Ähnliches dagewesen, daß auf einem Konvent von gegen 1100 Delegierten bei der Aufstellung der Präsidentschaftskandidatur 344 Vertreter die Stimmabgabe verweigerten (weitere 107 Delegierte stimmten für Roosevelt), und zwar in festem Zusammenhalt gerade die Abgesandten großer republikanischer Staaten wie Pennsylvanien, Ohio, New Jersey, Minnesota, Kansas, Kalifornien. Auch hier sei die dramatische Schilderung Ernest H. Abbotts im *Outlook* wiedergegeben:

»In der Halle des *Coliseums* saßen wie eine feste Masse beinahe 1100 Delegierte, und hinter ihnen eine gleiche Zahl von Stellvertretern aus allen Staaten, Territorien und überseeischen Besitzungen der Union, in weitem Umkreis umlagert von einem Riesenring von mehr als 10 000 Zuhörern. Jenes unbeschreibliche Raunen und Rascheln, das sich stets bei solchem Andrang bemerkbar macht, füllte den Raum. Auf der Plattform, die sich vor den Delegiertensitzen erhebt, löst sich von der Gruppe im Hintergrund ein Schriftführer. Vorwärts schreitend, ruft er auf: »Alabama.« Der Lärm

[2]) Jeder Staat sendet zur *National Convention* doppelt so viel Delegierte, wie er im Kongreß Repräsentanten und Senatoren sitzen hat. Jeder dieser insgesamt etwa 1100 Delegierten wird noch von einem Stellvertreter (*alternate*) begleitet, der bei Abwesenheit oder Krankheit für ihn einspringt. Demokratisch wählten bei der letzten Taftwahl / 1908 / die Staaten: Alabama, Arkansas, Colorado, Florida, Georgia, Kentucky, Louisiana, Maryland, Mississippi, Nebraska, Nevada, Nordkarolina, Oklahoma, Südkarolina, Tennessee, Texas, Virginia; auch diese Staaten entsenden aber, der Zahl ihrer Kongreßvertreter entsprechend, Delegierte zum republikanischen Parteitag.

läßt etwas nach. Ein Mann in der Nähe des Banners, das den Namen des Staates trägt, steht auf und ruft zurück: »Alabama stimmt mit 22 für Taft, 2 enthalten sich.« »Arizona.« Ein Mann neben dem Arizonabanner steht auf und ruft: »6 für Taft.« »Arkansas.« »17 für Taft, 1 Stimmenthaltung.« »Kalifornien?« Das Summen der Riesenmenge schwoll zur brüllenden Woge an und sank dann in sich zusammen. Der Mann neben dem Kalifornienbanner wartete, bis die Unruhe sich gelegt hatte, und dann, mit erhobener Hand und vorgestrecktem Finger verkündete er mit verächtlich schneidendem Nachdruck: »Kalifornien weigert sich zu stimmen.« Mit einemmal ein förmlicher Aufruhr. Bevor der zufällige flüchtige Beobachter noch wußte, was geschah, dröhnte es durch das Sprachrohr des Schriftführers zurück: »Kalifornien 2 Stimmen [die *bestrittenen*] für Taft, 24 Stimmenthaltungen.« So wurde die Liste weiter aufgerufen, Staat nach Staat; und kam man zu einem der großen republikanischen Staaten, zu Staaten, die für die Partei und die Präsidentschaftswahlen von jeher ausschlaggebend waren, so erfolgte stets die Antwort: die Hälfte oder mehr als die Hälfte der Delegierten beteiligt sich nicht an der Abstimmung, oder der Staat verweigert überhaupt jede Mitwirkung. Zuweilen erging der Aufruf an die Einzelpersonen, und dann hatte der Betreffende Gelegenheit seine Antwort in einer Weise abzugeben, daß über seine Entrüstung und Verwahrung kein Zweifel blieb. »Ich gebe mich nicht dazu her zu stimmen«, erklang es aus dem alterprobten Massachusetts. »Ich verweigere die Beteiligung, weil Ihre Karten falsch gemischt sind«, entgegnete heftig ein Delegierter aus dem jugendlich aufstrebenden Oregon. In ähnlicher Weise antworteten einzeln oder in Gruppen, zur Hälfte bis zur Einmütigkeit, die Vertreter großer Staaten, wie Kalifornien, Kansas, Maine, Massachusetts, Minnesota, Missouri, Nebraska, New Jersey, Nordkarolina, Ohio, Pennsylvanien, Westvirginien. An diesen Protest schlossen sich unabhängige Delegierte aus anderen Staaten an, nicht nur aus den demokratischen Staaten Alabama, Arkansas, Mississippi, Neumexiko, Oklohoma, Südkarolina, Texas, Virginien sondern ebenso aus den immer oder doch neuerdings republikanischen Staaten Illinois, Indiana, Maryland, Michigan, New York, Oregon und Vermont. Kurzum, die großen republikanischen Staaten der Union, vertreten auf einer republikanischen Konvention, lehnten es durch die überwältigende Mehrheit ihrer Delegierten ab an der Nomination eines Mannes für die Präsidentenschaft teilzunehmen, den sie nicht wünschten, den man ihnen aber aufzuzwingen suchte.«

Noch am selben 22. Juni beschloß eine Konferenz dieser *Progressiven*, unter dem Vorsitz des Gouverneurs Johnson von Kalifornien, die Gründung einer Sonderpartei und die Sonderkandidatur Roosevelts. Hält die Stimmung von Chicago bis zu den Novemberwahlen an, so sind die Konsequenzen für das amerikanische Partei- und Verfassungsleben gar nicht abzusehen.

Möglich, daß alsdann auch die Arbeiterklasse zu einer stärkern Einflußnahme auf den Gang der Wahlentscheidungen berufen ist. Demokraten und Rooseveltianer werden sicherlich alles aufbieten die Arbeiterstimmen zu sich herüberzuziehen. Vielleicht stärkt der Kampf unter den bürgerlichen Parteien auch die selbständige Arbeiterpolitik. Am 17. Mai bereits hat der sozialistische Parteitag in Indianopolis Eugene V. Debs und Emil Seidel, den bisherigen Bürgermeister von Milwaukee, zu Kandidaten für die Präsidentschaft und den Vizepräsidentenposten ernannt. Unter günstigeren Vorbedingungen hätte ihre Wahlagitation kaum beginnen können.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

AUGUST ERDMANN · DER KATHOLISCHE GEWERKSCHAFTSSTREIT UND DAS ZENTRUM

BEI einer frühern Gelegenheit habe ich an dieser Stelle die Frage gestellt, ob die Kirche, die in Italien die christliche Demokratie und in Frankreich den Sillonismus verboten habe und auch sonst das offensichtliche Bestreben zeige ihre Gläubigen von der Berührung mit der unchristlichen Welt fernzuhalten, ob sie Deutschland verschonen und hier zusehen könne, wie die katholischen Massen durch die christliche Ar-

beiterbewegung tief und tiefer in die sozialen Kämpfe verstrickt und den Wünschen und Bestrebungen der modernen Kulturwelt überliefert werden. »Wenn es auf die Kirche allein ankäme«, schrieb ich, »wäre sicher diese Frage schon entschieden, und das Schicksal der München-Gladbacherei, der christlichen Gewerkschaftsbewegung in erster Linie, besiegelt. Aber die Kirche hat in Deutschland Rücksicht auf das Zentrum zu nehmen, dem die Kirche ebensoviel verdankt wie der Kirche das Zentrum. Und von diesem Zentrum steht ein einflußreicher Teil auf seiten der christlichen Gewerkschaften, die es als wertvolle politische Schutztruppe schätzt. Ein anderer Teil des Zentrums hält es mit den Fachabteilungen und wendet sich gegen die christlichen Gewerkschaften. Für das Schicksal der christlichen Gewerkschaften wird es darauf ankommen, welche Richtung im Zentrum die Oberhand behält...«[1]) Und kurz darauf faßte ich die grundsätzliche Auffassung Roms in Sachen der Arbeiterbewegung in die Forderung *Katholische Organisation und deren Unterordnung unter die kirchliche Autorität!* zusammen. »Die christlichen Gewerkschaften müssen dankbar sein, daß Rom sie wenigstens als Ausnahme und auf Widerruf duldet, weil die Zentrumspartei doch ihrer bedarf. Im Programm und in Resolutionen betonen sie ihre Selbständigkeit, und doch müssen sie gestatten, daß ihre grundsätzliche und praktische Haltung von der Kirche bestimmt wird. Und bei alledem sind sie ihres Daseins nicht sicher; sie genießen ihr Leben als eine Galgenfrist. Kundige Leute wußten nach Kardinal Fischers Romreise zu melden, daß beim Papst eine Enzyklika mit dem Verbot der christlichen Gewerkschaften bereits fertig gelegen habe, und daß nur, weil von einflußreicher Stelle auf die Reichstagswahlen und die Lage des Zentrums hingewiesen wurde, ein Hinausschub der Maßregel erreicht worden sei. Wie dem auch sei, das Schicksal der christlichen Gewerkschaftsbewegung ist völlig in die Hände Roms gegeben. . .«[2])

Unterdes ist manches geschehen, was diese Auffassung bestätigt hat. Im März 1912 sind die Fuldaer Beschlüsse vom 14. Dezember 1910 bekannt geworden, jene von den Vertretern der christlichen Gewerkschaften und der Fachabteilungen anerkannten Bedingungen der Bischöfe, durch die die christlichen Gewerkschaftsführer ihre Organisationen an Rom auslieferten. Durch diese Beschlüsse wird den christlichen Gewerkschaften die Verpflichtung auferlegt, »daß die katholischen Mitglieder in allen das religiöse und sittliche Gebiet berührenden Angelegenheiten des privaten, öffentlichen und wirtschaftlichen Lebens nicht zu einer Stellungnahme oder Handlungsweise veranlaßt werden, die mit den religiösen und sittlichen Pflichten des katholischen Christen nach dem Urteil des kirchlichen Hirtenamts unvereinbar ist«. Und weiter wird durch diese Beschlüsse anerkannt, daß das Urteil darüber, »ob Gestaltung oder Wirksamkeit einer gewerkschaftlichen Organisation den kirchlichen Grundsätzen entspreche«, allein dem »kirchlichen Hirtenamt«, also Papst und Bischöfen, zustehe. Damit ist das Dasein und die Tätigkeit der christlichen Gewerkschaften widerspruchslos in die Hände Roms gegeben. Dieser Vorgang kann nach dem, was bereits geschehen war, nicht weiter überraschen, aber als unerhört in der Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung darf es bezeichnet werden, daß die christlichen Gewerkschaftsführer diese Verpflichtungen hinter dem Rücken der Mitglieder eingingen und geheim hielten.

[1]) Siehe meinen Artikel *Die Bischöfe und die christlichen Gewerkschaften* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 3. Band, pag. 1631.
[2]) Siehe meinen Artikel *Rom und die christlichen Gewerkschaften* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 1. Band, pag. 263-264.

Die Pfingsttage 1912 brachten dann die Antwort des Papstes auf die Ansprache des Vertreters der katholischen Arbeitervereine Berliner Richtung, deren Grundsätze und Tätigkeit der Papst bis in den Himmel hob, um die »anderen«, das heißt die christlichen Gewerkschaften desto tiefer in die Verdammnis zu stoßen. Pius X. hat die christlichen Gewerkschaften zwar noch nicht verboten, aber er hat sie verurteilt, indem er ihr Programm, ihre Grundsätze für falsch erklärte. Das Tatsächliche dieses Vorgangs ist hier von Genossen Severing bereits geschildert worden.[3]) Wenn Genosse Severing dabei meint, daß die christlichen Gewerkschaften die Autorität des Papstes bestreiten und zu ihrer Nichtachtung auffordern würden, so steht der Verwirklichung dieser Annahme freilich im Weg, daß diese Gewerkschaften sich dieser Autorität durch die Anerkennung der Fuldaer Beschlüsse bereits in aller Form unterworfen haben. Der christliche *Bergknappe* hat sich freilich sehr mannhaft und kampfeslustig benommen; aber nach bisheriger Erfahrung bleiben Führer und Blätter der christlichen Gewerkschaften nur so lange mannhaft, wie es der kirchlichen Autorität gefällt. Der Papst hat durch den Münchener Nuntius den streitenden Brüdern im Christenlager Ruhe gebieten und sie wissen lassen, daß »der heilige Stuhl im Einverständnis mit den Bischöfen die Sache prüfen« und dann »angemessene Verhaltungsmaßregeln« geben werde. Darauf hat der *Bergknappe* den Degen eingesteckt, und in aller Ergebenheit warten nun 350 000 deutsche Arbeiter, was die das Oberhaupt der Kirche regierenden Jesuiten in Rom über die christlichen Gewerkschaften zu beschließen geruhen.

Wenn die christlichen Gewerkschaften das wären, was sie sein wollen: nach der politischen wie nach der kirchlichen Seite hin unabhängige und selbständige Organisationen, dann wäre der nunmehr 12jährige Kampf, den sie mit den Übergläubigen im katholischen Lager, mit der Berliner Richtung und den hinter diesen stehenden Klerikalen zu führen haben, gar nicht entstanden, dann hätten sie gleich bei dem ersten Angriff auf ihre Selbständigkeit, bei dem Fuldaer Pastorale im Jahr 1900, sich nicht auf Unterhandlungen, Entschuldigungen und Rechtfertigungsversuche eingelassen, sondern sich mit genügender Deutlichkeit und nachhaltiger Wirkung alles und jedes von außerhalb kommende Hineinreden in ihre Organisationsangelegenheiten verbeten. Gewiß ist es für einen Katholiken eine schwere Zumutung den Bischöfen oder gar dem Papst, wenn auch in rein weltlichen und wirtschaftlichen Dingen, den Gehorsam zu verweigern. Im geheimen haben die christlichen Gewerkschaftsführer einmal dazu den Mut gefunden: auf ihrer internationalen Konferenz in Zürich im Jahr 1908. Aber es scheint über ihre Kraft zu gehen die Rechte ihrer Organisation nun auch vor aller Welt und der kirchlichen Autorität ins Gesicht hinein zu verteidigen. Würde wirklich, wenn die christlichen Gewerkschaften gleich von vornherein jeden Eingriff von außen mit der nötigen Entschiedenheit zurückgewiesen hätten, die Kirche mit den schwersten und äußersten Zuchtmitteln gegen sie vorgehen? Aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. In den sozialistischen Verbänden sind Hunderttausende von katholischen Arbeitern organisiert; sie wissen, daß das der Kirche nicht recht ist, und der Herr Pfarrer wird gewiß manchen von ihnen an die Sündhaftigkeit seines Tuns erinnert und zum Verlassen seiner Organisation aufgefordert haben: aber sie blieben im Bewußtsein dessen, was sie sich, ihrer Familie und ihrer Klasse schuldig sind, standhaft, und die Kirche hat sich wohl gehütet sie von sich

[3]) Siehe Severing *Der Streit in den katholischen Arbeitervereinigungen* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 733 ff.

zu stoßen und auf ihre Steuern zu verzichten. Man darf sicher sein, daß die Kirche gegen die Mitglieder der christlichen Gewerkschaften, wenn diese auf der Selbständigkeit ihrer Organisationen bestanden hätten, nicht weniger nachsichtig gewesen wäre.

Nun kettet allerdings die christlichen Gewerkschaften an die Kirche nicht nur ein religiöses sondern auch ein materielles Band. Sie sind, wenn sie leben und gedeihen wollen, auf die Gunst der Kirche angewiesen; der Bischof, der sich gegen sie entscheidet, kann ihnen in seinem Gebiet das Dasein derart schwer machen, daß ihnen die Luft ausgeht; sie bedürfen der Hilfe der Geistlichen, die ihnen Anhänger verschaffen und für die Schulung ihres agitatorischen Nachwuchses sorgen (München-Gladbach). Wenn der Klerus sie im Stich ließe oder gar gegen sie arbeitete, wäre es mit ihrem Dasein aus. Der Trieb der Selbsterhaltung nötigt die christlichen Gewerkschaften sich die Gunst der Kirche zu erhalten und manches zu ertragen, wozu die Gehorsamspflicht des gläubigen Katholiken allein sie nicht zu veranlassen brauchte. Dazu kommt noch als ausschlaggebender Umstand die Rücksicht, die die Mitglieder, fast ausnahmslos Zentrumsleute, und namentlich die Führer, zum guten Teil Zentrumsabgeordnete, auf ihre politische Partei zu nehmen haben. Das Zentrum befindet sich in bedrängter Lage. Ein Teil von ihm, und zwar derjenige, der es mit den christlichen Gewerkschaften hält, ist in Rom des Modernismus, der Irrgläubigkeit verdächtig und hat also alle Ursache der Kirche gegenüber auf den Ausweis guter Gesinnung bedacht zu sein und die christlichen Gewerkschaften von Schritten abzuhalten, die als Ungehorsam gegen die kirchliche Autorität angesehen und schließlich dem Zentrum oder doch derjenigen Richtung, die es mit den christlichen Gewerkschaften hält, zur Last gelegt werden könnten. Dessen sind sich die christlichen Arbeiterführer bewußt, und die Rücksicht auf ihre Partei veranlaßt sie wohl oder übel ihre Organisationen zum Gehorsam gegen die Kirche anzuhalten. Man macht das freilich nicht öffentlich sondern, wie bei den Fuldaer Beschlüssen, im geheimen, so daß nach außen hin die Selbständigkeit und Unabhängigkeit gewahrt scheint.

Das Zentrum hat an den christlichen Gewerkschaften wenig Freude erlebt. Von vornherein als ein Übel angesehen, wenn auch als das kleinere gegenüber dem größern, der Sozialdemokratie, sind sie bald von einem Teil des Zentrums als ein vollendetes Übel erkannt und bekämpft worden, um mit dem Freiburger Oberhirten zu reden: als eine Bewegung, für die »das Wort *christlich* nur ein leerer Schall und Aushängeschild ist,« und die »mit unausbleiblicher Konsequenz nur der Sozialdemokratie zugute kommt, für die sie jene Kreise organisiert und vorbereitet, die einstweilen noch auf dem Boden der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung bleiben wollen«. Das Wachstum der Sozialdemokratie haben sie nicht aufzuhalten vermocht, und von ihrem Jugendtraum dereinst als starke Macht der deutschen Arbeiterbewegung Richtung und Ziel zu weisen sind sie für immer geheilt. Sie versprachen dem Ausgleich der Interessen zu dienen und Frieden in das Verhältnis zwischen Unternehmer und Arbeiter zu bringen; statt dessen trieb sie die harte Wirklichkeit auf den Weg des Klassenkampfs, und die ängstlichen Gemüter im ultramontanen Lager lehnten sich wider sie auf. Sie waren bestimmt, alles was christlich und national in der Arbeiterwelt denkt, unter der Fahne von Ordnung, Sitte und Religion zu sammeln, aber die evangelischen Arbeiter blieben ihnen bis auf ein kleines Grüppchen fern, und in die Reihen der nächsten Gesinnungsgenossen

brachten sie einen Krieg, der mit allen Mitteln der Gehässigkeit und Gewalttätigkeit nunmehr seit 12 Jahren geführt wird. Gar kein Zweifel: Wenn die christlichen Gewerkschaften nicht da wären, das Zentrum würde sie heute nicht mehr gründen. Der Enttäuschungen und der Widerwärtigkeiten, die das Unternehmen im Gefolge hatte, sind zu viele. Und doch können ihre Gründer und Gönner sie nicht aufgeben. Das hieße 300 000 Arbeiter, die heute noch dem Zentrum folgen, ins rote Lager treiben. Und das erträgt das Zentrum im Westen und Süden nicht, weil es hier nur noch mit Not seine städtischen Mandate gegen den Ansturm der Sozialdemokratie verteidigt. Man sollte sagen, diesen Erwägungen müßte sich einhellig das gesamte Zentrum anschließen, und wenn ein Teil der Partei die christlichen Gewerkschaften auch nicht mag, so müßte er sie doch aus Rücksicht auf den andern Teil dulden, der ihrer um so dringender bedarf. Aber nein: die Übergläubigen im ultramontanen Lager sehen in dem Dasein der christlichen Gewerkschaften eine dauernde Gefahr, die in ihren Folgen viel schlimmer ist als der augenblickliche Schaden, den Partei und Kirche durch den Verlust einiger Hunderttausend ohnehin schon, um mit Kardinal Kopp zu reden, mehr oder weniger *verseuchter* Anhänger erleiden könnten. Nicht die Zahl tut es in diesen Kreisen sondern die Gesinnung. Die Richtung Bachem will wirtschaftliche und politische Macht, mehr Zentrumsabgeordnete und katholische Kommerzienräte, auf die Kirchlichkeit kommt es dabei nicht so sehr an. Die Richtung Roeren will vor allen Dingen gute Katholiken, die, vom Herrn Pfarrer geleitet, als brave Bürger und Bauern die patriarchalischen Wege der Väterzeiten wandeln. Arbeiterorganisationen mit Klassenkampfsitten und einem *neutralen* Christentum müssen den Übergläubigen im ultramontanen Lager verhaßt sein. Darum hinweg mit ihnen, je eher und je gründlicher, desto besser!

Von den Berlinern ist das Verbot der christlichen Gewerkschaften in Aussicht gestellt worden, wenn diese sich nicht auf die rein konfessionelle Grundlage stellen und in aller Form und in aller Öffentlichkeit ihre Wirksamkeit der kirchlichen Autorität unterordnen würden. Das wäre, nachdem die christlichen Gewerkschaftsführer die Fuldaer Beschlüsse anerkannt und damit ihre Organisationen der kirchlichen Vormundschaft unterstellt haben, nur noch eine Nebensache, auf die die Kirche verzichten könnte, nachdem sie die Hauptsache erreicht hat. Aber die Übergläubigen wollen von den christlichen Gewerkschaften nicht nur die Unterordnung sondern auch das klare und öffentliche Bekenntnis zu dieser Unterordnung. Und darum wird sich der weitere Streit drehen. An der Sache selbst ist damit nichts geändert. Das Verbot der christlichen Gewerkschaften wird nicht kommen, weil sie aller Voraussicht nach durch ihre Führer (die Mitglieder werden nicht gefragt) sich der Entscheidung, die der heilige Stuhl im Einverständnis mit den Bischöfen vorbereitet, fügen werden, wie sie sich bislang gefügt haben, um Rom von der gutkatholischen Gesinnung des Zentrums zu überzeugen. Ob Rom eine Entscheidung trifft, die der Kirche die Herrschaft über die christlichen Gewerkschaften sichert, im übrigen aber deutbar genug ist, um den christlichen Gewerkschaften wenigstens den Schein von Selbständigkeit zu lassen, das hängt davon ab, ob Kardinal Fischer, der Beauftragte der Kölner Richtung, bessere Gründe hat als die Herren Kopp und Korum, die im Sinne der Berliner die christlichen Gewerkschaften ans Messer liefern wollen. Bei alledem vergesse man nicht, daß im ultramontanen Lager nicht mit offenen Karten gespielt wird, und daß, wie die Fuldaer Beschlüsse beweisen, die entscheidenden Abmachungen vielleicht gar nicht, oder erst später

durch eine Indiskretion (die in der Geschichte der christlichen Gewerkschaften eine gar bedeutungsvolle Rolle spielt) ans Licht kommen.

Vielleicht aber tut die deutsche Regierung ein übriges, um das Schlimmste von den christlichen Gewerkschaften abzuwenden. Die Zentrumspresse sowie die christlichen Führer und Blätter haben in letzter Zeit sich nicht umsonst bemüht, die *nationale Notwendigkeit* der christlichen Gewerkschaften gebührend ins Licht zu stellen. »Die christliche Gewerkschaftsbewegung«, heißt es zum Beispiel in einer jüngst erlassenen Erklärung des Gesamtverbandes dieser Organisationen, »ist gegenüber dem Gesinnungsterrorismus der Sozialdemokratie und ihrem klassenkämpferischen Mißbrauch der Gewerkschaften eine volkswirtschaftliche Notwendigkeit. Deutschland bedarf der geschlossenen Zusammenarbeit aller national denkenden Volksgruppen . . . Die christlichen Gewerkschaften fallen mit der nationalen Zukunftsentwickelung unseres Vaterlandes.« Und was sie für die Sache der *Ordnung* bedeuten, das haben die christlichen Gewerkschaften ja durch ihr Verhalten beim jüngsten Bergarbeiterausstand bewiesen. Es hat seine Gründe, daß fast schlimmer noch als die Blätter der Kölner Richtung die Presse der Scharfmacher über das Leid jammerte, das zu Pfingsten 1912 den christlichen Gewerkschaften angetan worden sei. Die *Post* gab zu erwägen, »ob es nicht an der Zeit sei, daß die Regierung versuche hier irgendwie an der Lösung dieses schweren Zentrumskonflikts mitzuarbeiten«. Das Blatt riet der Regierung sich zu diesem Zweck direkt mit dem Vatikan in Verbindung zu setzen; man dürfe überzeugt sein, daß eine »freundschaftliche Aussprache zwischen dem deutschen Gesandten und dem Kardinalstaatssekretär viel zu einer Lösung der Frage beitragen würde, wie sie im Interesse des ganzen Volkes erwartet und angestrebt werden muß«. Ob die Regierung diesem Wink gefolgt ist, steht dahin, man weiß nur aus der Antwort der Reichskanzlei, die einer *führenden Persönlichkeit im evangelisch-sozialen Lager* auf eine Eingabe in Sachen des Gewerkschaftsstreits zuging, daß Herr von Bethmann Hollweg die erwähnten Vorgänge »mit ernster Aufmerksamkeit verfolgt, wie dies der zunehmenden Bedeutung der christlich-nationalen Arbeiterorganisationen für unsere soziale, wirtschaftliche und politische Entwickelung entspricht«. Ob diese Aufmerksamkeit sich zu Taten verdichtet, ist schwer zu sagen, abgesehen davon, daß es der Regierung einige Sorge machen dürfte, welcher Richtung im Zentrum sie folgen soll. Die Meldung eines Blattes, Herr von Bethmann Hollweg habe dem Vatikan mitgeteilt, daß ein Verbot der christlichen Gewerkschaften die sofortige Aufhebung der preußischen Gesandtschaft beim heiligen Stuhl zur Folge haben würde, setzt ein Maß von Entschiedenheit voraus, gegen das sich der Leiter der deutschen Politik mit Recht verwahren darf.

Merkwürdig ist bei der ganzen Angelegenheit das Verhalten der evangelischen Kreise. Groß ist die Zahl der in den christlichen Gewerkschaften organisierten evangelischen Arbeiter ja nicht. Ein Teil davon steht unter der Führung der christlichsozialen Herren Mumm und Behrens, die sich politisch dem Zentrum verwandt und verpflichtet genug fühlen, daß sie die Unterwerfung der christlichen Gewerkschaften und also auch der in ihnen vorhandenen evangelischen Arbeiter unter die Botmäßigkeit Roms gelassen hinnehmen. Die evangelischen Arbeiter sind nicht regsam genug, um sich zu einer Stellungnahme aufzuschwingen, und die evangelische Kirche verharrt in der ihr eigentümlichen Regungslosigkeit. Dagegen hat die *Deutsch-evangelische Korrespondenz* aufgemuckt; sie nennt die durch Roms Übergriffe in die christliche Gewerkschafts-

bewegung geschaffene Lage für die evangelischen Arbeiter »unerträglich« und »unwürdig« und fordert das »protestantische Ehrgefühl« auf gegen die Auslieferung evangelischer Volksgenossen an römische Herrschsucht Verwahrung einzulegen. Dem Verlangen der genannten Korrespondenz, daß die christlichen Gewerkschaften die Eingriffe Roms in ihre Organisation zurückweisen sollen, entgegnet die *Kölnische Volkszeitung*, die Sache sei in erster Linie eine innerkirchliche, katholische Angelegenheit, und die christlichen Gewerkschaften seien nicht befugt sich mit der kirchlichen Autorität in religiös-sittliche Erörterungen einzulassen. Die evangelischen Arbeiter in den christlichen Organisationen sollen also ruhig hinnehmen, was Papst und Bischöfe über die grundsätzliche Haltung und die praktische Tätigkeit der angeblich interkonfessionellen Gewerkschaften zu bestimmen für gut halten. Man darf gespannt sein, ob es bei diesem einen Protest aus dem evangelischen Volksteil bleibt, oder ob das »protestantische Ehrgefühl« sich doch noch etwas allgemeiner und entschiedener äußert.

ADOLF HEPNER · ALKOHOLPROHIBITION UND SOZIALISMUS

Zu Beginn dieses Jahres veröffentlichte ich hier einen Artikel, in dem ich an der Hand von Belegen und Statistiken die meiner Ansicht nach äußerst ungünstige Wirkung der Prohibition, wie sie in verschiedenen Staaten Nordamerikas eingeführt ist, besprach.[1]) Anlaß zu jenen Ausführungen gab mir die im September 1911 vorgenommene Volksabstimmung im Staat Maine, und ich verhehlte nicht, daß mir das Vorgehen europäischer abstinenter Sozialisten, die an die Bevölkerung dieses Staates eine Kundgebung erlassen und zu nachdrücklicher Fortsetzung des Kampfes für den *status quo* aufgefordert hatten, inopportun erschien. Da Professor August Forel, einer der Unterzeichner jener Kundgebung, gegen meine Darstellung hier einen polemischen Artikel erscheinen ließ[2]), möchte ich ihn nicht ohne Replik lassen.

Da wäre gleich Forels erster Einwand:

»Zu beanstanden hätte ich zunächst, daß Hepner seine Beispiele Zeitungsausschnitten entnimmt, eine, besonders in Amerika, wenig zuverlässige Quelle. Die Richtigstellung der Zahlen und der Tatsachen verdanke ich dem *Schweizerischen Abstinenzsekretariat* (Professor Hercod, Lausanne).«

Auf Zeitungsziffern, amerikanische speziell, soll man allerdings nicht schwören. Allein, die von mir wiedergegebenen Berichte beruhten auf offiziellen ortspolizeilichen Statistiken, auf Mitteilungen von Gefängnisdirektoren und auf den Publikationen der Inlandsteuerbehörden. Von allen meinen »Zahlen« und »Tatsachen« widerlegt Forel auch nur eine einzige, und die nur gelegentlich einer Schlußfolgerung bei einer Vergleichsstatistik. In nur einem einzigen Punkt ist also eine Richtigstellung durch Forel erfolgt, die indes der Kraft des in meinem Artikel aufgefahrenen schweren Geschützes keinen Abbruch tut.

Dann bemängelt Forel, daß ich mich »vornehmlich auf die Vorgänge in Bangor« beziehe:

[1]) Siehe meinen Artikel *Die amerikanische Prohibition und die abstinenten Sozialisten* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 37 ff.

[2]) Siehe Forel *Alkoholprohibition und Sozialismus* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band pag. 160 ff.

»Nun ist aber gerade Bangor die Stadt, in der das Prohibitionsgesetz offen und mit Wissen und Wollen der Behörden angegriffen und verletzt wurde. Es geht sogar so weit, daß das Einvernehmen zwischen Polizei und Gesetzesumgehern heute kurz *Bangorsystem* genannt wird: ein schlagender Beweis dafür, daß man die Zustände dieser Stadt nicht so verallgemeinern darf.«

Dieser Beschwerde, daß ich oder richtiger die von mir zitierten Berichte der *New Yorker Volkszeitung* vornehmlich Bangor heranziehen, läßt sich nun leicht abhelfen. Das statistische Amt der Vereinigten Staaten hat 1910 eine Statistik der Städte über 30 000 Einwohner erscheinen lassen. Darin ist der Staat Maine nur mit einer einzigen Stadt, mit Portland, vertreten, da alle anderen Orte des Staates weniger als 30 000 Seelen zählen. In diesem Portland nun gab es nach der amtlichen Statistik unter 4459 Verhaftungen 3221 oder 72,2 % wegen Trunkenheit. In meinem Artikel hatte ich diesen Prozentanteil Portlands auf 71,8, den von Bangor auf 85,6, von Biddefort auf 74,2 und von Augusta auf 77,9 angegeben. Da die offizielle Statistik für Portland eine noch höhere Ziffer ergibt als die von mir gebrachte, und da mir die Ähnlichkeit der Zustände von Bangor mit denen im übrigen Maine durch die amtliche statistische Feststellung über die Verhältnisse in Portland ziemlich klar bewiesen erscheint, wenn ich auch leider bei dem Mangel einer Statistik für Städte unter 30 000 Einwohnern meine Zahlen nicht durch offizielle Autorität zu stützen vermag, so darf ich wohl diese Beanstandung Forels als erledigt abtun.

Weiter schreibt Forel:

»Als gänzlich falsch muß ich die Statistiken, die Hepner gibt, bezeichnen. In Wirklichkeit haben die anständigen Behörden seit 4 Jahren energische Anstrengungen gemacht, um die Zahl der geheimen Schankstellen zu reduzieren. Daß dies auch erreicht wurde, weiß man, weil die Zentralregierung selbst den geheimen Schankstellen in den Prohibitionsstaaten die Patente erteilt, kraft deren jenen von ihrer Seite aus Straffreiheit zugesichert, und es ihnen überlassen wird sich mit den Behörden ihres Staates auseinanderzusetzen. So gab es zum Beispiel im Prohibitionsstaat Kansas auf je 10 000 Einwohner in den Jahren 1907 20, 1909 15 und 1910 5 auf diese Weise von der Zentralregierung bewilligte Patente, die indes nicht nur für geheime Schankstellen sondern auch für Drogerieen und Apotheken, denen der Verkauf alkoholischer Getränke [für medizinische Zwecke] gestattet ist, ausgestellt waren.«

Was Forel hier *Zusicherung von Straffreiheit* nennt, ist geeignet den Leser irre zu führen. Ich möchte daher manches Unverständliche vorerst erklären: Die Generalregierung war bisher in Friedenszeiten auf Einnahmen aus den Zöllen und einigen indirekten Inlandsteuern angewiesen, bei letzteren hauptsächlich auf Tabak und Spirituosen. Zur bessern Kontrolle der mit namhafter Abgabe belegten Fabrikation haben auch die Kleinhändler dieser Branchen eine geringe Gebühr für ihre Verkaufslizenz an die Generalregierung zu zahlen. Die Rechte der Generalregierung können durch die Einzelstaaten niemals beschränkt werden, und so erteilt sie nach wie vor auch Applikanten aus Prohibitionsbezirken die Spirituosenlizenz, ohne zu fragen, ob der Gesuchsteller sie zu medizinischen oder anderen Zwecken benutzen will. Das hat Forel unrichtig dargestellt. Die Generalregierung bewilligt mit ihrer Bundeslizenz dem Applikanten nicht das Recht ein den Ausschank verbietendes Staatsgesetz zu übertreten sondern nur die Freiheit innerhalb der vom Einzelstaat gesetzten Grenzen Spirituosen zu verwenden. Den Behörden des Prohibitionsstaats ist es überlassen zu ermitteln, was der Lizenzinhaber mit seinem Erlaubnisschein beginnt; denn das Schankverbot ist als ein Teil der Polizei- und Sittengesetzgebung ein konstitutionelles Recht des Bundesstaats.

Eine durchaus unrichtige Vorstellung bekundet Forel von der durch steigende

Wachsamkeit der Lokalbehörden erfolgten Verminderung der Bundeslizenzen in Prohibitionsgebieten. Wenn es auch wahr sein mag, daß in Kansas die Bundeslizenzen auf 25 % herabgegangen sind, so beweist das immer noch nichts, da es gleichgültig ist, ob 4 Apotheker je 100 Schnäpse als *Medizin* verkaufen, oder ob nur einer die Bundeslizenz hat und 400 Schnäpse absetzt. Der Rückgang der Bundeslizenzen in den Prohibitionsdistrikten erklärt sich meines Wissens durch Betriebseinstellung der polizeilich leichter verfolgbaren Bierschänken und des Flaschenbierverkaufs, während Schnaps nicht nur aus der Apotheke bezogen sondern auch in verschiedener Weise eingeschmuggelt werden kann, was bei dem an bestimmte Temperatur gebundenen Bier und bei dem Volumen seiner Fässer seine großen Schwierigkeiten hat, ja schier unmöglich gemacht wird. In seiner ganzen Polemik übersieht Forel das Hauptargument meines Artikels, daß durch die leichtere Verfolgbarkeit des Biervertriebs das heimliche Schnapsgeschäft in die Höhe geht. Daher haben, wie ich seit Jahr und Tag in der amerikanischen Presse gelesen, Schnapsbrenner, die großen Absatz nach Maine haben, die Prohibitionsbewegung unterstützt, weil bei Aufhebung des Ausschankverbots und legitimer Etablierung von Bierschänken der Schnapsgenuß abnehmen würde. Der Schnaps flüchtet sich nicht nur, wie in meinem Artikel schon gesagt ist, in Zuckerwaren sondern weit mehr noch in sogenannte *Patentmedizinen,* in deren Form er auch den Bewohnern der Prohibitionsgebiete am leichtesten zugänglich wird. Es steht notorisch fest, daß viele Patentmedizinen, selbst wenn sie unter harmlosen Namen wie *Kubanischer Ingwer* (zumal Ginger Ale ein beliebtes alkoholfreies Getränk ist), *Influenzaspezificum* oder *Harter Hustenzucker* in den Handel kommen, nichts anderes als Liköre sind. *Peruna* enthält 28 % Alkohol, *Paines Celery Compound* 21 %. Durch Denunziation seitens der Konkurrenz beim Inlandsteuercommissär wurden die Fabrikanten der vorgenannten 5 Patentmedizinen zur Zahlung der Spirituosensteuer herangezogen.

Durch keinen Beweis erhärtet Forel, daß meine Statistiken »als gänzlich falsch« zu bezeichnen seien. Dennoch sagt er unmittelbar nach dem obigen Zitat:

»Ganz hinfällig ist in meinen Augen die Verhaftungsstatistik, die Hepner bringt. Da der Begriff *Trunkenbold* in Amerika von einem Staat zum andern wechselt, ist es tatsächlich unmöglich derartige statistische Vergleiche anzustellen. In einem Brief an das *Schweizerische Abstinenzsekretariat* hat auch das bundesstatistische Amt der Vereinigten Staaten gegen derartige Vergleiche Protest erhoben. Es hat dabei hinzugefügt, daß man eben im allgemeinen in den Prohibitionsstaaten bei Verhaftungen wegen Trunkenheit mit größerer Strenge verfährt. Nach einer offiziellen Gefängnisstatistik gab es im Jahr 1904 auf je 1 Million Einwohner in den gesamten Vereinigten Staaten 1006, in den nordatlantischen Staaten einschließlich Maines 1216, im Staat New York 1267, im Staat Maine 700 Gefangene. Somit steht Maine unbedingt recht günstig.«

Halten wir daran fest, daß in Amerika, wie wohl auch in Europa, die Praxis der Verhaftung wegen Trunkenheit von Ort zu Ort verschieden ist, so daß eine genaue Vergleichsstatistik erst möglich wäre, wenn die kommunalen Polizeibehörden ein einheitliches System für die Eintragung solcher Verhaftungen annehmen würden. Daß unter diesen Umständen die von mir wiedergegebene Parallele zwischen dem Prozentanteil der Verhaftungen wegen Trunkenheit in 4 gleich großen Städten Maines und New Yorks (dort 72 bis 85 %, hier 19 bis 43 %) unsicher wird, gebe ich zu, dennoch bleibt die Tatsache bestehen, daß in den größten Städten Maines drei Viertel aller Verhafteten Betrunkene sind, und daß bei nur ¾ Millionen Einwohnern im Jahr 1909 zirka 500 Gewohnheitssäufer dem Staatsgefängnis überwiesen wurden. Im

übrigen ist es mir unerklärlich, woher Forel seine Statistik über den »recht günstigen« Kriminalstatus Maines genommen hat. Nach einer Publikation des statistischen Amts der Vereinigten Staaten vom Jahr 1907 waren im Jahr 1904 in den gesamten Staaten der Union 148, in den nordatlantischen Staaten 338, im Staat New York 383 und in Maine 254 pro 100 000 der Bevölkerung Strafanstalten überwiesen worden.[3]) Mit seinen 254 Sträflingen pro 100 000 Einwohner steht Maine an 39. Stelle unter den 48 Staaten der Union; auch kann man das Verhältnis Maines zur Durchschnittsziffer der Gesamtstaaten nicht als ein günstiges bezeichnen. Aber auch nordatlantischen Staaten und speziell New York gegenüber bleibt das Verhältnis keineswegs günstig, wenn man bedenkt, daß Maine im Gegensatz zu den eben genannten Staaten gleich viel Land- wie Stadtbewohner und fast nur kleine Städte hat. Das macht es erklärlich, daß die Kriminalziffern jener Staaten die von Maine erheblich übersteigen, denn das komplizierte Netz der sozialen, industriellen und kommerziellen Vielfältigkeiten in den Großstädten gibt eher zu Verfehlungen Anlaß oder Gelegenheit, die sich auf dem Lande oder in der Kleinstadt doch nur wenig finden. Ferner möchte ich darauf hinweisen, daß Maine unter seiner Bevölkerung nur etwa 2 % Neger hat, während in Staaten mit starker Negerbevölkerung unmäßig hohe Kriminalziffern schon durch diesen Umstand erklärt werden; die Schwarzen liefern auch den höchsten Prozentsatz der wegen Trunkenheit Verhafteten. Für Maine fällt diese Entschuldigung ganz weg: Es ist die Prohibition, mit der Heuchelei in ihrem Gefolge, die dort so ungünstig auf die moralischen Zustände eingewirkt hat.

Da Forel über jenes von ihm erwähnte Schreiben des bundesstatistischen Amts an Professor Hercod ungenau referiert, und dieser, auf Forels und mein Ersuchen, mir freundlichst eine Abschrift überlassen hat, sei mir gestattet es hier wiederzugeben:

»Es gibt keine Statistik, die erweist, daß in Prohibitionsstaaten die Verbrechensproportion die größere ist, oder daß die Kriminalität mit der Schärfe der Spirituosengesetzgebung zunimmt. Es ist vielleicht wahr, daß die Gesetze über Verhaftung Trunkener in Staaten mit strenger Spirituosengesetzgebung strikter durchgeführt werden als in den Staaten mit weniger strengen Spirituosengesetzen, und daß daher in ersteren weniger Trunkene der Verhaftung entgehen. Dieses [das Zensus-]Bureau veröffentlicht alle 2 Jahre soziale Statistiken über die größeren Städte der Vereinigten Staaten. Darin wird für jede dieser Städte die Zahl der Verhaftungen und die Ursache der Verhaftungen angegeben. Nun haben manchmal Leute, um die Vor- oder Nachteile der Prohibition zu zeigen, eine Stadt im Prohibitionsgebiet herausgegriffen und ihre zur Einwohnerzahl proportionell berechnete Verhaftungsziffer mit der geringern einer Stadt außerhalb des Prohibitionsgebietes verglichen; oder das Gegenteil geschah: man verglich die geringere Verhaftungsproportionsziffer einer Prohibitionsstadt mit der größern einer *nassen* Stadt. Ich lege zu Ihrer Information die gedruckte Kopie eines Briefes bei, den das Zensusbureau an eine Zeitung gerichtet hat, die die Statistik in erstgedachter Richtung mißbraucht hat. Schlüsse über Vor- oder Nachteile der Prohibition würden irreführen, wenn sie ganz allein auf den Verhaftungsstatistiken in unseren Berichten über die Städte beruhen, da in den verschiedenen Staaten und Territorien die Gesetze von einander abweichen und ebenso die Methoden zur Ausführung der Gesetze, demnach die Verhaftungsursachen verschieden sind.«

Weiter schreibt Forel:

»Richtig ist, daß der Alkoholkonsum in den Vereinigten Staaten, nach einer vorübergehenden Abnahme im Jahr 1908, wieder steigt. Aber Hepner macht nicht darauf aufmerksam, daß auf die Prohibitionsstaaten nur ein ganz kleiner Teil des Alkohol-

[3]) Siehe die amtliche Denkschrift *Prisoners and Juvenile Delinquents in Institutions* / Washington 1907 /, pag. 29.

konsums entfällt. Eine Bundeskommission, die beauftragt war die Höhe der Alkoholsendungen in den Prohibitionsstaaten festzustellen, mußte anerkennen, daß dort dieser Konsum pro Kopf der Bevölkerung nur etwa ein Zwanzigstel von dem in den anderen Staaten beträgt.«

Wenn jener Bericht nichts weiter besagt, ist er wertlos; denn nicht bloß die »Sendungen« von Staat zu Staat (auf deren Untersuchung allein eine Bundeskommission sich zu beschränken hat) müssen wir zur Feststellung des Alkoholismus kennen sondern die heimliche Erzeugung von Alkohol im Prohibitionsstaat selbst. Aber auch die Sendungen kann keine Kommission genau ermitteln, wenn, wie hier naturnotwendig, der Transport in der Hauptsache mit allen Mitteln und Listen des raffiniertesten Schmuggelsystems erfolgen muß.

»Was Hepner ganz vergißt, ist, daß die von ihm erwähnte Abstimmung in Maine vom September 1911 nur infolge der ungeheuren Anstrengungen des Alkoholkapitals zustande kam. Er vergißt, daß dies Kapital in den Vereinigten Staaten eine ganz mächtige Organisation besitzt, die über den politischen Parteien steht, sie korrumpiert, in der Wahlkampagne zur Abschaffung der Prohibition eine verzweifelte Tätigkeit entfaltete, das Geld mit vollen Händen ausstreute, die Stimmen und Zeitungen kaufte usw. Er vergißt, daß dieses gleiche Kapital in Texas bei einem ähnlichen Vorgang die Stimmen der Neger *en gros* kaufte. Hepner muß doch ehrlich gestehen, daß die Alkoholkapitalisten gegen die Prohibition nicht solche Anstrengungen machen würden, wenn die Prohibition den Alkoholkonsum steigerte statt ihn zu vermindern.«

Es berührt etwas komisch, wenn hier die langjährige Antiprohibitionsbewegung von Maine quasi als ein Produkt des Alkoholkapitals hingestellt wird. Gewiß sind die Bierbrauer an der Beseitigung der Prohibition interessiert, nicht aber die Schnapshändler und -fabrikanten, was ich immer wieder betone. Der Weizen dieser Leute blüht unter der Prohibition, was die Zunahme der Trunkenheit in Prohibitionsgebieten beweist. Brauer und Brenner sind also förmliche Antipoden, ihre verschiedenartigen Interessen heben einander auf. Daß es das Alkoholkapital für besonders notwendig erachtet sich für die Antiprohibitionsstimmen der Neger in besondere Unkosten zu stürzen, halte ich für unwahrscheinlich; weiß ich doch, daß man Stimmen vieler Neger für den demokratischen oder republikanischen Wahlkandidaten bloß mit einem Schnaps kaufen kann. Aus einer großen Anzahl von anständigen Organen der öffentlichen Meinung, die über jedem Verdacht stehen vom Alkoholkapital beeinflußt zu sein, kann man in Wahrheit erkennen, daß ein namhafter Teil des Volkes die unglücklichen Resultate des Schankverbots bedauert und es darum beseitigt wissen möchte. Auch die aus dem europäischen Kontinent und aus Irland Zugewanderten und deren Nachkommenschaft brauchen zum Votum oder zur Agitation gegen Prohibition sicherlich nicht erst *gekauft* zu werden. Für die Beseitigung der Prohibition stimmen manche abstinenten Bürger auch aus Rücksicht auf den kommunalen Steuersäckel; denn die meisten prohibitionsfreien Städte besteuern die Schanklizenz mit 500 bis 1000 Dollar jährlich. Andere sind für Aufhebung des Verbots, weil sie mit Recht durch die Prohibition für ihren Ort verminderte Zuwanderung und geringeren Fremdenverkehr befürchten. Es gibt also außer der Einsicht, daß die Prohibition allgemeine Korruption erzeugt und die Schnapsvöllerei begünstigt, noch eine Anzahl von Gründen, die zur Aufhebungsbewegung führten, ohne daß ihre Anhänger vom Alkoholkapital *gekauft* zu werden brauchten.

Nun ein weiterer Einwand Forels:

»Es scheint mir sogar, daß Hepner in seiner Abneigung gegen die Muckerei die Höhe der kapitalistischen Korruption unterschätzt. . . Ist es aber gerecht diese

von der Herrschaft des Geldes herrührende Korruption der Prohibition in die Schuhe zu schieben? Nicht die Prohibition ist an der Heuchelei, an der Übertretung der Gesetze und an der Korruption schuld, sondern umgekehrt das Korruptionssystem, die Käuflichkeit, die Mißachtung der Gesetze und die schnöde Gewinnsucht des Alkoholkapitals vereiteln zu einem großen Teil den Erfolg der Prohibition.«

Der Prohibitionismus geht von der Voraussetzung aus, daß jeder Alkoholgenuß verboten werden müsse, weil ein Teil der Menschheit bisher dem Alkoholismus verfallen ist, und weil auch geringere Alkoholmengen in vielen Fällen sehr schädlich seien. Wenn durch die Abstinenzpropaganda wirklich eine alkoholfeindliche Generation heranwächst, wird niemand ihr unfreiwillige Fortsetzung der alten Trinksitte zumuten. Prohibition bedeutet aber zwangsweises, plötzliches Aufgeben einer liebgewordenen Gewohnheit in einem Alter, in dem der Mensch nur ungern seine Lebensart ändert. Die amerikanische Prohibition scheitert nicht an den von Forel vermuteten Umständen sondern an ihrem kompromißlosen Hyperradikalismus, der kein Übergangsstadium kennt. Das Verbot wird übertreten, weil es zu harte Zumutungen an die Menschen stellt, die bisher in mäßiger Weise alkoholische Getränke zu sich nahmen: sie übertreten es, auch ohne sonst von politischer oder kapitalistischer Korruption angesteckt zu sein. Wenn sozialistische Abstinenten dem Alkohol als Genußmittel den Garaus bereiten wollen, müssen sie andere Wege gehen als die der amerikanischen Prohibitionisten mit ihrer brutalen Methode gesetzmäßiger Minoritätsunterdrückung durch die Majorität. Zunächst sollten sie sich mit der Munizipalisierung des Getränkeausschanks begnügen; es müßte dabei gleichzeitig das Höchstquantum festgesetzt werden, das einem Individuum gewissen Alters oder dessen Familie verabfolgt werden darf, und die Verabreichung von Spirituosen an Personen unter einem bestimmten Alter müßte mit Strafe belegt werden. Für die Munizipalisierung des Getränkeausschanks versuchte ich bereits vor 20 Jahren in der amerikanischen Partei Propaganda zu machen. Im Herbst 1892 veröffentlichte ich (in dem von mir redigierten *Saint Louis Tageblatt*) *Grundzüge zu einem strategischen Plan für die Sozialisten in Amerika,* in denen ich auch ein lokales Programm entwickelte und in einem der Punkte die Übernahme des Getränkeausschanks als Monopol seitens der Stadt forderte. Bei Munizipalisierung, das heißt Monopolisierung des Ausschanks durch die Kommune, ist natürlich auf die Unterscheidung von leichten und schweren Spirituosen genau zu achten, der Konsum von letzteren tunlichst zu beschränken. Damit wäre dem schlimmsten Übel vorgebeugt, ein rationeller Übergang zur Abstinenz ermöglicht, ohne dem größten Teil der erwachsenen männlichen Bevölkerung das Leben durch Verbot eines ihr zum Bedürfnis gewordenen Genußmittels und durch Störung ihrer bisherigen Geselligkeitsart zu verbittern, ohne unzählige Menschen zur Gesetzesverletzung und Heuchelei und aller damit zusammenhängenden Korruption zu verleiten. An den Alten ist nicht viel zu reformieren: Wer erziehen will, muß sich mit der Jugend befassen. Wächst in einer der nächsten Generationen eine Jugend heran, der nicht nur aller Alkohol systematisch ferngehalten bleibt sondern auch die Überzeugung von den Vorzügen der Abstinenz eingepflanzt ist, dann löst sich das Problem ohne jede Schwierigkeit, ohne die Wirren der amerikanischen Prohibition.

Forels Auslegung, ich schriebe, »daß besonders die *Klubs* das Gesetz durch Privatverkauf in ihren Lokalen umgehen«, beruht auf einem Mißverständnis. Ich sprach nur von *Klubs* an den Orten, wo keine Prohibition existiert, zur

Umgehung des Sonntagsgesetzes, das den Ausschank am *Tag des Herrn* verbietet. Forel fährt dann fort:

»Die Abstinenten haben schon längst erkannt, daß Wandel in der ganzen Sache geschaffen werden müsse, daß das Gemeindebestimmungsrecht viel besser zum Ziel führt als die Staatsprohibition, und daß die Staaten das Recht zum Verbot des Imports haben müßten.«

Forel ist in diesem Fall irriger Ansicht. Die Staaten haben dies Recht, und ihre Prohibitionsvorschriften drücken das auch deutlich aus. Allein, wie ich schon sagte, es läßt sich nur gegen Bier, nicht aber gegen Schnaps erfolgreich durchführen. Und da die Prohibitionsstaaten den Transitverkehr von Spirituosen nicht verbieten dürfen, weil er der Jurisdiktion des Bundeskongresses untersteht, so läßt sich der Schnapsschmuggel sehr leicht bewerkstelligen, wenn ein Prohibitionsstaat nicht völlig von anderen derartigen Staaten eingeschlossen ist. Das nämliche gilt natürlich von den Einzelgemeinden und Counties, die mittels Mehrheitsbeschlusses der Einwohnerschaft den Ausschank untersagen. Es gibt in ganz Amerika kaum einen Prohibitionsort, an dem man nicht bei einem Hotelier oder dessen Portier einen Schluck im geheimen bekommen kann, falls der Apotheker dem Fremden mißtraut und ihn für einen Spitzel hält. Gerade das von Forel belobte Gemeindebestimmungssystem (*Local Option*) ist das allerunglücklichste, weil es in kleinen Orten die Bewohner auf einander hetzt, ein scheußliches Denunziationswesen fördert, den Frieden aus der Gemeinde scheucht. Für Sozialisten sollte ein für allemal die Regel gelten, daß ein undurchführbares Gesetz, wie das seit 60 Jahren bestehende Mainer Schankverbot, beseitigt, eventuell durch eine vernünftigere Vorschrift ersetzt werden muß.

Auch folgender Einwand Forels verdient eine Entgegnung:

»Hepner hat unrecht, wenn er die Begriffe *Prohibition* und *Muckerei* derart zusammenwirft; das läuft, ohne seinen Willen, darauf hinaus, daß man die Begriffe *Freidenkertum* und *Sozialismus* mit den Interessen des Alkoholkapitals in Zusammenhang bringt. Das wünscht doch Hepner sicherlich nicht, aber das ist eine Folge seiner Ausführungen. Statt die europäische Abstinenzbewegung als Gegensatz zur amerikanischen hinzustellen, sollte er jene Begriffe auseinanderhalten, dann käme er zu einem total andern Schluß.«

Die amerikanischen Verhältnisse sind eben von den hiesigen so grundverschieden, daß man vieles, was sich in den Vereinigten Staaten vollzieht oder ereignet, hier nicht richtig beurteilen kann, wenn man nicht entweder längere Zeit dort gelebt oder mindestens von hier aus durch systematisches Studium der amerikanischen Presse aller Richtungen in das dortige Leben genügende Einsicht gewonnen hat. Kirchlichkeit ist in Amerika Modesache, und die Prohibition dort ist ein Kirchenanhängsel: von diesen Erklärungen in meinem Artikel kann ich nichts zurücknehmen. Selbstverständlich gibt es auch sehr viele, bei denen Kirchlichkeit und Prohibition reine, unantastbare Gewissenssache ist, wie ich das bei Horace Greeley zum Beispiel ausdrücklich hervorgehoben habe. Die Begriffe *amerikanische Prohibition* und *Muckerei* auseinanderzuhalten, wie Forel es wünscht, ist nach Lage der Dinge rein unmöglich, daher war es unerläßlich den Gegensatz zwischen der amerikanischen und europäischen Abstinenzbewegung hervorzuheben. Forels Besorgnis, daß meine Behandlung des Themas (in der ich mich übrigens von keinem der mir bekannten nichtabstinenten amerikanischen Sozialisten unterscheide) Freidenker und Sozialisten der Gefahr aussetzt mit dem Alkoholkapital zusammengeworfen zu werden, erscheint mir belanglos. Im übrigen stehe ich nicht an zu erklären, daß es mir als eine politisch-ökonomische Fahrlässigkeit erschiene,

wenn eine Volksmehrheit durch den Prohibitionsbeschluß einer großen Industrie plötzlich den Garaus machen und einen namhaften Bevölkerungsteil ums Brot bringen will, ohne daß irgend eine Vorsorge für die weitere Existenz dieser Mannschaften und ihrer Familien getroffen wäre.

»Im Kampf gegen den Alkoholgenuß muß eine wahre Prohibition jenes sozialen Volksgiftes, wie aller Volksgifte überhaupt . . ., unser Endziel sein. Das will nicht heißen, daß wir von heute auf morgen unzweckmäßige Prohibitionsgesetze erzwingen sollen. Diese sollen vielmehr das Endergebnis langjähriger Aufklärungsarbeit der Abstinenzorganisationen werden, wie wir sie jetzt in Schweden, Island, Norwegen usw. sehen. Es leuchtet ein, daß diese Frage mit dem religiösen Glauben oder Unglauben gar nichts zu tun hat, daß sie vielmehr rein sozialhygienischen Charakter trägt. Wenn die amerikanischen Prohibitionisten darin gesündigt haben, so ist das noch kein Grund das Kind mit dem Bade auszuschütten. Deshalb täte Hepner im Interesse des Sozialismus viel besser nicht das Prohibitionsgesetz des Staates Maine zu verurteilen sondern selbst in den Vereinigten Staaten eine freidenkerische, rein sozialhygienische Abstinenzbewegung zu organisieren, um die ganze Frage auf richtigen Boden zu stellen.«

Forels Erklärung, daß P r o h i b i t i o n das Endziel der Abstinentenbewegung sein soll, das Endergebnis langjähriger Aufklärungsarbeit, dürfte bei allen Sozialisten Widerspruch hervorrufen, denen die Frage noch n i c h t als a b g e s c h l o s s e n gilt, ob einem Menschen von normaler Gesundheit nach erledigter Tagesarbeit ein Glas Bier schädlich ist, zumal, wenn er es nicht täglich zu sich nimmt. Bis jetzt steht nur ein geringer Prozentsatz der Ärzte aller Länder auf seiten der Abstinenten; die Sache der Abstinenz ist also noch weit davon entfernt spruchreif zu sein. Die Abstinenten haben zurzeit kein Recht mit Prohibition zu drohen, wenn sie Sozialisten sind. Zum Verbot leichter alkoholischer Getränke, wie des Biers, wäre die Ü b e r e i n s t i m m u n g der öffentlichen Meinung, wie sie für das Verbot des Opiums, Morphiums usw. tatsächlich besteht, unerläßliche Voraussetzung. Wenn die Propaganda der Abstinenten es dahin bringt, daß diese Voraussetzung zutrifft: erst dann hätten die Abstinenten gewonnenes Spiel. Ebenfalls aus diesem Grund darf ich die Opportunität der von Forel und anderen europäischen Sozialisten an die Mainer Prohibitionisten gerichteten Zustimmungsadresse bestreiten.

Auf Mißverständnissen beruhen die letzten Sätze des Zitats. Die kirchliche Religiosität, von der die amerikanischen Prohibitionisten wohl durchgängig beseelt sind, wäre für sozialistische Mäßigkeitsfreunde sicherlich kein Grund den Prohibitionismus zu bekämpfen (zumal in der amerikanischen sozialistischen Partei sogar eine Sonderorganisation von Reverends besteht), wenn der Begriff dieser Prohibition einer nicht ganz allgemein als verbotbedürftig anerkannten Sache mit den Grundsätzen und der traditionellen Taktik der Sozialdemokratie aller Länder übereinstimmte.

Weil ich der deutschen und europäischen Abstinenzbewegung in meinem Artikel Gerechtigkeit widerfahren ließ, hält mich Forel für abstinent. Aber auch, wenn ich es wäre, hätte mich vermutlich sozialistische Erwägung des Gedankens der persönlichen Freiheit kontra Bevormundung zum Gegner von Prohibition im Sinn des jetzigen amerikanischen Systems gemacht. Daß amerikanische abstinente Sozialisten eine Bewegung, wie Forel sie vorschlägt, einmal inszenieren werden, halte ich für wahrscheinlich. Was aber die Partei in Amerika offiziell zurzeit tun kann, das wären, neben einer Agitation für Kommunalisierung des Ausschanks, dringliche Ermahnungen an die Arbeiterschaft den Schnaps zu meiden.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

HANS BETHGE · ÜBER RODIN DEN ZEICHNER

WENN man von Paris nach Versailles hinausfährt, sieht man bei Meudon oben auf einer vorspringenden Höhe die weithinragende Sandsteinfront eines kleinen Schlosses winken. Dort oben wohnt Rodin. Er wohnt nicht in dem Schloß, nein, dieses Gebäude ist gar nicht bewohnbar, es ist nur eine Fassade, es ist der Teil eines alten, schönen Schlosses, das früher in Issy stand und das Rodin abbrechen und auf seinem Gartengrundstück neu errichten ließ. Er plant dieses schöne Haus noch einmal völlig auf- und auszubauen, aber vorläufig kann er nicht darin wohnen; denn der Wind streicht über die Grundmauern hin: Er wohnt vielmehr in einem einfachen, roten Landhaus, in der *Villa des Brillants*, die er hier an diesem, die üppige Gegend wundervoll beherrschenden, vorgeschobenen Punkt vorfand und erwarb, und die architektonisch sicherlich nicht nach seinem Sinn ist. Der Blick von hier oben ist weit und außerordentlich. Man sieht in die anmutige *Vallée des fleurs* hinab, man blickt über die grünbewaldeten, ruhig hingedehnten Hügel des Seinetals, das blitzende Band des Flusses taucht auf, man sieht, wie es sich unter der alten, massiven Steinbrücke von Sèvres hinzieht, über die Rodin oftmals hingeschritten ist, als er in jungen Jahren in der Porzellanmanufaktur eine Zeit der Lehre durchzumachen hatte. Drüben steht der tafelförmige Mont Valérien, die höchste Erhebung in der Umgegend von Paris. Und weiter rechts, in einen feinen, silbernen Dunst gehüllt, sieht dann das Auge Paris, überragt von dem Eiffelturm und erfüllt von einem ewig brausenden Leben, von dem man freilich auf dieser stillen Höhe von Meudon nichts spürt, das man aber als etwas Ungeheures, Beglückendes und Zermalmendes ahnt.

Eine schmale Allee von gekappten Kastanien führt wie eine lange Laube auf Rodins rotes Landhaus zu. Lilafarbene Iris flankieren die Allee, sie blühten gerade, zwei lange Ketten lilafarbener Flammen im Sonnenlicht, als ich durch diese Allee hinschritt, und von den Kastanien grüßten noch die letzten weißen Blüten. In der Nähe der Gartentür stand Rodin, der große, kleine Mann, eine gedrungene Gestalt, das breite und gefurchte Gesicht von einem langen, grauen Bart umflutet. Er nimmt den Zwicker, der ein paar grauen, meist zusammengekniffenen Augen dient, von der breiten Nase und führt den Gast plaudernd durch den Garten in das geräumige *Musée Rodin*, wo viele seiner Skulpturen zu bequemer Betrachtung bei einander sind, und wo an den Wänden in schmalen, weißen Rahmen jene zahlreichen Handzeichnungen lehnen, die das Entzücken der Kenner bilden.

Das *Musée Rodin* ist ein sehr geräumiger, von einem weiten Glasdach überwölbter Atelierbau. Dieser Bau kam mir merkwürdig bekannt vor. Natürlich, in diesem Raum stand ich schon einmal, aber damals war es nicht in diesem blühenden Garten auf der Höhe von Meudon sondern in Paris auf der Place de l'Alma, im Jahr 1900, als die Weltausstellung stattfand. Damals umfaßte er alles Wichtige von Rodins Werk, für die internationalen Besucher in glücklicher Weise zusammengebracht. Rodin mochte sich von dem ihm lieb gewordenen Gebäude nicht mehr trennen, so ließ er es neben seinem Wohnhaus errichten, um es in Zukunft zugleich als Atelier zu benutzen. Aber nur im Winter ist es als Arbeitsstätte verwendbar; im Sommer glüht die Sonne mit solcher Macht durch das immer unbeschattete Glasdach, daß an eine Tätigkeit

in dieser Atmosphäre nicht zu denken ist. Rodin hat verschiedene Ateliers in Paris.

Rodins Skulpturen erheben sich schweigend und doch so heftig überredend in dem weiten Raum: Impressionen, geworden durch einen mächtigen bildnerischen Instinkt, durch eine tiefe künstlerische Einfalt; Skulpturen, die von der Antike nicht die äußere Form, wohl aber das innere Leben und das beseelte rhythmische Spiel ihrer Flächen ererbt haben, beides gebeugt unter die Energie und das leidenschaftliche Empfinden eines modernen Menschen. Hier stehen die großen, noch nicht vollendeten Marksteine Rodinscher Arbeit, die vermutlich niemals ganz vollendet sein werden: die *Pforte der Hölle* und der *Turm der Arbeit*. Hier steht auch der Balzac, der von seinen törichten Bestellern zurückgewiesene, hochmütige Balzac, ein Werk, wie eine von der Natur geformte Wurzel, ein aus tiefer Erregung und aus der konzentrierten Arbeit von Jahren erwachsenes Bildwerk, das alle Qual und alle Verzückung des Genies zu atmen scheint; ein Rumpf, dunkel rhythmisch wie eine schwere, vorzeitliche Welle, und damit eng verwachsen ein erschreckender Schädel, eine glühende Grimasse, auf der zugleich ein göttliches Ahnen und die Zerrissenheit der Erde geschrieben stehen. Und an den Wänden, ich sagte es schon, lehnen die Handzeichnungn, viele Hunderte, von denen ich hier etwas ausführlicher sprechen möchte, da sie mich innerlich nicht mehr verlassen haben, seitdem ich sie kenne.

Rodins früheste Handzeichnungen sind Notizen in einem Stil, der stark an Michelangelo erinnert. Es sind durchaus die Handzeichnungen eines Bildhauers, nur im Zusammenhang mit ersehnten Skulpturen, als Vorbereitungen zu solchen sind sie zu denken. Später begann dann Rodin Akte zu zeichnen, lediglich um der Blätter selbst willen, die ihm unter der Hand entstanden. Es wurden nicht mehr Studien zu Skulpturen, sondern hingezeichnete Eindrücke, die ein eigenes, selbständiges Leben führten. Zwischen den michelangelesken Studien und den vielfach angetuschten, neueren, blumigen Blättern breitet sich eine lange Zeit der Entwickelung. Rodin hatte die Japaner in sich aufgenommen, und er wußte von ihnen zu lernen, zumal was den Rhythmus des Umrisses und die Abstraktion auf das Wesentliche der Linie anlangt. Aber auch die Motive auf griechischen Vasen hatten es ihm angetan, und er ahnte, daß die primitiv einfältige Art ägyptischer und etruskischer Malereien etwas in sich barg, was seiner Sehnsucht nach einer letzten Vereinfachung der Linien entsprach. Er zeichnete, und immer mehr vereinfachten sich ihm unter seiner, wie von der Natur selbst geleiteten Hand die Bewegungen seiner Figuren zu statuarischen Umrissen, immer mehr kam er dazu uns nicht nur Bewegungen sondern die Essenzen von Bewegungen zu übermitteln.

Was zeichnet Rodin?

Er zeichnet Akte, immer wieder Akte, und fast immer weibliche, einzelne und solche, die sich in einander wühlen, an einander lehnen oder umarmen. Leiber, liebend in einander verkrallt; man meint, so taumeln sie hin durch den Kosmos, mit den kreisenden Sternen um die Wette. Es gibt Akte von ihm, die hingeduckt sind wie Frösche, andere, die hinauflodern wie Flammen, wieder andere, die wie kleine Blumen zu blühen scheinen, manche, in denen man alle Wonnen des Frühlings vermutet, manche, die zittern und manche, die kriechen, ganz von der Schwere der Erde belastet, und manche, die sich strahlend in die

Lüfte zu heben scheinen, als hätten sie Flügel; aber in allen ist der verklärende Rhythmus des Genius, ein rätselhafter Rhythmus, der mit Worten nicht zu umschreiben ist. Es ist der alles beherrschende rhythmische Kontur, der uns hinnimmt. Er wurde immer kostbarer und sicherer, je älter Rodin wurde. Zu einer neuen Schönheit entwickelte er sich auf jenen holden, braunen Blättern, die eine Huldigung an den Tanz des Orients darstellen; auf jenen Blättern, die die Tänzerinnen des Königs von Kambodscha in den heroischen Reizen ihrer östlichen Gebärden zeigen. Diese Tänzerinnen, die Rodin in Paris sah und denen er bei ihrer Abreise bis nach Marseille und auf ihr Schiff folgte, um sie immer wieder zu zeichnen, wurden dem Meister zu einem besonders erregenden Erlebnis. Die geliebte Formenwelt des Orients blühte ihm aus den großen Bewegungen dieser schlanken, mongolischen Mädchen so verlockend entgegen, daß es wie ein Rausch über ihn kam, daß er nicht Ruhe hatte, bis er aus der Welt dieser schönen Gesten heraus die Formensprache seiner Kunst um eine neue Grazie bereichert hatte.

Einfacher und großzügiger waren Rodins Konturen wohl nie als in diesen Tanzzeichnungen. Man sieht die Grazie der gelbhäutigen Kambodschanerinnen auf ganz primitive, ruhige Formen zurückgeführt, die die Formen der Natur mit Bewußtsein übertreiben. Lange, schlanke, eigentümlich geschwungene, tanzende Arme und sehr große, sehr lebhaft tanzende Hände: ja, diese Hände, die sich so seltsam jäh und energisch in den Gelenken aufrichten, müssen eine besonders wichtige Rolle in den östlichen Tänzen spielen. Rodin weiß, daß er die Natur nicht schöner machen kann als sie ist. Er übertreibt daher die Natur, um uns das Charakteristische der Erscheinung sinnfälliger zu machen, aber er bleibt natürlich, indem er übertreibt. Entschleiernde Blicke in die Gefühls- und Formenwelt des Orients tun sich auf. Man spürt den Atem Griechenlands; man spürt ein Wehen aus den etruskischen Gräbern bei Chiusi und Corneto. Die Antike scheint neu zu erstehen, wach geküßt von den verführerischen Lippen des Orients.

So sind die Zeichnungen des Rodin. Sie sind das wunderbare, mystisch verklärte rhythmische Gestammel eines Genius, eines Genius, von dem man fühlt, daß er der gallischen Rasse entsprang. Rodin weiß (und er hat es auch einmal ausgesprochen), daß in jeder natürlichen Bewegung ein latenter Heroismus schlummert. Diesen Heroismus versteht er deutend zu erwecken und durch die blühenden Konturen seiner Zeichnung unserem Bewußtsein zu übermitteln. In den Zeichnungen Rodins schwingt ein seherisches Wissen um die letzten Dinge. Ja, der Rhythmus des Ewigen schwingt in ihnen; aber zugleich auch die ganze, rauschende, selig-unselige Melodie dieser Welt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Italien: Wahlreform

Daß durch auswärtige Konflikte dringende innere Reformen häufig rascher reifen, weil man zur Anspannung aller Kräfte unbedingt der Anteilnahme und Begeisterung breiterer Bevölkerungsmassen bedarf: diese Erfahrung wurde schon von Lassalle gern betont, und die preußisch-deutschen Vorgänge nach 1866 und 1870 waren in der Tat der schlagendste Beweis hierfür. Auch in den letzten Monaten wäre die tiefeinschneidende Giolittische Wahlreform kaum so schnell und gründlich erledigt worden, wenn man nicht das Bedürfnis gefühlt hätte den Opfern an

Gut und Blut ein gewisses Gegengewicht in einem erweiterten politischen Mitbestimmungsrecht der bäuerlichen und lohnarbeitenden Massen entgegenzustellen. »Die Kammer«, schreibt man der *Frankfurter Zeitung*, »will möglichst einig, arbeitsam und fortschrittlich sein, um zu zeigen, daß der Krieg die Entwickelung im Innern nicht unterbunden hat, und dann hat sie den Kämpfern, die draußen Gut und Blut für das Vaterland einsetzen, möglichst bald das wichtigste bürgerliche Recht, das Wahlrecht, geben wollen. Es wäre in der Tat ein krasser Widerspruch, wollte man den Bürgern noch ferner die Pflicht auferlegen ihr Leben dem Vaterland zu opfern, während man ihnen die einfachsten Bürgerrechte vorenthielte. Dieser Gegensatz hauptsächlich ist es, der Regierung und Kammer zu rascher und erfolgreicher Arbeit trieb.« Im *Vorwärts* wird diese Entwickelung sogar dahin gekennzeichnet, daß unter den erwähnten Umständen die »Diktatorenfaust« Giolittis ein Volksrecht erzwungen habe, das die Masse selber »bisher noch nicht mit Nachdruck zu fordern wußte«: was bekanntlich 1866 und 1870 gleichermaßen zutraf. Kurz zusammengefaßt sind die wesentlichsten Wahlrechtsfortschritte: Gewährung des Wahlrechts an alle Bürger, die 21 Jahre alt sind, falls sie lesen und schreiben können oder ihrer Militärpflicht genügt haben, während ohne Erfüllung dieser Vorbedingungen das erforderliche Wahlmindestalter 30 Jahre beträgt. Die Wahl ist direkt und geheim. Auch die Annahme eines Mandats ist den wirtschaftlich Schwächeren erleichtert; die bisherige Diätenlosigkeit der Abgeordneten hört auf; diese erhalten eine jährliche Vergütung von 6000 Lire, sofern sie nicht als Staatsbeamte das gleiche oder ein höheres Gehalt beziehen. Im ganzen dürfte sich die Wählerzahl von rund 3 Millionen auf nicht weniger als etwa 8 Millionen erhöhen; statt wie bisher 32 % werden in Zukunft gegen 80 % der volljährigen Bürger wahlberechtigt sein. Die kräftelähmenden Jeremiaden unserer politischen Verelendungstheoretiker, nach denen gleichlaufend mit dem Wachstum und der Ausreifung des Proletariats ein großer allgemeiner Entrechtungsprozeß sich vollziehen soll, werden durch diesen gewaltigen Fortschritt abermals wenig bestätigt. Dazu kommt, daß an diesen einen Erfolg notwendigerweise andere grundlegende Reformen sich anschließen müssen. Das italienische Volksschulwesen kann unmöglich bleiben wie bisher, wenn die bürgerlich-liberalen Klassen und die aufgeklärten Arbeiter die Entfesselung der Analphabeten nicht mit neuen dauernden Siegen des Klerikalismus bezahlen wollen. Der *Feind, den wir am meisten hassen*, hat durch die Giolittische Wahlreform wahrscheinlich einen tödlichen Schlag erhalten, wie er ihn seit langem nirgends davongetragen hat.

× ×

England: Wahlreform Ein ähnlicher, obwohl weniger ruckweiser Fortschritt bahnt sich in England durch die am 17. Juni zum erstenmal im Unterhaus beratene *Franchise and Registration Bill* an. Die englischen Reformen von 1832, 1867 und 1884-1885 haben zwar die Demokratisierung des Wahlrechts ständig gesteigert. Trotzdem war England auf diesem Gebiet noch immer nicht mit Deutschland oder gar mit der Schweiz zu vergleichen; Besitz- und Steuerbeschränkungen schnürten die Wahlbeteiligung der Massen noch immer wesentlich ein. Keineswegs belanglos ist ferner die Möglichkeit in mehreren Wahlkreisen zu wählen; ein Recht, das naturgemäß hauptsächlich vermögenden Leuten zugute kommt, die in verschiedenen Wahlkreisen Grund und Boden besitzen. Dieses *plural voting* wollte die liberale Regierung bereits 1906 abschaffen; das Oberhaus brachte damals die Vorlage zum Scheitern. Wird jetzt dieses Vorrecht mitbeseitigt, so fallen künftig gegenüber den lohnarbeitenden Massen etwa 525 000 überwiegend konservative Stimmen weniger in die Wagschale. Weiter soll nunmehr, unter Aufhebung der letzten hemmenden Besitz- und Einkommensvorbedingungen, jeder unbescholtene, auf das Armengesetz nicht angewiesene Bürger, nachdem er das 25. Lebensjahr erreicht hat, das aktive und passive Wahlrecht in jenem Wahlkreis erhalten, in dem er während der letzten 6 Monate wohnhaft war. Durch dies alles würden nach dem gegenwärtigen Stand der Bevölkerung zu den knapp 8 Millionen bisher Wahlberechtigten noch 2 bis 2½ Millionen neue Wähler hinzutreten. An die Ungleichheit der letztmals 1885 neuabgegrenzten Wahlkreise wagt sich jedoch der Peasesche Entwurf vorläufig nicht heran, ebensowenig an die Einführung des Frauenstimmrechts, das wohl in keinem Land so lebhaft von Frauen und Männern gefordert wird wie in England.

× ×

Frankreich: Wahlreform Dagegen bewegt sich die lange umstrittene, jetzt jedoch unaufhaltsame Wahlreform in Frankreich in durchaus an-

derer Richtung. Sie schafft keine neuen Wähler, wohl aber sucht sie das Parlament und das Parteileben unabhängiger von den Kirchtums- und *Dorfpumpen*politikern zu machen, indem sie mit den kleinen (Arondissements-) Wahlbezirken durch Listenwahlen für ganze Departements aufräumt. Mit diesem *scrutin de liste*, das früher schon in Frankreich bestand, soll zugleich ein Proportionalwahlverfahren zum Schutz der Departementsminoritäten verbunden werden. Auf je 70 000 Einwohner soll 1 Abgeordneter entfallen.

× ×

Kurze Chronik Die belgischen Kammerwahlen am 2. Juni endeten wider Erwarten mit einem unbestrittenen Sieg Broquevilles und der katholischen Partei, deren Mehrheit von 6 auf mindestens 16 Stimmen anwuchs. Ein außerordentlicher sozialistischer Parteitag, Ende Juni in Brüssel, rict vorläufig von dem vielseits geforderten Generalstreik ab, nahm jedoch nach dem Wiederzusammentritt der Kammern im November die schärfste Massenunterstützung der parlamentarischen Aktion in Aussicht. × Für Österreich-Ungarn ist das neue Wehrgesetz zur Annahme gelangt, das etwa der deutschen Caprivischen Heeresreform von 1893 entspricht. Nur ist die 2jährige Dienstzeit noch unbestimmter und eingeschränkter vorgesehen: Kavallerie und reitende Artillerie behalten 3 Jahre Dienstzeit, die Marine (jährlich kommen 6000 Mann zur Marine) 4 Jahre, für die übrigen Truppen gelten »im allgemeinen« 2 Jahre, doch können selbst diejenigen Soldaten, die nicht Unteroffiziere werden, auf ein 3. Jahr zurückbehalten werden. Ähnlich wie unter Caprivi sollen jährlich statt 153 000 Rekruten 215 500 ausgehoben werden. × Vor ihrem letzten Auseinandergehen und angesichts der Neuwahlen bewilligte die russische Duma am 19. Juni mit 228 gegen 71 Stimmen 502 Millionen Rubel für ein umfassendes, auf die Jahre 1912 bis 1917 berechnetes Flottenbauprogramm, neben dem die bisherigen *normalen* Marineausgaben fortlaufen, so daß die Gesamtausgabe zu Flottenzwecken für 1912 bis 1917 auf 1285 Millionen Rubel angegeben wird.

× ×

Literatur In raschem Fortschreiten nähert sich das außerordentlich reichhaltige und gut disponierte *Handbuch der Politik* /Berlin, Rothschild/ seinem Abschluß. Die letzten Lieferungen behandeln besonders die Wirtschafts- und Sozialpolitik: Wölbling den Tarifvertrag, Stier-Somlo die Sozialversicherung, von Schanz die Arbeitslosenversicherung, Ad. Günther Streik, Aussperrung und Boykott sowie die Organisationen von Arbeitern und Arbeitgebern, Liefmann die Kartelle, Rießer und Breit Banken und Börse, Joh. Fuchs die geschichtlichen Grundlagen der deutschen Wirtschaftspolitik usw. × Ein sehr interessantes Buch der Erinnerungen und Begegnungen veröffentlicht der bekannte Wiener Publizist Siegmund Münz unter dem Titel *Von Bismarck bis Bülow* /Berlin, Stilke/. Rottenburg und Bötticher verdankt Münz viele Mitteilungen, die auf Bismarcks Entlassungsgeschichte, auf das Werden und die Absichten seiner *Sozialreform* manches neue Licht werfen. Die Unterredungen und Plaudereien mit Bülow in Norderney und Venedig lassen viele feine Züge in Bülows Charakter und Geistesleben günstig hervortreten. × Das *Handbuch für Heer und Flotte* /Berlin, Bong/ setzt in seiner 45. bis 47. Lieferung, unter Beigabe eines umfassenden Kartenmaterials, die Geschichte der Kriege von den französischen Revolutionskämpfen und den ersten Napoléonischen Waffentaten bis zum chinesisch-japanischen Krieg von 1894-1895 fort. × Der politischen Orientierung, namentlich der jungen Leute vor Eintritt der Wahlmündigkeit, soll ein 385 Seiten starkes Buch *Der deutsche Staatsbürger*, herausgegeben von Arthur Schröter /Leipzig, Poeschel/ dienen, dessen einzelne Abschnitte von Fachleuten, zum Teil verschiedener Richtung, bearbeitet sind. Ein Personen- und Sachregister erleichtert die Benutzung des Werkes, das aber, wie der Herausgeber im Vorwort betont, »nicht in erster Linie ein Nachschlagebuch sein« sondern »gelesen werden« und »anregen« will, und das als ein erster Versuch auf dem neuen Gebiet der staatsbürgerlichen Erziehung anzuerkennen ist. × Auf Grund amtlicher Materialien hat Cl. von Stumpf-Brentano die neueste Reichstagswahlkarte des Deutschen Reichs bearbeitet /Frankfurt, Ravenstein/. Ein klares Kolorit läßt die Parteien erkennen, denen die (zum erstenmal genau gegen einander abgegrenzten) Wahlkreise gehören.

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Deutsche Konsumvereinszentrale Dem vom Generalsekretär Heinrich Kaufmann als Beilage zur *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* gegebenen

Bericht über die Entwickelung des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* im Jahr 1911 sind folgende Einzelheiten zu entnehmen:

Art der Organisation	Jahr	Anzahl	Anzahl der berichtenden Vereine	Anzahl der Mitglieder	Umsatz in Mark	Eigenproduktion in Mark	Reinüberschuß in Mark
Konsumvereine	1910	1109	1103	1 171 763	334 387 245	53 716 905	20 209 854 [1]
	1911	1142	1134	1 313 422	385 402 112	62 891 990	21 979 675 [2]
Arbeits- und andere Genossenschaften	1910	40	38	8 918	8 236 668	8 236 668	254 022
	1911	39	39	10 590	8 786 479	8 786 479	244 268
Großeinkaufsgesellschaft	1910	1	1	675	88 669 649	2 896 732	1 015 757
	1911	1	1	706	109 605 469	7 556 513	1 108 779
Verlagsanstalt des *Zentralverbandes*	1910	1	1	4	1 573 140	1 211 616	115 666
	1911	1	1	4	2 217 227	1 755 440	98 024
insgesamt	1910	1151	1143	1 181 360	432 866 402	66 061 921	21 595 299
	1911	1183	1175	1 324 722	506 011 287	80 990 422	23 430 746

[1]) unter Hinzurechnung des festen und des Lieferantenrabatts von 28 292 276 Mark
[2]) „ „ „ „ „ „ „ „ „ „ 32 240 524 „

Die bedeutendste Gruppe im *Zentralverband* ist selbstverständlich die der Konsumvereine. Ihr Gesamtumsatz in Höhe von 385 402 112 Mark setzt sich aus einem Umsatz von 355 503 974 Mark im eigenen und 29 898 138 Mark im Lieferantengeschäft zusammen. Zu dem erzielten Reingewinn sind noch die Summen zu rechnen, die den Vereinen von den im Lieferantenverhältnis stehenden Kaufleuten, und die von ihnen selbst aus steuertechnischen Gründen den Mitgliedern als fester Rabatt gewährt werden. Der Reingewinn erhöht sich dann, wie aus der Anmerkung ersichtlich. Eine höchst erfreuliche Steigerung hat die Eigenproduktion erfahren. Sie stieg von 16,5 % des Gesamtumsatzes im eigenen Geschäft im Jahr 1910 auf 17,7 % im Berichtsjahr und betrug pro Mitglied durchschnittlich 47 (46) Mark. Die Zahl der in den Produktivbetrieben beschäftigten Personen war 3176, wozu 15 897 in der Warenverteilung tätige kommen. Der Grundbesitz der Konsumvereine stand mit 65 565 000 Mark gegen 59 029 654 Mark im Vorjahr zu Buch.

Die zweite Gruppe der Arbeits- und anderen Genossenschaften besteht aus 21 eigentlichen Produktivgenossenschaften (Druckereien, Bäckereien, Schneidereien, Zuckerwarenfabriken usw.), 8 Konsumentenproduktivgenossenschaften, das heißt Organisationen von Konsumenten zum alleinigen Betrieb eines Produktivunternehmens, darunter 6 Bäckereien und 2 Druckereien, 3 Bau- und Wohngenossenschaften und endlich 7 Vereinshäusern. Diese Genossenschaften beschäftigten zusammen 1187 Personen, darunter 549 Nichtmitglieder. Von dem erzielten Überschuß in Höhe von 244 268 Mark wurden 21 858 Mark als Kapitaldividende, 5491 Mark als Rückvergütung an die Bezieher der Waren und 18 927 Mark als Gewinnanteil an die Arbeiter verteilt, 88 866 Mark dem Reservefonds und 33 425 Mark gemeinnützigen Zwecken überwiesen.

Die dem *Zentralverband deutscher Konsumvereine* als selbständiges Unternehmen angeschlossene Verlagsanstalt hat im Berichtsjahr ihren Umsatz und ihre Eigenproduktion nicht unwesentlich vergrößert. In der eigenen Druckerei der Anstalt wurden am Jahresschluß die *Konsumgenossenschaftliche Rundschau* in einer Auflage von 11 000 Exemplaren und das *Konsumgenossenschaftliche Volksblatt* in einer solchen von 357 000 Exemplaren hergestellt; außerdem erscheinen hier auch die vom Verband herausgegebenen Broschüren und Flugblätter. Die Papierwarenfabrik hat ihren Umsatz von 1,4 auf 1,9 Millionen Mark erhöht; der Prämienumsatz der von der Anstalt betriebenen Versicherungsabteilung für die Konsumvereine erhöhte sich von 171 000 Mark im Vorjahr auf 324 000. Alles in allem gibt der vorliegende Jahresbericht des *Zentralverbandes* ein glänzendes Zeugnis für die Entwickelung des deutschen Konsumgenossenschaftswesens.

× ×

Deutscher Genossenschaftstag 1912

Unsere Genossenschaftstage nähern sich in ihrer äußeren Gestaltung immer mehr den englischen: eine Riesenzahl von

Delegierten, denen eine Reihe sorgfältig vorbereiteter Referate und Vorschläge vorgelegt wird, die dann von dem Kongreß meist einstimmig akzeptiert werden. Der vom 17. bis zum 19. Juni in den Berliner *Concordiafestsälen* abgehaltene 9. ordentliche Genossenschaftstag des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* war von über 1000 Delegierten und einer großen Zahl von Gästen besucht. Daß eine solche Versammlung als Demonstration einen gewaltigen Eindruck macht, ist selbstverständlich. Auf der andern Seite kann freilich von einem wirklich debattierfähigem Körper keine Rede mehr sein: ein Übelstand, der übrigens durch eine vom Kongreß selbst beschlossene Neuorganisation des Verbandes behoben werden soll.

Eröffnet wurde der Kongreß am Abend des 17. Juni durch den 2. Vorsitzenden des *Zentralverbandes* Barth-München, der an Stelle des erkrankten 1. Vorsitzenden Radestock-Dresden die Verhandlungen leitete. Er teilte unter anderm mit, daß von den eingeladenen staatlichen Behörden einige überhaupt nicht geantwortet, die anderen ihr Nichtvertretensein mit Zeitmangel entschuldigt hätten. Nachdem der Vertreter der Berliner Konsumgenossenschaft den Genossenschaftstag herzlich willkommen geheißen hatte, erhielten die auswärtigen Delegierten zu ihren teilweise in fremder Sprache gehaltenen und dann übersetzten Ansprachen das Wort. Es waren diesmal Delegierte aus England, Frankreich, Österreich, der Schweiz, Rußland, Italien, Dänemark, Schweden und Finnland erschienen. Den besondern Beifall des Genossenschaftstags erhielten die Ausführungen des österreichischen Delegierten Dr. Renner. Der namens der deutschen Gewerkschaften sprechende Abgeordnete Bauer betonte in seiner sehr sympathisch aufgenommenen Rede besonders stark die gemeinsamen Ziele und das daraus sich ergebende Zusammenarbeiten der beiden mächtigen Organisationen.

Die eigentlichen Verhandlungen wurden am 18. Juni durch den Bericht des Vorstands eingeleitet, der von Barth-München erstattet wurde. Er enthielt gegenüber dem gedruckten Bericht keine wesentlich neuen Tatsachen. Hierauf sprach der Generalsekretär Heinrich Kaufmann, der ebenfalls auf den schriftlichen Bericht hinwies und dann die wichtigen, den weitern Ausbau der Organisation des Verbandes bezweckenden Vorschläge des Vorstands und Ausschusses eingehend begründete. Es handelt sich dabei um folgende Punkte: Die Revisionsverbände sollen durch Anstellung eines zweiten Sekretariatsbeamten erweitert werden, wodurch eine intensivere Ausübung der Revisionstätigkeit ermöglicht werden wird. Die Verbandsrevisoren sollen eine Körperschaft bilden, die nach Bedarf zusammentritt, um ihre Erfahrungen auszutauschen. Die Deckung der Unkosten soll durch Zuschüsse der Bankabteilung der Großeinkaufsgesellschaft geschehen. Ferner sollen die Revisionsverbände ihre Verfassung dahin abändern, daß sie zwischen den Vorstand und den Verbandstag eine aufsichtsführende Körperschaft einsetzen, die den Verbandsvorstand und das Sekretariat in ihrer organisatorischen und propagandistischen Tätigkeit nach Möglichkeit zu unterstützen hat. Der bedeutungsvollste Vorschlag betrifft die Einschiebung eines Zwischengliedes im Zentralverband zwischen Leitung und Genossenschaftstag, das bei der wachsenden Verhandlungsunfähigkeit dieser riesigen Körperschaft wichtige Fragen vorberaten und über weniger wichtige selbständig beschließen soll. Dieser Generalrat soll aus den Vorstandsmitgliedern, Aufsichtsratsmitgliedern und Sekretären der Revisionsverbände, den Geschäftsführern und Aufsichtsratsmitgliedern der Großeinkaufsgesellschaft bestehen. Weiter wird vorgeschlagen, daß der bisherige Ausschuß des *Zentralverbandes* die Funktionen eines Aufsichtsrats übernimmt. Das Sekretariat hört auf ein selbständiges Organ des Verbandes zu sein; die Funktionen des Generalsekretärs gehen auf den Verbandsvorstand über. Dieser Vorstand soll in Zukunft aus 3 hauptberuflich und 4 ehrenamtlich tätigen Personen bestehen, von denen die ersteren die laufenden Geschäfte führen, die letzteren zu wichtigen Beschlußfassungen hinzugezogen werden. Endlich soll noch die juristische Form der Verlagsanstalt geändert werden; aus einer offenen Handelsgesellschaft soll sie in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung, mit einem Stammkapital von 1 bis 2 Millionen Mark übergeführt werden. Der Vorstand des *Zentralverbandes* bildet die Geschäftsführung, der Ausschuß den Aufsichtsrat der Verlagsanstalt. Zuletzt beantragte der Referent noch Vorstand und Ausschuß des *Zentralverbandes* mit der Ausarbeitung der hierdurch nötig werdenden neuen Satzungen des *Zentralverbandes* und des Gesellschaftsvertrages der Verlagsanstalt zu betrauen sowie Ende des Jahres einen außerordentlichen

Genossenschaftstag zur Beschlußfassung über diese Punkte einzuberufen. In der Diskussion wendeten sich einige Redner gegen diese Umwandlung der Verlagsanstalt. Es wurde unter anderm vorgeschlagen die Verlagsanstalt mit der Großeinkaufsgesellschaft zu verschmelzen; auch wurde die Höhe des Gesellschaftskapitals bemängelt und betont, daß die Konsumvereine doch gezwungen seien ihre örtlichen Druckereien zu unterstützen. Bei der Abstimmung zeigte es sich jedoch, daß der Genossenschaftstag fast einstimmig die ihm von der Leitung vorgelegten Anträge billigte.

A. von Elm berichtete sodann über die Errichtung der voriges Jahr bereits auf dem letzten Genossenschaftstag in Leipzig im Prinzip beschlossenen gewerkschaftlich-genossenschaftlichen Versicherungsgesellschaft, die den Namen *Volksfürsorge* tragen wird. Er beleuchtete noch einmal mit einem reichen Zahlenmaterial die Ausbeutung, der das versicherte Publikum durch die großen Versicherungsgesellschaften besonders durch den Verfall der Prämien ausgesetzt ist. Die *Volksfürsorge* ist demgegenüber auf einer Grundlage aufgebaut, die zwar der Form nach eine kapitalistische, die der Aktiengesellschaft ist, die aber dem Wesen nach durchaus demokratisch ist, und bei der den Versicherten kein Pfennig des eingezahlten Kapitals verloren gehen kann. Die Zeichnung des Grundkapitals von 1 Million Mark ist gesichert; die eine Hälfte wird durch die Gewerkschaften, die andere durch die Genossenschaften aufgebracht. Die Vorarbeiten zur Gründung sind abgeschlossen, und der Referent hofft, daß die Wirksamkeit der *Volksfürsorge* am 1. Januar 1913 beginnen wird. Bauer-Berlin wies noch darauf hin, daß im Rheinland die Regierung versucht habe die Krankenkassen gegen die Versicherung mobil zu machen.

Hierauf berichtete noch Schmidtchen über das neue Musterstatut für Konsumvereine, das nach kurzer Debatte angenommen wurde.

Der nächste Verhandlungstag brachte zunächst ein Referat Dr. Müllers-Hamburg über die volkswirtschaftliche Bedeutung des Kleinhandels. Der Referent wies auf den Mangel eines brauchbaren wissenschaftlichen Materials über die Lage des Kleinhandels hin, einen Mangel, dem vielleicht durch die in Aussicht stehende Erhebung des *Vereins für Sozialpolitik* über die Preisgestaltung, zum Teil wenigstens, abgeholfen werden wird. Nachdem er die Notwendigkeit des Bestehens des Handels in einer arbeitsteilig gegliederten, noch nicht genossenschaftlich organisierten Gesellschaft anerkannt hatte, ging er dazu über nachzuweisen, in welch erheblichem Maß der Handel das ihm zustehende Recht überschritten habe. So hatte sich 1907 gegen 1883 die Zahl der Handelsbetriebe um 76 %, die der darin beschäftigten Personen sogar um 146 % vermehrt, bei einer Bevölkerungsvermehrung von nur 46 %. Heute müssen je 34 Familien ein Lebensmittelgeschäft erhalten. Müller zeigte sodann, wie der Konsumverein in der Lage ist die hierdurch erzeugte wirtschaftliche Schädigung und Ausbeutung der großen Konsumentenmassen zu beseitigen, indem er an Stelle der kapitalistischen Betriebsform die sozialistische setze. Er betonte dann noch, daß neben der Genossenschaftsbewegung andere Organisationen mit anderen Methoden für die Erreichung des gleichen Zieles kämpfen, wodurch sich unsere Siegesgewißheit erhöhe. Wir halten es für notwendig diese Tatsache hier ausdrücklich zu konstatieren, da der *Vorwärts* in einem dem Genossenschaftstag gewidmeten Nachwort, im Widerspruch zu seiner eigenen ganz korrekten Berichterstattung, den Versuch macht dem Referenten die Meinung zu unterstellen, daß die Genossenschaftsbewegung »allein« den Kapitalismus besiegen könne. Solche »Illusionäre« gibt es glücklicherweise in der Genossenschaftsbewegung nicht, während allerdings auf der andern Seite die entgegengesetzte Illusion, daß das Kapital allein auf politischem Weg überwunden werden könne, in manchen Parteikreisen noch gar nicht so lange überwunden ist.

Sodann erstattete der Sekretär der Fortbildungskommission Rupprecht den Bericht über diese erst seit kurzem bestehende Organisation. Die Kurse haben gut gewirkt; doch hatte es sich gezeigt, daß es wünschenswert wäre sie von 4 auf 8 Wochen zu verlängern. Um das ganze Land zu bearbeiten, wären etwa 17 Kurse notwendig, deren Abhaltung 4 Jahre erfordern dürfte. Von den 8000 bis 11 000 Mark betragenden Kosten der bisher abgehaltenen Kurse haben die Schüler die Hälfte getragen. Für die Zukunft wäre eine stärkere Dotierung des Bildungsfonds notwendig.

Von der Unterstützungskasse des *Zentralverbandes* teilte Kaufmann mit, daß der Kasse jetzt 208 Vereine mit 5883 Mitgliedern angehören. Die 1000

noch nicht angeschlossenen Vereine sind durchweg solche von geringerem Umfang. Das jetzige Vermögen der Kasse beträgt 2,1 Millionen Mark. Eine Unterstellung der Kasse unter das neue Angestelltengesetz empfiehlt sich aus verschiedenen Gründen nicht; die unter dieses Gesetz fallenden Mitglieder sollen mit halbem Gehalt weiter versichert werden. Über diese und andere Fragen wird die Generalversammlung der Kasse im September in Magdeburg entscheiden.

Rieger-Hamburg erstattete den Bericht des Tarifamts. Er teilte mit, daß das Amt im letzten Jahr für 78 Orte Erhöhungen des Grundlohns vorgenommen hat, zu denen vom 1. Oktober 1913 ab weitere 20 Orte treten. Er begründete sodann einen Antrag des Vorstands und Aufsichtsrats, durch den der Genossenschaftstag sich im Prinzip damit einverstanden erklärt, daß die von den einzelnen Konsumgenossenschaften oder größeren Organisationen mit vorläufig noch nicht dem Tarifamt angeschlossenen Gewerkschaften vereinbarten Tarifverträge der Rechtsprechung des Tarifamts unterstellt werden sollen, unter der Bedingung, daß beide Teile erklären sich den Entscheidungen des Tarifamts zu fügen. Der Antrag wurde angenommen. Zu Mitgliedern des Tarifamts wurden einstimmig Rieger, von Elm, Postelt und Lorenz, zu deren Stellvertretern Berger und Everling, sämtlich in Hamburg, gewählt.

Namens des Ausschusses beantragte von Elm Entlastung des Vorstandes und machte Vorschläge für die Überweisung der von der Großeinkaufsgesellschaft für allgemein genossenschaftliche Zwecke zur Verfügung gestellten 15 000 Mark an die einzelnen Revisionsverbände. Der Genossenschaftstag beschloß dementsprechend. Bei den Wahlen wurden das ausscheidende Vorstandsmitglied Barth-München, sowie die Aufsichtsratsmitglieder von Elm, Staudinger und Pobbig einstimmig wiedergewählt. Der nächste Genossenschaftstag wird voraussichtlich in Dresden stattfinden.

An Vergnügungen wurde den Delegierten ein schön verlaufenes Fest in der Lichtenberger Zentrale der *Konsumgenossenschaft Berlin und Umgegend,* bei der sie Gelegenheit hatten die mustergültigen Anlagen dieses Vereins zu besichtigen sowie ein Dampferausflug nach dem Müggelsee geboten. Auch der Berliner Genossenschaftstag darf für sich in Anspruch nehmen die Bewegung wieder um ein gut Teil vorwärts gebracht zu haben.

× ×

Deutsche Großeinkaufsgesellschaft Dem Verbandstag folgte am 20. Juni die Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft. Der Geschäftsbericht, dessen Zahlen hier bereits wiedergegeben wurden (in diesem Band, pag. 689 ff.), wurde von den beiden Geschäftsführern Scherling und Lorenz erstattet. Er wurde ohne Debatte entgegengenommen und der Geschäftsführung Entlastung erteilt. Ebenso wurde die Jahresrechnung genehmigt. Der Reingewinn von 1 108 779 Mark wurde entsprechend dem Vorschlag von Vorstand und Aufsichtsrat verteilt. Die Reserven werden dadurch um über 400 000 Mark gestärkt.

Seifert und Lorenz-Hamburg begründeten einen Antrag der Verwaltung der Gesellschaft ihr 10 bis 12 Millionen Mark für die Errichtung neuer und Erweiterung bestehender Produktionsbetriebe und Lager zu bewilligen. Es handelt sich um die Errichtung einer neuen Seifenfabrik in Neuß bei Köln, einer Teigwarenfabrik, eines Neubaus der Zigarrenfabrik in Hamburg, eines neuen Lagers in Breslau und den Ausbau der Zigarrenfabriken in Hockenheim und Frankenberg in Sachsen, des Lagers in Erfurt und der Seifenfabrik in Gröba-Riesa. Die Generalversammlung stimmte ohne Diskussion dem Vorschlag zu, durch den der in ein etwas langsames Tempo gekommene Ausbau der Eigenproduktion der Gesellschaft eine starke Beschleunigung erfahren wird. Die ausscheidenden Aufsichtsratsmitglieder Aßmann-Braunschweig, Bästlein-Heinrichs, Braun-Gmünd, Fischer-München, Kaufmann-Hamburg und Klötzel-Nürnberg wurden wieder-, Banse-Köln neugewählt.

× ×

Ausstellung Zum erstenmal haben die deutschen Konsumgenossenschaften durch eine Ausstellung der Welt gezeigt, was sie praktisch leisten können. Die mit früheren Genossenschaftstagen verbundenen Warenausstellungen waren meist nur von Privatfirmen beschickt und vertraten deren Interesse, und auch die auf dem vorigen Genossenschaftstag veranstaltete Ausstellung, an der hauptsächlich Genossenschaften beteiligt waren, trug mehr ein internes Gepräge. Diesmal war die Öffentlichkeit geladen, die leider lange nicht in genügendem Maß von dieser Aufforderung Gebrauch machte.

Als Ausstellungsgebäude war die große frühere Markt-, jetzige Konzerthalle *Clou* benutzt worden, die von den Ausstellungsgegenständen der Konsumvereine vollständig gefüllt wurde. Größe, Entwickelung und Leistungsfähigkeit der deutschen Konsumvereine wurden hier lebendig vor Augen geführt, einmal durch graphische Darstellungen sodann durch Photographieen und plastische Darstellungen und endlich an der Hand der mannigfaltigen Erzeugnisse der deutschen Genossenschaftsbewegung. Eine ganze Abteilung des Saales gehörte der Großeinkaufsgesellschaft, die neben der imponierenden Fülle ihrer sonstigen Ausstellungsobjekte zugleich eine Darstellung ihrer Seifenfabrikation *in praxi* gab. Sehr schöne Modelle ihrer Betriebe hatten die Berliner, die Hamburger und die Mainzer Konsumgenossenschaft ausgestellt. Aufsehen erregte ein von der letztgenannten Genossenschaft aufgeführter Turm, der die Größe ihrer täglichen Brödchenproduktion veranschaulichte. Erzeugnisse der Eigenproduktion hatten außer der Großeinkaufsgesellschaft vor allem eine Anzahl Produktivgenossenschaften der Möbel-, Schneider-, Schuhwaren-, Korbwaren-, Zuckerbäckereibranche und andere ausgestellt. Die einzigen privaten Aussteller waren zwei Firmen für die Herstellung von Backöfen und sonstigen Maschinen zur Brotbereitung. Man konnte hier den appetitlichen Prozeß verfolgen, durch den heute allgemein in den Konsumvereinen das tägliche Brot erzeugt wird. Als abschreckendes Beispiel war daneben eine alte Berliner Kellerbäckerei aufgeführt, die nur so von echtem Schmutz strotzte.

Die Ausstellung wird sowohl den sie besuchenden Genossenschaftern reiche Anregungen gegeben haben, wie sie hoffentlich auch dazu beigetragen hat die Öffentlichkeit, insbesondere Behörden und Sozialpolitiker, über die Bedeutung der Konsumgenossenschaftsbewegung für die Volksgesundheit und Volkswohlfahrt aufzuklären.

× ×

KurzeChronik Am 21. und 22. Mai fand in Baden-Baden der 3. internationale Bundestag der landwirtschaftlichen Genossenschaften statt. Auf der Tagesordnung standen unter anderm das genossenschaftliche Unterrichtswesen, die Bedeutung der Pachtgenossenschaften in der Landwirtschaft, die Versorgung des platten Landes mit Elektrizität unter genossenschaftlicher Mitwirkung und die Entschuldung des Landbesitzes durch Mithilfe der Genossenschaften. Der deutsche landwirtschaftliche Genossenschaftstag wird vom 11. bis zum 13. Juli in Dresden abgehalten werden. × Die englische Großeinkaufsgesellschaft hatte im letzten Jahr einen Warenverkehr mit anderen Ländern in Gesamthöhe von 340 000 Mark. Davon entfielen auf Belgien 60 000 Mark, auf Kanada 54 600, auf Italien 48 440, auf die Schweiz 48 240, auf Frankreich 34 020, auf Südafrika 22 800, auf Deutschland 17 560 Mark. × Präsident Taft hatte vor einiger Zeit alle Konsulate der Vereinigten Staaten beauftragt über das Genossenschaftswesen und die Unterhaltungskosten in den verschiedenen europäischen Ländern Erhebungen anzustellen. Die Berichte, die sich im allgemeinen sehr günstig über das Genossenschaftswesen aussprechen, wurden von Taft dem Kongreß vorgelegt.

WISSENSCHAFT

Sozialwissenschaften / Conrad Schmidt

Teleologische Betrachtungsweise *Der Zweck in der Volkswirtschaft* benennt sich ein starker, in der nationalökonomischen Fachpresse vielfach besprochener Band von Rudolf Stolzmann /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/, der, wie es im Nebentitel heißt, den *Versuch einer sozialorganischen Begründung der Volkswirtschaftslehre* darstellen soll. Nach dem Titel müßte man eine Untersuchung über die leitenden Gesichtspunkte und Methoden der ökonomischen Theorie erwarten, die auch nach Stolzmann ihren eigentlichen Gegenstand in dem modernen volkswirtschaftlichen Gesamtprozeß hat, und eine Untersuchung über die Bedeutung, die einer teleologisch-organischen Betrachtungsweise, die auf den Zusammenhang der funktionell notwendigen Bestimmungen dieses Prozesses gerichtet ist, für die Aufgaben einer solchen Theorie zukommt. Indessen ist der Ertrag in dieser Hinsicht äußerst mager. Statt eines methodisch systematischen Eindringens in den Kern der Sache, statt eines Nachweises, wie eine derartige Betrachtungsweise die Unzulänglichkeiten und Widersprüche, in denen sich die Theorie bisher verstrickt hatte, etwa überwinden könne, erhält man eine sich nach allen möglichen Richtungen zersplitternde, durch endlose Wiederholungen ermüdende Polemik, die sich,

wie die Polemik gegen Marx, vielfach in monströse Mißdeutungen verläuft und, wo sie recht behält, über Selbstverständlichkeiten kaum hinauskommt.

Die Unfruchtbarkeit und Verwirrung wird noch dadurch gesteigert, daß Stolzmann die organisch-teleologische Betrachtung, die den Prozeß im Hinblick auf die in ihm grundlegend charakterisierenden Zweckbeziehungen untersucht, mit der Hervorkehrung allerhand *ethischer* Erklärungsgründe kritiklos konfundiert. Daß in das wirtschaftliche Handeln der Agenten dieses Prozesses mancherlei Rücksichten auf eingebürgerte Sitte und Sittlichkeit mit hineinspielen, wird sich schwerlich bestreiten lassen. Es mag auch Fälle geben, wo diese Einwirkungen sich derart summieren, daß dadurch gewisse Tendenzen des Marktverkehrs, die theoretisch aus dem Wesen der modernen Volkswirtschaft bei Unterstellung eines rein vom Eigennutz geleiteten Verhaltens der Agenten folgen, irgend welchen Modifikationen unterliegen. Aber was hat das mit der Methodenfrage der ökonomischen Theorie, was mit »sozialorganischer Betrachtung«, sofern man wie Herr Stolzmann für diese im Prinzip ein deduktiv-systematisches Vorgehen verlangt, zu tun? Um überhaupt zu kontrollieren, ob und inwieweit in diesem wirklichen Prozeß Modifikationen solcher Art eine Rolle spielen, muß selbstverständlich doch zuerst das Grundschema, das dadurch etwa modifiziert wird: die unabhängig von allen *ethischen* Momenten verständliche Struktur und Selbsterhaltungsweise des Prozesses bei Unterstellung freier Konkurrenz, entwickelt und begriffen sein. Hierzu, um diese Einsicht zu erlangen, bedarf es einer Theorie. Erst wenn man durch sie, durch ihr abstrahierendes, isolierendes und deduktives Verfahren einen vereinfachenden Grundriß des allgemeinsten Gesamtzusammenhangs jenes modernen Wirtschaftsprozesses gewonnen hat, kann man die Einwirkung modifizierender Umstände, zum Beispiel die Einwirkung einer partiellen Ausschaltung der freien Konkurrenz durch die Kartelle oder unter anderm auch die Einwirkung von sogenannten *ethischen Momenten* im Rahmen dieses so gewonnenen Grundrisses mit in Rechnung stellen. Wird das übersehen, macht man den Klassikern der bürgerlichen Ökonomie und Marx den Vorwurf, daß sie die Aktion der wirtschaftlichen Funktionäre in der kapitalistischen Volkswirtschaft, einheitlich aus dem wirtschaftlichen Eigeninteresse ohne abschweifende psychologische Betrachtung zu verstehen suchen, so zeigt sich darin nur das Fehlen eines deutlichen Begriffs von dem, was ökonomische Theorie, der Natur der Sache nach, für unser Begreifenwollen der ökonomischen Zusammenhänge leisten soll und kann.

Wenn aber Stolzmann mit seiner ewig wiederkehrenden Betonung des *Ethischen* vielleicht nur sagen wollte, daß jenes wirtschaftliche Eigeninteresse, mit dem die Theorie moderner Volkswirtschaft als ausschlaggebendem psychologischen Agens operiert, kein unabänderlich naturgegebener Trieb sondern eine in der wissenschaftlichen Entwickelung erst allmählich herausgebildete Geistes- und Willensdisposition und in diesem Sinn ein die gegebene Durchschnittsmoral dieser Wirtschaft historisch charakterisierendes Moment sei, so würde er in zweideutig schillernden Worten ja nur die Auffassung, die Marx in seinen Bemerkungen über Genesis und Wesen kapitalistischen Geistes so klar und treffend ausgeführt hat, umschreiben. Es wäre dann erst recht nicht abzusehen, was er gegen eine Theorie, die die Tendenzen jenes spezifisch ausgeprägten Erwerbstriebs unter dem Titel *Eigeninteresse* zusammenfaßt und als Prinzip für die Erklärung nutzt, einzuwenden hat.

Stolzmann erklärt programmatisch: »Die Wirtschaftstheorie behandelt den selben Stoff, den die Wirtschaftsgeschichte in seiner genetischen Entstehung betrachtet, systematisch. . . . Die logische Erklärung fällt mit der genetischen nicht zusammen. . . . Hat die historische Methode die Volkswirtschaft in ihrer genetischen Entwickelung vorzuführen, so hat unsere Methode das heutige Wirtschaftssystem der Kulturvölker in ihrer typisch systematischen Zuständlichkeit als fertig gegebenes organisches Gebilde in seiner eigenartigen funktionellen Gliederung zum Verständnis zu bringen.« Auch erkennt er mitten unter allerhand Entgleisungen seiner Marxkritik an, daß gerade Marx in seiner überall den spezifisch historischen Charakter der modernen Volkswirtschaft hervorkehrenden Untersuchung sich dieser Art wissenschaftlichen Verfahrens am meisten nähert. Nur habe er dabei die fundamentale Inkonsequenz begangen, daß er zur Basis seiner theoretischen Erklärung eine unbewiesene und unbeweisbare, dem historisch-relativistischen Charakter seiner sonstigen Denkart im Grund zuwiderlaufende These angenommen habe: die These, daß in einer Gesellschaft von entwickelter Warenproduktion, welche

Züge sie im übrigen trage, das Austauschverhältnis der Waren durch ihren Arbeits*wert*, das Quantum der zu ihrer Produktion gesellschaftlich notwendigen Arbeitszeit bestimmt sein müsse. Angenommen auch, es ließen sich wirtschaftliche Verhältnisse konstruieren, unter denen das interessierte Verhalten der für den Austausch Produzierenden bei freier Konkurrenz der Tendenz nach zu einer solchen Regelung der Austauschverhältnisse führt, so sei damit natürlich keineswegs erwiesen, daß unter den besonderen Produktions- und sonstigen Verhältnissen, die den modernen wirtschaftlichen Prozeß spezifisch charakterisieren, die gleiche Regulierungsweise der Austauschverhältnisse oder Preise notwendig sei. Eine sozialorganische Betrachtung, die aus dem Einblick in die spezifische Struktur und die damit gegebenen funktionell notwendigen Bestimmungen der modernen Prozesse den ganzen Modus seines Geregeltseins (also auch das Geregeltsein der Warenpreise in ihm) begreifen will, schließt vielmehr (darin ist Stolzmann beizupflichten) die aprioristische Hypostasierung eines solchen Arbeitswertgesetzes im Prinzip aus. Es geht nicht an bei der Nachforschung nach den funktionell notwendigen Bestimmungen dieses Prozesses ein Gesetz, von dem man im voraus unmöglich wissen kann, ob es in diesem Prozeß ein wirkliches Gesetz, eine wirklich funktionell notwendige Bestimmung ist, zum Leitfaden der Deduktion zu machen. Und dieser Einwand wird dadurch bestätigt, daß Marx im Fortgang seiner auf jenes Wertgesetz fundierten theoretischen Entwickelung schließlich auf einen Punkt stößt, an dem sich die Unvereinbarkeit jenes angeblichen Gesetzes mit einer schlechthin evidenten funktionell notwendigen Bestimmung des Prozesses: nämlich mit der Tendenz zur Ausgleichung der Profitraten bei freier kapitalistischer Konkurrenz, unwiderlegbar herausstellt.

Die Marxkritik, zum Beispiel die Böhm-Bawerks, hat ja diese Diskrepanz zwischen dem *Wertgesetz* (dem Obersatz, den Marx in seiner Analyse als letztes, in sich gewisses Deduktionsprinzip benutzt) und den Resultaten, zu denen er am Ende seiner Analyse gelangt, schon lange dargelegt. Indessen kommt auch Stolzmann über das Negative einer solchen Kritik nicht hinaus. Auf die Frage, welcher Art von Analyse und Deduktion sich die von ihm verlangte »sozialorganische Betrachtung des Prozesses« als eines in sich zusammenhängenden »Zweckgebildes« denn zu bedienen habe, wenn auf die Stütze des Arbeitsgesetzes verzichtet werden muß, bleibt er jedwede Antwort schuldig. Denn daß, wie er sagt, »der Wert nicht an dem rein ökonomischen Produktionseffekt eines noch so wichtigen Produktionsfaktors, der Arbeit, in dem Prozeß gemessen werde«, daß er vielmehr das »Richtmaß der Verteilung darstelle«, daß »Arbeitslohn und Kapitalgewinn als sozialnotwendige Abfindungen« aufzufassen seien: solche vagen und schiefen Allgemeinheiten helfen doch keinen Schritt vorwärts, geben nicht die geringste Vorstellung davon, wie die verlangte »sozialorganische Betrachtung« fruchtbar werden und mit ihren Mitteln eine grundlegende, systematisch-einheitlich durchgeführte Begriffsbestimmung des Prozesses liefern soll.

Ein positiver theoretischer Versuch nach dieser Richtung hätte, wie es auch Marx tut, mit der allerallgemeinsten Bestimmung des modernen Wirtschaftsprozesses, daß nämlich in ihm die Produktion durchgängig allgemein als Produktion für den Austausch, als Produktion von *Waren* betrieben wird, zu beginnen und zunächst zu fragen: welche näheren Bestimmungen des Prozesses ergeben sich aus dieser seiner allerallgemeinsten Bestimmung unter Gesichtspunkten teleologischer Betrachtung als funktionell notwendig? Ein Nachweis, daß das Marxsche *Wertgesetz* faktisch eine für jede Gesellschaft mit entwickelter Warenproduktion bei Unterstellung freier Konkurrenz funktionell notwendige Bestimmung darstelle, würde den Nachweis voraussetzen, daß das interessierte Verhalten der Warenproduzenten, die ihre für den Austausch produzierten Waren im Austauschverkehr für sich nutzbringend, so nutzbringend wie möglich, veräußern wollen, durch dieses im Wesen des Prozesses unabtrennbar begründete Zweckstreben eine dem Wertgesetz entsprechende Austauschregulierung der Regel und Tendenz nach allgemein notwendig durchsetzt und gelegentliche Abweichungen immer wieder korrigiert. Ein solcher Nachweis des Wertgesetzes als eine im Wesen jedes derartigen Prozesses und dem durch dieses Wesen determinierten Zweckhandeln der Agenten teleologisch begründeten Notwendigkeit ist jedoch *a priori* schlechterdings nicht zu erbringen. Wohl aber läßt sich in stringenter Weise und ohne Hypostasierung jenes Wertgesetzes zeigen, daß ein Prozeß, in dem die Produktion durch-

gängig oder auch nur in weiterm Umfang als Produktion für den Austausch getrieben wird, notwendigerweise zugleich ein Prozeß sein muß, in dem das gemeinsame Verhalten der Agenten einer der für den Austausch produzierten Güterarten die Rolle einer allgemein im Austauschverkehr als Gegengabe begehrten Güterart, das heißt Geldfunktion, aufprägt und damit der Produktion für den Austausch den Charakter einer Produktion von Waren für den Verkauf, den Waren aber den Charakter im Marktverkehr der Anbietenden und Nachfragenden jeweils preisbestimmter Waren verleiht. Diese Formbestimmtheit des Prozesses ist im Gegensatz zum Wertgesetz eine aus jener allerallgemeinsten Bestimmung des Prozesses wirklich direkt ableitbare Bestimmung, eine teleologische Notwendigkeit. Denn ein Austauschverkehr der für den Austausch Produzierenden und Aneignung des Produzierten nach Bedarfswahl, damit auch der ganze Prozeß selbst, wären ohne solche Formbestimmtheit offenbar unmöglich.

Weiter aber: Auf Grundlage dieser so deduzierten allgemeinsten Formbestimmtheit des Prozesses läßt sich dann, gleichfalls völlig unabhängig vom Wertgesetz, seine spezifische Formbestimmtheit fixieren. Man weiß: Er ist Prozeß, in dem die Veranstalter der Arbeitsprozesse, in denen die Produktion der jeweils preisbestimmten Waren sich vollzieht, die zu produzierenden Waren durch im Taglohn von ihnen gemietete kooperierende Arbeitskräfte nach jeweils bestimmten technischen Methoden (für die sie, die Veranstalter, die respektiven Produktionsmittel im Marktverkehr als jeweils preisbestimmte Waren kaufen und nach Verbrauch immer wieder von neuem kaufen müssen) produzieren lassen. Und es ergibt sich, daß ein Prozeß von dieser spezifischen Formbestimmtheit, welches immer die im Marktverkehr jeweils bestimmten Warenpreise, welches der Geldbetrag des durchschnittlichen Tagelohns, die durchschnittliche tägliche Arbeitszeit und der den Quotienten dieser beiden Größen bildende durchschnittliche Lohnsatz der Arbeit (Stundenlohn) seien, funktionell notwendig zugleich ein Prozeß sein muß, in dem die von den Lohnarbeitern technisch-normal (mit dem durchschnittlichen Arbeitsaufwand) produzierten Waren zu den jeweils im Marktverkehr bestimmten Preisen, der Regel und Tendenz nach, nutzbringend (für die den Lohn und die Produktionsmittelpreise zahlenden Veranstalter nutzbringend), das heißt mit Geldgewinn, veräußert werden können; daß ferner, welches immer die Warenpreise, Taglohn, tägliche Arbeitszeit und Lohnsatz seien, die Ausübung der Veranstalterfunktion in den verschiedenen Branchen bei freier Konkurrenz, der Regel- und Tendenz nach gleichmäßig lohnend sein muß; und daß, welches immer die Warenpreise, Tagelohn, tägliche Arbeitszeit und Lohnsatz seien, der durchschnittliche Tagelohn, der Regel und Tendenz nach, ausreichen muß, um zu den jeweils im Marktverkehr bestimmten Warenpreisen, die für den Lebensunterhalt und Fortpflanzung der Arbeiter notwendigen Unterhaltsmittel zu kaufen.

Es sind das allesamt nichts anderes als organisch-teleologische, im Wesen eines Prozesses von dieser spezifischen Formbestimmtheit unabtrennbar begründete Momente, durch deren Aufhebung die Möglichkeit eines Prozesses von jener spezifischen Formbestimmtheit selbst aufgehoben werden würde. Und diese Bestimmungen liefern, wie sich weiter zeigen ließe, dann zugleich auch eine sichere Handhabe, um in systematischem Fortgang den weitern Komplex notwendiger Bestimmungen, denen der Prozeß in dieser seiner spezifischen Formbestimmtheit unterliegt, ganz ohne Anleihe beim Marxschen Wertgesetz zu deduzieren. Es ergeben sich dabei Gesetze für das Verhältnis der Warenpreise zum Lohnsatz, nach denen die Waren produzierende Arbeit jeweils im Durchschnitt bezahlt wird, Gesetze, auf deren Grundlage dann zugleich die Frage, ob der Prozeß die Notwendigkeit einer dem Wertgesetz konformen oder einer prinzipiell davon abweichenden Preisregulierung in sich schließt, mit Sicherheit entschieden werden kann. Das Resultat der Untersuchung kann mit der Deduktion dann selbstverständlich auch nicht mehr in Widerspruch geraten, wie das der Marxschen Analyse passiert, die aus dem Wertgesetz deduziert und schließlich seine Geltung in dem zu untersuchenden Prozeß im Kern negieren muß, so aber dem ganzen Aufbau des Systems nachträglich das Fundament entzieht.

Will die Theorie sich von beweislosen Antizipationen und von Widersprüchen befreien, so kann sie ihre Untersuchung des Wesens der modernen Volkswirtschaft nicht anders als durch systematische Entwickelung der in der spezifischen Formbestimmtheit dieser Volkswirtschaft funktionell notwendig mit enthaltenen Bestimmungen durchführen, in-

dem sie unter teleologischen Gesichtspunkten auf das allgemeine Wesen und den Selbsterhaltungsmodus des Prozesses reflektierend die *Gesetze* des Prozesses als notwendige Momente seiner Selbsterhaltung darlegt, aber die Substituierung eines *Wertgesetzes*, das sich auf diesem Weg nicht beweisen läßt, als Leitfaden der Deduktion von vornherein grundsätzlich ablehnt. Das ist der Weg, auf den Stolzmanns Postulat einer »sozialorganischen« und zugleich systematisch deduktiven Theorie der modernen kapitalistischen Volkswirtschaft, wofern die Forderung mehr als leeres Wortetikett sein soll, der Sache nach, wenn auch vielleicht sehr gegen den Willen des Autors selbst, hinweist.

×

Dietzgen In 3 handlichen, hübsch ausgestatteten Bänden hat Eugen Dietzgen die Schriften seines Vaters, auf dessen Bedeutung die Begründer des modernen Sozialismus Marx und Engels so nachdrücklich hingewiesen haben, publiziert: Josef Dietzgens *Sämtliche Schriften* /Wiesbaden, *Verlag der Dietzgenschen Philosophie*/. Eine Skizze des Herausgebers entwirft in knappen Zügen ein Bild von dem wechselvollen Lebensgang und dem menschlich sympathischen Charakter des einfachen Gerbersohns, der, unbeirrt durch alle Schicksalsnöte, dem innern Trieb philosophischer Selbstverständigung folgte. Feuerbach und Karl Marx, dessen *Kapital* bald nach dem Erscheinen ein verständnisvoller Aufsatz Dietzgens als bahnbrechende, die Köpfe weit über das Gebiet der bloßen Ökonomie hinaus revolutionierende Geistestat begrüßte, haben vor allem befruchtend auf sein Denken eingewirkt. »Mich verfolgt«, schreibt er 1880, am Ausgang der vierziger Lebensjahre seinem Sohn, »seit früher Jugend ein logisches Problem: die letzten Fragen alles Wissens. Das sitzt mir wie ein Stein im Kopf . . ., mein Sinnen geht überall dahin den Kopf leer zu halten, damit ich dem Problem nachjagen kann. Seit den letzten Jahren bin ich gar übel daran, es steht mit mir auf und geht mit mir schlafen, und die leiblichen Sorgen gestatten mir doch keine Ruhe, um viel daran zu tun.« Er starb im Frühling 1888 in Chicago und liegt dort auf dem Friedhof neben den von der Chicagoer Klassenjustiz gemordeten Anarchisten, für die er in mutigem Gerechtigkeitssinn trotz aller Gegensätzlichkeit der politischen Überzeugungen eingetreten war. Der 1. Band enthält neben einigen kleineren Essays Dietzgens relativ bekanntestes, Ende der sechziger Jahre in Rußland geschriebenes Erstlingswerk *Das Wesen der menschlichen Kopfarbeit*, in dem das Wesentliche seiner Grundanschauungen über den durchgängigen Zusammenhang alles Seienden und die dadurch bedingte Relativität alles menschlichen Erkennens schon klar herausgebildet ist. Der 2. Band bringt die ungemein frischen, anschaulichen *Briefe über Logik*, die *Streifzüge eines Sozialisten in das Gebiet der Erkenntnistheorie* und das *Akquisit der Philosophie*, der 3. eine Nachlese von Briefen und Artikeln. Alles trägt das Gepräge einer ursprünglichen, von einer einheitlichen, selbsterarbeiteten Auffassungsart durchdrungenen Persönlichkeit. Auch wenn man in dem Standpunkt, den Dietzgen vertritt, nicht eine wirkliche Lösung letzter erkenntnistheoretischer Probleme sehen kann und gegen Übertreibungen, wie sie in dem hier früher besprochenen Dietzgenbuch des Amerikaners Untermann mitlaufen, protestieren muß, bleibt die Bekanntschaft mit dem Mann und seiner Denkart ein dauernder Gewinn. Er hat in seiner Art etwas Sokratisches.

×

KurzeChronik Der Verlag Werner Klinkhardt in Leipzig hat eine billige Volksausgabe des inhalt- und umfangreichen Buches des verstorbenen Gottlieb Schnapper-Arndt *Sozialstatistik. Vorlesungen über Bevölkerungstheorie, Wirtschafts- und Moralstatistik* veranstaltet. × Der österreichische Professor der Nationalökonomie Friedrich von Kleinwächter publiziert in Ergänzung zu seinem *Lehrbuch der Nationalökonomie* ein *Lehrbuch der Volkswirtschaftspolitik* /Leipzig, Hirschfeld/, das auf 250 Seiten in übersichtlicher Gruppierung die Hauptfragen der Agrar-, der Gewerbe-, sowie der Handels- und der Verkehrspolitik erörtert (siehe die Rubrik *Landwirtschaft*, in diesem Band, pag. 887-888).

×

Literatur In einer, an seine Artikel in der *Dresdener Volkszeitung* sich anschließenden, durchweg lichtvoll prägnanten Broschüre *Die großen Utopisten* /Berlin, *Vorwärts*/ skizziert Dr. Wilhelm Hausenstein die Leistungen Fouriers, Saint-Simons und Owens. × Von Robert von Pöhlmanns namentlich im 1. Band sehr interessantem Buch *Geschichte der sozialen Frage und des Sozialismus in der antiken Welt* /München, Beck/ ist eine

2., vermehrte Auflage erschienen. Fatal berührt dabei das mit der Objektivität historischer Darstellung kraß kontrastierende, neu hinzugefügte Vorwort, das in abstrusen Scharfmacherwendungen vor einer »verwilderten Ochlokratie« warnt, der die moderne Sozialdemokratie wie ihre antiken Vorläufer zustrebe.

Geschichte / Paul Kampffmeyer

Lassalle

Ferdinand Lassalle enthält scheinbar in seinem Wesen so viel Gegensätzliches, Widerspruchvolles, daß es leicht fällt ein wahrhaftes Schreckbild von seinem Charakter zu entwerfen. Auch der geistige Aufwand, den die Entdeckung der fremden, nicht auf Lassalles Boden erwachsenen Ideen erfordert, ist wahrhaft nicht groß. Dagegen ist es schwer all das Hohe und minder Hohe in Lassalle zu einer Charaktereinheit zu bringen, die fremden geistigen Momente im Denken des großen Agitators zu einer eigenartigen Welt- und Lebensanschauung zu verschmelzen. Das ist nun dem letzten namhaften Biographen Lassalles, H e r m a n n O n c k e n, in wahrhaft bewundernswerter Weise gelungen.

Das geistige Wesen Lassalles hat schon der alte Böckh am tiefsten mit dem Wort ergründet: »Lassalle der Denker u n d Kämpfer.« Alle Wissenschaft in Lassalle ist schaffendes, kämpfendes Wissen. Mit Recht hat Oncken den sozialistischen Agitator als den großen Geistesverwandten Fichtes dargestellt. Er prägt einmal über den Denker Lassalle das geistvolle Wort: »Der eigentliche Wert aller theoretischen Arbeit Lassalles liegt darin . . . ., daß sie politisch fortwirkende Tat ist.« Das Werk Hermann Onckens *Lassalle* /Stuttgart, Frommann/ gehört zu den wenigen wissenschaftlichen Werken, die man mehrmals lesen und aus denen man immer wieder neue Anregungen schöpfen kann. Nach der Lektüre des Onckenschen *Lassalle* schätzt man erst das Offene, Aufrichtige, Unverschleierte in seinem Wesen. Man versteht dann erst richtig das hohe Lassallesche Selbstbewußtsein, in dem sich viele objektive Ideen behaupteten und in ihm und mit ihm nach Verkörperung rangen. Selbst das Allzumenschliche in Lassalle tritt uns nun in verklärter Form entgegen. Wir lesen dann mit gespanntem Interesse die *Intimen Briefe Ferdinand Lassalles an Eltern und Schwester,* die Eduard Bernstein im Verlag des *Vorwärts* 1905 herausgegeben hat.

In der Onckenschen Arbeit steht wohl am höchsten die prächtige Würdigung des Lassalleschen *Arbeiterprogramms*; denn Onckens Kritik an den theoretisch politischen Gedanken dieses Programms ist wegen ihrer ruhigen Sachlichkeit tiefüberzeugend. Und dennoch strahlt aus dieser Kritik, die mit dem Sterblichen, Vergänglichen in den Ideen Lassalles abrechnet, doch das wirklich Unvergängliche, Welthistorische des *Arbeiterprogramms* gewaltig heraus. Oncken weist die Unhaltbarkeit der Lassalleschen *Grundlegung* vom historischen, nationalökonomischen und philosophischen Standpunkt aus nach, und »trotzdem«, so betont er, »ist das *Arbeiterprogramm* ein eminent h i s t o r i s c h e s E r e i g n i s, denn nicht in der Einsicht und Theorie, sondern in der Absicht, in der Tat des politischen Kopfes liegt sein Schwergewicht. Eine große und unbestreitbare Tendenz des neueren Geschichtsverlaufs der europäischen Kulturvölker hatte er richtig erkannt: das war die Wahrheit, die hinter seiner schiefen und gewaltsamen Ansicht der Geschichte verborgen war. Und daß er diese Erkenntnis der geschichtsphilosophischen und ökonomischen Studien nun der preußischen Arbeiterschaft in schärfster Formulierung zu vermitteln begann, um ihr das Bewußtsein einer sozialen Klasse und einer politischen Macht zu erwecken, darin lag das E r e i g n i s.« Sehr fein versteht Oncken die große ethisch-ideale Seite des Programms, die besonders umwälzend auf die Köpfe der damaligen Generation einwirken mußte. Lothar Bucher hatte einst zu Lassalle im Hinblick auf Mazzinis Schlachtruf *Dio e popolo!* gesagt: »Es fehlt dem *popolo,* der *Dio* und uns das, wofür man mit Ehren untergehen kann.« Diesen *Dio* brachte nun nach Oncken der große Agitator dem *popolo.* Er schreibt von Lassalle: »Klug genug verstand er das agitatorische Ziel zu idealisieren, indem er nicht etwa die massive Begehrlichkeit der Nichtbesitzenden aufstachelte oder das alte Spiel mit republikanischen Velleitäten wieder anhob sondern auf dem Hintergrund großer geschichtlicher Zusammenhänge die Notwendigkeit der neuen Klasse mit eigenen hohen Idealen und tiefer ethischer Berechtigung, im innerlichsten Zusammenhang mit dem Staat der Zukunft zeigte. Das war der *Dio,* den Bucher von ihm verlangte. . .«

Und das allgemein menschliche, sozialethische Ziel der Befreiung aller Arbeitenden, das sich hoch über dem Boden

eines nur proletarischen Programms emporhob und die Sache der Arbeiterklasse zur Sache der ganzen Menschheit machte, mußte der jungen sozialdemokratischen Bewegung einen mächtigen Impuls geben und ihr zahlreiche nicht proletarische Elemente zuführen. Wenn man aus den Schilderungen Vahlteichs das geistige Milieu der deutschen Arbeiterschaft der Lassalleschen Zeit kennen gelernt hat, so versteht man wohl das heiße Bemühen Lassalles möglichst viel geistig hochstehende Elemente, namentlich ideologische, an seine Fahne zu ketten. Das Gefühl, das die Arbeiter noch nicht recht auf eigenen Füßen gehen könnten, war eben damals noch weit verbreitet. Niemals aber ließ sich Lassalle von diesem Gefühl derartig in Besitz nehmen, daß er die staatlich autoritären Reformwege eines Rodbertus beschritt. Lassalle glaubte eben, daß die Arbeiter für ihr eigenes Befreiungswerk reif seien. Sein *Arbeiterprogramm* war ja eine politische Mündigkeitserklärung des Proletariats.

Das praktische Programm Lassalles beweist übrigens dessen ganze politisch-agitatorische Genialität. Marx rechnete ihm wohl als Versündigung an, daß er gegen den *Zwerg* Schulze-Delitzsch zu Felde zog und das allgemeine Wahlrecht zu dem Schlachtruf der Arbeiterklasse erhob. Aber der kleine Schulze mit seinen engbrüstigen Selbsthilfegedanken war noch in den sechziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts ein *Riese,* ein *König im sozialen Reich.* Gerade Lassalles Eingehen auf den Schulzeschen Genossenschaftsgedanken war ein genialer taktischer Griff. Noch genialer allerdings war die ebenfalls von Marx heftig gescholtene Lassallesche Wahlrechtspropaganda. Sie ist ja noch heute im höchsten Grad aktuell. Von jedem sektenhaften Zug ist die Lassallesche Agitation so lange durchaus frei gewesen als sie der Verfasser des weitsichtigen *Arbeiterprogramms* selbst steuerte. Der Weltwirtschaftler und Weltpolitiker in Marx war der Politik eines Landes zu fern gerückt, das sich erst eine nationale Volkswirtschaft und einen nationalen Staat gründen wollte. Das, was in dem Politiker Lassalle von weltgeschichtlicher Größe war, das offenbart am besten sein *Arbeiterprogramm.*

× ×

Renaissance Eine Programmschrift des aufsteigenden absoluten Fürstenstandes der Renaissance ist Niccolo Machiavellis Buch *Il Principe,* die unter dem Titel *Fürstenspiegel* zusammen mit dem *Antimachiavell* Friedrichs II. jetzt bei Diederichs erschienen ist. Machiavelli arbeitet in seinem *Fürstenspiegel* gedanklich mit großer Schärfe das Prinzip der Staatssouveränität heraus. Und im Interesse dieser Souveränität bricht er kühn mit dem ganzen bestehenden Moralsystem. Der Träger der Souveränität, der Fürst, hat das Recht, ja die Pflicht sich zur Aufrechterhaltung seiner staatlichen Herrschaft über alle kirchlich geheiligten und menschlich anerkannten Moralgrundsätze hinwegzusetzen. In Machiavellis Schrift lag ein revolutionärer Einbruch in das bestehende Lehrgebäude der katholischen Kirche vor; und man versteht sehr wohl, daß diese Schrift später auf den Index gesetzt wurde. Wenn auch Machiavelli vor den *geistlichen Herrschaften* einige recht unverbindliche Komplimente macht und so oben hin von den *höheren Ursachen* redet, von denen diese *abhängen* sollen, so behandelt er doch den Papst vor allen als weltlichen Herrscher, und er entwickelt die machtpolitischen Gründe, die das Papsttum emporsteigen ließen. Er gedenkt mit einem gewissen Wohlgefallen Alexanders VI., der »besser als seine Vorgänger« bewies, »was ein Papst mit Geld und Gewalt auszurichten vermag.« Leo X., so urteilt er, hat ein mächtiges Papsttum vorgefunden, und zwar haben es seine Vorgänger »durch Waffen groß gemacht«. Machiavelli feiert direkt den Wortbruch als ein Mittel, durch das die Fürsten »Großes geleistet« haben. Und zur Begründung dieses Satzes fügt er hinzu: »Man muß wissen, daß es zwei Arten zu kämpfen gibt, die eine durch die Gesetze, die andere durch Gewalt; die erste ist die Sitte der Menschen, die andere die der Tiere. Da jedoch die erste oft nicht ausreicht, so muß man seine Zuflucht zur zweiten nehmen. Ein Fürst muß daher sowohl den Menschen wie die Bestie zu spielen wissen.« Gegenüber der Staatssouveränität, die ihre Verkörperung in dem *Fürsten* findet, sinkt die Moral zu einer Größe zweiten Ranges herab. Machiavelli wird der Schöpfer des sogenannten *Machiavellismus,* das heißt des Staatssystems, das die moralischen Grundsätze in die völligste Abhängigkeit von der fürstlichen Staatspolitik setzt. Der Fürst darf vor keiner Gewalttat zurückschrecken, wenn dieses der Staatszweck fordert.

Ein echter machiavellischer Fürst, der zur Aufrechterhaltung seiner Staatsmacht

keine Hinterlist, keine Mordtat scheute, ist der König von Neapel Ferrante I., dessen eherne Charakterzüge und skrupellose Machtpolitik uns Camillo Porzio in seiner Schrift von der Verschwörung der Barone des Königreichs Neapel gegen König Ferrante lebensvoll schildert (*Alfonso I. und Ferrante I von Neapel*, Schriften von Antonio Beccadelli, Tristano Caracciolo, Camillo Porzio, übersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele, in der Sammlung *Zeitalter der Renaissance* /Jena, Diederichs/). Die Festigung des Thrones war das mit eiserner Festigkeit verfolgte Ziel der Politik Ferrantes, und jedes Mittel für diesen Zweck, mochte es auch noch so heißbluttriefend oder kaltniederträchtig sein, war ihm recht. Von der liebenswürdigen Heiterkeit seines Vaters Alfonso, eines humanistisch gebildeten Renaissancemenschen, hat er nichts geerbt. Der gewandte Beccadelli, dessen zotiger *Hermaphroditus* in den Humanistenkreisen förmlich einschlug, hat zahlreiche, unterhaltende Anekdoten aus dem Leben Alfonsos aneinander gereiht, der in feiner Pflege der antiken Literatur und in schönheitsvollem Lebensgenuß seine Tage dahinbringt. Der humanistische Schmeichler Beccadelli macht aus dem jungen Alfonso schon einen weisen Salomo, er legt ein gut erfundenes Urteil in seinen Mund. Alfonso ist auch ein humanistischer Verspötter der Ehe, dem sein Geschichtsschreiber das Wort andichtet: »Die Ehe lasse sich nur dann ruhig und ohne Ärger durchführen, wenn die Frau blind, der Mann taub sei.«
Die Tragik in den Schicksalen lebensgieriger, kühner Abenteurer der Renaissancezeit häuft mächtig und dramatisch wirksam Caracciolo in seinem Werkchen *Vom Wechsel des Schicksals*. Wir erfahren aus diesem Werkchen eine gewaltige Menge Details aus dem Leben seiner zeitgenössischen rücksichtlosen Kämpfer um Ruhm und Macht. Das Wort Salomons *Alles ist eitel* durchbricht häufig seine historischen Schilderungen. Aber wirklicher lebensverneinender Pessimismus ist diesem Zeitalter der Renaissance fremd, und so will denn selbst ein Caracciolo mit seinen tragischen Darstellungen nur den »unersättlichen Durst nach Besitz« löschen und stolze Seelen vor eitlen hinfälligen Gütern warnen, aber er denkt gerade trauernde Seelen zu froher Hoffnung »auf ein besseres Leben aufzurichten«.

×

Rousseau Am 28. Juni beging die ganze Welt den 200. Geburtstag des großen Jean Jacques Rousseau festlich. In Paris wurde das von Albert Bartholomé geschaffene Rousseaudenkmal enthüllt. Die Überreste Rousseaus wurden aus der Krypta in die Chorhalle des Panthéon überführt. Einen Einblick in das geniale Schaffen des großen Pädagogen und sozialen Theoretikers Rousseau erhält man durch das Studium des trefflichen Werks *Jean Jacques Rousseaus Kulturideale* /Jena, Diederichs/. In dieser Schrift hat Eduard Springer aus den Werken Rousseaus die Umrisse zu einer Charakteristik des Lebens und Wirkens des Menschen und Sozialphilosophen Rousseau zusammengestellt. Kurz vor der Geburtstagsfeier Rousseaus erschien eine gute, sehr preiswerte deutsche Ausgabe der Rousseauschen *Bekenntnisse* /München, Möricke/. Der Ausgabe ist der Text der ersten beiden deutschen Übersetzungen zugrunde gelegt, für den 1. Teil die bei Johann Friedrich Unger 1782, für den 2. Teil die bei Cotta 1790 erschienene Übersetzung. Nach dem Gemälde von De la Tour bringt die Zeitschrift *Zeiten und Völker* /Stuttgart, Franckh/ ein interessantes Bild des Philosophen und eine Wiedergabe eines charakteristischen Stichs: Inneres von Rousseaus Wohnung auf der Petersinsel. Der menschenscheue Philosoph flüchtet vor lästigem Besuch durch eine Falltür.

×

KurzeChronik Oswald Frank beurteilt in seiner Schrift *Deutschland und die Modernistenbewegung* /Wiesbaden, Rauch/ diese Bewegung von engherzig ultramontanem Standpunkt aus. Das Interessanteste an dieser Schrift ist das Tatsachenmaterial über den in der protestantischen Landeskirche bestehenden Antimodernisteneid und über seine schwerwiegende Bedeutung für Geistliche und Lehrer. × Man tut gut zu dieser Schrift die Arbeit des Privatdozenten der Theologie H. Mulert *Antimodernisteneid, freie Forschung und theologische Fakultäten* heranzuziehen /Halle, *Evangelischer Bund*/. Die Aktenstücke über das päpstliche Motu proprio vom 1. September 1910, die dieser evangelischen Streitschrift beigefügt sind, haben einen zeitgeschichtlichen Wert. × Die Lebensgeschichte der Louise de la Vallière hat Dora Duncker in die Form eines historischen Romans gebracht, der den Titel *Ein Liebesidyll Ludwigs XIV.* führt /Berlin, Bong/. Der Sonnenkönig ist hier zu einem gar zu

×

sentimentalen Liebeshelden gestaltet worden. Die ganze Geschichte dieses Liebesverhältnisses ist mehr poetisch idyllisch, als historisch wahr. Die Situation, in der Dora Duncker den König den Ausspruch *L'Etat c'est moi* prägen läßt, ist nicht besonders geschickt erfunden. Die historischen Ereignisse hängen nur lose mit dem *Liebesidyll* zusammen. Die büßende Louise, die als Verfasserin der *Réflections sur la miséricorde* gilt, scheint eine interessantere Persönlichkeit als Louise, die Maîtresse Ludwigs XIV. Das Buch enthält ein reiches, interessantes Bildermaterial, gibt ein charakteristisches Bild der Zeit des Sonnenkönigs und kann als unterhaltende Lektüre empfohlen werden. × Professor B. Heil stellt das Werden der deutschen Städte lebensvoll in seinem Werkchen *Die deutschen Städte und Bürger im Mittelalter* (in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/) dar. Seine objektive Darstellung geht selbstverständlich nicht über die dunklen Schatten auch der hellsten deutschen Städte hinweg: über die entsetzlichen hygienischen Verhältnisse, über die erschreckende Sterblichkeit der Bevölkerung und die mörderische Gewalt der Infektionskrankheiten. Zahlreiche Abbildungen schmücken das anziehende Werkchen.

KUNST

Bildende Kunst / Lisbeth Stern

Berlin: *Große Kunstausstellung* 1912

Die *Große Berliner Kunstausstellung* ist nach wie vor für Berlin eine der größten Kalamitäten, und es scheint fast unmöglich sie in irgend einer Weise erträglich zu machen. Es steht einerseits fest, daß ein leidlich hoher Prozentsatz der ausgestellten Bilder einen wirklich künstlerischen Gehalt in sich hat, andrerseits steht es aber ebenso fest, daß man angesichts einer solchen Summe von Bildern den guten nicht gerecht werden kann, und daß es ganz mechanisch einfach unmöglich ist die Einstellung, die ein jedes Bild für sich in Anspruch nehmen muß, aufzubringen. Man weiß wirklich nicht, was aus dem Dilemma herausbringen könnte; daß weniger gemalt wird, scheint von vornherein aussichtslos, und wenn man auch im allgemeinen die Existenzberechtigung von Bildern, deren Motiv man lieber in Wirklichkeit sähe, wenig anerkennen wird, so wird doch kein Maler seine Kunst dahin rechnen. Von der Seite ist also nicht auf Rettung zu hoffen, und die Notwendigkeit einer so umfangreichen Ausstellung muß schließlich als feststehend gelten. Eine derart enge Auslese, wie sie die *Sezession* treibt, ist ein schöner Luxus, aber das Angebot will natürlich auch zu Markt kommen, und daß *Sezession* und die *Große Berliner Kunstausstellung* es nicht deckten, erwiesen ja die Juryfreien, die allenthalben aus der Erde schossen. Die einzige Möglichkeit die große Ausstellung weniger schmerzhaft zu machen liegt darin das Prinzip der Gruppierung, das die Leitung schon vielfach befolgt, noch wesentlich weiter durchzuführen. Es muß jedem auffallen, wie sehr erleichtert sich sofort die Sinne fühlen, wenn sie in einen Raum kommen, dessen Kunstwerke sich ungefähr im gleichen Klang bewegen; der Rhythmus, in den die Sinne versetzt werden, klärt sich, und der Eindruck des einen Bildes steigert sich am andern. Wird das Beste einer solchen Kollektion in einen Massensaal hineingesprengt, so verklingt seine Wirkung sicher in dem durcheinander laufenden Geschwirr vollständig. Solche Gruppierungen können sehr wohl nach verschiedensten Prinzipien zusammengestellt werden; ebenso wie nach den Künstlern, können sie nach Technik oder Zweck gruppiert sein, wie hier die Plakatausstellung, die allein schon aus solchen Gründen wie ein Quell in der Wüste erfrischt.

Von Künstlerkollektionen wäre einmal die von Gari Melchers zu nennen, der allerdings gerade der Vorzug einer solchen Einheitlichkeit abgeht; Melchers Person ist so wandlungsfähig, daß jedes weitere Bild überrascht. Das Können ist fast allemal frappant, aber die wechselnden Anklänge an die verschiedensten Großen wirken fast peinlich. Ein kleiner Saal Thoma: allerdings nicht von seinen besten Bildern. Alles wieder so herzensgut und dabei ein wenig unvermögend. Wo Thoma etwas wirklich innerlich erschaut, sieht er es auch mit aller sinnlichen Kraft. In diesen kleinen Bildern fehlt sie aber durchaus. Am besten schneiden vielleicht die Düsseldorfer ab, besonders ihr Akademieleiter, Jansen. Die Anlehnung an die Niederländer spricht zwar sehr stark, aber der Zusammenhang mit ihnen ist so wesentlich, daß es unberechtigt wäre an ihm Anstoß zu nehmen. Das große Bild ist etwas schulhaft, in den kleinen aber ist durchaus viel Freiheit und selbständiges Leben, wenn wir allerdings auch jetzt mit der ganzen Atmosphäre wenig Konnex fühlen. Unter den anderen

Düsseldorfern ist vor allem Schreuer zu nennen (mit dem *Rokokotanzsaal),* fein und geräumig, mit spitz abgezirkeltem Rhythmus. Die Münchener Kollektion führt sich hier sehr miserabel auf. Königsberg hat eine Reihe von Radierungen hauptsächlich von Wolff ausgestellt. Sie haben sehr lebendigen Sinn, nur scheinen sie mir noch ein wenig roh und nicht geklärt. Von Hammer sind einige gute Blätter. Man könnte natürlich eine ganze Menge von einzelnen Künstlern nennen, vor allem unter den Landschaftern. Da sind wieder Hartig, Lisegang, Kallmorgen, Hellway, Cassiers, Kempe, Eichberg, ten Hell (dessen Bilder an Casper Friedrichs erinnern), von Harten ein schöner Vorfrühling mit hohem dünnen Himmel. Von Figurenbildern ist sehr wenig anzuführen. Allenfalls Pellar mit seinen orientalischen Koketterieen, Pfuhls blaue Madonna und dann vielleicht das Triptychon und die zwei kleinen Bilder von Arnold, dem leider zur Gestaltung dessen, was er will, die Technik fehlt.

Genau so schlimm, fast noch schlimmer als mit der Malerei steht es mit der Plastik. Es ist nicht zu begreifen, wie noch immer das Gros der Produktionen so sehr im alten Geleis steckt, wo rings umher, allerdings wohl meist von der dekorativen Plastik ausgehend, durchaus neues Leben kursiert. Hier ist man mit heilig konservativer Seele bei den Riesenathleten und den idealen Jungfrauen geblieben. Natürlich mit Ausnahmen. Unter ihnen ist wohl am lebendigsten Levin Funke. Seine kleine Tänzerin hat großen Reiz in der Bewegung. Auch Pagel hat Gutes, wenn auch alles recht genrehaft. Technisch sehr interessant ist die Gruppe der Holzplastiken. Die Wärme des Materials wirkt ganz fabelhaft, und sowohl jene Art der Bearbeitung, die den Kerbschnitt stehen läßt und ihre Figuren aus kubischen Formen herausentwickelt, wie zum Beispiel Penz in seinen Statuetten als auch die andere, die die weiche Glätte des Holzes ausnutzt, sind anregend und überaus ausdrucksvoll. Für Kleinplastik auch für Polychromie, vor allem aber für alles Genrehafte, das den umgebenden Raum und auch die Kleider in der Wirkung als wesentlich mit hereinzieht, ist das Material sicher ausgezeichnet.

×

Berliner Ausstellungen

Die Herwarth Waldenschen Ausstellungen werden bei der Intelligenz und Ausdauer ihrer Leitung sich sicher allmählich durchsetzen. Besonders in der vorigen Graphikausstellung waren Sachen von ganz einwandfreier Schönheit. Von Picasso kannte ich bisher nur seine gewürfelten Konstruktionen. Hier waren Zeichnungen und Radierungen, in denen manchmal die Linie mit ganz unendlich feinem Sinn gepflegt war, und in denen immense Gefühlskraft sprach. Auch Vallotons Blätter sind gut, nicht alle in der tonigen Holzschnittechnik: zum Beispiel in Rötel ein wunderschöner Mädchenakt. In der letzten Ausstellung überwog das Theoretische und Doktrinäre wieder sehr stark; in Blochs Bildern sehe ich etwas freiere Freude am Schönen.

×

Antike und Moderne

Animatus sucht in seinem Büchlein mit dem pompösen Titel *Die Enthronung der antiken Kunst* /Berlin, Oesterheld/ die Tatsache, daß wir Modernen zur Antike keine Beziehung mehr finden, mit einer weit ausgeholten Philosophie zu begründen. Er sieht das Wesen des Kunstwerks in einer gewissen absoluten Harmonie, das heißt etwa in der Einheitlichkeit des Individuellen. Die Eigenart soll im Kunstwerk zu einer Harmonie, für die es ein *Zu sehr* nicht geben kann, gesteigert und geklärt sein, je reiner, je transzendenter sie sich auswirkt, um so künstlerischer sein Wert. Und diese rein geistige Harmonie oder Stil war den Griechen fremd. Ihre Kunst diente dem Leben, und ihre Harmonie ist nur die eines Ausgleichs, eines Ausbalancierens. Charakteristisch sei, daß die Griechen eine eigentliche Schilderung der Erotik nicht gekannt haben, weil die Geschlechter nicht als ideale Gegenpole empfunden waren, und die Natur durch keine Verinnerlichung über sich selbst hinaus gesteigert war. Diese »Naturverschmelzung« der griechischen Antike findet sich ebenso in der Kunst der anderen Erdteile vor der Spaltung, die die großen Geistesreligionen zwischen Natur und Geist aufrissen. Die Naturfeindlichkeit des Christentums bildet nun eine Art Filtrierboden für die sich allmählich entwickelnde neuspirituelle Harmonie, die ganz klar mit der Renaissance, das heißt mit der Anerkennung der Individualität eingesetzt und in unserm Jahrhundert sich zu unerhörter Höhe entwickelt habe, aus der es kein Zurück mehr gebe. Diese Vergeistigung hat der Buddhismus nicht in dem Umfang aus sich herausentwickeln können, weil seine Lehre vom Nichts nur den Naturkult zu einem Ende führte, ohne in sich den

Keim zu einer neuen Auferstehung im Geist zu tragen. *Animatus* trägt seine Theorie mit Emphase und Begeisterung vor. Von ganz außerordentlichem Wert ist tatsächlich seine absolute Erfassung des Modernen als des Ausdrucks dessen, was jetzt der Mensch denkt, sieht und fühlt. Und doch ist das, was hinter diesem seinem lebendigen modernen Gefühl steht und es theoretisch deckt, für mich um nichts wertvoller als irgendein anderes Gelehrtentum in Ästhetik. Es ist wieder eine von vielen sehr gut gefühlten Beobachtungen, ausstaffiert zu einem Grundtheorem, und schon diese monistische Phantastik, die immer wieder den all-einen Grund im Hinterhalt hat, ist mir zu arg verhaßt und doktrinär angesichts der Flut von Kunstgestaltungen, die uns rings umstehen, und von denen einmal die einen, einmal die anderen sich uns offenbaren. Wenn *Animatus* davon spricht, daß der Wert der archaistischen Kunst zum großen Teil in dem läge, was wir als Kulturmenschen hereinsehen, so ist das gewiß richtig. Es läßt sich aber das gar nicht vom Kunstwerk selbst trennen, das immer aus dem objektiven Bestand und dem, was für uns erwächst, frisch resultiert. Daß diese Kunstwirkung somit immer variabel und entwickelbar sein muß, schein mir notwendig; so war die Antike eine andere für die Renaissance als für Goethe und Winckelmann, und ich halte es für sehr möglich, daß sie in Zukunft wieder ein neues Leben für uns bekommen wird. Je größer ein Werk, um so vielseitiger muß es wohl auszudeuten sein.

× ×

KurzeChronik Die Berliner *Sezession* hat mit Rücksicht auf die öffentlichen Angriffe des Bürgermeisters Reicke den Besuch der städtischen Kunstdeputation abgelehnt, die Ankäufe für die Stadt Berlin vornehmen wollte. Aus dem gleichen Anlaß ist Max Liebermann aus der Kunstdeputation ausgeschieden. × Die Berliner *Sezession* hat die Teilnahme an der Jubiläumskunstausstellung 1913 abgelehnt. × In Dresden sind Zeichnungen von Greiner und Klinger in der großen Kunstausstellung als anstößig beschlagnahmt worden. × Ein neu aufgefundenes Jugendwerk Rembrandts, das man bis jetzt für eine Wiederholung des sogenannten *Vaters* von Rembrandt hielt, erwies sich nach der Restaurierung durch Professor Hauser als sehr wertvolles Original. × Der Frankfurter Großindustrielle Friedrich Ludwig Gaus hat seine berühmte Sammlung von Gegenständen antiker Kleinkunst im Wert von mehr als 1½ Millionen Mark den staatlichen Museen zum Geschenk gemacht.

× ×

Literatur Der Verlag Schulze in Leipzig hat eine autorisierte Übersetzung von D. M. Mereschkowskijs *Leonardo da Vinci* herausgegeben, deren verhältnismäßig geringer Preis dem Buch eine wirkliche Verbreitung zusichert. Das Buch ist eines von den wenigen Werken, denen man einen eigentlichen pädagogischen Wert durchaus zusprechen muß, trotz seiner geringen künstlerischen Qualitäten. Manchmal klingt sein Stil, wie die Überschriften der Kapitel *Hexensabbat* oder *Ruhe nach dem Sturm,* an Hintertreppenromane an; überhaupt wirkt es in seiner Form etwa wie ein Produkt der siebziger Jahre, denen gegenüber wir uns jetzt durchaus fremd fühlen, und die vielen direkten Reden über allerhand große Grundprobleme sind fast peinlich zu lesen. Aber trotz aller dieser Mängel hält das Buch uns fest durch einen gewissen Schwung, der sich besonders zum Schluß zu einer Art idealistischer Größe steigert. Mereschkowskij hat eine ganz merkwürdige Art die Charaktere seiner Helden, besonders den Leonardos zu erfassen. Er ist nicht im geringsten, wie wir es jetzt wohl meist gewohnt sind, von einer sinnlichen Anschauung ausgegangen, er entwickelt diese immer aus einer innern geistigen Wurzel heraus. Die Person Leonardos ist zu einer Art allgemeinen Typus gesteigert, der die Welt aus einem geistig wissenschaftlichen Sinn heraus ansieht, der aufnimmt und forscht, und der das Einzelne als Beispiel von Gesetzen erfaßt, vor denen er fromme fast religiöse Ehrfurcht fühlt. Mit dieser Weisheit aber, die in ihm wächst und sich auswirkt, ist das Anrecht auf das Leben selbst ihm geschwunden. Das Leben, das in einem ständigen Hin und Wider besteht, in einem Strom von Gelegenheiten, von denen jede einzeln erfaßt sein will, das nie ein Gesetz, nie eine Idee ungebrochen und rein erkennen läßt, blieb seinem Wesen fremd, und es ist, als wenn gerade diese seine anschauende Weisheit ihm den Weg verschlossen und ihm das Leben unter den Händen zerrinnen läßt. Auch dort, wo sich seine ganze Liebe und Verehrung hinwendet, scheint das letzt Persönliche ausgesogen; sein eigener Sinn hat es zer-

setzt und schließt ihn in absolute Einsamkeit ein. Mereschkowskij zeichnet als symbolisch hierfür seine Episode mit der Gioconda. An ihrem Bild hat Leonardo 5 Jahre gemalt. Die Beziehung zu dieser stillen Frau schildert er als ein Wechselspiel der Seelen bis zur letzten Vollkommenheit. Aber zu der letzten wirklichen Lebensverschmelzung fand Leonardo nicht den Weg, wie auch hier von dem Fluch seines eigenen Wesens gebunden. Im Jahr darauf stirbt Gioconda, und ihr Hinsiechen legt sich auf Leonardo wie eine Schuldlast. Gerade der letzte Teil des Buches, der das einsame Altwerden Leonardos schildert, ist von großem Ernst. Die Person Leonardos, in der man sich die Renaissance wie in einem Hohlspiegel konzentriert dachte, muß in Zukunft immer mehr das Mystische eines mythologischen Wesens bekommen. Unendlich an Einfluß in seiner Zeit, sind alle seine Werke auf die gewaltsamste Weise ausgelöscht: das Sforzadenkmal und das *Abendmahl* zu seinen Lebzeiten und jetzt die *Mona Lisa,* so daß auch diese Wirkung, so sublim und vergeistigt sie schon aus dem Bild sprach, nun auch aufgehoben ist, und nur der Name bleibt, mit dem ihm eigenen Nimbus. Das Zeitbild, das aus dem Buch wächst, ist äußerst lebendig, wenn auch der Glanz jener Epoche wesentlich zusammenschmilzt. Neben der absolut verkrüppelten Seele des Volkes, die in Finsternis irreläuft und in den abstrusesten Auswüchsen plötzlich ihr Heil sieht, steht die etwas gourmethaft antike Bildung, ohne sich im geringsten mit ihr zu verbinden. Sehr charakteristisch ist auch das mystische, berauschte Zutrauen, das jene Zeit zur Wissenschaft hatte. Die immensen Entdeckungen erweckten Perspektiven ohne Grenzen, und offenbar sah man keine Kluft mehr zwischen allen jenen alchimistischen Wunderchen und den Schöpfungswundern Gottes; es schien nur wenig zu fehlen, um in ihre Maschinerie einen Einblick zu haben.

KULTUR

Landwirtschaft / Arthur Schulz

Agrargeschichte

In seinem Buch *Zur Geschichte des gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisses in Ostpreußen von der Gründung des Ordensstaates bis zur Steinschen Reform* /Leipzig, Duncker & Humblot/, hat Gustav Aubin die Resultate der lokal- und rechtsgeschichtlichen Forschungen besonders von Töppen, Weber und von Brünneck, die Ergebnisse der agrarhistorischen Untersuchungen von Böhme, Kern, Plehn und Skalweit und eigene Archivstudien zu einem guten und recht lesbaren Geschichtsbild zusammengefügt. Nach Aubin waren die Absatzverhältnisse des schon seit dem 15. Jahrhundert für den Export produzierten Getreides und die Gestaltung des Arbeitsmarkts die wichtigsten Kausalfaktoren in der Entwickelung der ostpreußischen Agrarverfassung. Besonders interessant ist der gegen Knapp geführte Nachweis, daß die Angehörigen des ostpreußischen Landadels schon seit der Zeit der Kolonisation in erster Linie ausübende Landwirte und nicht, wie in anderen Ländern, anfangs rentenverzehrende Ritter gewesen sind.
Schildert Aubin mit besonderer Liebe die Agrargeschichte der ersten Jahrhunderte nach der Kolonisation, so gibt Dr. Adolf Agthe (*Ursprung und Lage der Landarbeiter in Livland* /Tübingen, Laupp/) nur eine kurze Skizze der Agrarverhältnisse Livlands unter der Herrschaft des Ordens, der Polen und der Schweden, um dann ausführlich bei der sogenannten *Bauernbefreiung* von 1804 bis 1860 zu verweilen. Sie hat nach Agthe mehr als den Bauern dem Adel genützt, der auf Grund der Verordnung von 1819 bis 1850 ein Fünftel des Bauernlands einzog und seine Betriebe um 60 bis 180 % vergrößerte. Im Gegensatz zu seinen Vorgängern von Transehe-Roseneck und Tobien, die sich in ihren Geschichtsdarstellungen mehr oder weniger den Standpunkt des deutschen Grundadels zu eigen gemacht haben, ergreift Agthe die Partei der unterdrückten lettischen und esthnischen Bauern und Landarbeiter, deren Erhebung in der livländischen Agrarrevolution von 1905 er verständlich machen will. Unzureichend ist seine Schilderung der gegenwärtigen Lage der livländischen Landarbeiter, da sie sich auf einer viel zu geringen Anzahl schriftlicher Beantwortungen vom Autor versandter Fragebogen aufbaut.
Das Buch Carl Brinkmanns *Wustrau, Wirtschafts- und Verfassungsgeschichte eines brandenburgischen Ritterguts* /Leipzig, Duncker & Humblot/ führt uns in archivalisch korrekter, aber etwas trockener Darstellung den Entwickelungsgang des einst dem Husarengeneral Joachim Hans von Zieten gehörigen und nun einen Bestandteil des ausgedehnten Graf von Zieten-Schwerinschen Fideikommisses bildenden Ritterguts Wustrau vor Augen. In dem seit den fünfziger Jahren erfolg-

ten Ankauf von 5 Vollbauernhöfen in der zugehörigen Dorfgemeinde Wustrau zeigt sich auch in diesem Fall die Schädlichkeit des Fideikommißinstituts.

Das Eindringen des Kapitalismus in die Landwirtschaft unter besonderer Berücksichtigung der Provinz Sachsen und der angrenzenden Gebiete ist das Thema eines von Dr. Karl Bielefeldt bei Puttkammer & Mühlbrecht in Berlin veröffentlichten Buches. Der Verfasser beschreibt aus eigener Sachkenntnis und auf Grund des Studiums der zeitgenössischen Literatur zutreffend, wie in der Provinz Sachsen unter dem Einfluß städtischen Kapitals und aus dem städtischen Bürgertum hervorgegangener Unternehmer der landwirtschaftliche Betrieb industrialisiert und die ländliche Arbeitsverfassung depraviert wurde. Gegenüber diesen Vorgängen der Vergangenheit, die uns die rasch verallgemeinernde agrar*marxistische* Lehrmeinung K. Kautskys bekanntlich als Zukunftsschicksal der ganzen deutschen Landwirtschaft aufzureden suchte, ist sehr bemerkenswert, daß sich in der Gegenwart nach Bielefeldt bereits wiederum eine Tendenz zur Entindustrialisierung der Güter, eine Abkehr von der weniger einträglich gewordenen Genußmittel- (Zucker-, Stärke- und Spiritus-)-fabrikation und eine Zuwendung zu der wieder rentabel gemachten Nahrungsmittel- (Getreide- und besonders Schlachtvieh-) -produktion geltend macht. Hierin, in der Kartoffeltrocknung und in der Vermehrung des Klein- und Mittelbesitzes sieht der Verfasser die Zukunft der provinzsächsischen Landwirtschaft.

Die umfänglichste der mir vorliegenden agrargeschichtlichen Neuerscheinungen ist Anna Neumanns Werk *Die Bewegung der Löhne der ländlichen freien Arbeiter im Zusammenhang mit der gesamtwirtschaftlichen Entwickelung im Königreich Preußen gegenwärtigen Umfangs vom Ausgang des 18. Jahrhundert bis 1850* /Berlin, Parey/. Ein riesiger Fleiß und eine nicht gewöhnliche Belesenheit in der ältern Agrarliteratur sind hier leider in den Dienst einer gar nicht befriedigend lösbaren Aufgabe gestellt worden. Die Zahl der freien geldentlohnten landwirtschaftlichen Tagelöhner war in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts sowohl im Osten, wo die gebundenen überwiegend naturalentlohnten Gutstagelöhner noch weit mehr als heute überwogen, als auch in dem mit Heuerlingen oder Dienstboten wirtschaftenden bäuerlichen Nordwesten und Westen sehr gering. Jedenfalls ist es auch dem Fleiß der Verfasserin nicht gelungen zuverlässige Angaben über die bis etwa 1840 an landwirtschaftliche Tagelöhner gezahlten Geldlöhne in genügender Anzahl zu sammeln, und sie ist sehr oft genötigt selbst auf die Dürftigkeit ihres Materials hinzuweisen. Infolgedessen sind die Ergebnisse ihrer Untersuchungen für die ersten Jahrzehnte zum großen Teil ziemlich problematisch, ja manchmal reine Zufallsprodukte. Wenn sie zum Beispiel zu dem erstaunlichen Resultat kommt, daß das für das 3. Jahrzehnt (das Jahrzehnt der großen Agrarkrisis) charakteristische Sinken der Löhne in Ostpreußen mit 57 respektive 53 % den höchsten Grad erreicht, während es im benachbarten Westpreußen mit nur 7 % am geringsten ist, so erklärt sich das einfach daraus, daß ihr für den Zeitraum 1820 bis 1830 auf Westpreußen bezügliche Geldlohnangaben nur aus der reichen Elbinger Niederung zur Verfügung stehen. Wertvoll erscheinen mir dagegen die Untersuchungen Anna Neumanns über solche Gegenstände, die zu ihrem Hauptthema nur in loser Beziehung stehen, zum Beispiel über die Ursachen der Agrarkrisis der zwanziger Jahre. Gänzlich unglaubhaft ist mir ihre Behauptung, daß »im Westen und Nordwesten, wo Anbau und Konsumtion des Getreides eine größere Bedeutung hatten, dieses hauptsächlich zur Spiritusproduktion verwendet wurde«. Es ist zu wünschen, daß die von der Verfasserin angekündigten weiteren Teile ihrer Arbeit sich mehr mit den gebundenen naturalentlohnten Gutsarbeitern befassen möchten, da deren Zahl um ein Vielfaches die Zahl der sogenannten *freien* Arbeiter übertraf und über ihre Verhältnisse weit mehr und weit zuverlässigere Nachrichten überliefert sind.

× ×

Agrarpolitik Seit meiner letzten Besprechung von Büchern dieser Gattung (in dieser Rundschau, 1910, 1. Band, pag. 336 ff.) sind einige weitere Gesamtdarstellungen der Agrarpolitik erschienen.

In seinem *Lehrbuch der Volkswirtschaftspolitik* /Leipzig, Hirschfeld/ widmet Professor Friedrich von Kleinwächter den ersten Abschnitt der Agrarpolitik. Die leichtfaßliche und recht objektive Darstellung weist zwar, da sie den umfangreichen Stoff auf nur 80 Seiten behandelt, zahlreiche Lücken auf, entschädigt aber den reichsdeutschen Leser durch Berücksichtigung auch österreichi-

scher Agrarprobleme und ihrer gesetzgeberischen Lösungsversuche. Neben dem etwas eingehenderen und gleichfalls durch Heranziehung österreichischen Quellenmaterials interessierenden Kapitel über die agrarische Zoll- und Handelspolitik scheint mir Kleinwächters Stellungnahme zum landwirtschaftlichen Pachtwesen besonders beachtenswert. Während beispielsweise in der agrarpolitischen Literatur Englands dem Auseinanderfallen der Personen des Grundeigentümers und des landwirtschaftlichen Unternehmers alle möglichen Vorzüge zugeschrieben werden, wobei allerdings die konservativ-unionistischen Schriftsteller der ältern Richtung fast nur die Pachtung vom Landlord, die liberalen neuerdings fast nur die Pachtung von öffentlichen Körperschaften zu rühmen wissen, beurteilt Kleinwächter das Pachtsystem (und er kommt damit der Wahrheit sicher näher als dessen englische Lobredner) sehr ungünstig. Er bezeichnet den Verpächter, falls ihm nicht triftige Entschuldigungsgründe zur Seite stehen, als unproduktiven Zehrer, als Drohne, und fordert, der Staat solle die Selbstbewirtschaftung des Landes durch den Eigner gegenüber der Verpachtung begünstigen. Als Muster empfiehlt er das rumänische Gesetz vom 31. März 1885, wonach die Grundsteuer 5 % vom Reinertrag beträgt, wenn der Eigentümer im Inland lebt und sein Gut selbst bewirtschaftet, jedoch um 1 % steigt, wenn der Eigentümer zwar im Inland lebt, aber sein Gut verpachtet, und sich sogar auf 12 % erhöht, falls der Grundherr seinen Landbesitz verpachtet und im Ausland lebt. Auch in Preußen haben wir, besonders in den polnischen Gebietsteilen, Gegenden, die unter der Verpachtung der zu den dortigen Latifundien gehörigen Güter und unter dem Absentismus der (polnischen wie der deutschen) Großgrundeigentümer leiden. Der steuerlichen Differenzierung ist aber hier die Enteignung der betreffenden (deutschen wie polnischen) Latifundien auf Grund des Gesetzes vom 20. März 1908 und ihre Aufteilung zum Zweck der Baueransiedlung weit vorzuziehen.

Lebendiger, mehr den modernsten Problemen zugewandt und deshalb fesselnder sind die beiden Bändchen *Agrarwesen und Agrarpolitik* des Professors Dr. Wygodzinski, die in der *Sammlung Göschen* erschienen sind. Sie zeigen alle Vorzüge, die seinem im vorigen Jahre veröffentlichten größern Werk *Das Genossenschaftswesen in Deutschland* (siehe die Rubrik *Genossenschaftsbewegung*, 1911, 3. Band, pag. 1266) allgemeine Anerkennung verschafft haben. Besonders gelungen scheint mir der systematische Aufbau des Ganzen und an Einzelkapiteln die Darstellung des Kreditwesens, der Entschuldung, der Landarbeiterfrage und der Organisation des landwirtschaftlichen Berufsstandes zu sein. Leider fehlt das landwirtschaftliche Versicherungswesen ganz, und das landwirtschaftliche Unterrichtswesen ist nur kurz gestreift. Nicht ganz einverstanden bin ich mit der Stellungnahme Wygodzinskis zu der Frage nach dem heute zweckmäßigsten Umfang der landwirtschaftlichen Unternehmung. Seine Behauptung, die Hochzucht auf dem Gebiet der tierischen Produktion (anders steht es mit der pflanzlichen) sei »die fast alleinige Domäne des modernen kapitalkräftigen Großbetriebs«, findet sich zwar auch in anderen volkswirtschaftlichen Lehrbüchern, zum Beispiel in dem von Philippovich, wird dadurch aber nicht richtiger. Was das Pferd betrifft, so kann man in Deutschland nur die Zuchten des ostpreußischen, hannoverschen und oldenburgischen Warmblüters und des rheinischen Kaltblüters als *Hochzuchten* bezeichnen; diese 4 zu Hochzuchten entwickelten Landespferdezuchten haben aber ihren Schwerpunkt im bäuerlichen Besitz. Von den Rinderhochzuchten Deutschlands wird nur eine einzige, nämlich die der ostpreußischen Holländer, überwiegend vom Großgrundbesitz betrieben. Der einen Provinz Ostpreußen aber stehen Posen, Schlesien und Mecklenburg gegenüber, wo die Großgüter in der Rindviehzucht in der Regel wenig Hervorragendes leisten. Die Hochzucht des veredelten Landschweins, unserer wirtschaftlich bei weitem wichtigsten Schweinegattung, hat ihren Hauptsitz im nordwestdeutschen Bauerngebiet, und nur die Hochzucht der verschiedenen Schafrassen ist unbestrittene Domäne des Großbetriebs. Die verschiedene produktive Leistungsfähigkeit kommt natürlich auch im Preis der Landgüter verschiedener Größe zum Ausdruck. Nach den von Rothkegel auf Grund amtlichen Materials durchgeführten Berechnungen der Kaufpreise landwirtschaftlicher Grundstücke in Preußen im Jahrzwölft 1895 bis 1906 kostete der Hektar im Durchschnitt aller Bodenqualitäten bei Parzellenbetrieben 2695 Mark, bei mittleren Bauernwirtschaften 1355 und bei Großgütern über 500 Hektar 656 Mark. Es ist nicht angängig

diese große Preisdifferenz, wie Wygodzinski es tut, allein darauf zurückzuführen, daß mit der Kleinheit des Gutes die Zahl der Kauffähigen und Kauflustigen und mit der Zahl der Nachfragenden der Preis des Hektars wächst. Auch die Behauptung, daß »bei einer einheitlichen Produktion auf Flachlandboden, der ausgedehnte Maschinenverwendung gestattet, wie . . . weite Gebiete des deutschen Ostens . . ., der Großbetrieb am Platze ist«, kann ich ohne wesentliche Einschränkungen nicht gelten lassen.

Lebhaft wendet sich Wygodzinski, obgleich er ein entschiedener Freund der innern Siedlung ist, gegen die Forderung die preußischen Domänen zum Zweck der innern Kolonisation ganz aufzuteilen. Eine völlige Aufteilung der staatlichen Großgüter hat jedoch, obwohl sie sich nur mit 3 % verzinsen, meines Wissens kein ernst zu nehmender Agrarpolitiker verlangt. Wohl aber wünscht man immer allgemeiner und dringender, der preußische Staat möge pachtfrei werdende Domänen besonders in Ostelbien in stärkerm Maß als bisher zur bäuerlichen Besiedelung hergeben und schon bei der Verwaltung geeigneter Güter, namentlich bei Vornahme von Neubauten, die künftige Besiedelung durch Dezentralisierung der Gebäude vorbereiten. Hat doch sogar das preußische Abgeordnetenhaus einen vom Abgeordneten Dr. Engelbrecht-Obendeich gestellten Antrag dieses Inhalts im Februar dieses Jahres einstimmig angenommen. Eine nachdrückliche Unterstützung dieses Verlangens, dem die Bureaukratie und der einflußreiche Stand der Domänenpächter widerstreben, wäre in einer Zeit, wo in Rußland 4 bis 5 Millionen Hektar Domänen und andere öffentliche Ländereien in das freie Eigentum der Bauern übergeführt worden sind, mehr angebracht als eine Polemik gegen gelegentliche Übertreibungen.

Die irrige Meinung Wygodzinskis, daß in Bayern die Moorkolonisation eifrig betrieben werde, sei dahin berichtigt, daß Bayern zwar in der Moorkultur Tüchtiges leistet, in neuerer Zeit aber die Besiedelung seiner zum großen Teil hierfür sehr geeigneten Moore leider noch nicht wieder in Angriff genommen hat. Auch kann man, nachdem die Errichtung von Landwirtschaftskammern in Bayern eine beschlossene Sache ist, nicht mehr sagen, daß Bayern gleich Sachsen und Württemberg an dem alten vereinsmäßigen System landwirtschaftlicher Berufsvertretung noch festhalte.

Die ausführlichste unter den hier angezeigten Gesamtdarstellungen der Agrarpolitik ist das vom *Volksverein für das katholische Deutschland* in München-Gladbach herausgegebene Werk *Die Landwirtschaft,* in dessen 2 Bänden 32 Vorträge über agrarpolitische Einzelfragen zu einem Ganzen vereinigt sind. Leider werden zwei so wichtige Probleme wie die Verbesserung der landwirtschaftlichen Arbeiterverhältnisse und die innere Kolonisation nicht erörtert. Schon hieraus ergibt sich, daß das Werk in erster Linie für die katholischen Bauern West- und Süddeutschlands bestimmt ist, die die Dringlichkeit der beiden genannten Aufgaben weniger empfinden als die ost- und norddeutschen Landwirte. Das reichhaltige und auch dem Kenner manches Neue bietende Tatsachenmaterial ist im Sinn des Zentrums gruppiert und beleuchtet, die Parteitendenz drängt sich aber nicht allzusehr hervor, und ein für eine Parteischrift immerhin anerkennenswertes Maß von Sachlichkeit und Sachgemäßheit bleibt im großen und ganzen gewahrt.

×

KurzeChronik Am 12. April hat sich eine *Gesellschaft zur Förderung der innern Kolonisation* gegründet. Sie bezweckt die Erkenntnis von der Notwendigkeit der innern Kolonisation in immer weitere Kreise zu tragen, die geheime und offene Gegnerschaft, die der innern Kolonisation heute noch an mehreren Orten entgegentritt, zu bekämpfen und für die Ausgestaltung der gemeinnützigen Siedelungsgesellschaften oder ihre Erweiterung auf Landesteile, in denen sie noch fehlen, zu wirken. Der Zweck der Gesellschaft soll durch literarische Tätigkeit, Anregung wissenschaftlicher Untersuchungen, durch Vorträge, Versammlungen und Besichtigungen erreicht werden. Der Jahresbeitrag für Einzelmitglieder beträgt 12 Mark, für Korporationen 120 Mark. Es ist zu wünschen, daß sich die Gesellschaft zu einer volkstümlichen Propagandaorganisation ähnlich der englischen *National Land and Home League* entwickeln möge.

×

Literatur Das Werk Peter Krapotkins *Fields, Factories and Workshops* ist vor einiger Zeit in französischer Übersetzung (*Champs, usines et ateliers ou L'industrie combinée avec l'agriculture et le*

travail cérébral avec le travail manuel /Paris, Stock/) und in 2. deutscher Auflage in der autorisierten Übersetzung von Gustav Landauer /Berlin, *Renaissanceverlag*/ erschienen. Die vor 17 Jahren veröffentlichte englische Ausgabe hat einen nicht unerheblichen Einfluß ausgeübt (noch vor einem Jahr hat Chr. Turnor in seinem nicht üblen Buch *Land Problems and National Welfare* /London, Lane/ seine Abhängigkeit von dem Werk des großen Russen dankbar bekannt) und diesen Einfluß trotz mancher utopistischen Bestandteile auch durchaus verdient. Jedenfalls hat Krapotkin die landwirtschaftlichen Entwickelungstendenzen Westeuropas richtiger beurteilt als einige Jahre später Genosse K. Kautsky in seiner *Agrarfrage*. Während die französische Ausgabe auch die neueste Statistik berücksichtigt, ist die deutsche leider ein unveränderter Abdruck der 1. Auflage.

Verkehr / Felix Linke

Schleppmonopol Der Widerstand gegen das auf dem Rhein-Weser- und dem Lippekanal vom Staat beabsichtigte Schleppmonopol (siehe diese Rundschau, in diesem Band, pag 769) wächst in den beteiligten Kreisen immer mehr. Man befürchtet eine Schädigung von Handel, Industrie und Schiffahrt, weshalb sich immer mehr Interessenten und Sachverständige gegen die Einführung des Schleppmonopols aussprechen. Bei der Festlegung des Schleppmonopols im Wasserstraßengesetz glaubte man neben der Regelmäßigkeit und Stetigkeit des Betriebs feste, keinen Schwankungen unterworfene Frachtsätze und unumschränkte Tarifhoheit des Staats erreichen zu können. Die Regelmäßigkeit und Stetigkeit des Betriebs versprach man sich von der Einführung der elektrischen Treidelei, die, wie 1910 von der Regierung selbst erklärt wurde, »bei Festlegung des Schleppmonopols allen Teilnehmern der parlamentarischen Erörterungen vorschwebte« und »für den größten Teil des Kanals bei den Erörterungen über die Zweckmäßigkeit des staatlichen Monopols in Aussicht genommen war«. Die seitdem angestellten Erhebungen haben ergeben, daß es wenigstens für die nächsten 15 Jahre bei einem noch in der Entwickelung begriffenen Verkehr höchst unwirtschaftlich wäre die elektrische Treidelei anzuwenden. Von ihrer Einführung wird also abgesehen. Es war ja an sich eine irrige, lediglich aus Mangel an Kenntnis der Schiffahrt erklärliche Vorstellung, wenn man geglaubt hatte »den Schiffahrtsbetrieb regelmäßig wie den Betrieb auf den Eisenbahnen zu gestalten und die Güter in angemessenen Zeitabschnitten an die Lösch- und Ladeplätze heranführen« und so den Empfängern bestimmte Lieferfristen bieten zu können. Denn der Schiffahrtsbetrieb ist in ganz anderm Maß als der Eisenbahnbetrieb von Dingen abhängig, die sich nicht beeinflussen lassen, wie Hoch- und Kleinwasser, Eisgang, Nebel, Ankunft und Abgang der Seedampfer. Nach der Ausschaltung der als unwirtschaftlich erkannten elektrischen Treidelei aber wird mit dem staatlichen Schleppmonopol das Ziel der Regelmäßigkeit und Stetigkeit des Betriebs in keiner Weise erreicht.

Ebensowenig werden die Verfrachter beim Schleppmonopol mit festen Frachten rechnen können. Der am meisten veränderliche Teil des Frachtsatzes ist die Schiffsmiete. Während der Kanalschlepplohn auch ohne Monopol regelmäßig die gleiche Höhe aufweisen wird, wird die Schiffsmiete je nach dem Angebot und der Nachfrage von Schiffsraum in Verbindung mit dem jeweiligen Wasserstand auf dem Rhein schwanken. Das Schleppmonopol kann diese Schwankungen nicht aufhalten oder verringern. Feste Frachtsätze würden sich nur aus dem Betriebsmonopol ergeben. Ein solches ist indessen nicht vorhanden, und der Entwurf des Schleppmonopolgesetzes erklärt ausdrücklich, daß »die Ausdehnung des Monopolbetriebs auf dem Abschluß von Frachtgeschäften und die Spedition außerhalb der dem Staat im Wasserstraßengesetz gestellten Aufgaben liege und der staatlichen Einrichtung ein ganz anderes Aussehen geben würde als vom Gesetzgeber offenbar beabsichtigt gewesen« sei.

Soll die nach der Ansicht des Urhebers des Schleppmonopols »leidige Konkurrenz zwischen Eisenbahn und Wasserstraße« beseitigt werden, und der Staat in der Lage sein seine Tarifpolitik in wirksamer Weise auf dem Kanal zur Geltung zu bringen, so müßte ihm das Betriebsmonopol zustehen. Das Schleppmonopol ist dazu allein nicht geeignet; es bedeutet für den Staat günstigenfalls nichts weiter als eine Einnahmequelle. Daß die Regierung gerade in dieser Richtung den Hauptwert des Schleppmonopols sieht, bestätigt am besten ihre 1910 bekundete Absicht das Schleppmonopol gegen Entgelt aus der Hand zu geben, es zu ver-

pachten. Auch in dem letzten dem Wasserstraßenbeirat vorgelegten Entwurf wird der Gedanke betont, daß das Schleppmonopol neben der Deckung sämtlicher Unkosten einschließlich der Verzinsung und Tilgung einen Gewinn abwerfen soll. Es ist sehr fraglich, ob der Staat, so hoch er auch die Sätze des Schlepptarifs bemißt, das wirklich erreicht. Mit der Ausübung des Schleppbetriebs betritt er ein ihm bisher unbekanntes Gebiet, auf dem er erst Erfahrungen sammeln muß, und in den ersten Jahren wohl erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden sein werden. Der Entschluß von der Einführung des Schleppmonopols vorläufig Abstand zu nehmen dürfte daher vielleicht dem Unternehmen selbst nur zu gute kommen.

× ×

Baden: Elektrifizierung der Staatsbahnen Die längst geplante Elektrifizierung der badischen Staatseisenbahnen wird sehr bald an einigen Nebenbahnen beginnen. Zuerst wird die Wiesentalbahn in Angriff genommen, die von Basel über Lörrach nach Schopfheim und Säckingen führt. Die elektrische Energie liefert das große Wasserwerk bei Augst-Wyhlen, das die Stadt Basel gemeinsam mit den Rheinfelder Kraftwerken errichtet, und das in den nächsten Monaten seiner Vollendung entgegengeht. Das Leitungsnetz für die Wiesentalbahn ist bereits fertiggestellt, so daß man sogar beabsichtigt die Wiesentalbahn noch dieses Jahr in Betrieb zu setzen. Mit der Fertigstellung des Kraftwerks, das bei normalem Stand rund 30 000 Pferdekräfte abgibt, wird gleichzeitig eine gute und billige Wasserstraße von Basel bis Rheinfelden geschaffen, um die oberrheinische Industrie auf dem deutschen und internationalen Markt konkurrenzfähig zu erhalten. In diesem Sommer soll womöglich schon der regelmäßige Schiffsverkehr mit 1000 Tonnen-Kähnen aufgenommen werden. Das wird jedoch nur möglich sein, wenn bis dahin die Schleuse bei Augst-Wyhlen fertiggestellt sein wird. Diese Schleuse wird 90 Meter lang und 12 Meter breit sein. Zwar ist das Kraftwerk bei Laufenberg auch noch nicht fertig, doch wird es innerhalb weniger Monate vollendet sein. Es ist für 50 000 Pferdekräfte ausgebaut. Das Leitungsnetz von Laufenberg nach dem 100 Kilometer entfernten Villingen ist fertig. Als 2. elektrisch auszubauende Strecke kommt die Murgtalbahn in Betracht, die von Rastatt über Germsbach nach Forbach und später nach Schönmünzach bis Freudenstadt in Württemberg führt. Für diese Bahn wird ein anderes Kraftwerk die elektrische Energie spenden, ein Werk, das Baden an der badisch-württembergischen Grenze in der Nähe von Raumünzach erbauen wird. Dieses Werk soll nicht weniger als 15 Millionen Mark kosten.

× ×

Norwegen: Eisenbahnen Mit der vor kurzem vom Storthing bewilligten Dovrebahn, die das künftige Hauptbindeglied zwischen dem südlichen und dem nördlichen Norwegen werden und die bisherige teilweise schmalspurige Bahn Kristiania-Drontheim ersetzen soll, erhält Norwegen eine neue Stammbahn von großer Bedeutung. Die in nordöstlicher Richtung verlaufende Bahn schließt sich an die bereits bestehende von Kristiania über Lillehammer durch das Gudbrandstal führende Bahn an, die bis Domaas weitergeführt wird, und trifft bei Stören auf die alte nach Drontheim führende Strecke. Die Dovrebahn, die durch die an Mineralien reichsten Gebiete Norwegens führt und streckenweise über 1000 Meter hoch liegt, muß ähnlich wie die Bergener Bahn als Hochgebirgsbahn gebaut werden; jedoch sollen hier die Schneemassen nicht so bedeutende Schwierigkeiten bereiten. Durch die neu bewilligte Raumabahn, die von Domaas aus längs des Raumaflusses zum Romsdal gehen soll, wird südlich von Drontheim eine neue Verbindung mit dem Meer hergestellt. Die von Drontheim 105 Kilometer weit gegen Norden bis Sunnan reichenden Geleise sollen um 79 Kilometer bis Grong verlängert werden. Ferner wird eine Seitenlinie der Bergener Bahn gebaut, die vom Hochgebirgsbahnhof Myrdal nordwärts nach Fredheim gehen und eine Verbindung mit Sognefjord herstellen soll. Schließlich will man die Westlandbahn, die sich längs der Küste bis Stavanger hinziehen soll, um eine 122 Kilometer lange Strecke von Kongsberg südwärts bis Näslandsvand verlängern.

× ×

Schiffsgrößen Nach dem Untergang des Ozeanriesen mitten auf hoher See ist mehrfach der Gedanke laut geworden, daß man mit den Schiffskolossen bereits eine Grenze überschritten hat, über die hinaus sie sich der Beherrschung des Menschen mehr und mehr entziehen. Man macht sich von den Ausmaßen der großen Seeschiffe keine rechte Vorstellung, deshalb sei ein Bild gebraucht. Man denke sich eine breite

Großstadtstraße (zirka 28 Meter breit), mit 4- bis 5stöckigen Häusern beiderseitig bestellt. Schreitet man beinahe 400 Schritt in dem Straßeneinschnitt ab, so hat man den Raum, den der moderne Riesenkahn enthält, auch in den Größen etwa richtig. Dieser Raum wird schiffsmäßig umbaut und innen völlig ausgerüstet. Welch ein Koloß dadurch entstehen muß, wird nunmehr einigermaßen vorstellbar sein. Und dieses Ungeheuer muß bewegt und gesteuert werden können. Man macht sich gar keine Vorstellung davon, welche technische Aufgabe das ist. Es ist schließlich auch nicht allein diese Aufgabe, die zu berücksichtigen ist, sondern man muß auch darauf acht geben, daß ein solches Schiff in den Häfen und eventuell auch auf See nicht allein vorhanden ist. Man wird sich erinnern, daß die *Titanic* beim Auslaufen aus ihrem englischen Heimatshafen so viel Wasser hinter sich ansaugte, daß andere in der Nähe ankernde Schiffe mit dem nachstürzenden Wasser schwammen und sich von den Ankern losrissen. Auch das Anlegen solcher Riesenschiffe hat große Schwierigkeiten, weil das zu verdrängende Wasser ja nur schlecht ausweichen kann. Das Manövrieren solcher Schiffskolosse ist noch gänzlich unerprobt, denn jeder Rekord wurde sofort durch einen neuen gebrochen, noch bevor man sich Zeit ließ genügende Erfahrungen zu sammeln.

Man darf schließlich auch nicht außer acht lassen, daß zwar der wirtschaftliche Gewinn bei sehr großen Schiffen groß sein kann, daß er es aber nicht sein muß, denn nicht immer ist die Konjunktur so günstig, daß diese ungeheuren Schiffe bei regelmäßiger Fahrt voll oder nur noch günstig ausgenutzt werden können, ganz zu schweigen von den gewaltigen Verlusten, die ein selbst nur kurzes Brachliegen schon zur Folge hat. Es ist ferner zu bedenken, daß der Betrieb solcher Giganten zwar große Vorteile bietet, daß aber ihr Verlust auch eine ganz ungeheuerliche Größe erreicht. Und die Erschütterungen, die durch solchen Verlust unter den Versicherungsinstituten, den Banken und den Reedereien hervorgerufen werden, sind ebenfalls nicht unbedenklich. Schließlich darf auch nicht übersehen werden, daß für die Schiffe in den Häfen, für die sie bestimmt sind, auch Dock-, Liege-, Lösch- und Ladegelegenheiten vorhanden sein müssen. Was das heißt, wird sich nicht jeder klar machen. In Wirklichkeit aber sind das Forderungen, vor denen die Werfttechniker nicht allein wegen der technischen sondern auch wegen der finanziellen Schwierigkeiten einen gehörigen Respekt haben dürften.

Würdigt man alle diese Momente, so wird man kaum zu der Meinung kommen, daß sie eine Grenze der Schiffsgröße festzulegen geeignet sind. Wir werden schon nach dem bisherigen vermuten müssen, daß auch weiterhin die Schiffsrümpfe immer größere Dimensionen annehmen werden; nur wäre zu erwägen, ob es nicht empfehlenswert sei, ein wenig auszuruhen und zu studieren, ob schon alle Möglichkeiten und Bedingungen, die ein Weiterschreiten erwünscht und vorteilhaft machen, genügend erforscht und bekannt sind. Jetzt scheint es so, als ob man nichts anderes tut als Rekord auf Rekord zu setzen.

× ×

Kurze Chronik Der schon lange geplante elektrische Betrieb der Gotthardbahn soll zunächst auf der rund 90 Kilometer langen Strecke Erstfeld-Biaska eingerichtet werden, und zwar zuerst auf dem Abschnitt Erstfeld-Airolo und sodann zwischen Airolo und Biaska. Das Kraftwerk wird an der Reuß bei Amsteeg errichtet. × Die sibirische Eisenbahn hat sich in den letzten Jahren sehr gut entwickelt. Im Jahre 1910 sind 5022 Reisende mit 143 Tonnen Gepäck auf Fahrscheine im internationalen Verkehr befördert worden und haben der Bahn eine Einnahme von 2,67 Millionen Mark gebracht. Damit ist gegen 1909 die Zahl der Reisenden um 36 %, das Gewicht des Gepäcks um 50 % und die Einnahme um 38 % gestiegen. Von deutschen Bahnhöfen aus wurden 1910 Reisende, also 535 mehr als im Vorjahr, über die Sibirische Bahn nach Charbin, Wladiwostok, Zuruga, Najadaki und Shanghai befördert. Das Doppelgeleis westlich vom Baikalsee soll in diesem Jahr vollendet werden. Von den beiden Linien, die die Fahrt von Petersburg nach Ostasien abkürzen, ist die Strecke Perm-Jekaterinburg vollendet. Sie kürzt die Entfernung um 106 Kilometer. Die zweite Strecke, Tjumen-Omsk, die 162 Kilometer Abkürzung bringt, soll ebenfalls noch in diesem Jahr in Betrieb genommen werden. × Die Kongoeisenbahnen sollen allmählich durch Nutzbarmachung der Schnellen und Fälle elektrifiziert werden. Dadurch scheint die vor 1¼ Jahr beabsichtigte Rohölfeuerung hinfällig.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN-SCHÖNEBERG

15. Heft | 1. August 1912

KARL LEUTHNER · EIN ÜBERSEHENES EREIGNIS

CHURCHILL hat in seiner letzten Rede den Ausbau einer österreichisch-ungarischen Seemacht im Adriatischen Meer mit nicht mißzuverstehender Anspielung auf deutsche Wünsche und Anregungen zurückgeführt. Tat er diese Bemerkung, um nach der üblichen Weise zu verdächtigen, so wird man nicht abstreiten können, daß Verleumdungen solcher Art in Europa ihr Publikum in Ost und West haben und daher von einem Feind Deutschlands wohl gewählt wären. Glaubt er aber selbst, was er sagt, dann muß man erstaunen, wie schlecht unterrichtet über grundlegende und für die künftige Gestaltung der Machtverhältnisse auf dem Kontinent entscheidende Dinge das vielbewunderte englische Kabinett doch eigentlich ist. Und es würde den Irrtum des englischen Staatsmanns nicht geringer und verzeihlicher erscheinen lassen, daß er ihn mit der großen Mehrzahl derer teilt, die in Europa öffentliche Meinung machen. Panslawistische, französische und jingoistische Zeitungslüge haben so lange die Wiener Politik als Werkzeug und Diener angeblicher Berliner Machtideen dargestellt, daß die Märchenerzähler nun ihr Märchen selbst für wahr zu halten scheinen. Sie werden nicht gar lange warten müssen, um recht seltsame Überraschungen zu erleben.

Überraschungen? Wer Tatsachen statt der Zeitungs- und Parlamentsphrasen zur Grundlage seiner Betrachtung nimmt, wird sich vielleicht eher zu der Frage veranlaßt fühlen, wann wohl in den letzten 20 Jahren die österreichische Politik im Dienst der deutschen tätig war. Soweit sie handelnd auftrat, geschah es, bis zum Sturz Goluchowskis ausschließlich, auf dem Balkan. Hier jedoch war der Gang der österreichischen Diplomatie alles eher als von deutschen Antrieben bestimmt. Die Unfähigkeit des polnischen Grafen, die sich in dem Mürzsteger Vortrag ein Denkmal dauernder als Erz errichtet hat, bildete vielmehr einen der stärksten Aktivposten der russischen Machtstellung in Europa. Für Rußland stand Österreich-Ungarn während des japanischen Krieges auf der Balkanhalbinsel Wacht und sorgte dafür, daß keiner der kleinen Unruhstifter die Kreise der Petersburger Machthaber stören konnte, bis diese selbst die Hand frei bekamen. Die Bedeutung der Aehrenthalschen *Initiative* lag denn auch darin, daß er der Botmäßigkeit Österreich-Ungarns Rußland gegenüber in der Balkan-

politik ein Ende setzte. Die bosnische Krise war sozusagen der Befreiungskrieg des Wiener Kabinetts. Die Meinungen über die Abhängigkeit Wiens von Berlin erfuhren ihre Abfertigung während der Marokkokrise, als sich Aehrenthal, um seine Selbständigkeit deutlich zu betonen, kühl zur Seite stellte. Vergleicht man damit die Haltung Deutschlands während des Duells Iswolskij-Aehrenthal, so wird man zugestehen müssen, daß wenigstens nach außen hin wohl eine Dienstbarkeit Deutschlands Österreich-Ungarn gegenüber, nirgends aber in den letzten Jahren das Umgekehrte wahrzunehmen war.

Indes, Denkgewohnheiten sind durch Tatsachen, und sprächen sie auch die eindringlichste Sprache, schwer in ihrer Richtung umzulenken. Und so hat die Gewohnheit in Österreich-Ungarn nur den Schildhalter der Berliner Politik zu sehen auch die Wirkung geübt, daß man kaum irgendwo das neue österreichisch-ungarische W e h r g e s e t z nach seiner Bedeutung für die europäische Politik gewürdigt hat. Es hat sogar weniger Beachtung gefunden als die vergleichsweise geringfügige Vermehrung der deutschen Armee, die gleichzeitig vorgenommen wurde. Bei dem österreichisch-ungarischen Wehrgesetz handelte es sich um ganz andere Dinge. Wenn es sich in ungefähr 5 Jahren in seinen wichtigsten Bestimmungen ausgewirkt haben wird, so wird folgendes eingetreten sein: Der Friedensstand ist dann von 400 000 auf etwa 520 000 erhöht. Die beiden diesem Friedensstand eingerechneten Landwehren sind durch Ausstattung mit Artillerie zu voll ausgerüsteten Armeen erhoben. Die artilleristische und technische Modernisierung des Heeres, während der bosnischen Krise angefangen, wird mit Aufbietung aller Mittel vollendet werden. Um vergleichbare Größen zu gewinnen, sei hervorgehoben, daß künftig das österreichisch-ungarische Rekrutenkontingent 213 000 Mann betragen wird. Mehr aber zählt auch das französische nicht, ja es erreicht in Wahrheit kaum diese Höhe; denn nirgends sind Papier und Wirklichkeit stärker in Widerstreit mit einander als in Frankreich. Wenn indes die Republik stets als der Ausdruck der höchsten militärischen Kraftleistung (nach der deutschen) galt, wie können die politischen Wetterpropheten achtlos an der Tatsache vorbeigehen, daß mitten in Europa eine Militärmacht aufgerichtet wird, die an Zahlenwucht der französischen mindestens ebenbürtig sein wird? Ein Fünfzigmillionenstaat zieht die letzten Folgerungen aus dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht: Zumeist wird jedoch in der Öffentlichkeit dieses Ereignis ersten Ranges wie ein gleichgültiger Anhang zu den Vorgängen und Plänen der deutschen Reichspolitik erledigt. Es gibt keine denkfauleren und gegen neue Meinungen widerspenstigeren Leute als diejenigen sind, die die Meinungen der anderen zu gestalten haben.

Uns soll hier das österreichisch-ungarische Wehrgesetz nur so weit beschäftigen als es den Ausdruck eines selbständigen und sich kraftvoll kundgebenden Machtwillens bildet. Da muß man aber sagen: Seine Urheber waren durchaus unbesorgt darum diesen Machtwillen etwa zu verbergen. Die Art, wie in Ungarn durch offene Vergewaltigung aller parlamentarischen Sitten und Ordnungen und in Österreich durch die äußerste Beeinflussung der Parteien die Gesetzwerdung der Vorlagen betrieben wurde, beweist, daß hier gewollt wird, daß sich ein Wille durchsetzt, dessen Ziel wenigstens in dem einen: eine gewaltige, den stärksten der Erde ebenbürtige Kriegsmacht zu schaffen, sich jedem sichtbar macht. Die Habsburgische Regierungsmethode vermeidet sonst das Aufsehen und zieht über die eiserne Faust gern den samtenen Handschuh. Diesmal wurden alte Rücksichten beiseite gesetzt, und zwar nicht bloß bei der parlamentarischen

Behandlung der Vorlagen. Rücksichtslosigkeit spricht aus jeder Zeile des Gesetzes selbst. Es ist doch nichts Geringes an Kühnheit 78 000 Mann jährlich mehr zu fordern, gleichwohl aber selbst bei der Infanterie die 2jährige Dienstzeit nicht rein durchzuführen und zugleich unbekümmert zu gestehen: wir gehen bis ans Ende der personellen Leistungsfähigkeit, wir sind genötigt über die Grenzen der Tauglichkeit hinaus Mindertaugliche, ja Leute mit Gebrechen zu assentieren. Das ist eine Sprache, die man in Österreich-Ungarn noch nicht geführt hat. Und zum selben Schluß gelangt man bei Betrachtung der finanziellen Leistungen, die der Machtwille der Wiener Politik beansprucht. Man darf da nicht die absoluten Zahlen des deutschen Budgets zum Vergleich heranziehen. Einen weit brauchbarern Maßstab liefert der Umstand, daß die Nachtragskredite für die Annexion, die Kosten der *Dreadnoughts* und der Aufwand für die Heeresreform Jahr um Jahr gefordert worden sind: Aber kaum war die Wehrvorlage angenommen, so heischte der Kriegsminister von beiden Regierungen neue 275 Millionen für Umschaffung der eben erst umgeschaffenen Artillerie.

Hier sei darüber nicht geurteilt, welche Finanzweisheit sich in solchem Vorgehen offenbart. Aber wie vernichtend dieses Urteil auch ausfallen möge, von außen und für das Ausland müßte sichtbar zunächst das eine sein: daß ein hohes Spiel gespielt wird, das Spiel der Macht. Vielleicht unterschätzt man diese Äußerungen des Willens zur Macht deshalb, weil ihnen als Träger die nationale Kraft fehlt. Darin liegt ein richtiges Gefühl für Tatbestände. Versuchte man die österreichisch-ungarische Politik auf die Völker Österreich-Ungarns als deren Subjekte zurückzuführen, so würden sich die widersprechendsten Ziele und Inhalte des Strebens ergeben. Was haben die Veranstalter der *Sokol*feier in Prag und des Frankfurter Schützenfestes Gemeinsames in Liebe und Haß, in Wollen und Fürchten? Was die Madjaren und die Kroaten, die Italiener und die Slowenen, was die Polen und die Ruthenen? Und doch haben sich alle ausnahmslos geradezu gedrängt durch ihr Votum für die Wehrvorlagen dem Kaiser einen Beweis ihrer dynastischen Treue zu geben. Ein alle gleichartig verknüpfendes Band des Patriotismus kann den Vorgang wohl schwerlich erklären. Was man in Wien, in Budapest, in Prag und in Lemberg *Patriotismus* nennt, das sind recht unterschiedliche Dinge. Allein alle verhandelten mit der Krone als mit einer Macht, der man gewährt, um von ihr zu gewinnen, und die man vermeiden muß sich zum Feind der eigenen Nation zu machen. Die Unfähigkeit der Nationen das Pathos des Reichs für sich in Anspruch zu nehmen hat zur Folge die formale Unmöglichkeit Armee und auswärtige Politik (solange dieses Völkerkonglomerat überhaupt besteht) anders als durch die einzige zentrale, zusammenfassende Gewalt, den Herrscher, in Gebrauch und Verwesung zu halten. Alle Demokratisierung der Herrschaftsformen ändert an diesem Stück Absolutismus so lange nichts als die Verschiedenheit der nationalen Willen sich nicht zur Einheit des Staats- oder gar des Reichswillens verschmelzen läßt. Daraus ergibt sich eine Stellung des österreichisch-ungarischen Herrschers, die ohne Beispiel in Europa ist. Er kann in Wahrheit Richtung und Inhalt der nach außen gewendeten Machtpolitik in größter Freiheit bestimmen, freier als der Zar, der in den Tagen der Selbstherrschaft schon die nationalen Ziele der Russen und des Panslawismus zu Zielen seiner Politik nehmen mußte.

Freilich bewegt sich eine solche Machtpolitik in unlösbaren Widersprüchen.

Sie muß, um moderne Machtpolitik zu sein, die Fülle der Volkskräfte ausschöpfen, kann aber nur die Leiber, nicht die Seelen rekrutieren. Die letzte Anstrengung, die äußerste Hingebung zu fordern, womit der moderne Krieg als Volkskrieg rechnet, das bleibt ihr von vornherein versagt. Hier setzt der eine, wie in den Tagen Franz' I., die Maschine in Bewegung, der jedoch der Maschinengehorsam fehlt. Der eine: aber es wäre Irrtum vorauszusetzen, daß der in der Form rein monarchische Machtwille, wie er sich neuerdings mit rücksichtsloser Kraft äußert, keine Quellen in der Gesellschaft habe, die seine Energie speisen. Das Gefühl für nationale Größe ist es auch im nationalen Staat nicht allein, was den nach außen hin starken Staat verlangt. Aber es ist eine so überwiegende Macht des Volksempfindens, daß die anderen daneben unberücksichtigt bleiben können. Im Nationalitätenstaat jedoch treten die sonst unbeachteten Tendenzen zur Selbständigkeit losgelöst auf, müssen darum, obschon ihr Gewicht natürlich weit geringer ist, mit in Ansatz genommen werden. Von den rein materiellen Interessen des Exporteurs bis zu den snobistischen Eitelkeiten des Sportnarren gibt es eine lange Reihe von Bestrebungen, ökonomischen, sozialen und geistigen Plänen, Anstrengungen, Neigungen, die in einer glanzvollen Repräsentation nach außen Vorteil oder Befriedigung des Selbstgefühls suchen. Und mindestens solange nicht hart auf hart geht, können solche Interessen und Illusionen, namentlich in der Hauptstadt, eine öffentliche Meinung erzeugen oder zu erzeugen scheinen, die den zustimmenden Chor zu den Habsburgischen Machtideen des einen Protagonisten auf der Bühne abgibt.

Dies schafft dann die denkbar besorglichsten Zukunftsmöglichkeiten. Das nach seinem innern Aufbau unfertige Österreich-Ungarn stößt an seinen Grenzen gleichfalls auf staatlich und national unfertige Gebilde. Es gibt seinem Herrscher nahezu kontrolllos die Machtmittel in die Hand und steigert sie bis zur äußersten Auswertung der in einem Fünfzigmillionenreich lebendigen Kräfte. Der nationale Machtwille mag unersättlich scheinen, die Gegenstände und das Ziel, nach dem er geht, sind gleichwohl durch die Existenz- und Wachstumsbedingungen der Nation bestimmt und damit auch begrenzt. Vor dem künftigen Herrscher Österreich-Ungarns hingegen liegen die politischen Möglichkeiten ausgebreitet wie die Waren vor einem launischen Käufer. Franz Ferdinand kann als *Trialist* sein serbokroatisches Königreich ebenso gut durch Eroberungen auf dem Balkan abrunden wie den polnischen Träumen Raum in seinen Berechnungen gönnen wie den Italienern als Rächer und Richter erscheinen wollen. Alles ist möglich, wo alles ebenso unmöglich ist. In einer gewaltigen Armee liegt aber ein unendlich viel stärkerer Anreiz für die Person, die das Werkzeug gebraucht, als für die Nation, die im blutigen Spiel sich selbst als Einsatz hingeben muß.

Die europäische Öffentlichkeit, die den ärmlichsten Schwatz eines englischen ministeriellen oder nichtministeriellen Demagogen mit endlosen Kommentaren begleitet, hat es kaum bemerkt, daß ein stehendes Heer von mehr als einer halben Million für den Mann vorbereitet wird, der schon als Thronfolger ein erstaunlich ausgeprägtes Herrscherbewußtsein bekundet, der Minister und kommandierende Erzherzöge wie Birnen von den Bäumen schüttelt, wo nur seinen militärischen Plänen ein Hemmnis droht. Vielleicht wird sie schon nach 5 Jahren oder gar früher noch zugeben müssen, daß ein in Dingen der auswärtigen Politik fast unbeschränkter Herrscher über 50 Millionen Menschen an der Spitze

eines Millionenheeres an Gefährlichkeit und darum an Wert beachtet zu werden mit einem der pensionierten *Prokonsuln* von Ägypten oder Indien im Haus der Lords den Vergleich noch aushält. Vielleicht wird sie sogar erkennen, daß ein Habsburger, der alle Blutadern des Reichtums und der Volkskraft rieseln läßt, um ein Riesenheer zu schaffen, damit doch wohl noch andere Absichten verbindet als die den Hohenzollern gefällig zu sein, möglicherweise (nach der Überlieferung seiner Familie) Absichten, die Europas Ruhe mehr stören könnten als sie von den Siegern von Sedan seit dem Frankfurter Frieden je gestört wurde.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

LOUIS BERTRAND · NACH DEN BELGISCHEN WAHLEN 1912

BELGIENS allgemeine Wahlen, die am 2. Juni dieses Jahres stattfanden, sind nicht so ausgefallen wie es die liberal-sozialistische Opposition erhofft hatte.

Als im vorigen Jahr die Regierung einen Schulgesetzentwurf vorlegte, der auf eine Begünstigung der Kongregationsschulen zum Nachteil der öffentlichen Schulen hinauslief, schlossen sich nach vorheriger Verständigung die Liberalen und die Sozialisten zur Bekämpfung dieses Entwurfs und zur Verteidigung des staatlichen Schulunterrichts zusammen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten. Das Kabinett Schollaert wurde gestürzt und durch das Ministerium Broqueville ersetzt. Der Schulgesetzentwurf wurde tatsächlich ohne weiteres zurückgezogen. Ferner erhielt die Opposition von dem neuen Ministerium die Zusicherung, daß es vorschlagen werde die Zahl der Abgeordneten alle 10 Jahre der Bevölkerungszunahme entsprechend zu erhöhen, und daß die Kammern aufgelöst werden sollten, damit im ganzen Land Neuwahlen stattfinden könnten.

Die Lage der klerikalen Partei, die seit 28 Jahren am Ruder gewesen war, schien sich in der Tat prekär zu gestalten. Seit 1900 hatte sich ihre Mehrheit in der Abgeordnetenkammer bei jeder Wahl vermindert. Diese Mehrheit, die 1900 22 Stimmen betrug, war 1910 auf 6 Stimmen gefallen. Und da nun die Zahl der Abgeordneten um 20 vermehrt werden sollte, und zwar um Vertreter der großen Wahlkreise, die im allgemeinen für die Opposition günstig waren, durfte diese, wie gesagt, die stärkste Hoffnung hegen endlich den Sieg zu erringen und das klerikale Regiment zu stürzen. Unter solchen Umständen und Aussichten kam es ganz natürlicherweise zu einer Annäherung zwischen den bürgerlichen Liberalen sämtlicher Schattierungen und den sozialistischen Arbeitern.[1]) Vandervelde nannte das eine *entente cordiale*. Selbstverständlich wahrte jede der beiden Parteien dabei vollkommen ihre Unabhängigkeit, ihr Programm, ihre politischen und wirtschaftlichen Ideale. Und ohne irgend eine bestimmte Abmachung oder Festlegung fand die Verständigung zwischen den beiden Oppositionsparteien, die über 80 von 166 Abgeordneten verfügten, über folgende 3 Reformen statt: 1. obligatorische Schulpflicht; 2. allgemeine Wahl für alle Körperschaften; 3. Arbeiteraltersversicherung. In der Mehrzahl der Wahlkreise schlossen Liberale und Sozialisten ein Kartell, um die Majorität der Parlamentssitze zu erobern, da das herrschende Proportionalwahlsystem

[1]) Siehe meinen Artikel *Das liberal-sozialistische Kartell in Belgien* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 3. Band, pag. 1520 ff.

denjenigen Listen den Sieg sichert, die die größte Anzahl Wahlstimmen auf sich vereinen. In einigen großen Wahlkreisen wurde kein Kartell abgeschlossen; Liberale wie Sozialisten agitierten da für ihr eigenes Programm und ihre eigenen Kandidaten, bekämpften aber beide nur die Klerikalen. So war es in den Kreisen Brüssel, Lüttich, Gent und Mons.

Die Opposition ist geschlagen worden. Die klerikale Mehrheit in der Kammer stieg von 6 auf 16 Stimmen. Aber diese Mehrheit von 16 Sitzen stützt sich nur auf 80 000 Stimmen im ganzen Land gegen 2 600 000 kartellierte Wahlstimmen, also auf nur 3 % der Wähler. Immerhin, die Politik des liberal-sozialistischen Kartells ist gescheitert. Sie entsprach nicht den Hoffnungen derer, die sie einschlugen. Welches sind denn die Ursachen dieser Niederlage? Zunächst ein ungerechtes Wahlsystem, das bei der Anlegung der Wahllisten betrügerische Manipulationen merkwürdig begünstigt. Ferner das offizielle Korruptionssystem. Einige Tage vor den Wahlen hatten die verschiedenen Minister die Gehälter und Löhne ihrer Beamten, Angestellten und Arbeiter stark erhöht. Es handelt sich dabei um 100 000 Personen, von denen 80 000 allein von dem Ministerium für Eisenbahnen, Post, Telegraphenwesen usw. beschäftigt werden. Dazu kam die Angst vor dem Kartell bei dem gemäßigten liberalen Bürgertum und den Massen der schwankenden Wähler.

In welcher geistigen Verfassung befinden sich nun die beiden Oppositionsparteien angesichts der kommenden Wahlkämpfe? Aus der großen politischen Debatte, die kürzlich in der Kammer stattfand, geht jedenfalls hervor, daß, wenn auch gegenwärtig die Kartellpolitik nicht mehr so viele begeisterte Anhänger zählt wie vorher, ihre Existenzberechtigung in dem fortgesetzten Kampf um die großen demokratischen Reformen lag. Der Führer der Liberalen, Paul Hymans, hat sich darüber folgendermaßen ausgesprochen:

»Wir halten unser Programm vollkommen aufrecht und werden ohne Unterlaß an seiner Verwirklichung arbeiten. Und ich kann nur meinen Parteigenossen innerhalb wie außerhalb des Parlaments erklären: Eine Partei existiert nur durch die Tat. Einschlafen, auf die Tat verzichten, sich in einen engherzigen Konservatismus vergraben, nur seine eigenen Interessen berücksichtigen und, meine Herren, sich von dem abwenden, was trotz alledem erst dem Leben Wert verleiht: von den idealen Prinzipien, das hieße sich dem Verfall und dem allmählichen Untergang weihen. Wir müssen eine Partei der Tat und der Verwirklichung sein. Wir wollen dahin streben in diesem Land größere Gerechtigkeit, größere Gleichheit, größere Unabhängigkeit und Sittlichkeit zu schaffen. Wir wollen versuchen (und das gerade ist das unterscheidende Merkmal unserer sozialen Auffassung gegenüber der Politik der Sozialisten) an der Lösung der sozialen Probleme zu arbeiten, indem wir auf friedlichem Weg durch die gegenseitige Annäherung der Gesellschaftsklassen eine Versöhnung der Interessen zustande bringen. Wir werden demokratische Politik treiben, und wir müssen sie treiben, weil (das sage ich allen denen, die die Notwendigkeiten unserer Zeit und unserer wirtschaftlichen Verhältnisse nicht begreifen) es in Zukunft unmöglich sein wird zu regieren, wenn man die Bedürfnisse und Wünsche des Volks vernachlässigt. Wir müssen einem gesunden Demokratismus zustreben, wie er sich in der Achtung vor den grundlegenden gesellschaftlichen Einrichtungen, vor Ordnung und Gesetzlichkeit dokumentiert. Demokratie, Reformen und Taten: das sind die Bedingungen unserer politischen Lebensfähigkeit. Gewiß, wir sind besiegt. Aber mehr als je bin ich von Tatkraft erfüllt und von Hoffnung auf die höhere Logik der Dinge.«

Die Sozialisten entschieden sich auf einem außerordentlichen Parteitag, der sich durch die große Zahl der Teilnehmer besonders eindrucksvoll gestaltete, für die Fortführung des Kampfs um die Eroberung des allgemeinen Wahlrechts. Dieser Kampf wird durch Propaganda jeder Art und den Generalstreik

als äußerstes Mittel geführt werden, um durch eine Verfassungsrevision der reaktionären Mehrheit das allgemeine Wahlrecht zu entringen. In der Debatte, von der ich oben sprach, hielt Genosse Vandervelde eine große Rede, die man dahin zusammenfassen kann:

»Das Kartell mit den Liberalen beruhte weder auf der liberalen noch auf unserer Seite auf irgend einer Prinzipienverleugnung. Beide Parteien besitzen ihr Programm, und wir haben weder unsere republikanischen noch unsere kollektivistischen Ideale verraten. Wir haben uns zur Verteidigung unserer Rechte und zur Eroberung des allgemeinen Wahlrechts verbündet. Wir bedauern nichts und würden wieder genau so handeln, sobald der Schulgesetzentwurf wieder auferstehen würde. Zweifellos hat die Politik, zu der Sie uns zwingen, ihre Schwierigkeiten. Es ist nicht leicht Liberale und Sozialisten, Monarchisten und Republikaner, Unternehmer und Arbeiter, Bourgeois und Kollektivisten zu dem gleichen Marschtempo zu bringen. Es ist nicht leicht Unternehmer und Arbeiter, die sich morgen in Lohnkämpfen gegenüberstehen können, zu gemeinsamer Abstimmung zu veranlassen. Wir stimmen auch ganz mit Ihnen in dem Wunsch überein, daß wir das Kartell entbehren könnten. Der Minister des Innern sagte hier gestern ironisch: »Wenn wir Sie geschlagen haben, so geschah das in Ihrem Interesse.« Nun, wenn Ihnen das Kartell so unwürdig, wenn es Ihnen eine solche Kalamität zu sein dünkt, so gibt es ja ein sehr einfaches Mittel dagegen: Geben Sie uns eine gerechte Proportionalwahlvertretung und das allgemeine Wahlrecht. Die Arbeiterklasse, die aus den Erfahrungen der Vergangenheit gelernt hat, wird sich nicht mehr einfangen lassen. Sie wird sich, wenn es sein muß, auf eine äußerste Anstrengung vorbereiten, um sich die Freiheit zu erobern. Aber sie wird mit Ruhe und friedlich vorgehen. Ja, ich sage es Ihnen mit voller Deutlichkeit: Sie wird innerhalb der Gesetzlichkeit bleiben. Wir wollen die Gesetzlichkeit, nur die Gesetzlichkeit. Unter diese Gesetzlichkeit fällt aber auch die legitime Ausübung des Koalitionsrechts. Sehen Sie darin keine Drohung: Niemand kann lebhafter als ich wünschen, daß das Problem der Revision ruhig und in Frieden entschieden wird. Dies wird von Ihrer wie von unserer Klugheit abhängen. Von unserer, wenn wir nämlich ebenso ruhig wie entschieden sind. Von Ihrer, wenn Sie das Beispiel nachahmen, das einst im Jahr 1892 unser ältestes Mitglied gegeben hat, und erkennen daß die Stunde der Revision geschlagen hat. Denn trotz Ihres Sieges können Sie nicht verhindern, daß die Gedanken sich ausbreiten und Sie in ihren Kreis ziehen. Sie werden sich mit dem Gedanken der Revision befreunden müssen, wie Sie sich mit der persönlichen Dienstpflicht, dem obligatorischen Schulunterricht und der Altersversicherung befreundet haben. Und das wird dann, trotz allem, für uns ein Tag der Freude und der Genugtuung sein.«

Dies also sind die Ansichten der beiden Hauptführer der Liberalen und der Sozialisten. Eine Fortführung der Kartellpolitik ist in diesem Augenblick gegenstandslos. Bis zu den nächsten Wahlen, die im Jahr 1914 stattfinden müßten, werden sich mancherlei politische Ereignisse vollziehen, die die politischen Entschlüsse der beiden Oppositionsparteien mitbeeinflussen müssen. Der gegenwärtige Kampf ist heiß, er geht auf die Eroberung des allgemeinen Wahlrechts, und heute ist die öffentliche Meinung nur davon erfüllt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

LEONIDA BISSOLATI · DER ITALIENISCHE SOZIALISMUS NACH DEM PARTEITAG VON REGGIO EMILIA

REGGIO Emilia, die kleine Stadt, in der am 7., 8. und 9. Juli dieses Jahres der Parteitag der italienischen Sozialdemokratie stattfand, ist 1893, wenn man so sagen darf, die Wiege der Partei gewesen. Nach einem Zeitraum von 19 Jahren gab diese selbe Partei in der selben Stadt feierlich der großen Parteikrise die Weihe.

Welcher Art war diese Krise? Brach sie ganz unvorhergesehen aus, oder

ging ihr eine Periode voran, in der sie sich bereits vorbereitete? Meiner Meinung nach stellt sie nur die akute Form des Konflikts dar, der sich bereits im Jahr 1902 auf dem Parteitag von Imola zwischen der reformistischen und der *revolutionären* Parteirichtung anzubahnen begann. Und auch das, was uns heute in dieser Krise als etwas völlig Neues erscheint, nämlich die Meinungsverschiedenheiten zwischen Reformisten und Reformisten, auch das ist durchaus nicht neu. Schon auf den Parteitagen von Mailand /1910/ und Modena /1911/ spaltete sich der Reformismus in zwei Richtungen.[1]) Die eine verfolgte die Tendenz ihn logisch fortzuentwickeln, indem sie ihn auf die Praxis des politischen Lebens anwandte; die andere suchte sich im Gegenteil, wenn auch nicht den Auffassungen, so doch den Empfindungen und der Haltung des *Revolutionarismus* wieder anzunähern. So verschlang sich der Meinungsstreit zwischen Reformisten und Reformisten mit den alten Anschauungsdifferenzen zwischen Reformisten und *Revolutionären,* und die Beschlüsse des Parteitags von Reggio waren schließlich nur ein Aussprechen der formellen Scheidung zwischen zwei ganz verschiedenen Auffassungen und Methoden. Welche Vorkommnisse vor dem Parteitag von Reggio aber bildeten die Ursachen und die Veranlassung zu dieser Scheidung? Zwei Tatsachen lagen vor: der italienisch-türkische Krieg und der Besuch einiger reformistischer Abgeordneten bei dem König von Italien.

Sämtliche Sozialisten, *Revolutionäre,* Linksreformisten und Rechtsreformisten waren Gegner des Kriegs. Selbstverständlich jedoch war die Art, in der die verschiedenen Richtungen diese Gegnerschaft zum Ausdruck brachten, eine sehr verschiedene. Die *Revolutionäre* und die Linksreformisten erklärten einfach ihre absolute Gegnerschaft kraft ihrer Prinzipien, eine Gegnerschaft. die auch keinerlei Diskussion über die einzelnen Fragen zuließ, die durch den Krieg in den Vordergrund gerückt worden waren (Kolonisation, Schutz der italienischen Interessen im Mittelmeer, Stellung Italiens zu der orientalischen Frage). Mußten sich doch dieser Ansicht nach alle diese Fragen vom sozialistischen Standpunkt einfach dadurch lösen, daß man jedwedes Interesse des Proletariats an ihnen leugnete und als alleiniges Vorgehen für die Arbeiterschaft den Protest proklamierte. Die Rechtsreformisten hielten es im Gegensatz dazu für angezeigt die Frage von realeren Gesichtspunkten zu betrachten. Sie wiesen nach, daß der Krieg auch vom Standpunkt der nationalen Interessen eine Gefahr und eine Schädigung bedeute; im übrigen bemühten sie sich als Italiener den Weg ausfindig zu machen, auf dem die Nation sich mit möglichst geringem Schaden aus dem Unternehmen wieder herauswickeln könnte, in das sie sich verstrickt hatte. Damit gaben sie zu, daß eine Tripolisfrage für Italien existiere; sie gaben zu, daß die anderen Mächte verhindert werden mußten die libysche Küste zu okkupieren; sie gaben zu, daß es nötig werden könnte die Türkei auf dem Weg des Zwangs von der Aufrichtung künstlicher Hindernisse gegenüber dem Eindringen des italienischen Handels zurückzuhalten. Und doch beharrten sie auf dem Standpunkt, daß sich die Tripolisfrage ohne militärische Okkupation hätte lösen lassen, und daß die Erklärung der Annexion Libyens in jeder Beziehung ein schwerer Fehler war, da sich Italien im äußersten Fall darauf hätte beschränken müssen in Libyen eine Oberhoheit von der Art Englands in Ägypten und Frankreichs in Tunis zu stabilieren.

[1]) Siehe meine Artikel *Die italienische Sozialdemokratie am Scheideweg* und *Sozialdemokratie und Regierung in Italien* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1910, 3. Band, pag. 1546 ff., und 1911, 3. Band, pag. 1447 ff.

Trotzalledem aber klagte man die Rechtsreformisten bei der sozialistischen Masse an Verteidiger des Kriegs zu sein und die nationalistische Bewegung zu begünstigen. In Wahrheit war das gerade Gegenteil der Fall. Die Art ihrer Gegnerschaft, die sich auf dem Boden der Wirklichkeit bewegte und das Nationalgefühl nicht verletzte, hätte, wenn sie nur von der Gesamtpartei nicht herabgezogen und entwertet sondern unterstützt worden wäre, der Partei selbst in dieser schwierigen Zeit einen Einfluß auf die öffentliche Meinung und auf den Gang des Krieges gesichert. Dagegen hatte die Haltung der *Revolutionäre* und Linksreformisten nur den Effekt den Sozialismus offiziell von allen anderen demokratischen Parteien loszureißen, ihn zu isolieren und damit seinen politischen Einfluß zu vermindern. Der Kampf der sozialistischen Organe gegen den Krieg verlor dadurch jede Überzeugungskraft, daß er von dem Vorurteil der bedingungslosen Negation ausging und die Absicht erkennen ließ unter allen Umständen einen Gegensatz zwischen den Interessen und Empfindungen des Proletariats und denen der ganzen übrigen Nation zu statuieren. Im übrigen ist zu bemerken, daß dieses Verhalten nicht einmal die Vorzüge einer wirklich revolutionären Opposition aufwies. Denn tatsächlich wagten weder die *Revolutionäre* noch die Linksreformisten eine kräftige Gegenbewegung gegen den Krieg zu organisieren. Als Proteststreiks gegen die Abfahrt der Flotte nach Tripolis ausbrachen, veranlaßte sogar der Führer der Linksreformisten, Filippo Turati, die Parlamentsfraktion zur Annahme einer Resolution, in der das Proletariat zur Beendigung der Streiks aufgefordert wurde. Ebenso wurden zwar in den wenigen Versammlungen der Linksreformisten Resolutionen gegen den Krieg angenommen, aber auch dort wagte man nicht die Zurückziehung der Truppen und die Räumung der okkupierten Landstriche zu verlangen. Die ganze Opposition der Linken (ebenso wie die der *Revolutionäre*) erschöpfte sich darin der Regierung den Krieg zu erklären. Die reformistische Rechte bekämpfte zwar ebenfalls die Regierung in der Kriegsfrage, und sie sprach und stimmte auch tatsächlich in der Kammer gegen den Annexionserlaß, auf den hin das Ministerium die Vertrauensfrage gestellt hatte; aber sie erklärte, daß sie trotzdem die Regierung auch fernerhin bei der Durchführung ihres innerpolitischen Programms unterstützen würde, das die beiden großen Reformen des allgemeinen Wahlrechts und der Verstaatlichung der Lebensversicherung enthielt. Und wirklich waren die Rechtsreformisten davon überzeugt, daß unter den augenblicklich in Italien herrschenden Verhältnissen und bei der gegebenen parlamentarischen Lage es nicht möglich wäre irgend ein anderes Ministerium zu konstituieren, das etwa den Krieg abbrechen würde. Ja, man darf behaupten, jedes andere Ministerium hätte ein stärkeres Hindernis für das Eingehen von Friedensverhandlungen gebildet. So war es also gewiß, daß bei einem Regierungswechsel der Krieg fortgeführt worden wäre, aber obendrein die beiden großen demokratischen Reformen gefährdet gewesen wären, um derenwillen bis dahin Rechts- wie Linksreformisten das Ministerium Giolitti unterstützt hatten. Und unter solchen Umständen hatte man den Mut die Rechtsreformisten als Verteidiger des Kriegs hinzustellen und ihren Ausschluß aus der Partei zu beantragen!

Die zweite Anklage, die gegen die Rechtsreformisten erhoben wurde, bestand darin, daß die Abgeordneten Bissolati, Bonomi und Cabrini an einem Besuch beim König teilgenommen hätten, nachdem die Kammer beschlossen hatte zum Zeichen des Protestes gegen das Albasche Attentat in großer Anzahl in den Qui-

rinal zu gehen. Dabei sei daran erinnert, daß ich im vergangenen Jahr schon einmal eine Unterredung mit dem König hatte, der mich wegen der Lösung der Ministerkrise zu Rate zog und daß, wie ich damals in den *Sozialistischen Monatsheften* auseinandersetzte, und wie ich auch auf dem Parteitag von Modena erklärte, meine Ablehnung eines Ministerpostens durchaus nicht auf Grund irgend eines *Prinzipienvorbehalts* erfolgte, da ich bereits seit langem davon überzeugt bin, daß unter einem echt parlamentarischen, wenn auch formal monarchistischen Regierungssystem für die Sozialisten keinerlei prinzipielle Gründe existieren, die ihnen eine Teilnahme an der Regierung verbieten könnten. Mit mir zusammen wären damals, wie allgemein bekannt war, die Abgeordneten Bonomi und Cabrini als Unterstaatssekretäre ins Ministerium eingetreten. Wir drei glaubten nun einen Besuch beim König bei Gelegenheit des Attentats, das wir ja alle verurteilten, nicht ablehnen zu dürfen. Und nun klagte man uns an durch diesen Besuch, der ja nur eine Demonstration gegen den Mordversuch darstellte, die Würde und Ehre der sozialistischen Partei verletzt zu haben.

Dies waren die besonderen Anklagen gegen die Abgeordneten, deren Ausschluß man forderte. Nun lieferten aber diese Anklagen gegen die Personen der Abgeordneten der Rechten den Linksreformisten die Argumente zur Rechtfertigung ihrer Rückkehr zu den Auffassungen und der Taktik der Intransigenz und des *Revolutionarismus*; denn die Haltung der Abgeordneten, die man ausschließen wollte, sei ja, wie man behauptete, nur das Zeichen des Verfalls, in den der Reformismus an sich geraten sei. Gleichwohl wollten sich die Linksreformisten nicht allein von der Fraktion der *Revolutionäre* gesondert erhalten sondern auch verhindern, daß diese die Herrschaft in der Partei erlangte. Was hat sich nun statt dessen für sie wirklich aus alledem ergeben? Das, was sich immer für alle die ergeben wird, die den Weg der Logik und der Konsequenz verlassen. Sie wollten nicht anerkennen, daß die Reformisten vom rechten Flügel die theoretische Logik und die praktische Konsequenz des Reformismus vertraten; und nun hat sich die Logik in dem Sieg des *revolutionären* Flügels an ihnen gerächt. Der Kampf, der sich auf dem Parteitag von Reggio über die Haltung der Abgeordneten der Rechten entspann, wurde zu einem Kampf auf der ganzen Linie über die verschiedenen Parteirichtungen. Das Endresultat war, daß die *Revolutionäre* mit einer Stimmenzahl von 12 556 den Sieg davontrugen. Die Linksreformisten erhielten 8883 Stimmen, die Rechtsreformisten, die sich bereits majorisiert sahen, brachten gar keine Resolution zur Abstimmung. Im Lager der Linksreformisten trat jedoch eine bedeutungsvolle Spaltung ein: Nur 3250 stimmten für den Antrag auf Ausschluß der Abgeordneten Bissolati, Bonomi, Cabrini und Podrecca, während 5633 offen ihre Zustimmung zu dem Ausschluß verweigerten; außerdem enthielten sich 2072 Parteitagsteilnehmer der Abstimmung, indem sie betonten, daß sie damit gegen die sektiererische Handlung dieses Ausschlußverfahrens Protest einlegen wollten. Was geht aus diesen Zahlen hervor? Daß im Lager der Linksreformisten die Mehrheit den Rechtsreformismus n i c h t verurteilt hat. Und zwar bedeutet das, daß die Mehrzahl der Reformisten, die in der offiziellen Partei geblieben sind, sich durch die engsten Gemeinschaftsbande an diejenigen Rechtsreformisten gebunden fühlt, die mit den 4 ausgeschlossenen Abgeordneten zusammen aus der Partei ausgetreten sind und nun die neue Partei, die *Italienische sozialistisch-reformistische Partei* gegründet haben.

Die deutschen Genossen sind durch die Tagespresse darüber informiert, was

nach der Abstimmung vor sich gegangen ist, durch die die genannten Vier aus der Partei ausgeschlossen wurden. Ihre Genossen von der Rechten verließen ebenfalls den Parteitag und traten aus der offiziellen Partei aus, und am gleichen Tag, an dem der Ausschluß dekretiert wurde, in geringer Entfernung von dem Ort, an dem man diesen Beschluß faßte, gründeten sie die neue Partei.

Um nun klar begreiflich zu machen, welche Ziele sich diese neue Partei gesteckt hat, wird es am besten sein den Hauptteil der Resolution der Rechten hier mitzuteilen, die dem Parteitag vorgelegt worden war, und auf die sich die Gründer der reformistischen Partei ausdrücklich beriefen, als sie sich als Partei konstituierten. Er lautet:

»In Erwägung, daß die reformistische Taktik, die das politische Vorgehen der Partei in den letzten Jahren bestimmt, sich in der Praxis sehr fruchtbar erwiesen hat, wie dies aus der Eroberung des allgemeinen Wahlrechts, der größten politischen Errungenschaft der letzten 30 Jahre, hervorgeht;
in weiterer Erwägung, daß, wenn die politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Wirkungen des Krieges die Aussichten auf die Verwirklichung großer Reformen weniger günstig gestaltet haben, sich diese Aussichten dennoch durchaus nicht gänzlich aufhoben, und daß die Schwierigkeiten, die sich für die Durchsetzung von Reformen ergeben, überhaupt niemals einen Anlaß bieten dürfen den Kampf dafür aufzugeben;
in Erwägung, daß, wenn bei den jüngsten Vorkommnissen auch die anderen demokratischen Parteien abweichende Auffassungen bekundeten, wie sie ja dazu berechtigt waren, sie damit noch nicht erklärten jene Reformprogramme aufgeben zu wollen, zu deren Durchsetzung, wo es möglich und nützlich war, politische Bündnisse abgeschlossen wurden;
erscheint es angezeigt die Partei weiter in den Bahnen zu führen, die sich bereits als die richtigen erwiesen haben, und zwar zu fordern: lokale Autonomie in Fragen der Wahltaktik; Freiheit für die Parlamentsfraktion, wo es ihr nötig erscheint die Regierung zu unterstützen, um die Reformen fortzuführen, die direkt oder indirekt die Macht des Proletariats in seinem Klassenkampf verstärken können; die Möglichkeit mit den demokratischen Parteien Bündnisse zur Eroberung der administrativen und politischen Gewalt abzuschließen, ohne irgend ein prinzipielles Verbot für die Sozialisten an der Regierungsgewalt teilzunehmen, wenn ihre Teilnahme durch die höheren Interessen der proletarischen Bewegung geboten erscheint.
Infolgedessen spricht die Partei ihren Entschluß aus angesichts des allgemeinen Wahlrechts nicht allein alle die Forderungen zu stellen, die die *Confederazione generale del Lavoro* im besondern Interesse der Arbeiterklasse formulieren wird, sondern außerdem noch folgendes zu verlangen: eine Steuerreform, um durch eine progressive Einkommensteuer sowohl die neuen, durch den Krieg bewirkten Lasten wie die durch die notwendige Reduktion der Schutz- und Finanzzölle, die die Lebensmittelpreise steigerten, entstehenden Ausfälle auf die besitzenden Klassen abzuwälzen; Arbeiterversicherungsgesetze, und zwar an erster Stelle Invaliditäts- und Altersversicherung; Hilfsaktionen zur wirtschaftlichen und sozialen Hebung des italienischen Südens.«

O ist nun der italienische Sozialismus zurzeit in zwei für sich bestehenden autonomen Parteien organisiert. Ob diese besondere Organisation, durch die die Einheit der Partei gesprengt ist, zu Gegensätzen und Streitigkeiten zwischen den beiden Organisationen führen oder vielmehr die Grundlage für eine breiter angelegte Parteiorganisation mit förderativem Charakter schaffen wird, das ist schwer zu sagen. Vielleicht treten beide Möglichkeiten zu verschiedenen Zeitperioden einmal ein. In der ersten Zeit wird die Empörung darüber, daß das verurteilte Ketzertum, anstatt sich der Verurteilung und dem Bannfluch zu beugen, noch in seinem Selbstbewußtsein wächst und sich angesichts des Vorgehens der herrschenden Orthodoxie noch sicherer, lebenskräftiger und kampflustiger fühlt, sicherlich die offiziellen *Revolutionäre* zu einem Verfolgungs- und Vernichtungskrieg

gegen die Häretiker treiben. Allmählich aber, wenn es einmal deutlich wird, daß Gewalt, sogar die Gewalt der *Revolutionäre,* die tatsächlichen Verhältnisse auch nicht umstoßen kann, die die reformistischen Strömungen erzeugt haben, und wenn die *revolutionäre* Partei, wie das wahrscheinlich ist, dahin gelangt sein wird sich der Wirklichkeit zu beugen, dann wird vielleicht der Augenblick gekommen sein, in dem die beiden Parteien das Bedürfnis fühlen werden sich gegenseitig wieder anzunähern und im höhern Interesse des Proletariats einen Ausgleich zu finden. Bis dahin aber bleibt das sozialistische Kampffeld einfach in zwei Lager gespalten: auf der einen Seite die *revolutionär*-sozialistische, auf der andern die reformistisch-sozialistische Partei.

In Wahrheit wird die offizielle Partei es jedenfalls ablehnen als *revolutionäre* Partei bezeichnet zu werden. Sie faßt in der Tat ja noch einen großen Teil der Linksreformisten in sich. Die Leitung aber haben jetzt die *Revolutionäre.* Das Zentralorgan und der Parteivorstand, die in der Hand der Linksreformisten lagen, sind völlig in *revolutionäre* Hände übergegangen. Immerhin können wir annehmen, wie dies schon aus verschiedenen auf dem Parteitag von den *Revolutionären* gefaßten Beschlüssen hervorgeht, daß diese nicht abgeneigt sind in der Praxis etwas von der Strenge der theoretischen Behauptungen nachzulassen, die sie aufrecht erhielten, solange sie in der Minderheit waren und also nicht die Verantwortung für die Führung der Partei zu tragen hatten. Andrerseits können sie freilich, ohne Selbstmord zu üben, nicht die gesamte Last ihrer traditionellen Ideen über Bord werfen und ihr eigenes Wesen abschwören. Worin besteht dieses Wesen? Was stellen sie tatsächlich vor? Es ist schwer das zu sagen. Ihre Überzeugungen durchlaufen in Wahrheit eine ganze Skala, die von der reinen einfachen Intransigenz bei den Wahlen bis fast zum Barrikadenrevolutionarismus geht. Ihr allgemeines Kennzeichen aber ist: der Widerwille gegen jedwede positive Tat. Für sie liegt der Sozialismus nur in der Negation; ihre Taktik besteht hauptsächlich darin das Proletariat dahin zu bringen, daß es in einer zornigen Erwartung des Augenblicks erstarrt, in dem es ihm möglich sein wird die bürgerliche Gesellschaft zu stürzen und sie durch die sozialistische zu ersetzen. Das ist der Mythos vom Generalstreik, der am Zukunftshorizont heraufsteigt. Man muß nur lesen, was dieser Tage einer der Führer der Partei, B. Mussolini, in einem redaktionellen Artikel des *Avanti* schrieb, in dem er den Sieg des Revolutionarismus auf dem Parteitag von Reggio beleuchtete:

»Der sozialistische Parteitag von Reggio Emilia ist als ein Versuch der Wiederbelebung des Idealismus zu deuten. Der religiöse Geist der Partei [in Klammern wird *ecclesia* hinzugefügt] hat sich noch einmal mit dem realistischen Pragmatismus der Vertreter der ökonomischen Organisation gemessen, die nicht eine Ideen- sondern eine Interessengemeinschaft darstellen. Hier haben wir das Ende des ewigen Widerstreits zwischen Idealismus und Utilitarismus, zwischen Glauben und Notwendigkeit. Was nützt es dem Proletariat den Sozialismus als Theorie zu verstehen? Kann man überhaupt den Sozialismus auf eine Theorie reduzieren? Wir wollen an ihn glauben, wir müssen an ihn glauben, die Menschheit bedarf eines *Credo.* Es ist der Glaube, der die Berge versetzt, weil er uns die Illusion gibt, daß die Berge sich bewegen. Die Illusion ist vielleicht die einzige Wirklichkeit des Lebens.«

Man sieht: Diese Auffassung ist allerdings die Umkehrung aller reformistischen Ideen, der Ideen, aus denen, wie man wohl sagen darf, bis zum gestrigen Tag, also gut 12 Jahre ihrer Tätigkeit hindurch, auch die Männer schöpften, die jetzt in der offiziellen Partei geblieben sind und mit am Karren der *Revolutionäre* ziehen. Was wird mit ihnen werden? Ein Teil von ihnen wird sich

endgültig den *Revolutionären* angliedern können, aber der größte Teil der mehr als 7000 Genossen, die sich dem Ausschluß der Rechten widersetzten, wird es auf die Dauer nicht ertragen können durch die Diktatur der *Revolutionäre* in jeder Tätigkeit lahm gelegt zu werden und wird so über kurz oder lang ebenfalls zur Rebellion gezwungen sein. In der Tat, unter jenen 7000 Reformisten, die in der offiziellen Partei in der Minderheit geblieben sind, sind zahlreiche Männer, die sich gerade jener »ökonomischen Organisation« gewidmet haben, also jenen Realitäten, die nach Mussolini dem »religiösen Geist«, dem »Glauben«, der »Illusion« untergeordnet werden sollten. Die Ehe zwischen den Männern der Realität und den Männern der Illusion kann nicht von langer Dauer sein. An dem Tag, an dem der Krieg der Nation beendet sein wird, wird der innere Krieg in der offiziellen Partei mit Heftigkeit losbrechen, wie es einmal der italienisch-türkische Krieg war, der die Uneinigkeit in das sozialistische Lager trug. Sobald wieder normale Verhältnisse herrschen, werden die Linksreformisten sehr wahrscheinlich erkennen, daß diejenigen, die den Reformismus gerettet haben, gerade die ausgeschlossenen Rechtsreformisten waren.

MITTLERWEILE hat die neue sozialistisch-reformistische Partei, der mehr als 12 Abgeordnete beigetreten sind, eine Kundgebung veröffentlicht, deren wichtigste Sätze hier wiedergegeben seien:

»Die *Italienische sozialistisch-reformistische Partei* . . . . will die Fortsetzung der Ziele und Methoden des italienischen Reformismus darstellen, der die schrittweise Anpassung des sozialistischen Gedankens an die wechselnden Verhältnisse der Umgebung bedeutet . . . . Sie erklärt von vornherein, um die Verdächtigungen Lügen zu strafen und trügerische Hoffnungen von sich zu weisen, daß sie die Vertreterin der Arbeiterklasse in deren beharrlichem Befreiungskampf gegen die kapitalistische Unterdrückung ist. Sie betont damit von neuem ihren proletarischen Charakter und ihr sozialistisches Endziel: zwei untrügliche Merkmale, die sie genügend von allen anderen demokratischen Parteien unterscheiden. Von den Sozialistisch-*Revolutionären* wird sie sich hauptsächlich durch ihre andersartige Haltung dem Staat gegenüber unterscheiden. Die *Revolutionäre* verhalten sich gegenüber der öffentlichen Gewalt wie gegenüber feindlichen Mächten, die sich nur angreifen, aber nicht durchdringen lassen. Wir dagegen werden das Proletariat, das in seinem tiefen Lebensinstinkt jede denkbare Reform für eine notwendige Reform erklärt, zur Teileroberung der feindlichen Positionen führen, um von ihnen aus den Fortschritt zu weitergehenden Eroberungen anzubahnen. Die Teilnahme des Proletariats an der politischen Macht durch seine direkten Vertreter wird so nicht ein Ausnahmefall sondern ein legales Ziel, wie es ein legales und normales Ziel für alle Parteien ist, die um die Zukunft kämpfen. Aber diese Einführung der proletarischen Macht in das Kampffeld der in unserer demokratischen Verfassung um die Macht ringenden politischen Parteien kann uns nicht dazu bringen den Klassenkampf zu vergessen, der die große Triebfeder der Geschichte ist. Jede Errungenschaft ist Kampf, jede zeitweilige Interessenversöhnung setzt ein gleichzeitiges Wirken mehrerer Kräfte voraus, durch die ein vorübergehendes Gleichgewicht hergestellt wird. So wird der sozialistische Reformismus die Macht der Arbeiterklasse zur höchstmöglichen politischen Geltung bringen, eine Macht, die er in unserm Land durch die Kraft der Propaganda und Organisation zu erhöhen bestrebt sein wird.«

So hat die neue Partei die Anklage, die man schon vor ihrer Geburt gegen sie erhob, bereits im Augenblick dieser Geburt selbst widerlegt, nämlich die eine Partei mit bürgerlichen Tendenzen zu sein, so etwas Ähnliches wie die radikalsozialistische Partei in Frankreich. Gewiß betont sie ausdrücklich die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit sich mit anderen demokratischen Parteien zur Eroberung von Reformen zu verbünden. Das will aber durchaus nicht sagen, daß sie die Notwendigkeit solcher Bündnisse etwa als eine Art Dogma hinge-

stellt hätte. Diese Notwendigkeit muß vielmehr von Fall zu Fall je nach den örtlichen und zeitlichen Verhältnissen beurteilt werden; in jedem Fall aber wird die sozialistisch-reformistische Partei solche Bündnisse nur schließen, ohne etwas von ihrem eigenen proletarisch-sozialistischen Charakter aufzugeben. Sie ist auch weit davon entfernt auf eine Verschmelzung oder Durcheinanderwürfelung mit bürgerlichen Parteien hinzuzielen. Vielmehr wird die neue reformistische Partei sich der Arbeiterpartei anzunähern suchen, deren erste Umrisse bereits in der *Confederazione generale del Lavoro* in die Erscheinung treten.[2]) Jedenfalls war es eins der interessantesten Phänomene, die auf dem Kongreß von Reggio zu beobachten waren, daß die *Confederazione* sich nicht in die Kämpfe des sozialistischen Parteitags einmischen wollte. Über den Ausschluß der Rechtsreformisten sprach sie, obwohl sie beiseite stand, ihre Mißbilligung aus. Und nach der Konstituierung der neuen Partei erklärte sie, daß sie sich im Interesse der Arbeiterklasse auch der Rechtsreformisten bedienen werde. Die außerordentliche Bedeutung dieser Tatsachen kann niemandem entgehen: Der Reformismus wurde von der *revolutionären* Ideologie in Acht und Bann getan, aber im selben Augenblick empfing er von den Vertretern der wirklichen Interessen der Arbeiterklasse von neuem die Weihen. So hat sich der praktische Instinkt der Arbeiter selber dagegen aufgelehnt sich dem Illusionismus der Mussolini usw. zu unterwerfen.

Gewiß, das wollen wir nicht leugnen, die neue Partei wird einen schwierigen Weg zu durchlaufen haben. Da sie eine Partei der Aktion sein will, die auf kein Mittel verzichten darf, das die Macht der Arbeiterklasse erhöhen könnte, da sie sämtliche Fragen des öffentlichen Lebens in ihren Kreis ziehen muß, um die für die Arbeiterklasse günstigsten Lösungen herbeizuführen, hat sie sich selbst eine sehr viel schwierigere und verwickeltere Aufgabe gestellt als die Parteien, die sich auf eine bloße *revolutionäre* Kritik beschränken. Wird sie Erfolg haben? Niemand kann es vorhersagen. Dies eine nur kann man behaupten: Hat sie keinen Erfolg, so dürfte die Schuld daran nur in der Unzulänglichkeit der Menschen liegen, denen der Zufall in diesem Augenblick die neue Bewegung anvertraut hat. Durchaus aber würde das noch nicht bedeuten, daß diese Bewegung an und für sich nicht ihre Wurzel in einer geschichtlichen Notwendigkeit hat, gegen die die Bannflüche selbst von 100 Parteitagen absolut nichts besagen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · ZUR REORGANISATION DER PARTEI

WIEDER einmal soll das Organisationsstatut der Partei abgeändert werden. Liegt ein organisches, aus Änderungen zu den Lebensbedingungen der Partei sich ergebendes Bedürfnis dazu vor, oder haben wir es mit einem erneuten Anlaß zur Gelegenheitsgesetzgebung zu tun, wie sie im letzten Jahrzehnt wiederholt ins Werk gesetzt wurde? Es ziemt sich wohl erst einmal diese Frage zu prüfen, bevor man an die Erörterung der Abänderungsvorschläge selbst herantritt. Niemand wird das Statut einer so entwickelungskräftigen Partei wie die Sozialdemokratie als etwas auf Generationen hinaus Unabänderliches betrachtet wissen wollen.

2) Siehe auch meinen Artikel *Das Verhältnis der sozialistischen Partei zu den Gewerkschaften Italiens* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1910, 2. Band, pag. 1033 ff.

Es kann aber unmöglich als ein gesunder Zustand im Leben einer Partei betrachtet werden, wenn sie alle paar Jahre durch Änderung ihres Statuts oder Resolutionen ihre Verfassung abändert. Was man in dieser Hinsicht vor allem zu vermeiden suchen muß, ist Experimentieren auf Grund von Stimmungen und Tageskonflikten. Dabei kommt selten oder nur zufällig Vernünftiges heraus.

Wie steht es nun diesmal mit dem Bedürfnis der Verfassungsänderung? Die Vorschläge der vom vorjährigen Parteitag eingesetzten Reorganisationskommission und die an sie anknüpfenden Vorschläge einzelner Genossen oder Mitgliedschaften betreffen 3 Fragen des Parteilebens: die Parteileitung, die Vertretung der Partei auf ihren allgemeinen Parteitagen und die Parteisteuer. Die letzte Frage ist diesmal in einer Form gestellt, die zu grundsätzlichen Erörterungen wenig Anlaß bietet, und soll daher hier außer Betracht bleiben. Grundsätzlicher Natur sind dagegen die Vorschläge bei den beiden anderen Punkten.

Von ihnen sind die Vorschläge, die die Vertretung der Partei auf den großen Parteitagen abändern wollen, durch ein Ereignis gezeitigt worden, das dem Jenaer Parteitag noch unbekannt war: die starke Vermehrung der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion durch die Reichstagswahlen vom Januar dieses Jahres. In Jena war es nur die Frage der Parteileitung, die zur Einsetzung der Reorganisationskommission Anlaß gab. Und zwar handelte es sich dabei nur um den einen Körper dieser Leitung, den Parteivorstand. Dieser hatte sich nach der Meinung einer Anzahl von Delegierten, die zur äußersten *Linken* der Partei gehören, in einer wichtigen Frage der internationalen Politik (dem Marokkokonflikt) seiner Aufgabe nicht gewachsen gezeigt, sich ihr gegenüber zu wenig tatkräftig, zu *bureaukratisch,* wie es hieß, verhalten. Anknüpfend hieran wurde eine Änderung der den Parteivorstand betreffenden Bestimmungen des Parteistatuts verlangt. Er sollte anders zusammengesetzt, nach einem Vorschlag des Genossen Dittmann, den dieser jetzt wiederholt, in ein Kollegium von Spezialisten verwandelt werden. Der Jenaer Parteitag hat es mit überwiegender Mehrheit abgelehnt die obenerwähnte Beschuldigung als gerechtfertigt anzuerkennen. Aber, wie das häufig der Fall ist, wenn Anklagen mit einer gewissen Vehemenz vorgetragen werden, die Ankläger erlebten die Genugtuung, daß trotz der Abweisung ihrer Anklage deren Ziel oder Zweck Rechnung getragen wurde. Es geschah dies in der Weise, daß eine Kommission den Auftrag erhielt die Frage der Reorganisationsbedürftigkeit der Parteileitung zu prüfen und gegebenenfalls entsprechende Vorschläge zu machen. Und insofern wenigstens hat diese Reorganisationskommission jenem Verlangen entsprochen, als sie zwar den Vorstand selbst unverändert zu belassen, ihm aber einen Ausschuß zur Seite zu setzen vorschlägt, mit dem er periodisch und im Fall außergewöhnlich dringender Vorkommnisse über Fragen von größerer politischer Tragweite gemeinsam beraten und beschließen soll.

Man tut gut diese Vorgeschichte im Auge zu behalten, um zu einer sachgemäßen Würdigung des Kommissionsvorschlags zu gelangen. Daß er den Wünschen der Opposition des Jenaer Parteitags nicht entspricht, zeigt die scharfe Bekämpfung, die ihm von jener Seite zu teil geworden ist. Aber wie hätte die Kommission auch dazu kommen können deren Wünsche nach-

träglich zu sanktionieren? Wenn bereits in Jena der Beweis geliefert werden konnte, daß die Voraussetzungen, auf die sich die obenerwähnte Anklage stützte, falsch waren, so geht aus den Tatsachen, die seither über das Spiel der Regierungen im Marokkohandel bekannt geworden sind, vollends klar hervor, daß die Aktion, bei der der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie den rechten Zeitpunkt verabsäumt haben soll, auch dann im unrechten Moment erfolgt und darum mit Notwendigkeit wirkungslos verpufft wäre, wenn sie in den Tagen stattgefunden hätte, die von den Anklägern als die einzig richtigen bezeichnet worden sind.

Es ist das ein überaus lehrreiches Thema. Am 2. Juli 1911 wurde die Tatsache bekannt, daß das deutsche Kanonenboot *Panther* im Hafen von Agadir Anker gelegt habe. Wenn nun auch die deutsche Nationalistenpresse sofort Hurrah rief und von *Einschlagen der Krallen* in den Boden Südmarokkos deklamierte, französische Chauvinistenblätter wiederum über Provokation schrieen, so war das große Publikum über den wahren Zweck der Maßregel und die von der französischen Regierung geplante Antwort viel zu sehr auf Vermutungen angewiesen, als daß man vernünftigerweise schon am nächsten Tag Demonstrationen veranstalten und mit ihnen irgendwelche Wirkung hätte erzielen können. Nicht nur der deutsche Parteivorstand, sondern auch die Führer der französischen Sozialdemokratie, Guesde und Vaillant, die doch mehr Möglichkeiten hatten Erkundigungen über die Absichten der Regierung ihres Landes einzuholen als es in Deutschland den Sozialdemokraten möglich ist, hielten es für richtig zunächst noch abzuwarten, was aus der Sache werden würde. Aber selbst wenn sie anderer Ansicht gewesen wären, hätte vor dem 4. oder 5. Juli das internationale sozialistische Bureau unmöglich zusammentreten können, vor dem 10. Juli unmöglich eine internationale Massenaktion sich ins Werk setzen lassen. Das mußten auch die Ankläger in Jena zugeben. In Wirklichkeit aber war, wie wir jetzt wissen, der kritische Moment, an dem damals eine Entscheidung fallen sollte, die für die Frage *Krieg oder Frieden?* bestimmend war, der 3. J u l i gewesen. An diesem Tag befand das Londoner Kabinett über den Vorschlag der französischen Regierung den *Pantherspruug* durch Entsendung je eines oder zweier englischer und französischer Kriegsschiffe nach Agadir zu beantworten, was in der Tat die Kriegsgefahr akut gemacht hätte. Ehe noch die Arbeiterpartei irgendeines Landes in der Lage war die Massen zu Demonstrationen aufzurufen, ward die Frage negativ beantwortet. Am 4. Juli ließ die englische Regierung die französische wissen, daß sie jene Gegenaktion nicht für zweckmäßig halte, und so wurden die Bemühungen eine Lösung des deutsch-französischen Interessenkonflikts auf diplomatischem Weg zu finden wieder aufgenommen. Die Kriegsgefahr war hinausgeschoben, bevor für die internationale Sozialdemokratie Zeit zum Dazwischentreten gegeben war. N a c h dem 4. Juli war auf nahezu 3 Wochen hinaus keine unmittelbare Gefahr mehr zu beschwören, die Situation blieb gespannt, aber so unklar, daß, als das internationale sozialistische Bureau dann zusammentrat, es nur Proteste allgemeiner Natur gegen Krieg, Eroberung, kapitalistisch-ausbeuterische Kolonialpolitik usw. anregen konnte, die, weil sie eben ins A l l g e m e i n e gingen, keine außergewöhnliche Wirkung zu erzielen vermochten. Ob etliche Wochen früher oder später demonstriert wurde, blieb gleichgültig, solange die Sozialdemokratie es nicht mit einer bestimmten Kriegsdrohung zu tun hatte.

Über die diplomatischen Vorgänge, die zur Rede Lloyd Georges vom 21. Juli 1911 führten, war das Publikum in den Tagen ihres Geschehens so schlecht unterrichtet, daß man wohl prinzipiell das System der Kabinettsdiplomatie geißeln, aber keine so bestimmten Anklagen formulieren konnte wie sie nötig sind, um in den Gemütern jene Leidenschaft auszulösen, ohne die große Bewegungen nicht zustande kommen. Die Erregung in der Arbeiterschaft war bei uns nicht halb so stark wie sie bald darauf im Bürgertum und den von der bürgerlichen Presse beeinflußten Volksteilen Deutschlands ward, die auf Grund von offiziösen Mitteilungen England als den Hetzer betrachteten, der es zu keiner Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland kommen lasse. Als im spätern Verlauf des Sommers 1911 zum zweiten und dritten Mal die Frage *Krieg oder Frieden?* auf des Messers Schneide stand, war das Datum längst verstrichen, das nach der Behauptung unserer Extrem*radikalen* der passende Moment für die internationale Konferenz gewesen wäre. Über die erneuten Krisen wußte man außerhalb eines engen Kreises von führenden Diplomaten und der Stäbe der Armeen und Flotten wenig Zuverlässiges, ja der Schleier ist selbst heute noch nicht völlig gelüftet. Nur so viel ist ziemlich gewiß, daß die Kriegsgefahr im August und September 1911 nicht geringer sondern eher noch größer war als zu Anfang Juli. Und doch hat man keine Beschwerde darüber vernommen, daß der Parteivorstand der deutschen Sozialdemokratie und das internationale sozialistische Bureau in jenen Monaten keine energischen Alarmrufe ergehen ließen. Wer an der Hand der Enthüllungen über das Verhalten der Diplomatie der drei Großmächte im Vorjahr, die inzwischen teils offiziell bekannt gegeben wurden teils inoffiziell hindurchsickerten, das Verhalten der Sozialdemokratie der beteiligten Länder und des internationalen sozialistischen Bureaus nachprüft, der wird auf ein ganz anderes Defizit stoßen als auf jenen angeblichen Fehler in der Organisation der deutschen Sozialdemokratie. Kein Beirat des Parteivorstands hätte etwas daran geändert und etwas daran ändern k ö n n e n, daß wir nicht über die Mittel verfügen in jedem Moment den Kabinetten in die Karten zu schauen, und daß die Sozialdemokratie den Streitfragen, die damals zum Austrag gebracht wurden, mit einem völlig unzulänglichen Programm gegenüberstand, wenn man die reine Negation überhaupt ein Programm nennen kann.

Es ist gewiß sehr schön immer wieder gegen Kriegsabsichten zu demonstrieren, und ich bin der letzte, der dabei nicht gern seinen Mann stellt. Aber solche Demonstrationen sind der Gefahr ausgesetzt sich abzunutzen, wenn sie nicht durch sehr bestimmte und überzeugende Programme für die Erledigung derjenigen Streitfragen ergänzt werden, um derenwillen oder auf die hin die Nationen zum Krieg aufgestachelt werden. Mit der Parole *Wir wollen keinen Krieg um Marokko!* war noch nichts darüber gesagt, was denn nun in und mit Marokko werden sollte, wo Rechts- und Interessenfragen zu entscheiden waren, die man durch bloße Resolutionen nicht aus der Welt schafft. Derjenige Sozialist, der sich damals bemühte die negative Parole *Kein Krieg!* durch eine positive zu ergänzen, Jean Jaurès, fand mit seinem Programm, das den Rückzug der französischen Truppen aus Marokko, die Wiederherstellung und sinngemäße Durchführung der Bestimmungen des Algecirasvertrags verlangte, sehr wenig Rückhalt in sozialistischen Kreisen, ohne daß ihm jedoch ein anderes, eine bessere Lösung versprechendes Programm gegenübergestellt worden wäre. Gerade unsere *radikalen* Parteiorgane haben damals mit ihrer

absolutistischen Überkritik viel dazu beigetragen die Eindruckskraft des sozialdemokratischen Protestes auf die große Masse der nichtsozialistischen Bevölkerung abzuschwächen.

Kurz, wenn im vorigen Jahr die Sozialdemokratie in der Bekämpfung der Kriegsgefahr gefehlt hat, so sind die Gründe dafür nicht in Organisationsmängeln zu suchen. Auch bei doppelt so großer Zahl der Vorstandsmitglieder und noch so veränderter Methode ihrer Rekrutierung wäre keine der Ursachen beseitigt, die zur Folge hatten, daß unsere Aktionen beim Marokkohandel mit den wahrhaft kritischen Momenten nicht zusammenfielen, und daß unsere Proteste ohne nachhaltige Wirkung auf die nichtsozialistische Welt blieben.

NACH alledem ermangeln die Vorschläge, die darauf abzielen den Parteivorstand durch Vermehrung und andere Rekrutierung seiner Mitglieder schlagfertiger und verwickelten politischen Situationen gegenüber in höherm Grade gewachsen zu machen, der nötigen Begründung eines Bedürfnisses. Es fehlt ihnen aber auch jede Überzeugungskraft, was ihre Zweckmäßigkeit anlangt. Man spricht vom Bureaukratismus des Parteivorstands. Aber, ganz abgesehen von der Tatsache, daß alle Mitglieder des Vorstands zugleich Funktionen in der Partei erfüllen, die sie in steter unmittelbarer Fühlung mit den praktischen Bedürfnissen der Bewegung halten, wo in aller Welt hat noch die Vermehrung und Spezialisierung der Beamten sich als Schutzmittel gegen Bureaukratismus erwiesen? Genau das Gegenteil ist überall der Fall gewesen. Mit der Zunahme und Spezialisierung der Beamten hat der Bureaukratismus zugenommen, aus diesen beiden Wurzeln zieht er seine Kraft, und gerade indem wir die Zahl der Mitglieder des Parteivorstands auf mäßiger Höhe halten, schützen wir ihn vor Bureaukratisierung und seine Mitglieder vor dem Aufgehen in Spezialinteressen. Der Vorstand war nie weniger bureaukratisch als zur Zeit, da er aus 5, obendrein wirklich übermäßig in Anspruch genommenen Mitgliedern bestand.

Mit dem Schlagwort vom *Bureaukratismus* des Parteivorstands fällt auch der Vorschlag dem Vorstand einen ständigen Beirat von Vertrauenspersonen zur Seite zu setzen, die gewissermaßen als Vorstandsmitglieder im Ehrenamt fungieren sollen. Es ist nicht abzusehen, was dieser Beirat, oder wie man die vom Genossen Ledebour vorgeschlagene Ergänzungskommission nennen will, am Vorstand verbessern soll, wenn dieser *Rat* nicht nach bestimmten Merkmalen konstituiert wird. Am ehesten würde sich noch eine Ergänzung durch Sachverständige für bestimmte Spezialfragen rechtfertigen lassen. Aber wo der Vorstand des Rates solcher Spezialisten bedürfte, hat er es auch jetzt schon in der Hand sie zu seinen Beratungen heranzuziehen, und mehr ist in dieser Hinsicht weder nötig noch ratsam. Die Aufgaben des Parteivorstands sind in erster Linie politischer Natur, gute Fachleute aber sind keineswegs immer gute Politiker, haben vielmehr oft nur mäßiges Interesse für die Einzelheiten der politischen Probleme. Indes zielt der Ledebourscne Vorschlag nach ganz anderer Richtung. Die Vorstandsmitglieder, wie wir diese jetzt kennen, sollen durch Vertrauenspersonen ergänzt werden, die durch ihre Parteitätigkeit in engerer Beziehung zur Arbeiterschaft und deren täglichen Kämpfen bleiben, eine mehr unmittelbare Fühlung mit der Masse der Genossen haben.

Ein ansprechender Gedanke, dessen Prinzip jedoch bei konsequenter Durchführung aus den Sitzungen des so ergänzten Vorstands ganze Kongresse machen würde. Um dies zu vermeiden, schlägt Ledebour vor nur eine beschränkte Zahl von Genossen zur Ergänzung des Vorstands zu bestimmen und diese Zahl aus agitatorisch, organisatorisch und schriftstellerisch tätigen Genossen in Berlin und dessen näherer Umgebung zu rekrutieren. Auch dann noch würden indessen, wenn man die Zahl nicht so gering hält, daß der dem Vorschlag zugrunde liegende Gedanke zur Parodie würde, aus den Vorstandssitzungen kleine Parlamente werden, die für die zu bewältigenden Arbeiten einen mit ihrem möglichen Nutzen in keinem Verhältnis stehenden Zeitaufwand erforderten. Die Entwickelung des Parteilebens hat uns der Parlamente in der Partei gerade genug gebracht. Bedeutungsvoller noch ist ein zweiter Umstand. Wird dieser *Beirat* des Parteivorstands aus Parteigenossen in Berlin und dessen näherm Umkreis rekrutiert, so erhält der Vorstand in noch höherm Grad eine norddeutsche Färbung als er sie heute schon hat. Man braucht aber keineswegs alles zu unterschreiben, was über die Majorisierung Süddeutschlands durch Norddeutschland in der Partei geschrieben worden ist, um eine Änderung der Parteiverfassung, die solche Wirkung in sich schließt, für durchaus bekämpfenswert zu erachten. Und man braucht kein Buchstabengläubiger des Föderalismus zu sein, um das Verlangen für berechtigt zu empfinden, daß, wenn einmal an der Parteiverfassung reformiert wird, dem föderalistischen Prinzip, ohne das es keine gesunde Demokratie gibt, auch in der Ausgestaltung der Parteileitung ein Platz eingeräumt wird.

Aus allen diesen Gründen erscheint die Bildung eines Parteiausschusses, wie ihn die Reorganisationskommission vorschlägt, am annehmbarsten. Ich weiß nicht, ob die Mitglieder der Kommission es mit Bedacht getan haben, aber faktisch haben sie mit diesem Vorschlag einen Gedanken aufgegriffen und den geänderten Verhältnissen angepaßt, der sowohl dem alten Statut des *Allgemeinen deutschen Arbeitervereins* wie dem Statut der in Gotha 1875 geeinten deutschen Sozialdemokratie zugrunde lag und nur durch die Tessendörfferei und das Bismarcksche Sozialistengesetz aus der Verfassung der Partei herausgebracht worden ist. Das Lassallesche Statut sah neben dem Präsidium einen Parteivorstand vor, dessen Mitglieder über ganz Deutschland verteilt waren, und setzte damit der zentralistischen Leitung des Vereins eine regionale Vertretung zur Seite. Das selbe tat das Gothaer Statut der geeinten Sozialdemokratie. Neben Parteivorstand und Kontrollkommission hatte nach ihm die Partei noch einen über ganz Deutschland verbreiteten Parteiausschuß, bei dessen Schöpfung ebenfalls der Gedanke maßgebend war für die Erledigung besonders wichtiger Parteiangelegenheiten den Vorstand durch eine Parteiinstanz zu ergänzen, die die Bedürfnisse und Anschauungen der Parteimitglieder in den verschiedenen Landesteilen unmittelbar zum Ausdruck brächte. Der damalige Stand der Vereinsgesetzgebung in den verschiedenen Staaten Deutschlands machte es unmöglich für die Wahl der Mitglieder des Parteiausschusses Regeln vorzuschreiben, nach denen diese in aller Form Vertreter bestimmter Distrikte gewesen wären; man mußte sich da auf andere Weise helfen, und bei der Kleinheit der Partei und der relativ geringen Zahl zu solchen Ämtern besonders geeigneter Parteimitglieder ging dies auch an. Aber prinzipiell war der Ausschuß, dem seinerzeit auch der Schreiber dieses Artikels angehörte, als die föderative Vertretung der Partei gedacht. Viel unvollkom-

mener als im Gothaer Statut kommt das föderative Prinzip im Organisationsstatut zu seinem Recht, wie es die Partei nach Erlöschen des Sozialistengesetzes geschaffen hat. Wohl werden bei der Wahl der Parteikontrolleure die verschiedenen Landesteile berücksichtigt. Aber weder schreibt das Statut vor, daß es geschieht, noch wird in der Praxis hierbei genau nach den Regeln des demokratischen Vertretungsprinzips verfahren. Seit Jahren sprechen nicht die Vertretungen der betreffenden Landesteile das entscheidende Wort bei der Bestimmung der auf jede von ihnen entfallenden Kontrolleure, sondern die Entscheidung liegt bei den Fraktionen, in die sich die Delegierten auf den Parteitagen nach politischen Tendenzen oder Richtungen gruppieren, und es hängt ganz vom Spiel der Verteilung der Fraktionen und der Stärke des Fraktionsgeistes ab, inwieweit die Wünsche und Ideen der Landes- oder Distriktsvertretungen dabei zu ihrem Recht kommen. Außerdem ist auch die Zahl der Kontrolleure zu gering, um eine der heutigen Stärke der Partei einigermaßen entsprechende Vertretung nach Landesteilen zu ermöglichen.

Daher haben wir denn auch die Erscheinung, daß immer wieder die Forderung erhoben worden ist die Parteileitung nach den Grundsätzen des föderativen Prinzips zu reorganisieren. Bisher hat man dabei daran gedacht den Parteivorstand auf föderativer Basis zu konstituieren. Ich habe schon im vorigen Jahr an dieser Stelle ausgeführt, warum ich diesen Gedanken für ganz unzweckmäßig halte,[1]) und brauche jetzt um so weniger darauf zurückzukommen als von keiner Seite ein bestimmter Vorschlag gemacht ist, der ihm entspräche. Der Vorstand als ausführende Behörde soll die Verkörperung des zentralistischen Prinzips in der Bewegung bleiben. Aber der absolute Zentralismus hat sich nirgends als förderlich oder auch nur in voller Reinheit durchführbar erwiesen, und der innere Aufbau unserer Partei ist längst so sehr von föderativen Einrichtungen durchsetzt, daß man sagen kann, der ganze Unterbau der Parteiorganisation sei föderativer Natur. Es ist daher nur folgerichtig der zentralistisch konstituierten Ausführungsbehörde der Partei einen Ausschuß zur Seite zu setzen, der organisch aus den großen föderativen Gebilden der Partei hervorgeht.

Insofern ist die Vorlage der Reorganisationskommission durchaus zu begrüßen. Nach ihr sollen die Mitglieder des Parteiausschusses auf Grund der Vorschläge der Landes- oder Distriktsvertretungen vom Parteitag gewählt werden. Es ist nicht klar, ob damit dem Parteitag das Recht zugesprochen werden soll an jenen Vorschlägen Änderungen vorzunehmen, oder ob seine Sanktion nur symbolische Bedeutung haben soll. Das erstere würde eine Halbheit bedeuten, die zu recht unangenehmen Reibereien führen kann. Hier sollte es heißen: entweder — oder. Entweder gibt man den Landes- usw. -vertretungen das Recht ihre Vertreter im Ausschuß selbst zu bestimmen, oder man gibt es ihnen nicht. Ein nur bedingtes Recht hat bei der heutigen Verfassung der Partei keinen Sinn. Ganz hinfällig ist der Einwand, daß durch die Gewährung dieses Rechts das System der landsmannschaftlichen Gruppierung auf den Parteitagen sanktioniert, und dadurch die Axt an die Einheit der Partei gelegt würde. Das Gegenteil ist der Fall. Ohne irgendwelche Gruppenbildung für die Verständigung über Wahlen usw. geht es heute auf den Parteitagen gar nicht mehr, die große Zahl der Delegierten nötigt dazu. Das Gegenstück der

[1]) Siehe meinen Artikel *Reorganisation der Parteileitung* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 3. Band, pag. 1322 ff.

Gruppierung nach Landsmannschaften ist nicht die ungeteilte Delegiertenschaft sondern die Gruppierung nach Fraktionen oder Interessengruppen. Der Wunsch der übergroßen Mehrheit der Parteigenossen geht aber dahin, daß das Fraktionswesen in der Partei nicht verewigt werde, und wenn es zeitweise nicht ganz ohne Bildung von Meinungsgruppen in der Partei abgeht, so muß ein Überwuchern des Fraktionswesens doch als ein Übel betrachtet und ihm entgegengewirkt werden. Der in der geschilderten Weise konstituierte Parteiausschuß kann das Mittel werden für die Austragung von Meinungskämpfen in der Partei die Fraktionsbildung entbehrlich zu machen oder auf ein dem Einheitsbewußtsein unschädliches Maß zu reduzieren. Die Landsmannschaften oder Provinzialverbände sind keine Fraktionen, in ihnen allen gibt es Mehrheiten und Minderheiten von Anhängern der verschiedenen Meinungsrichtungen in der Partei. Das gibt eine Sicherheit gegen die Zusammensetzung des Parteiausschusses nach dem Willen einer Mehrheitsfraktion, mildert so den Drang nach Fraktionsbildung und die Möglichkeiten einer Fraktionsherrschaft.

Wie sich im übrigen der Parteiausschuß bewähren wird, kann nur die Erfahrung lehren. Da er über keine anderen Mittel der politischen Information verfügt als der Parteivorstand, wird kein vernünftiger Mensch von ihm erwarten, daß er der Diplomatie tiefer in die Karten sehen wird als dieser. Aber er bietet die Handhabe in Zeiten innerer und äußerer Krisen im Verein mit dem Parteivorstand ein genaueres Bild von der Stimmung und den Möglichkeiten der Genossen im Land zu bekommen als dies dem Parteivorstand allein möglich wäre und so die Entscheidung über die Einleitung außerordentlicher Aktionen zu erleichtern. Wohl sieht das Parteistatut für außergewöhnliche Fälle die Einberufung außerordentlicher Parteitage vor. Aber diese Bestimmung ist durch das Wachstum der Parteiorganisationen und die daraus resultierenden Umständlichkeiten der Delegiertenwahl in der Praxis geradezu zum toten Buchstaben geworden. So spricht auch dieser Umstand für die Schaffung einer schnell einzuberufenden ständigen Vertretung der Parteiorganisationen der verschiedenen Landesteile, wie der nach demokratisch-föderativen Grundsätzen gebildete Parteiausschuß sie darstellen würde.

Der Unterschied im Zeitaufwand für die Einberufung einer außerordentlichen Sitzung des Parteiausschusses und die einer solchen Sitzung eines etwaigen *Parteibeirats* wäre ein viel zu geringer als daß man um seinetwillen darauf verzichten sollte der neuen Vertretung diejenige demokratische Grundlage zu geben, die die größte Gewähr gegen willkürliche Zusammensetzung darbietet und ihr damit den größten Grad von Vertrauen sichert. Auf außerparlamentarische politische Entscheidungen, die über Nacht getroffen werden müssen, ist unser Kampf in Deutschland überhaupt nicht eingestellt, und die Erfahrungen, die in der letzten Zeit in anderen Ländern mit solchen improvisierten Aktionen gemacht worden sind, laden nicht dazu ein von unserer Praxis abzugehen.

GEGENÜBER der Frage der Reorganisation der Parteileitung sinkt die Frage der Vertretung der Reichstagsabgeordneten auf den Parteitagen zu relativer Unbedeutendheit herab. D a ß die Reichstagsfraktion auf den Parteitagen vertreten sein muß, leugnet niemand, das W i e der Vertretung aber ist mehr eine Sache der Zweckmäßigkeit als eines fundamentalen Prinzips. Gegen den Vorschlag nur noch einem Drittel der Ab-

geordneten eine Vertretung von Amts wegen einzuräumen würde wenig einzuwenden sein, wenn er nicht die Gefahr in sich trüge zur Bildung und Befestigung von Cliquen in der Fraktion geradezu herauszufordern. Nach irgendwelchen Grundsätzen oder Merkmalen müßte die Auslese doch stattfinden. Heute herrscht in der Reichstagsfraktion das Bestreben vor in jeder Hinsicht den Grundsatz demokratischer Gleichheit der Fraktionsmitglieder obwalten zu lassen, unter Berücksichtigung der besonderen Neigungen und fachlichen Beschäftigung jedem Fraktionsmitglied nach gleichem Recht die Möglichkeit parlamentarischer Betätigung zu sichern. Weniger als je ist aber heute etwas von einem Sonderinteresse der Fraktion gegenüber der Masse der nichtparlamentarischen Genossen vorhanden. Gerade die Größe der Fraktion wirkt dem entgegen. An diesem erfreulichen Zustand könnte die vorgeschlagene Drittelung im Vertretungsrecht bei den Parteitagen nur nachteilige Änderungen hervorrufen. Es wäre immer noch besser allen Fraktionsmitgliedern (den Vorstand und den Referenten der Fraktion etwa ausgenommen) das Recht der offiziellen Teilnahme an den Parteitagen zu nehmen als jene Drittelung vorzuschreiben. Indes sind die Gefahren, die das bisherige Recht für die Fülle der Parteitage und den Geist ihrer Abstimmungen mit sich bringt, schwerlich so groß, daß man darum auf die Anwesenheit der Reichstagsmitglieder verzichten sollte.

Wir können im Angesicht des Wachstums der Partei nur wenig daran ändern, daß die Zahl der Teilnehmer an den Parteitagen stetig zunimmt. Daß dies gewisse Schwierigkeiten mit sich bringt, ist unleugbar. Sie sind aber nicht durch Amputationen zu beseitigen sondern rufen nach organischen Reformen in den ständigen Vertretungen der Partei. Und dies ist vielleicht der wichtigste Gesichtspunkt, unter dem sich der Vorschlag auf Schaffung eines Parteiausschusses empfiehlt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · SIBIRIEN ALS SIEDELUNGSKOLONIE

FÜRST Krapotkin, wie sein anarchistischer Gesinnungsfreund und Mitkämpfer Elisée Reclus ein hervorragender Geograph, betonte oft und gern die Ähnlichkeit Sibiriens mit den weiten Innen- und Fernwestgebieten der Vereinigten Staaten und Kanadas, also mit den Schauplätzen der größten und kulturgeschichtlich denkwürdigsten siedelungskolonialen Bewegung während der letzten Menschenalter. Wenn ein Reisender, schrieb er März 1898 im *Nineteenth Century* nach der Rückfahrt von einem internationalen wissenschaftlichen Kongreß in Kanada, von der russischen Ostseeküste aus das nördliche Mittelrußland, dann die hügeligen und metallreichen Landstriche des mittleren Ural, weiter die ausgedehnten Prärieen und Ebenen von Südsibirien, endlich die Gebirgszüge und Plateaus von Ostsibirien durchquere, so stoße er auf genau die gleichen Typen von Landschaften und Wirtschaftszonen, in genau der selben Reihenfolge, als wenn er, freilich umgekehrt: von Osten nach Westen, Nordamerika in der Nähe des 50. Breitengrades, also etwa längs der Grenze Kanadas und der Vereinigten Staaten überschreite:

»Für die amerikanischen Oststaaten, die unter diesem Gesichtspunkt dem westlichen Europa entsprechen würden (beide kehren sich dem Atlantischen Ozean zu und stellen

die Hauptsitze der gegenwärtigen Zivilisation dar), mag diese Gleichartigkeit weniger durchschlagend scheinen. Aber die Waldgebiete des östlichen Kanada, die schon häufiger mit den Waldgebieten des nördlichen Mittelrußland verglichen worden sind, sind in der Tat das Gegenstück zu diesem Teil Europas. Dann kommen die hügeligen, gebirgigen, forstbestandenen Bergwerksregionen, die sich in Kanada nördlich des Obern Sees erheben, und sie erinnern mich in vielen Beziehungen an den Ural . . . . mit seinen Schatzlagern von Gold, Kupfer und Eisen; auch er hat im Süden seinen großen Binnensee, das Kaspische Meer. Weiter westwärts durch Kanada fortschreitend, gerieten wir, fast unvermittelt bei Winnipeg, in die endlosen Tiefprärieen von Manitoba; und hier war die Illusion eine vollkommene. Ich hätte fast glauben mögen, es ginge auf die niederen *Schwarzerde*prärieen von Südtobolsk am Fuß des Ural zu. Der selbe Allgemeineindruck, der selbe Boden, die selben versiegenden Seen, der selbe Charakter des Klimas, die selbe Lagerung gegen die Bergländer und wahrscheinlich der selbe lacustrine Ursprung in beiden Fällen. Als der Zug noch weiter gegen Westen dampfte und nach allmählicher Überwindung einer Landabdachung, die höhere regenarme *rollende Prärie* (wir würden es in Sibirien *Steppe* nennen) durchschnitt, da konnte ich mich sehr leicht in die Hochsteppen zurückversetzt denken, die von der sibirischen Eisenbahn jenseits von Tomsk erreicht werden. Die Höhenlage dieser Steppen in beiden Erdteilen, die Abdachungen, die sie von den niedrigeren Terrassenstufen trennen, das Allgemeinbild von Oberfläche und Pflanzenwuchs, all dies ist wunderbar ähnlich, während die kleinen sibirischen Städte Kainsk, Atschinsk, Krasnojarsk als Zwillingsgebilde von Medicine Hat, Kalgary und Regina bezeichnet werden könnten, wäre nicht der amerikanische Zuschnitt der kanadischen Städte. Die Ödländer [barren lands] im fernen kanadischen Norden, die in allem Wesentlichen den Subtundren und Tundren Sibiriens gleichen, und die Wüsteneien des amerikanischen Plateaus im Süden, die den Wüstenstrichen Mongoliens entsprechen, vervollständigen die Analogie. Schließlich kommt der Gürtel von parallel laufenden Küstengebirgen: das Felsengebirge, die Selkirk- und Goldmountains, das eigentliche Küstengebirge mit den zwischen ihnen liegenden Hochebenen. Und hier ist abermals die Analogie zwischen dem ostasiatischen Plateau und den Parallelketten von Gebirgen, die sich auf seiner Oberfläche aufrichten, eine vollkommene. Die sibirischen Gebirge sind in der selben Breitenlage massiger und die Hochebenen lächenreicher als in Kanada; aber die Ähnlichkeit des Allgemeinbildes geht so weit, daß mir beispielsweise in Okanagan geradezu zu Mut war, als sei ich mitten in den transbaikalischen Steppen, obwohl die amerikanischen Küstengebirge . . . weit jüngern Ursprungs sind als die das ostsibirische Plateau einfassenden Bergzüge . . . «

Kolonialpolitisch lehrreich ist nun die Frage, warum zwei so gleichartige, im einen wie im andern Fall zunächst der Besiedelung harrende, dann systematisch für die Besiedelung auch wirklich in Angriff genommene Erdstriche so große Entwickelungsunterschiede, bislang nur zum Nachteil Sibiriens, zeigen. Bei Krapotkin findet man meines Wissens keine näheren Ausführungen hierüber, obwohl er Sibirien als *Kolonie* wiederholt behandelt hat[1]). Um so mehr haben sich hierzu amerikanische Reisende geäußert, die, wie fast alle politisch und wirtschaftlich geschulten Amerikaner, mit der Erschließung des eigenen fernen Westens seit dem Abschluß des Bürgerkrieges /1865/ vertraut waren (denn älter ist die entscheidende große Massensiedelungskolonisation, trotz einer Vorgeschichte von Jahrhunderten auch in den Vereinigten Staaten nicht). Ich nehme hier, außer einigen Zeitschriften, vor allem das 2bändige Werk G. F. Wrights *Asiatic Russia* /1912/ zum Ausgangspunkt. Endlich ist soeben die amtliche Denkschrift Stolypins und Kriwoscheins über die *Kolonisation Sibiriens* aus dem Russischen übersetzt worden, so daß schon deshalb ein Zurückkommen auf das genannte kolonialtheoretische Problem naheliegt, das zugleich für Rußland eine weitreichende agrar- und sozialpolitische und für ganz Europa und Asien eine grundlegende weltpolitische Bedeutung besitzt.

[1]) Siehe besonders Krapotkins Artikel *Siberia* in der ältern Auflage der *Britischen Enzyklopädie*. Krapotkin führt hier auch als russische Werke an: Yadrintsew *Sibirien als Kolonie* in der 2. Ausgabe / 1892 / und Ermolow *Sibirien als Kolonie* in der 3. Ausgabe / 1894 /.

BEKANNTLICH kennzeichnet Karl Marx die beiden Grundelemente der »wirklichen« Siedelungskolonisation in seiner treffsichern Weise ökonomisch dahin: »jungfräulicher Boden« und daneben der »Einwanderer«strom zur wirtschaftlichen Unterwerfung und Nutzbarmachung dieses Bodens (der selbstverständlich oft schon seit langen Jahren und selbst seit Jahrhunderten, durch Flaggenhissungen und sonstige völkerrechtlich-symbolische Handlungen, durch Verträge oder durch ernstliche Kämpfe mit den kulturell tieferstehenden Vorbewohnern, oberflächlich politisch erworben und besetzt sein kann).[2])

Bleiben wir zunächst bei dem jungfräulichen, der europäischen Wirtschaftskultur vorher nicht unterworfenen Boden Sibiriens. Die Schätzungen über die anbau- und ausnutzungsfähigen Ländermengen gehen begreiflicherweise weit auseinander: die genaueren Landvermessungen und Landbewertungen kommen eben gewöhnlich erst mit dem schrittweisen Vorrücken der Zuwanderer. Aber daß in Sibirien noch enorme natürliche Hilfsquellen ihrer Erschließung harren, ist unbestritten und unbestreitbar. Wright neigt, nachdem er wegen ungünstiger Boden- und Wetterverhältnisse an der Gesamtziffer reichliche Abstriche vorgenommen hat, zu der Meinung, daß die *cultivable area* Sibiriens etwa derjenigen der vereinigten 12 nördlich-zentralen Unionsstaaten Ohio, Indiana, Illinois, Michigan, Wisconsin, Minnesota, Iowa, Missouri, Norddakota, Süddakota, Nebraska, Kansas gleichkomme. In den Vorbedingungen, was Klima, natürlichen Bodenreichtum, Nähe von Kohle, Kupfer und Eisen anlangt, mache sich kein großer Unterschied geltend; ein Ring von Wald- und Weidegebieten lege sich in ähnlicher Art, um die sibirischen Ackerbaustriche herum. Das Flußnetz sei für die Entwickelung eines reichen Innenverkehrs gleichfalls nicht ungünstiger als in den angeführten amerikanischen Innenstaaten. Trotzdem hätten diese, bei noch immer sehr niedriger extensiver Landwirtschaftsweise, 1902 bereits 26 Millionen Einwohner (45 auf die englische Quadratmeile pflugbaren Landes) umschlossen, gegen damals nur 5 Millionen (10 Einwohner auf die Quadratmeile) in Sibirien. Die beiden erwähnten russischen Staatsmänner suchen sich im allgemeinen bei ihren Darlegungen und Reformvorschlägen nur an die Ländermassen zu halten, die bereits in den nächsten Jahren für ein staatliches Eingreifen in Betracht kommen können. Im großen und ganzen geben sie jedoch den Optimisten recht. Selbst in den bereits am meisten und am längsten aufgesuchten Kreisen Westsibiriens, im Petropavlowschen, Barnaulschen und Tomskischen, brauche man von der sibirischen Eisenbahn, diesem Gegenstück zu den kolonial-amerikanischen Überlandbahnen, noch gar nicht weit seitab zu biegen, um sich mit einemmal wieder in endlose, ganz schwach besiedelte Gegenden zurückgeworfen zu fühlen. Alle verkleinernden und herabsetzenden Berechnungen des siedelungsfähigen Areals seien bisher stets durch die Wirklichkeit widerlegt worden:

»Im Jahr 1896 wurde im Bericht über die Sibirienfahrt des Staatssekretärs Kulomsin der »beglaubigte Vorrat an Kolonisationsland für die nächsten Jahre« im ganzen auf 130 000 Seelenanteile berechnet. Seit dieser Zeit sind 15 Jahre vergangen, 10mal mehr Landteile sind angewiesen worden, und immer noch wird jährlich eine fast um das Dreifache größere Anzahl von Landstrecken angewiesen und besiedelt.

[2]) Siehe meinen Artikel *Was ist eigentlich eine Kolonie, und was ist ‚Kolonialpolitik?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1907, 2. Band, pag. 817 ff.

Nach den Berechnungen der Übersiedlungsverwaltung, die im Anfang des Jahres 1908 gemacht worden sind, wurde der für die Zukunft zur Besiedelung in Sibirien geeignete Vorrat auf 3 Millionen Seelenanteile bestimmt: für 6 Millionen Übersiedler (beiderlei Geschlechts), wobei man annahm ein Drittel dieses Vorrats im Steppengebiet zu finden. Vielen schienen damals diese Berechnungen übertrieben zu sein, beinahe phantastisch. Es vergingen 3 Jahre, und es war gelungen mehr als eine Million von Seelenanteilen zur Besiedelung anzuweisen, und der Landvorrat von Sibirien ist noch nicht erschöpft sondern wächst scheinbar an einigen Stellen. Im Akmolinskischen Gebiet zum Beispiel wurden im Jahr 1908 die Landüberschüsse auf 6½ Millionen Desjatinen oder auf 600 000 Anteile berechnet; ein Viertel dieses Vorrats ist seit dieser Zeit schon aufgebraucht. Aber durch die in der Folge vorgenommene wiederholte Untersuchung, die das ganze Gebiet umfaßte, wurde festgestellt, daß im Jahr 1910 in ihm nicht bloß 6 Millionen freier Überschüsse vorhanden waren sondern gegen 12 Millionen Desjatinen (11 877 000) . . .

In den nördlichen und östlichen Bezirken Sibiriens werden immer neue Gebiete erschlossen, für die durch genaue Versuche und Forschungen sich die Möglichkeit der Ackerbauwirtschaft bestätigt hat, indem die früheren Vorstellungen, daß diese Ländereien zur Besiedelung untauglich wären, widerlegt wurden. Der Verweser des Tomskischen Übersiedlungsbezirks hat uns eine Reihe von genauen und überzeugenden Angaben vorgelegt, die die Möglichkeit bezeugen, daß das wüste Narymsche Gebiet besiedelt werden kann; der Verweser des Jenisseiskischen Bezirks interessante Angaben über für die Kolonisation wertvolle Ländereien im Tschuno-Angarschen Bezirk, über die Karabulwaldbrandstellen usw. Bisweilen nehmen diese gleichsam neu für Rußland entdeckten Ländereien (wohin früher und vor allen Forschern und Gelehrtenexpeditionen schon die unwissenden *eigenmächtigen* Übersiedler vordrangen, so daß die Erforschung hier schon ganz unerwartet menschliche Behausungen und erste Aussaaten antrifft) Flächen von 18 bis 20 Millionen Desjatinen ein. Nach dem sibirischen Übersiedlermaßstab sind das gewöhnliche, hier niemand in Erstaunen setzende Dimensionen . . .

Die Grenzen der besiedelten Länder e r w e i t e r n s i c h b e s t ä n d i g. Schrittweise gelangt die wirtschaftliche Entwickelung der Besiedelung bis zu den unangebauten Bezirken. Außerdem vermehrt sich auch in den Grenzen der Ländereien, die schon als besiedelt gelten, die Dichtigkeit der sibirischen Bevölkerung immer mehr, so daß, wie genau auch die Berechnungen der Landreserven Sibiriens angestellt werden, diese ganze Länderarithmetik doch nur eine relative Bedeutung hat. Es ändern sich die Marken, durch die der Landvorrat bezeichnet wird, es sinken die Landnormen, es steigt das Verständnis und die Arbeitsfähigkeit der Menschen, es sinken ihre Ansprüche an die natürlichen Bedingungen des Bodens, es werden bisweilen mit der Ankunft der Menschen selbst diese natürlichen Bedingungen besser.«

Das sind ganz die selben Erfahrungen, die man bei der amerikanischen Siedelungskolonisation immer von neuem machte; und selbst mit der Aufschließungsunmöglichkeit der Kirgisensteppe wird es vielleicht ähnlich liegen wie mit der Hoffnungslosigkeit der westamerikanischen Bezirke der *ariden* Zone. Denn von der Agrarwissenschaft wird bereits zuweilen die Behauptung vertreten, daß Salzsteppen von nur schwachem oder mittlerem Salzgehalt geradezu die nachhaltig fruchtbarsten, am langsamsten sich erschöpfenden Bodenarten darbieten; sie sind nach dem amerikanischen Gelehrten Hilgard wahre »Vorratskammern düngender Stoffe«, verlangen allerdings mehr Überlegung und Verständnis bei der Bearbeitung, beim Bewässern und ähnlichem:

»Im allgemeinen kann die Frage nach der Zukunft der russischen Besiedelung im Süden der Kirgisensteppe, die nach der Meinung vieler von der Natur selbst nur zum Nomadisieren vorherbestimmt ist, kaum im negativen Sinn entschieden werden.«

Nun zu den E i n w a n d e r e r n, dem zweiten Element der Siedelungskolonisation. Die Ziffern zeigen hier, wenn man sich nicht an die einzelnen, oft von vergänglichen außerordentlichen Umständen maßgebend beeinflußten Jahre klammert, im Durchschnitt ein rasches Steigen:

»In den 300 Jahren, seit Sibirien uns gehört, hatten sich in dem Lande im ganzen 4½ Millionen russischer Bevölkerung zusammengefunden. Aber in den letzten

15 Jahren sind mit einemmal 3 Millionen hierher gekommen, von diesen mehr als 1½ Millionen innerhalb dreier Jahre (1907 bis 1909) .... Sibirien ist reich an allem, nur nicht an Menschen, und kann bloß durch den Zustrom lebendiger Arbeitskräfte aus Rußland ein Aufblühen des wirtschaftlichen und kulturellen Lebens erreichen. Alles übrige: das Leben der Alteingesessenen, der Kirgisen, der Kosaken, die Forstwirtschaft und der Bergbau, die ländlichen und die städtischen Verhältnisse, alles das bildet eine ziemlich starre, gemeinsame Umwelt; so tritt denn die Übersiedlungsbewegung als die Haupttriebkraft in Gegensatz zu alledem. Unter dem Einfluß dieser Kraft werden sich alle übrigen Verhältnisse vorwärts bewegen und umgeformt werden: den neuen Bedingungen, die durch die Ankunft der Übersiedler geschaffen werden, müssen sich sowohl die Raubwirtschaft der Alteingesessenen und die Jahrhunderte alte primitive Wirtschaft des Nomaden als auch die örtlichen Arbeitsmärkte anpassen.«

Es ist aber kaum daran zu denken die abnorme Einwandererziffer der letzten Höchstjahre so bald wieder zu erreichen. Die günstigen russischen Ernten von 1909 und 1910 brachten sofort einen Rückschlag: 1909 gingen nach Asien 707 000 russische *Auswanderer* (dies ist die offizielle Bezeichnung, obwohl bei dieser Bevölkerungsbewegung die Grenzen des russischen Reiches niemals verlassen werden), 1910 465 000, 1911 226 000. Vielfach wurde die Abwanderung von oben herab zeitweilig ganz künstlich befördert, aus Furcht vor der revolutionären Gärung in den heimischen Distrikten, und selbst Stolypin wendet sich gegen dieses kurzsichtige Treibhausverfahren, das sogar unmittelbar gefährlich werden kann, wenn es mit einer ganz ungenügend vorbereiteten, für die plötzliche stürmische Nachfrage durchaus unzulänglichen Landerschließungspolitik in den Siedelungsgebieten zusammenfällt. Nach Stolypin-Kriwoschein wäre zwar die vielbesprochene, befremdend umfangreiche *Rückwanderung* meist nur eine Bevölkerungsverschiebung innerhalb Sibiriens, und nur zum kleinern Teil ein wirklicher Rückfluß nach Rußland. Doch selbst dieser Bruchteil würde der russischen Kolonisationspolitik kein günstiges Zeugnis ausstellen, so sehr man ihre sonstigen Leistungen anerkennen mag.

Jedenfalls, auch die Produktions- und Ausfuhrziffern beweisen dies, ist der unleugbare, man darf sogar sagen: ungeahnte Aufschwung Sibiriens ein wesentlich langsamerer als der der namhaftesten anderen Siedelungskolonisationsgebiete der jüngsten Zeit: vor allem wesentlich langsamer als das meteorhafte Emporsteigen der amerikanischen Innen- und Fernweststaaten nach der Mitte der sechziger Jahre und als heute die Entfaltung der kanadischen und argentinischen Neulandprovinzen.

IES ist, um der Einfachheit wegen bei den genannten Marxschen Grundbegriffen der Siedelungskolonisation zu bleiben, auf der einen Seite durch die Unterschiede der *Einwanderungs*politik bedingt, in der sich die russische Kolonialpolitik in der Tat vollständig von dem regelmäßigen, gewohnten Verhalten des sonstigen europäischen Kulturkreises abwendet.

Das junge, unerschlossene, vorher nur von Büffeln und Indianern belebte Innere der Vereinigten Staaten ist wahrlich nicht ausschließlich, oder auch nur vorwiegend durch Zuwanderer aus den älteren amerikanischen Oststaaten besiedelt und kolonisiert worden sondern nach 1848 und erst recht nach 1865 ganz überwiegend durch schottische, irische, englische, deutsche, österreichisch-ungarische, dänische, schwedische, russische, italienische, spanische Bauern. Wenn Marx deshalb im *Kapital* noch 1867 von einem Kolonialland »Europas« sprechen konnte, (»die Vereinigten Staaten sind, ökonomisch gesprochen,

immer noch Kolonialland Europas«), so hebt er damit einen einschneidenden Grundzug dieser Art von Siedelungskolonisation treffend hervor. Die Flagge, die über diesem großen, welthistorisch-revolutionären Entwickelungsprozeß weht, war allerdings, schon seit langem, nicht mehr die mutterländisch-englische sondern die unabhängig-amerikanische. Aber seit wann haben wir materialistisch-geschichtsphilosophisch geschulte Marxisten, die in beschämendem Gegensatz zu unserm großen Meister und seinen ausdrücklichen Warnungen, auf ein bloßes r e c h t l i c h e s Aushänge- und Firmenschild hilflos hereinfallen? Denn die tiefe ö k o n o m i s c h e Strömung, die unter dem wechselnden rechtlichen Aushängeschild sich unaufhaltsam, ja sogar mit wachsender Wucht nach wie vor weiter vollzog, blieb im Grunde, »ökonomisch gesprochen«, bis in das letzte Menschenalter hinein ganz und gar die gleiche: Europäer a l l e r Nationen stoßen vom heimischen Strand ab und schieben sich als Siedelungskolonisten, als Vertreter des europäischen Wirtschaftskulturkreises, allmählich allerdings auch noch Arm in Arm mit drüben bereits heimisch gewordenen Amerikanern der Küsten- und sonstigen Oststaaten, gegen die Wildnis der Natur und gegen das Barbarentum zurückgebliebenster menschlicher Wirtschafts- und Gesellschaftsordnungen im Innern des Kontinents vor: Amerika bleibt oder w i r d vielmehr, lange nach der Unabhängigkeitserklärung, erst recht »Kolonialland Europas« auch wenn der vermeintlich so überaus *ökonomisch gerichtete* Edelmarxist das tief Marxsche Wort ganz und gar nicht begreifen will. Kanada ist nicht unabhängig. Aber gleichviel ob die englische Vormacht noch stark, wie früher, vorhanden war, oder ob sie, wie heute, fast ganz dahingeschwunden ist, gleichviel ob unter mehr englischem oder mehr kanadischem Firmenschild: der Kolonisationsvorstoß gegen Wälder, Prärieen und Gebirge, gegen Büffel und Indianer vollzog und vollzieht sich nach wie vor immer wieder durch französische, schottische, irische, deutsche, skandinavische, russische, neuerdings auch unions-amerikanische Bauern. Der Einwandererstrom, der sich über den *jungfräulichen Boden* des ungeheuren Innern ergoß, war in den entscheidenden Jahrzehnten niemals spezifisch mutterländisch-englisch und ist heute erst recht keineswegs spezifisch-kanadisch; er war und bleibt international-europäisch, nur daß die Unionsamerikaner, als jüngere Sprößlinge des gemeinsamen alteuropäischen Stamms, mehr und mehr mitvertreten sind. Australien ist englische Kolonie, aber seine Einwanderungspolitik ist von England sehr wenig beeinflußt, und sie würde auch dann, was die Siedelungskolonisation anlangt, international-europäisch (Amerika abermals dabei eingeschlossen) bleiben: Australiens Absperrungsgesetze richten sich im wesentlichen gegen Nichtangehörige des europäischen Kulturkreises (Japaner, Chinesen, sonstige Farbige) und gegen die Überfüllung des gewerblichen Lohnarbeitsmarkts, nicht gegen irgendwelche weiße Siedelungsanwärter. Argentinien öffnet die Eingangstore zu seinen, der weitern Erschließung entgegensehenden Innengebieten für Italiener, Franzosen, Deutsche, Britten, Spanier, für weiße Nord- und Südamerikaner; unter diesmal südamerikanischer Flagge vollzieht sich abermals, ökonomisch, eine internationale, immer wieder vorwiegend europäische Siedelungskolonisation, auch wenn das für den Genossen K. Kautsky weiter ein Buch mit 7 Siegeln bleibt.

Die s i b i r i s c h e Einwanderungspolitik dagegen, dieses eine grundlegende Element der allgemeinen Kolonisationspolitik, ist n a t i o n a l russisch. Sie wünscht als Siedler nur eigene Reichsangehörige. Die russische Flagge deckt

hier zugleich eine nach allen beteiligten lebendigen Kräften rein russische Bevölkerungsbewegung und Siedelungskolonisation. Das mag weltpolitisch vollkommen erklärlich sein, da auf diesem Weg ein national möglichst einheitlicher Schutzwall gegen alle umwohnenden Fremdvölker, gegen Kirgisen und Mongolen, gegen Chinesen und Japaner entsteht. Rein wirtschaftlich-kolonialpolitisch hat es den unleugbaren Nachteil, daß die geistig recht schwerbeweglichen, in ihrer Wirtschaftskultur, ihrer Landwirtschaftsproduktion sehr tiefstehenden russisch-bäuerlichen Volksmassen in diesem Fall dem ganzen siedelungskolonialen Eroberungszug viel von der Elastizität und der Leistungsfähigkeit genommen haben, die wir vor allem an der wirtschaftlichen Erschließung des nordamerikanischen Kontinents so sehr bewundern müssen.

Auf der andern Seite, in der Bodenpolitik, hat sich das spezifisch Russische gleichfalls als ein schlimmes Hemmnis für die Vollentfaltung der ökonomischen Kräfte erwiesen. In der Bodenpolitik heißt die grundlegende Regelung der hervorragendsten, in erster Linie der nordamerikanischen Siedelungsländer bekanntlich: Übernahme des alten Eingeborenenlandes auf den Bund oder den Staat und möglichst freigiebige, unentgeltliche Wiederausteilung dieses riesigen kolonialstaatlichen Landvorrats, der *public domain*, an die heranströmenden Siedelungsanwärter zu vollem Privateigentum (*homesteades*). Man mag als Zukunftspläne schmiedender Sozialist diese nochmalige Durchgangsstufe des vollen Privateigentums, nach der umfassendsten Bodenverstaatlichung, die man in der ganzen Wirtschaftsgeschichte findet, mit einem gewissen, rein theoretischen Bedauern betrachten, aber ohne die vorherige Entfesselung aller privatwirtschaftlichen Kräfte würden wir kaum in irgendeinem Land dem realen Zukunftssozialismus schon so nahe gerückt sein; auf einem Umweg erreicht man häufig das Ziel am raschesten. Der ganze Zuschnitt der russischen politischen und wirtschaftlichen Entwickelung hat diese volle Entfesselung der Kräfte zurückgehalten, ohne dafür irgendwelche neuen Zukunftskeime zum Ersatz bieten oder schaffen zu können. Bei G. F. Wright, dem demokratischen Amerikaner, wie bei Stolypin-Kriwoschein, dem konservativen Bureaukraten, wird das offen anerkannt. Hören wir Stolypin:

»Im ganzen Osten des russischen Reiches, vom Ural bis zum Stillen Ozean . . . . haben mit geringen Ausnahmen weder die alteingesessene [russische] Bevölkerung noch die Übersiedler, weder die Kosaken noch die Eingeborenen ein Privateigentum. Alles Land ist entweder Staatsland oder gehört dem Heer oder dem Kabinett Seiner Majestät. Die auf ihm lebenden Menschen haben es bloß im Besitz oder in Nutznießung. Was die innere Anordnung der Benutzung anlangt, so haben über dieses Land juristisch wieder in der überwiegenden Mehrheit der Fälle bäuerliche, dörfliche oder Wolostgemeinden, Kosakenstationen oder Aule der Eingeborenen zu verfügen. Auf dieser Grundlage werden beständig Landparzellen der alteingesessenen Bevölkerung Sibiriens angewiesen, werden zeitweilig Ländereien den Nomadenvölkern zur Benutzung überlassen, Grundstücke den Kosakenstationen zugemessen und schließlich den Übersiedlern neue Landteile geboten . . . .

Die Neuordnung der Formen des Landbesitzes ergibt sich sowohl bei den Übersiedlern als bei den Alteingesessenen vor allem andern als die notwendige Bedingung jeder Verbesserung der landwirtschaftlichen Technik, und ohne sie kann man eine wirksame agronomische Hilfe für die sibirische Bevölkerung nicht in Angriff nehmen, die ihrer so sehr bedarf. . . . Schließlich hat die in der letzten Zeit in alle Schichten der Bauernbevölkerung eindringende Strömung zur Einzelwirtschaft und zur Befreiung von den für den Ackerbau lästigen Formen des Gemeinschaftsbesitzes die Notwendigkeit eines entschiedenen Umschwungs in der sibirischen Agrarpolitik in den Vordergrund gerückt. Auch in Sibirien muß ebenso energisch wie im europäischen Rußland der Weg betreten werden, der zur Schaffung und Befestigung des Privateigentums führt. Man muß jetzt ein Ende machen mit dem schon für die

Ländereien bedeutungslos gewordenen Titel des Staatseigentums, die als *Nadjel* den Alteingesessenen und Übersiedlern angewiesen werden, und auf dem Weg der Gesetzgebung alle erforderlichen Maßnahmen ergreifen, um auf die ganze Bevölkerung des asiatischen Rußlands die Gesetze der jüngsten Zeit auszudehnen, die auf eine Abwehr der schädlichen Seiten der Formen des Gemeinschaftsbesitzes gerichtet sind.
Es ist notwendig den Alteingesessenen und den Ansiedlern Sibiriens Landteile nicht wie bisher zur Nutzung anzuweisen sondern als Eigentum. Bloß das Eigentumsrecht an dem Land gibt den bäuerlichen Wirtschaften Festigkeit und dient als Grundlage für die sich anschließende regelrechte Vermessung der Ländereien zwischen den einzelnen Besitzern. Im Zusammenhang damit erleichtert das Eigentumsrecht und die mit ihm verbundene Freiheit über die Ländereien zu verfügen den Übergang eines Teils der angewiesenen Ländereien, die bis jetzt mit allzu großer Freigebigkeit angewiesen wurden, so daß die Besitzer selbst die Hälfte ihrer umfangreichen Landteile nicht bearbeiten konnten, in die Hände neuer Ankömmlinge. Das wird auch das allgemeine Niveau der Ausnutzung der produktiven Kräfte Sibiriens heben.«

Die Mängel einer solchen Art von Kolonisation treten selbstverständlich überall grell zutage und lassen die russischen Erfolge hinter den nordamerikanischen und selbst den argentinischen und australischen weit zurückstehen. Dagegen scheint der umfassende bureaukratische Verwaltungsapparat, den man, wenn auch noch so schlecht, in Rußland, im Gegensatz zu neuweltlichen Siedelungsgebieten, als überlieferte weitreichende Macht vorfand, manche mehr sekundären, doch immerhin bedeutsamen Hilfsmaßnahmen der Einwanderungs- und der Bodenpolitik erleichtert zu haben: die Einführung niedrigerer Beförderungspreise auf den Schienenwegen und Wasserstraßen, die Gewährung von Darlehen und Beihülfen verschiedenster Art für Zwecke der Produktion und des Absatzes, die größere Sicherung von ärztlicher Hilfe in den städtelosen, menschenarmen Innenbezirken. Wenn auf diese Weise selbst in dem einst so verrufenen Sibirien der Deportierten und Flüchtlinge, und noch dazu unter den allgemeinen russischen Verhältnissen und unter einer russischen Regierung so große weltwirtschaftliche und kulturelle Revolutionen sich vollziehen konnten, wie sie tatsächlich in dem letzten Menschenalter jenseits des Urals zu verzeichnen waren, so ist damit der denkbar eindrucksvollste Beweis für die Unaufhaltsamkeit und den kulturellen Wert der siedelungskolonialen Bewegung geliefert.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

PAUL GÖHRE · KLASSENKAMPF UND GENOSSENSCHAFT · EINE ERWIDERUNG

EDMUND Fischers Ausführungen zu der Frage *Genossenschaft und Klassenkampf* [1]) kann ich, soweit sie sich mit mir und meinem Werk über die deutschen Arbeiterkonsumvereine beschäftigen, nicht völlig unerwidert lassen. Es würde sonst leicht der Eindruck entstehen, als ob ich auf sie nichts zu sagen hätte, mich also widerlegt fühlte. Gerade das Gegenteil dessen ist aber der Fall. Ich bin vielmehr erstaunt, wie sehr Genosse Fischer bei seiner Polemik an der Oberfläche der Dinge haften bleibt.

Der Kardinalpunkt, um den sich die Auseinandersetzung dreht (ich lasse alles mehr Nebensächliche, das Fischer sonst noch einflicht, beiseite) ist die Frage, ob die heutigen, im *Zentralverband* organisierten deutschen Arbeiterkonsumvereine als Organisationen und Hilfsmittel des Klassenkampfs anzusprechen

[1]) Siehe Fischer *Genossenschaft und Klassenkampf* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 845 ff.

sind oder nicht. Genosse Fischer bestreitet es, ich behaupte es, in Übereinstimmung mit den Genossen, die Fischer *Pseudomarxisten* zu nennen beliebt. (Wer ist nach ihm *wahrer* Marxist? Etwa Fischer selbst?) In der Ansicht über den antikapitalistisch-sozialistischen Charakter der Vereine sind wir uns dagegen einig.

Es entsteht nun die Frage: Was macht eine Sache oder Organisation zu einem Klassenkampfmittel? Darauf gibt es meines Erachtens nur eins als Antwort: die Tatsache, daß sie von einer um ihre Befreiung und Emporentwickelung ringenden Klasse benutzt wird, um im Kampf gegen die sie unterdrückende Klasse ihre Unabhängigkeit und Gleichberechtigung zu erreichen. An sich und von vornherein ist also kein Mittel ein Klassenkampfmittel, keine Organisationsform eine Klassenkampforganisation. Erst ihre Benutzung von einer Klasse und Klassenpartei im Klassenkampf macht sie dazu, macht sie so lange und so weit dazu als sie als solches Machtmittel angewendet wird. Es liegt, wie mir scheint, hier genau so wie mit dem, was man Taktik des Klassenkampfs nennt. Die Richtigkeit des Vorstehenden wird durch viele Beispiele bewiesen. Ich nenne von ihnen nur eins: die gewerkschaftliche Organisation. Die freien Gewerkschaften sind heute in den Augen von Freund und Feind unbestritten Klassenkampforganisationen, wenn auch parteipolitisch neutrale; die gelben aber sind das Gegenteil davon, während die christlichen es einmal im gewissen Umfang waren, jetzt aber diesen Charakter je länger desto mehr wieder verlieren. Die gelben Gewerkschaften sind so wenig Klassenkampforganisationen, daß sie geradezu zu dem Zweck gegründet sind und ausgehalten werden, um den Klassenkampf wieder zu beseitigen, den Frieden zwischen Arbeiterschaft und Unternehmertum wieder herzustellen und die Arbeiterschaft in ihrer bisherigen Klassenabhängigkeit zu erhalten. Erst die Art also, wie eine Organisation eingeschätzt und benutzt wird, macht sie eventuell zu einem Klassenkampfmittel.

Mißt man die heutigen im *Zentralverband* organisierten Konsumgenossenschaften an diesem Maßstab, so sind sie heute schon in sehr erheblichem Umfang Klassenkampforganisationen, und sie sind dabei es noch immer mehr zu werden. Denn die Mehrzahl ihrer Mitglieder schätzt sie heute nicht nur als solche ein sondern beteiligt sich an ihnen und benutzt ihre Vorteile nur, weil sie ihnen Mittel bieten sich selbst und die ganze Arbeiterbewegung im Klassenkampf möglichst stark und sieghaft zu machen. Das geht am deutlichsten aus den Resolutionen hervor, die über das Genossenschaftswesen auf den sozialdemokratischen Kongressen in Kopenhagen und Magdeburg /1910/ beschlossen worden sind. In beiden werden die Arbeiterkonsumvereine ausdrücklich als Klassenkampfmittel deklariert. Beide sind mit erdrückenden Mehrheiten angenommen worden; sie sind heute der Ausdruck der Gesamtheit der deutschen Sozialdemokratie. Und diese Beurteilung teilt mit der Sozialdemokratie die gesamte freie Gewerkschaftsbewegung. Nirgends ist meines Wissens eine Opposition dagegen, geschweige eine andere positive Auffassung zum Ausdruck gebracht worden. Im Gegenteil, auf allen Genossenschaftstagen haben die offiziellen Vertreter der Gewerkschaften es niemals versäumt die gleiche Ansicht, wenn auch mitunter in etwas andrer Formulierung, zum Ausdruck zu bringen. Partei und Gewerkschaften also sind sich heute in der Einschätzung der Arbeiterkonsumgenossenschaften als Klassenkampforganisationen einig. Nun steht aber fest, daß die große Mehrzahl der Arbeiterkonsumver-

einsmitglieder zugleich Parteigenossen und freie Gewerkschafter sind. Es ist ganz ausgeschlossen, daß sie als Genossenschafter eine andre Meinung über ihre Konsumvereine haben und betätigen denn als Sozialdemokraten und Gewerkschafter. Sonst müßte man glauben es mit Unzurechnungsfähigen zu tun zu haben. Da das ausgeschlossen ist, so folgt eben daraus, daß auch innerhalb der Konsumvereine selbst die entscheidende Mehrheit der Mitglieder die Auffassung über ihre Vereine als Mittel und Organisationen des Klassenkampfs rundweg teilt.

Wie richtig diese ganze Darlegung ist, wird durch den Eifer bewiesen, mit dem die Genossenschaftsführer, die ausgesprochene Gegner des dargelegten Standpunkts sind, diese starke Identität der Mitgliedschaft in Partei, Gewerkschaften und Genossenschaften abzuschwächen sich bemühen. Erst aus der allerjüngsten Zeit liegt dafür wieder ein merkwürdiges Zeugnis vor, das nicht ignoriert werden darf, und zwar in einem Artikel Heinrich Kaufmanns. Da heißt es wörtlich:

»Es ist zutreffend, daß die übergroße Zahl der Konsumvereinsmitglieder Arbeiter sind, und wir würden auch durchaus nichts dagegen einzuwenden haben, wenn es gewerkschaftlich und politisch organisierte Sozialdemokraten wären. Der Konsumgenossenschaftsbewegung ist jeder Konsument willkommen. Sie fragt weder nach der religiösen Überzeugung noch nach der politischen Parteizugehörigkeit. Im Interesse der Wahrheit jedoch verdient die Behauptung, daß die »übergroße Zahl« oder, wie es im Schlußsatz heißt, der »weitaus größte Teil« der Konsumvereinsmitglieder gewerkschaftlich und politisch organisierte Arbeiter sind, eine nähere Betrachtung. Dabei darf zunächst angenommen werden, daß der *Vorwärts*mitarbeiter unter *gewerkschaftlich und politisch Organisierten* diejenigen Arbeiter betrachtet wissen will, die Mitglieder der freien Gewerkschaften und der sozialdemokratischen Parteiorganisation sind. Die Konsumgenossenschaftsgruppe des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* zählte mit Ende des Jahres 1911 1 313 422 Mitglieder. Der Jahreszuwachs betrug 141 659. Die sozialdemokratische Partei zählte nach dem Bericht des Parteivorstands 836 562 Mitglieder. Der Jahreszuwachs betrug 116 524. Die Mitgliedschaft der Konsumvereine erwerben nach Lage der Sache durchweg nur Konsumenten, die einen eigenen Haushalt haben. Die Mitglieder der sozialdemokratischen Parteiorganisation sind zum nicht geringen Teil unverheiratete Arbeiter. Diese werden durchweg nicht Mitglied der Konsumvereine sein. Es ist ferner zu berücksichtigen, daß der sozialdemokratischen Parteiorganisation eine große Zahl von Kleingewerbetreibenden angehört, die ebenfalls vielfach kein Interesse daran haben Mitglied der Konsumvereine zu werden, da sie zum Teil der Konsumgenossenschaftsbewegung nicht freundlich gegenüberstehen, weil sie in ihr einen Konkurrenten erblicken. Die Statistik der freien Gewerkschaften zählte am Schluß des 4. Quartals 1910 2 128 021 Mitglieder. Hiervon waren 175 028 weibliche, von denen der weitaus größte Teil nicht als selbständiger Inhaber einer Haushalts in Frage kommt. Von den verbleibenden 1 952 993 Mitgliedern dürfte weniger als 1¼ Million Haushaltungsvorstand sein, welche Zahl durch den Jahreszuwachs 1911 eine Erhöhung auf rund 1 400 000 erfahren haben wird. Die Betrachtung der vorstehend gegebenen Zahlen zeigt, daß die Behauptung, die in der sozialdemokratischen Partei politisch organisierten Arbeiter bildeten den weitaus größten Teil der Konsumvereinsmitglieder, nicht zutreffend sein kann. Es ist kaum anzunehmen, daß mehr als 500 000 sozialdemokratisch organisierte Arbeiter überhaupt konsumgenossenschaftlich organisierbar sind. Von diesen werden aber sicher noch mehr als 100 000 nicht den Konsumvereinen unseres *Zentralverbandes* angehören. Die Mitglieder der freien Gewerkschaften könnten allerdings die übergroße Mehrzahl unter den Mitgliedern des *Zentralverbandes deutscher Konsumvereine* bilden, wenn sie sich alle der Konsumgenossenschaftsbewegung anschließen würden. Erhebungen, die unsere Konsumvereine in manchen Orten angestellt haben, zeigen leider, daß erheblich weniger als die Hälfte der gewerkschaftlich organisierten Mitglieder den Konsumvereinen angehört.«[2])

[2]) Siehe Kaufmann *Der Vorwärts über den Berliner Konsumgenossenschaftstag* in der *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* vom 29. Juni 1912.

Diesen sehr gewaltsamen und sehr verblüffenden Verkleinerungsversuchen des wirklichen Tatbestands steht aber nicht nur eine unanfechtbare Statistik sondern auch die Tatsache gegenüber, daß der selbe Kaufmann vor wenigen Jahren ganz andere Äußerungen getan hat. Ich verweise dafür auf sein Jahrbuch von 1908, wo sich die charakteristische Äußerung findet, daß »die Mehrzahl der Mitglieder der Konsumgenossenschaften [des *Zentralverbandes* natürlich] zurzeit in Deutschland der sozialdemokratischen Partei angehören«. Und jeder, der einigermaßen das Leben und die Zusammensetzung einzelner Vereine kennt, findet diese Tatsache durch seine Erfahrung fast allenthalben bestätigt. Die tragenden und führenden Kreise der Vereine sind jedenfalls fast überall Parteigenossen und Gewerkschafter. Die Angestellten sind, soweit sie sich in ihrer Freizeit politisch betätigen, allenthalben tätige und führende Genossen; das ist ein ganz altes und ganz offenes Geheimnis. Während der Berliner Genossenschaftswoche war ich auf einer Agitationsreise für Konsumvereine in Ostelbien. Überall auch dort im fernen Osten waren die Gründer und Führer der jungen Vereine Parteigenossen und Gewerkschafter, und die Mitglieder, die schon geworben waren oder eben geworben wurden, desgleichen.

Auch aus der Geschichte der Vereine läßt sich der Beweis (an dieser Stelle freilich nur sehr andeutungsweise) führen, daß von jeher der Geist des Klassenkampfs in ihnen und in ihren entscheidenden Mitgliedergruppen lebendig war. Ein Teil der Vereine, und zwar gerade derjenige, auf dessen Schultern sich die ganze heutige stolze Bewegung entwickelt hat, ist schon bei seiner Gründung bewußt als Klassenkampforganisation angesetzt worden. Das gilt vor allem von vielen sächsischen Vereinen, die in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entstanden. Der Anlaß ihrer Gründung war geradezu ein indirekt politischer: sie erschienen unter dem Sozialistengesetz den allermeisten der sie mitbegründenden Arbeiter als eine der wenigen Möglichkeiten sich ungehindert organisieren und gegen die herrschende Klasse wirtschaftlich etwas vorwärts bringen zu können. Und dementsprechend wurden sie auch mit zäher Energie im Kampf gegen die herrschenden Gewalten ausgebaut. Wie bewußt das geschah, beweist der bekannte Zusammenschluß sächsischer Vereine in einem besondern Verband, der den bezeichnenden Namen *Vorwärts* führte. Es ist ferner bekannt, daß die erste große Ausbreitungswelle, die in den neunziger Jahren weite Teile Deutschlands mit Konsumvereinsneugründungen erfolgreich überschwemmte, nicht nur von diesen sächsischen Vereinen ausging, sondern daß die meisten dieser Neugründungen auch durchaus nach ihrem Muster und in ihrem Geist erfolgten, und daß sie genau wie jene ihre Mitglieder vorwiegend aus den Reihen der sozialistischen Arbeiter rekrutierten. Und um ein anderes zu nennen: Eines der wichtigsten und durchschlagendsten Argumente in der Agitation zum Beitritt zu den Vereinen war schon damals genau wie heute noch der energische Hinweis darauf, daß die Arbeiterklasse eigentlich nur über zwei starke ökonomische Kräfte verfüge, ihre Arbeits- und ihre Konsumkraft, und daß jeder Arbeiter die Pflicht habe auch die letztere von beiden nicht gedankenlos seinen politischen und wirtschaftlichen Gegnern ins Haus zu tragen. Also, eines der stärksten und stets mit besonderm Erfolg verwendeten Agitationsmittel war und wird noch immer dem Waffenarsenal des Klassenkampfs entnommen. Ein weiterer Beweis für den Klassenkampfcharakter der Vereine aus ihrer Geschichte ist der jahrelange erbitterte Kampf, der um die Wende des Jahrhunderts zwischen

ihnen und der Leitung des bürgerlichen *Allgemeinen Verbandes der auf Selbsthilfe beruhenden deutschen Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften,* dem sie damals fast noch alle angehörten, geführt wurde. Er war, selbst im Rahmen dieses Verbandes, schon ein Stück Klassenkampf.

Nach alledem steht die Tatsache fest, daß heute Partei, freie Gewerkschaft und Konsumgenossenschaft in der Mehrheit ihrer Mitglieder und im Geist, der sie beseelt, eins sind. Und diese Mehrheit gehört den Konsumvereinen an, nicht um für den Klassenkampf, den sie auf politischem Boden führt, in den Genossenschaften ein abschwächendes Gegengewicht zu schaffen, sondern (manche gewiß nur unbewußt, sehr viele mehr aber ganz bewußt) um in den Genossenschaften genau so wie in den Gewerkschaften denkbar kräftigste Stärkungsmittel für diesen ihren Klassenkampf zu gewinnen. Mit einem Wort: auch die Genossenschaften sind ihnen sehr ernste Mittel zum Zweck ihres Klassenkampfs. Dementsprechend bedienen sie sich ihrer, unbekümmert darüber, daß diese ihre Auffassung von einzelnen, angeblich allein kompetenten genossenschaftlichen Seiten nicht geteilt wird.

Wem das alles aber noch nicht genügt, dem wird der Klassenkampfcharakter der Vereine nicht minder nachdrücklich auch durch die Zahl und Art ihrer Gegner und die Weise ihres Kampfes gegen sie bestätigt. Genosse Fischer meint zwar sehr harmlos, daß ihre Feinde gar nicht die Kapitalisten seien sondern in der Regel nur die kleinsten und ärmsten Krämer. Er kann danach mein Werk, dessen gedanklichen Inhalt er teilweise so abfällig als wider die Logik gehend charakterisiert, nicht allzu gründlich angesehen haben. In einem letzten, sehr umfangreichen Kapitel habe ich dort, und zwar fast ausschließlich auf Grund von Material, das ich den verschiedenen Jahrgängen der *Konsumgenossenschaftlichen Rundschau* entnahm, nachgewiesen, wie sich wahrlich nicht bloß die Krämer, und zwar aller Art, sondern neben ihnen auch die maßgebenden Handwerkerkreise, Großkaufleute und Fabrikanten, die Agrarier, die Handwerker- und die Handelskammern, die Militär- und ähnliche Vereine, die politische Presse der bürgerlichen Parteien sowie diese selbst fast ausnahmslos, endlich Behörden aller Art und jeden Ranges in immer größerer Zahl zu einer immer breitern Phalanx gegen die proletarischen Konsumvereine zusammenschließen. Das heißt also, eigentlich alle entscheidenden Schichten und Mächte des heutigen Klassenstaats. Und es ist also Klassenkampf, der auch von der andern Seite gegen sie geführt wird. Erst in der allerletzten Zeit hat sich wieder ein Symptom dafür in der Art gezeigt, wie gegnerischerseits die geplante großzügige Volksversicherung aufgenommen wurde. Mit Ausnahme vielleicht des bessern Teils der linksliberalen Presse ertönte überall ein Schrei der Wut darüber, ein lauter Ruf nach ihrer Unterdrückung durch die Machtmittel des Staats. Das ist der Geist des Klassenkampfs, nichts weniger, der darin zum Ausdruck kam. Gewiß kann man mit Genossen Fischer sagen, die Volksversicherung sei eine rein wirtschaftliche Sache, wie alles, was die Konsumvereine geschaffen haben und noch schaffen. Das ist sie gewiß auch. Aber, und das ist der springende Punkt, sie ist es nicht allein. Die Massen der Mitglieder der Konsumvereine und Gewerkschaften begrüßen sie deshalb mit so ungeteilter Freude, weil sie in diesem neuen wirtschaftlichen Unternehmen ein sehr wirkungsvolles Kampfmittel der Arbeiterklasse gegen den allmächtigen privaten Kapitalismus und ein Befreiungsmittel von wenigstens einer Art privatkapitalistischer Abhängigkeit sehen. Eine

Auffassung übrigens, die ja wohl auch auf dem Genossenschaftstag selbst aus berufenstem Mund zu diesem neuen Unternehmen geäußert worden ist.

Genosse Fischer sucht nun freilich die Tatsache der Klassengegnerschaft gegen die Vereine auch noch durch den Hinweis darauf abzuschwächen, daß ja auch die Warenhäuser die selben Gegner hätten wie die Konsumvereine. Das aber trifft schlechterdings nicht, oder doch nur im kleinsten Ausmaß, zu: nur Krämerkreise bekämpfen auch sie. Im übrigen werden die Warenhäuser immer mehr die bevorzugten Lieblinge des Bürgertums aller Schichten bis hinauf in *hohe und höchste* Kreise. Zugleich beginnen sie sich selbst zu Gegnern der Konsumvereine zu entwickeln. Auch die Offiziers- und Beamtenkonsumvereine stehen nicht im entferntesten in der selben Verdammnis wie die Arbeiterkonsumvereine: auch sie werden nur von Krämerkreisen bekämpft; sonst haben sie nicht nur keine Feinde sondern vielmehr sehr mächtige Freunde, die über ein gut Stück Macht im Klassenstaat verfügen. Selbst die Konsumvereine des *Allgemeinen Verbandes* sind von den Leuten, die gegen die proletarischen Organisationen am liebsten eine vollkommene Erdrosselungspolitik herbeiführen möchten, mehr oder weniger freundlich wenigstens geduldet. Ganz zu geschweigen der Handwerker- und landwirtschaftlichen Genossenschaften, die, obwohl doch auch zum Teil direkte Konsumentenorganisationen, heute wie früher geradezu die Hätschelkinder der Klassengegner der Arbeiterschaft sind und aus allgemeinen Steuergroschen gemästet werden. Also, auch im Vergleich mit allen diesen Genossenschaftsarten und ihrer Stellung im öffentlichen Leben ist der besondere, eben der Klassenkampfcharakter der Arbeiterkonsumvereine ganz evident. Man muß ihn anerkennen, gleichgültig, ob man und wie weit man der marxistischen Doktrin huldigt. Nur muß man überhaupt so etwas wie das Vorhandensein eines Klassenkampfs anerkennen. Tut man das aber, dann ist der Klassenkampfcharakter der Arbeiterkonsumvereine eben eine Tatsache.

Und eine ebenso feststehende Tatsache daneben ist nun auch der besondere stark antikapitalistisch-sozialistische Charakter der Vereine. Diesen leugnet ja auch Genosse Fischer nicht. Wohl aber verdenkt er es mir auf das schwerste, daß ich, der ich diesen Charakter, zwar nach seiner Meinung mit falschen, weil »marxistischen« Argumenten, aber doch im Endeffekt richtig dargelegt habe, trotzdem zugleich den Klassenkampfcharakter der Vereine betonte. Das sei eben ein innerer Widerspruch, unlogisch. Mit Verlaub: Weshalb? Beides, das eine wie das andere, sind vielmehr Tatsachen, vor denen man sich doch als vernünftiger Mensch einfach zu beugen hat. Ich kann auch nicht im geringsten einsehen, daß sie sich gegenseitig ausschließen. Am wenigsten aber steht irgendwo geschrieben, daß eine Sache oder Organisation, die einen mehr oder weniger starken antikapitalistisch-sozialistischen Zug hat, deshalb nicht zugleich ein Klassenkampfmittel sein könne. Ich habe vorhin schon dargelegt, daß erst die Benutzung durch eine Klassenkampfpartei im Klassenkampf eine Sache zu einem Klassenkampfmittel macht und sie demgemäß modelt und gestaltet, und daß es dabei sehr gleichgültig ist, wie sie ursprünglich aussieht. Gleichgültig ist von vornherein dabei eben auch, ob sie antikapitalistisch oder nicht, sozialistisch oder nicht ist. Das gilt nun auch von den Arbeiterkonsumvereinen. Ja, man muß sogar noch weiter gehen und darf getrost behaupten, daß dieser immer mehr erstarkende antikapitalistische Zug im Wesen der Vereine gerade erst seine Ausgestaltung gefunden hat und immer mehr findet, weil

die Mehrzahl der Mitglieder nicht nur Arbeiter sondern antikapitalistisch und sozialistisch gerichtete Arbeiter sind und aus dieser Geistesrichtung heraus die Vereine als Stärkungsmittel in ihrem Klassenkampf benutzten und gestalteten. Es liegt auch hier genau so wie mit den vorhin genannten freien Gewerkschaften. Es ist daher auch geradezu unverständlich, wenn Genosse Fischer gegen den Schluß seines Artikels den Satz niederschreibt: »Bewußt oder unbewußt entstehen aber auch alle größeren Genossenschaften aus einem sozialistischen Geist heraus.« Und wenn er diese Behauptung durch einen flüchtigen Hinweis auf die landwirtschaftlichen Genossenschaften belegen zu können glaubt: »Der Bauer, der seine landwirtschaftlichen Produkte an seine Genossenschaftszentrale liefert, arbeitet ebenso an dem Aufbau des Sozialismus wie der Arbeiter, der seine Nahrungsmittel und Bedarfsartikel im Konsumverein kauft.« Daran ist nur eins richtig: daß in jeder Genossenschaftsform von vornherein ein erster Keim irgendwelcher sozialistischer Struktur liegt. Es kommt aber alles darauf an, wer diesen Keim zu entwickeln in die Hände bekommt, und zu welchem Zweck. Wir haben Kreditgenossenschaften, die auch Fischer kennen muß. Sie sind zum Teil sehr groß und mächtig entwickelt und sind dabei durchaus kapitalistisch-antisozialistische Gebilde geworden. Wir haben die schon genannten Handwerkergenossenschaften, die freilich weniger groß und entwickelt, immerhin aber ganz stattlich sind, und die, das wird auch Fischer nicht leugnen können, einen durchaus kleinbürgerlich-individualistischen Grundzug haben. Wir haben selbst Konsumvereine (die des *Allgemeinen Verbandes* und die Beamtenvereine), in denen ebenfalls die Keime zum Antikapitalismus Keime geblieben sind, selbst da, wo diese Vereine einmal größern Umfang angenommen haben. Vergleicht man sie mit dem mächtigen und wirtschaftlich neuartigen Gesamtorganismus der Vereine unseres *Zentralverbandes,* so stehen sie wie zwei wirtschaftlich nur noch ganz entfernte Verwandte neben einander. Und selbst zwischen den landwirtschaftlichen und den Arbeiterkonsumgenossenschaften klafft in wirtschaftlicher Beziehung eine prinzipielle Kluft, wenn sie auch in Einzelheiten eine größere Verwandtschaft aufzeigen mögen als manche der vorhergenannten. Auch die landwirtschaftlichen Genossenschaften sehen ihre Hauptaufgabe darin durch ihr Wirken den ländlichen Privatbesitz als Produktionsmittel zu befestigen und zu fördern. Diese aber schaffen, freilich noch erst in verhältnismäßig beschränktem Umfang und in noch recht flüssiger Form, eine neue Art von Besitz, nämlich die von gemeinschaftlichem Eigentum für Massen, die so gut wie völlig des Privateigentums, insbesondere der Produktionsmittel, beraubt sind. Insofern also wirken im Endeffekt die ländlichen Genossenschaften durchaus privatkapitalistisch, die Arbeiterkonsumgenossenschaften dagegen irgendwieweit schon kommunistisch.

Es erübrigt zum Schluß nur noch auch in diesem Zusammenhang zu erklären, daß der von mir geschilderte Klassenkampfcharakter der Vereine sehr wohl auch mit parteipolitischer Neutralität vereinbar ist. Hat doch dieser Charakter, der, wie gesagt, eine Tatsache ist, nicht einmal verhindert, daß einige Leute, die ihn ignorieren zu müssen glaubten, sogar die bekannte Überneutralitätspolitik mit ihnen zu treiben versucht haben. In Zukunft wird das freilich immer schwerer werden, je bewußter die Masse der Mitglieder sich der Kraft, der Eigenart und Bedeutung ihrer Vereine wird.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Wirtschaft / Rudolf Wissell

Schiffahrt Nach dem Jahresbericht des *Vereins Hamburger Reeder* hat sich die günstige Geschäftslage des verflossenen Jahres nicht nur behauptet sondern sogar verstärkt. Am offenen Markt war die Steigerung der Frachten teilweise sehr beträchtlich. Ihr wird eine Unkostensteigerung gegenübergestellt, die namentlich auf eine Erhöhung der Kostenpreise nicht nur in Europa sondern auch in den überseeischen Bunkerplätzen zurückzuführen ist. Die Reedereien haben diese erhöhten Betriebskosten durch Frachtzuschläge auszugleichen versucht, ohne jedoch immer den gewünschten Erfolg zu erzielen, da ihnen vielfach die laufenden Frachtverträge entgegen standen. Als den Seeverkehr sehr belastend werden im Bericht die weiteren Lohnerhöhungen für die Seeleute und Hafenarbeiter angegeben; sie hätten zwar, namentlich in Hamburg, Streikbewegungen vorgebeugt, würden sich aber in ungünstigeren Zeiten geltend machen. In den ersten 6 Monaten dieses Jahres hat sich das überseeische Passagegeschäft gegenüber dem Vorjahr sehr ausgedehnt; ebenso ist die Auswanderung über Hamburg wie über Bremen viel lebhafter gewesen.

Wenn am Schluß betont wird, daß die Schiffbautätigkeit zu einem Überangebot an Schiffsraum auf den Frachtenmärkten der Welt führen müsse, so wird damit die überaus rege Tätigkeit unserer Schiffswerften bestätigt, die nur eine Folge der günstigen Reedereilage ist.

× ×

Zucker Die Zuckerpreise, die von ihrem Höchststand im Oktober 1911 mit 18 Mark bis zum Mai auf 13 Mark gefallen waren, sind bis zum 27. Juni auf 10,95 Mark, für Lieferung pro Oktober-Dezember auf 9,82½ Mark gesunken. Von da ab sind sie jedoch wieder ununterbrochen gestiegen. Die recht erhebliche Erhöhung ist durch die anhaltende trockene und heiße Witterung, die zur Zurückhaltung der Angebote führte, verursacht worden. Nach den bisherigen Berichten über den Rübenstand kann jedoch mindestens eine Durchschnittsernte erwartet werden; denn der Oktober-Dezember-Lieferungspreis steht nur wenig über dem Durchschnittspreis der letzten Jahre, 1911 ausgenommen.

In den letzten Tagen sind schon vereinzelt Mitteilungen über Geschäftsberichte von Zuckerfabriken über das Produktionsjahr 1911-1912 bekannt geworden, die zum Teil glänzende Ergebnisse zum Teil schwere Verluste zeigen. Beides ist erklärlich. Die Zuckerfabriken, die teilweise schon vor der Rübenaussaat Abschlüsse gemacht und trotz der ungünstigen Witterung es verabsäumt hatten ihre Kontrakte zu lösen, erlitten großen Schaden, da sie nicht imstande waren die abgeschlossenen Mengen zu liefern. Den Fabriken dagegen, die sich wenig oder gar nicht gebunden hatten, brachte der Hochstand der Preise erheblichen Nutzen. Diese Verhältnisse werden noch weiterhin ihre Wirkung auf den Zuckermarkt ausüben, und man wird erhebliche Schwankungen je nach den Witterungsverhältnissen zu erwarten haben.

× ×

Gummi Mitte Juli veröffentlichte die englische Regierung in einem Blaubuch die Resultate einer Untersuchung des Generalkonsuls Sir Roger Casements über die Methoden, unter denen arme Wilde im Grenzgebiet zwischen Peru und Kolumbien zur Gummigewinnung gezwungen werden. Es sind Enthüllungen ganz entsetzlicher, kaum glaublicher Art. Mit bestialischer Roheit sind Zehntausende von Menschen hingemordet, nur weil sie nicht genug von den so begehrten Naturprodukten lieferten. Bei dem immer größern Weltbedarf an Gummi sind die Preise in den letzten Jahren auf geradezu schwindelnder Höhe gewesen. Das hat auch zur Anlage von Gummiplantagen in fast allen dazu geeigneten exotischen Gebieten geführt. Der Umschwung in den Preisen ist auch schon erfolgt; sie stehen ziemlich unter dem Satz von vor 2 Jahren. Die Londoner Gummiauktionen Mitte Juli, die übrigens unter dem Zeichen reger Nachfrage standen, ergaben Preise bis zu 5 Shilling 1 Penny.

Jetzt droht nun dem natürlichen Gummi die Konkurrenz des künstlichen. Im Verlauf weniger Wochen sind von drei verschiedenen Seiten Mitteilungen über die Herstellung künstlichen Kautschucks ergangen. Im *Verein deutscher Chemiker* hat Dr. Fritz Hoffmann über die

synthetische Herstellung als eine feststehende Tatsache berichtet. Nach einem Bericht des *Berliner Tageblatts* vom 2. Juli hat Professor W. H. Perkin von der Universität Manchester gleichfalls über ein Verfahren zur künstlichen Herstellung von Gummi berichtet. Nach dieser Quelle ist auch schon eine Aktiengesellschaft zur Durchführung dieses Verfahrens in England gegründet. Beide Verfahren gehen vom Isopren als Grundstoff aus. Die dritte Meldung verbreitet die Regierung. Die im Reichsamt des Innern zusammengestellten *Nachrichten für Handel, Industrie und Landwirtschaft* teilen nach einem Bericht des deutschen Generalkonsulats in Amsterdam mit, daß der Niederländer Dr. van der Heyden ein Verfahren erfunden habe aus frischen Seefischen künstlichen Kautschuck herzustellen. Zur Verwertung dieses Verfahrens hat sich in Holland bereits eine Aktiengesellschaft gebildet.
Wenn die fabrikmäßige Herstellung künstlichen Gummis auch noch Jahre erfordern wird, so ist sie doch nunmehr nur noch eine Frage der Zeit. Mit Recht wies Dr. Hoffmann darauf hin, daß man dem neuen Verfahren nur erst die nötige Zeit lassen müsse, um es zu befähigen mit dem Naturprodukt zu konkurrieren.

× ×

KurzeChronik Die Reichsbank hatte zum Quartalsschluß ganz erhebliche Ansprüche zu befriedigen. Vom 23. bis zum 29. Juni verschlechterte sich ihr Stand um 689,9 Millionen Mark gegenüber 633,6 Millionen im Vorjahr. Der Wechselbestand stieg um 482,083 Millionen auf 1 463,396 Millionen und erreichte damit den höchsten je zum Juli verzeichneten Stand. Der Notenumlauf stieg um 537,881 Millionen auf 2087,651 Millionen Mark. In der 1. Juliwoche ist dann aber gleich wieder eine Besserung des Stands um 2583 Millionen eingetreten, die auch in den weiteren Tagen angehalten hat. Im allgemeinen ist der Geldmarkt jetzt weniger angespannt, und Geld ist zu leichteren Bedingungen zu haben. × Der Warenverkehr Deutschlands stellte sich im 1. Halbjahr 1912 auf 5093,6 Millionen Einfuhr gegen 3843,7 Millionen im Vorjahr und in der Ausfuhr auf 4212,3 Millionen gegen 3843,7 Millionen. × Der Arbeitsmarkt zeigt in diesem Sommer eine größere Abschwächung als im Vorjahr. Auch der Andrang der Stellensuchenden ist in diesem Jahr größer. × Die Saatenstandsberichte lauten nach wie vor sehr befriedigend. Wahrscheinlich wird Deutschland in Roggen eine Akkordernte haben. × Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen weisen im 1. Halbjahr 1912 gegen das Vorjahr eine Steigerung von 8,1 % auf; sie betragen aus dem Güterverkehr 945 691 566 (im Vorjahr 870 042 916) Mark, aus dem Personenverkehr 405 895 176 (380 075 146) Mark. × Das preußische Landwirtschaftsministerium veranstaltet Ermittelungen, um das Verfahren für die Feststellung der Kleinhandelspreise für Fleisch zu prüfen. × Das rheinisch-westfälische Kohlensyndikat hat Anfang Juli die Abnehmer aufgefordert frühzeitig den Herbst- und Winterbedarf einzudecken, da durch die günstige Lage des Erwerbslebens und der kommenden Ernte außerordentliche Ansprüche an das rollende Eisenbahnmaterial erwartet würden. × Aus der Eisenindustrie sind in letzter Zeit widersprechende Mitteilungen über die Geschäftslage gekommen. Während einerseits die Beschäftigung als recht befriedigend und teilweise auch Preiserhöhungen gemeldet wurden, wird andrerseits berichtet, daß neues Geschäft nur langsam hereinkomme. × Die Zündholzfabrikanten haben eine feste Preiskonvention abgeschlossen. Doch sollen die bisherigen Ladenpreise nicht erhöht werden. × Das Kalibergwerk Jessenitz in Mecklenburg ist Ende Juni durch Wassereinbruch vollständig verloren gegangen.

× ×

Literatur Die gründliche und objektive Darstellung Dr. C. Goldschmidts *Über die Konzentration im deutschen Kohlenbergbau* /Karlsruhe, Braun/ bewegt sich auf einem überaus interessanten Gebiet unserer Volkswirtschaft. Der Verfasser stellt die Ursachen der Betriebs- und Kapitalskonzentration, hauptsächlich im rheinisch-westfälischen Revier, dar. Nach seiner Meinung haben in Ober- und Niederschlesien die Rechtsverhältnisse Anlaß zur Entstehung der Riesenbergwerksunternehmungen gegeben, während im Ruhrgebiet die Bergbaufreiheit die Konzentration veranlaßt habe. Hier hätten Großbanken, Börse und Effektenkapitalismus die Entwickelung gelenkt. Die Art der Kartellierung der Kohle habe in der ersten Periode auf Kosten der Konsumenten und der Nation, in der zweiten vorzüglich auf Kosten der reinen Kohlenbergwerke und der Großkonsumenten die Konzentration bewirkt. Die Entwickelung der Montankonzerne

werde wohl eine gesetzliche Regelung der Verhältnisse der Gegenwart bringen. × Eine lesenswerte Studie ist *Das Spirituskartell* von Dr. Goetz Briefs /Karlsruhe, Braun/. Briefs schildert sehr eingehend die Entstehung des Brenngewerbes auf den reiche Ernten erzielenden Böden des Ostens. Er erörtert die Lage und die Organisationsbestrebungen im Brenn- und Spritgewerbe, die Gesetzgebung und die Zollpolitik mit ihrem Bestreben den landwirtschaftlichen Brennern zu helfen. Den Hauptteil nimmt die Darstellung der Kartellära ein. Für Briefs ist das Spirituskartell eine kompakte Macht, deren Politik durchaus die Entwickelung unseres Alkoholgewerbes bestimmt. Zweifellos habe das Kartell die Lage der Brenner finanziell besser, unabhängiger und stabiler werden lassen als es unter der Herrschaft des freien Marktes möglich sei, und die Erkenntnis, daß die Spritindustrie durch die Kartellierung sehr rentabel geworden sei, hat auch die Außenseiter schließlich in das Kartell hineingetrieben. Die Wirkung des Kartells auf den Handel ist eine ganz unglaubliche gewesen, da es ihn zum Teil vernichtet, zum Teil in seiner wirtschaftlichen Selbständigkeit stark beschnitten und die Möglichkeit eigener Wirtschaftsdisposition unterbunden hat. Mit dem Anschluß der Außenseiter in den letzten Jahren »ist der äußere Ausbau der Kartellmacht geschlossen, der freie Wettbewerb ausgeschaltet, alle Beziehungen zwischen Markt und Konsumtion einseitig dem Kartell überantwortet, solange bis Weiterverarbeiter und Destillateure ihr festgefügtes Kartell haben, dessen politisches Mittel heißt: Konsumeinschränkung als eiserne Wehr gegenüber jeder Willkürpolitik.« Was das Gebiet der innern Wirtschaftspolitik anlangt, so bilden nach Briefs, die Großbrennereien im deutschen Osten den Kern des Kartells. Die Spiritusproduktion ist seit dem Kartell um durchschnittlich 4,39 Mark pro Hektoliter günstiger verwertet worden als in der Vorkartellära. Da die östlichen Provinzen die weitaus größte Produktionsquote stellen (1908-1909 279 Millionen Liter bei einer Gesamtproduktion von 425 Millionen Liter), hat das Kartell zweifellos die heutige Betriebsform der ostelbischen Landwirtschaft gestärkt. Das Buch gibt recht wesentliche Einblicke in wenig bekannte Verhältnisse, so daß ich es zum Studium nur empfehlen kann. × Professor Dr. Franz Eulenburg sieht in seiner Schrift *Die Preissteigerung des letzten Jahrzehnts* /Leipzig, Teubner/ dreierlei Ursachen der Preissteigerung. Einmal sind es die ungünstigeren Produktionskosten bei der Produktion der organischen Materie und den Metallen; dann aber auch ist die Nachfrage in höherm Maß gestiegen als sie vom Angebot zu gleichen Preisen befriedigt werden konnte; und endlich ist die vermehrte Goldproduktion schuld, denn von der Goldproduktion gehe eine natürliche emportreibende Bewegung auf die Warenpreise aus. Eulenburg hält den Bestand des hohen Preisniveaus für ein Symptom eines neuen weltgeschichtlichen und weltwirtschaftlichen Stadiums, das tief in unserer kapitalistischen Wirtschaft verankert ist. × Beachtenswert sind die Ausführungen Dr. P. Hausmeisters über *Großbetrieb und Monopol im deutschen Bankwesen* /Stuttgart, Dolge/. Obgleich der Verfasser die fundamentale Bedeutung der Noten- und Hypothekenbanken nicht verkennt, hält er die immer mehr hervortretende Monopolstellung der Bankkonzerne für eine Gefahr unseres ganzen Wirtschaftlebens, da die Konzerne bei schlechter Konjunktur sicher zu einer drückenden Ausnutzung ihrer Monopolstellung übergehen würden. Auch kritisiert der Verfasser die heutige Besetzung der Aufsichtsratsposten durch Personen, die finanziell an dem Unternehmen nicht beteiligt sind. Seiner Meinung nach soll niemand in einen Aufsichtsrat eintreten dürfen, der nicht mindestens 2 % der Aktien als Eigentum besitzt. × Das kleine Büchlein Dr. Johannes März' *Die Bedeutung des Unternehmerstandes für den industriellen Fortschritt in Sachsen* /Leipzig, Veit/ behandelt im wesentlichen die Vergangenheit; die Gegenwart wird nur wenig berücksichtigt. × In dem Heft *Wirtschaft und Mode* der Sammlung *Kultur und Fortschritt* /Leipzig, Dietrich/ kommt Dr. Johannes Schellwien zu dem Ergebnis, daß die Mode ein außerordentlich wichtiger Faktor unseres Wirtschaftlebens ist. Die Mode wirke im Rahmen der Volkswirtschaft wie ein fortschrittliches Element, das unser Wirtschaftsleben trotz mancher unerfreulicher Nebenerscheinungen nicht entbehren könnte, ohne an Spannkraft einzubüßen. × In der gleichen Sammlung behandelt Dr. F. Schumann die Reichsbank, ihre Geschichte, Tätigkeit und Stellung. Die sehr gedrängte Übersicht gibt nur das Wesentlichste der Gründungsgeschichte der Reichsbank und die Grundzüge ihrer Entwickelung. In den

innern Betrieb der Bank führt das Büchlein nicht ein. Das war auch bei dem geringen Umfang und dem geringen Preis nicht möglich. × In einem Büchlein *Aus der eigenen Werkstatt* /Wien, Heller/ schildert der Präsident der *Anglo-Österreichischen Bank*, Karl Morawitz, in feuilletonistischer Art die Schwierigkeiten des Bankgewerbes. Seine Schilderung kann in dem Satz zusammengefaßt werden: Wir österreichischen Bankleute haben es schlechter als die der westlichen Länder. × Das Buch Otto Warschauers *Lotteriestudien* /Berlin, Curtius/ verdient hier deshalb Erwähnung, weil da ein Professor der Staatswissenschaften die Notwendigkeit der preußischen Klassenlotterie »aus einer vorurteilsfreien Erkenntnis des praktischen Lebens« darzutun versucht. »Mit dem Los kauft sich der Arme eine Hoffnung, die so lange währt, als das Los Gültigkeit hat,' und man möge gerade demjenigen, der wenig hat, was ihm Freude bereitet, nicht die Zukunftsperspektive, daß auch für ihn einmal ein überraschender materieller Glückszufall eine durchgängige Veränderung der bisherigen Lebensverhältnisse herbeiführen könne, völlig verdunkeln.« Warschauer sieht in der Massenlotterie »gewissermaßen ein Sicherheitsventil gegen aufregendere Spiele«, das »die Bevölkerung vor Schlimmerm« behütet. Eine Stellungnahme zu diesen Ausführungen ist hier nicht notwendig.

Gewerkschaftsbewegung / Heinrich Stühmer

Gewerkschaftskartelle

Die *Generalkommission* veröffentlicht im *Korrespondenzblatt* eine Statistik über die Gewerkschaftskartelle im Jahr 1911. 691 Kartelle (97,74 %) haben Bericht erstattet. Es sind ihnen 9261 Gewerkschaften mit insgesamt 2 160 728 Mitgliedern angeschlossen. Darunter befinden sich 9223 Zweigvereine der der *Generalkommission* angeschlossenen Zentralverbände mit 2 153 021 Mitgliedern. Gegen das Jahr 1910 hat sich die Zahl der Zweigvereine um 371, die der Mitglieder um 268 247 vermehrt; 310 Zweigvereine sind nicht mit Kartellen verbunden. Der diesjährigen Statistik ist zum erstenmal eine Übersicht über die Verteilung der Kartelle auf die Staaten und Landesteile beigefügt worden. Danach steht Preußen mit 335 Kartellen und 1 064 379 Mitgliedern an erster Stelle; dann folgen Sachsen, Bayern, Hamburg (mit Altona, Schiffbeck und Wandsbeck) und Württemberg. Im Jahr 1911 fanden 2324 allgemeine und 1107 Versammlungen für einzelne Berufe statt, gegen 2500 respektive 1248 im Vorjahr. Dieser vorübergehende Rückgang an Versammlungen erklärt sich durch die größere politische Agitation bei der letzten Reichstagswahl. Von 82 Kartellen sind zur Betreibung der Agitation und der Vertretung ihrer besonderen Interessen Arbeiterinnenagitationskommissionen gebildet oder weibliche Vertrauenspersonen eingesetzt worden. Zur Förderung der Bildungsbestrebungen der Arbeiterschaft sind von 547 Kartellen Bibliotheken, von 87 Kartellen Lesezimmer eingerichtet worden. Außerdem befinden sich in 362 Orten Bildungsausschüsse, in 346 Jugendkommissionen und in 52 Orten Referentennachweise. Um die Arbeiterschutzbestimmungen durchzuführen, bestanden 135 Beschwerdekommissionen für Gewerbeinspektionssachen und 235 Bauarbeiterschutzkommissionen. Auch zur Beseitigung des Kost- und Logiswesens beim Arbeitgeber werden an 46 Orten Kommissionen unterhalten. Die Zahl aller dieser Institutionen ist ungefähr die gleiche wie im Vorjahr geblieben. Von den 130 statistischen Erhebungen, die von Kartellen veranstaltet wurden, handelte es sich in 6 Fällen um die Aufnahme von Lohn- und Arbeitsverhältnissen und in 32 Fällen um Arbeitszählungen.

Die Zahl der Gewerkschaftshäuser vermehrte sich seit 1910 um 14, so daß gegenwärtig 67 bestehen, von denen 44 auf eigenem Grundstück errichtet sind. 310 Kartelle unterhalten Herbergen in eigener Regie, 102 Sekretariate und an 198 Orten befinden sich Rechtsauskunftsstellen. Insgesamt werden von den Kartellen 171 Angestellte beschäftigt, die hauptsächlich in den Sekretariaten arbeiten.

Die Gesamteinnahmen, über die die 675 Kartelle berichten, betrugen 1 797 248 Mark, die Ausgaben 1 600 435 Mark, und die Kassenbestände nach den Kassenberichten der 675 Kartelle am Schluß des Jahres 1911 825 552 Mark. Durch Sammlungen wurden 283 855, aus den Kartellkassen 25 191 Mark aufgebracht.

× ×

Kongresse und Verbandstage

Der Verbandstag der Handelsgehilfen, der vom 5. bis zum 7. Mai in Berlin tagte, nahm einstimmig eine Vereinbarung der Vorstände der Handelsgehilfen und Lagerhalter zur Verschmelzung der beiden Verbände an. Wenn

diese Vereinbarung am Verbandstag der Lagerhalter im Herbst dieses Jahres angenommen wird, so wird die Verschmelzung zum Jahresschluß vollzogen. Auch mit den Bureauangestellten soll auf Antrag der Generalversammlung eine Verschmelzung in die Wege geleitet werden. Außerdem wurde über das Vereinigungsrecht, über das Wahlrecht der weiblichen Angestellten und über das Gesetz der Sonntagsruhe verhandelt. An Stelle des Genossen Josephsohn wurde Urban-Berlin zum 1. Vorsitzenden gewählt. Der Verband zählte Ende 1911 rund 15 500 Mitglieder und verfügte über ein Vermögen von 47 529 Mark.
Die Verbände der Tabakarbeiter und Zigarrensortierer berieten vom 13. bis zum 17. Mai in Hamburg erst getrennt und dann gemeinsam eine Verschmelzung der Verbände. Alle Entwürfe über Statut, Streik- und Wahlreglement wurden der gemeinsamen Kommission von 21 Mitgliedern zur Formulierung der Einigungsbestimmungen überwiesen. Die Unterstützungen wurden den Wochenbeiträgen von 35, 45, 55, 70, 100 und 120 Pfennigen entsprechend geregelt, und das Gesamtstatut wie auch die Verschmelzung einstimmig angenommen. Der neue Verband wird den Namen *Deutscher Tabakarbeiterverband* führen.
Der 5. Verbandstag der Steinarbeiter fand vom 13. bis zum 18. Mai in München statt. Die Mitgliederzahl beträgt zurzeit 29 000, der Kassenbestand weist 589 077 Mark auf. Die Verschmelzungsfrage nahm den breitesten Raum in der Debatte ein, wurde aber vom Verbandsvorstand als verfrüht bezeichnet. Die Einführung der Arbeitslosenunterstützung wurde abgelehnt. Jedoch wurde einstimmig beschlossen, daß der Vorstand dem nächsten Verbandstag eine Vorlage über die Einführung der Erwerbslosenunterstützung zu unterbreiten hat.
Der Verband der Sattler und Portefeuiller hielt vom 29. Mai bis zum 1. Juni seinen 1. Verbandstag (seit der Verschmelzung) in München ab. Er zählt jetzt 13 819 Mitglieder. Das Vermögen betrug am 31. Dezember 326 709,55 Mark. Obgleich eine Erhöhung der Wochenbeiträge von 50 auf 55 Pfennig vorgenommen wurde, wurden die Unterstützungen nicht erhöht. Die Referate behandelten die Gefängnisarbeit im Sattler- und Portefeuillerberuf, das neue Heimarbeitergesetz und die gewerkschaftlich-genossenschaftliche Volksversicherung.
Ein allgemeiner Friseurgehilfenkongreß tagte am 28. Mai in Berlin. Die anwesenden 42 Delegierten vertraten in 26 Städten 2888 Fachvereins- und Verbandsmitglieder. Die Resolutionen, die zu den Referaten über die Lage des Friseurgewerbes und der Gehilfenschaft, die hygienischen Verhältnisse der Friseurarbeiter, die Forderungen an die Gesetzgebung und die Grundlagen zur tariflichen Regelung der Lohn- und Arbeitsbedingungen gefaßt wurden, nahm man einstimmig an. Im Anschluß an den Kongreß fand vom 29. bis zum 31. Mai der 11. Verbandstag der Friseurgehilfen statt. Der Verband zählte Ende 1911 2219 Mitglieder. Außer der Statutenberatung verhandelte man über Arbeitsvermittlung und Bildungsbestrebungen.
Die 11. Generalversammlung des Maschinisten- und Heizerverbandes wurde vom 25. bis zum 29. Mai in München abgehalten. Während der Berichtszeit sind 317 Lohnbewegungen mit gutem Erfolg durchgeführt worden, ferner ist eine Verkürzung der Arbeitszeit um 484 562 Stunden, eine Lohnerhöhung von 632 497 Mark pro Jahr, eine bessere Bezahlung der Überstunden und für 2104 Mitglieder ein Urlaub von 2 bis 14 Tagen erreicht. Die Mitgliederzahl ist von 18 200 auf 24 019 gestiegen. Die Gesamteinnahmen betrugen 818 768,37 Mark, die Ausgaben 810 115,78, das Vermögen erreichte eine Höhe von 252 439,84 Mark. Der wöchentliche Beitrag wurde von 50 auf 60 Pfennig erhöht.
Auf der Generalversammlung der Schmiede, vom 2. bis zum 8. Juni in Düsseldorf, wurde hauptsächlich über die Verhandlungen mit dem Metallarbeiterverband wegen der Verschmelzung Bericht erstattet. Danach übernimmt der Metallarbeiterverband alle Aktiven und Passiven des Schmiedeverbandes sowie die Lokalkassenbestände und die Bibliotheken. Die übertretenden Mitglieder des Schmiedeverbandes treten ohne weiteres in den Genuß der Unterstützungseinrichtungen des Metallarbeiterverbands.
Der 6. Verbandstag der Gemeinde- und Staatsarbeiter tagte vom 2. bis zum 8. Juni in München. Die Mitgliederzahl ist in den letzten 3 Jahren von 29 316 auf 47 376 gestiegen; das Gesamtvermögen betrug 652 521,49 Mark. Die 990 Lohnbewegungen, von denen 955 ohne Arbeitseinstellung erledigt wurden, erreichten eine Verkürzung der Arbeitszeit für 15 821 Arbeiter und eine Lohnerhöhung für 113 020 Arbeiter. Es wur-

den Referate über die Organisierung des etatsmäßigen Personals in den städtischen Betrieben und über die Arbeiterfürsorge in den Gemeindebetrieben gehalten.

Der Transportarbeiterverband, der seine Generalversammlung vom 10. bis zum 15. Juni in Breslau abhielt, weist nach seinem Geschäftsbericht 195 249 Mitglieder und ein Vermögen von 1 124 246,90 Mark auf. In der Diskussion wurde über Grenzstreitigkeiten und über die Schaffung eines Verbandshauses, die durch den Extrabeitrag von 2 Mark jedes männlichen Mitglieds erleichtert werden soll, gesprochen.

Die Brauerei- und Mühlenarbeiter tagten vom 11. bis zum 15. Juni in Mannheim. Die Mitgliederzahl ist seit der Verschmelzung um 3000 gestiegen, so daß sie Ende 1911 47 699 beträgt; das Vermögen erreichte eine Höhe von 1 168 690 Mark. Es wurde über Richtlinien für Lohnbewegungen und Kämpfe verhandelt und der bisherige Vorstand wiedergewählt.

Die Tagung der Textilarbeiter fand vom 17. bis zum 22. Juni in Stuttgart statt. Der Geschäftsbericht weist Ende 1911 eine Mitgliederzahl von 131 426 und ein Vermögen von insgesamt 1 464 262,84 Mark auf. Der Verbandstag beschäftigte sich mit der Förderung des freien Samstagnachmittags, mit der Stellung zu den gegnerischen Gewerkschaften, namentlich bei Lohnkämpfen, und mit der Wirkung der Zollgesetzgebung in der Textilindustrie.

Die Bildhauer, die vom 23. bis zum 29. Juni in München tagten, hatten im letzten Jahr außerordentlich stark unter Arbeitslosigkeit zu leiden. Zwar ist die Mitgliederzahl infolge der anhaltenden Berufsflucht immer noch zurückgegangen, so daß sie Ende 1911 nur noch 3797 zählte, doch betrug der Kassenbestand 98 761 Mark. Von den Ausgaben entfielen auf Streikunterstützung 52 356 Mark und auf Arbeitslosenunterstützung 156 418 Mark. Es wurde über den Übertritt an eine größere Organisation beraten, und der Zentralvorstand wurde beauftragt den geschlossenen Übertritt in den Holzarbeiterverband zur Diskussion zu stellen. Ergibt sich bei der Urabstimmung eine Zweidrittelmehrheit, so sollen die Verhandlungen über die Übertrittsbestimmungen mit dem Holzarbeiterverband sofort eingeleitet werden.

Der Holzarbeiterverband hatte seine Tagung vom 23. bis zum 29. Juni in Berlin. Die Mitgliederzahl hat sich in den letzten Jahren um 30 923 (rund 20 %) auf 182 750 gesteigert. Die Gesamteinnahme betrug 14 165 005 Mark, die Gesamtausgabe 12 515 816 und der Vermögensbestand 5 086 582 Mark. In geschlossener Sitzung wurden die Lohnbewegungen behandelt; man kam überein, daß eine Arbeitszeit von 9 Stunden als die höchst zulässige festzusetzen sei. Der Verbandsvorsitzende Leipart legte eine Resolution vor, die die Verbandsmitglieder verpflichtet die Regelung der Arbeitsvermittlung nach allen Kräften zu unterstützen. Auch die Beitragsfrage wurde geregelt. Die weiblichen Mitglieder sollen künftig zwei Drittel der Streikunterstützung der männlichen Mitglieder erhalten, anstatt wie bisher die Hälfte.

× ×

Österreich Die der *Reichskommission* angeschlossenen Zentral- und Lokalvereine hatten am Schluß des Jahres 1911 insgesamt 373 914 männliche und 47 991 weibliche Mitglieder. Durch den tschechischen Separatismus hatten im Berichtsjahr die Bergarbeiter, Glasarbeiter und Holzarbeiter zu leiden, da die vorgenommene Trennung den Bergarbeitern einen Abfall von 3966 und den Glasarbeitern von 1554, den Holzarbeitern dagegen nur einen Verlust von 651 Mitgliedern brachte. Die tschechoslawischen separatistischen Organisationen hatten im Jahr 1911 rund 85 000 Mitglieder zu verzeichnen. Die Gesamteinnahmen betrugen 9 191 346,06, die Ausgaben 8 542 182,27 Kronen. Der separat verwaltete Streikfonds aller Organisationen ergab 5 049 678,19 Kronen; da die Unterstützungen an Gemaßregelte und Streikende im Jahr 1911 nur 400 780,16 Kronen (501 889,23 Kronen weniger als im Vorjahr) betrug. Die Gesamtorganisation verfügt ohne den Solidaritätsfonds, der von der *Reichskommision der Gewerkschaften Österreichs* separat verwaltet wird, 4 648 898,03 Kronen. Der Gesamtvermögensbestand sämtlicher Gewerkschaften ist auf 13 145 274,37 Kronen gestiegen.

× ×

Ungarn Infolge der wirtschaftlichen Rückständigkeit des Landes hat die gewerkschaftliche Bewegung in Ungarn zahlreiche Hindernisse zu überwinden, um vorwärts zu kommen. Im Jahr 1907 betrug die Mitgliederzahl sämtlicher Gewerkschaften bereits 130 120, ging dann aber in den beiden nächsten Jahren auf 85 266 wieder zurück. Das Jahr 1911

war für die ungarländische Gewerkschaftsbewegung wieder etwas günstiger. Die meisten Gewerkschaften sind sowohl an Mitgliederzahl, als auch finanziell erstarkt. Die Mitgliederzahl der der Landeszentrale angeschlossenen Gewerkschaften betrug am 31. Dezember 1911 95 180, gegenüber 86 478 im Vorjahr. Unter diesen 95 180 Mitgliedern sind 89 449 Männer und 5731 Frauen, die Zahl der weiblichen Mitglieder hat nur um 154 zugenommen. Von den 95 180 organisierten Arbeitern hatten 54 339 ihren Wohnsitz in Budapest und dessen Umgebung, 40 841 wohnten in der Provinz. Die Gesamteinnahmen der ungarländischen Gewerkschaften betrugen im Jahr 1911 2 017 264 Kronen, gegenüber 1 792 027 im Vorjahr. Die Gesamtausgaben betrugen 1 767 098,58 Kronen, darunter für Arbeitslosenunterstützung 258 165,84, für Kranken- und Wöchnerinnenunterstützung 263 457,36, Witwen-, Waisen- und Invalidenunterstützung 130 990,93, für andere Unterstützungszweige 86 200 und für Rechtsschutz 31 368 Kronen.

× ×

Kurze Chronik Im Baugewerbe rüstet man sich auf beiden Seiten zu dem im nächsten Frühjahr ablaufenden Tarifvertrag. Die Arbeitgeberverbände der Baubranche haben sich zu einem Kartell zusammengeschlossen, zu dem auch die Arbeitgeberverbände der Holzindustrie und des Malergewerbes gehören. × Die Metallarbeiter standen in Halle, Hannover und Magdeburg mit 18 000 Personen, die zum größten Teil wegen Lohnforderungen ausgesperrt waren, im Kampf. In Hannover wurde eine Arbeitszeitverkürzung und Lohnerhöhung erreicht. In Halle und Magdeburg wurde die Aussperrung durch den Bevollmächtigten des *Gesamtverbandes deutscher Metallindustrieller* am 11. Juli aufgehoben, nachdem eine Einigung mit dem Metallarbeiterverband zustande gekommen war. × Eine Aussperrung in der Fürther Glasindustrie ist nach 10tägiger Dauer mit annehmbarem Erfolg für die Arbeiter als beendigt erklärt worden. × Der Buchdruckerverband hatte am Jahresschluß 1911 einen Mitgliederbestand von 64 793. An Unterstützungen wurden allein im 4. Quartal 699 097 Mark verausgabt. Das Vermögen der Hauptkasse bezifferte sich auf 8 098 458 Mark. × Der *Grundstein,* das Organ des Bauarbeiterverbandes hat bereits eine Auflage von 350 000 erreicht. × Der *Zimmerer,* das Organ des Zimmererverbandes, hat eine regelmäßige wöchentliche Auflage von 70 000. × Der *Deutsche Maschinist und Heizer,* das Organ des Verbandes der Maschinisten, hat eine Auflage von 25 000 erreicht.

Sozialpolitik / Johannes Heiden

Geburtenrückgang Was aufmerksamer Beobachtung schon seit Jahren nicht mehr entgangen ist, beunruhigt jetzt auch die Regierung: eine anhaltende Verminderung der Geburten. Damit werden Hoffnungen enttäuscht und Befürchtungen verscheucht. Sah doch schon mancher Phantast, der die außerordentlich starke Volksvermehrung in den letzten 15 bis 20 Jahren für die Norm hielt, nach der das deutsche Volk dauernd im Gegensatz zu den anderen Völkern Westeuropas wachsen werde, die Bevölkerung Deutschlands in kurzer Zeit auf 80 und mehr Millionen gestiegen. Diese Zahl in gleicher Weise vermehrt, ergab für nicht gar zu ferne Zeit ein Volk von 100 Millionen. An Zahlenspielereien dieser Art erfreuten sich die einen, und den anderen waren sie ein Grund für pessimistische Befürchtungen. Klagte man doch schon, daß die Erde nicht fruchtbar genug sei, um Brot für alle hervorzubringen; sie sahen schon den Zeitpunkt, an dem jeder neue Mensch den anderen die Nahrung beschränkt. Mit den Hoffnungen und Befürchtungen, die sich an das Wachsen der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten geknüpft haben, ist es nun nichts.

Daß eine so oberflächliche Betrachtung, die die Vermehrung von einer Volkszählung zur andern in den letzten Jahrzehnten als den Maßstab des Wachsens der Bevölkerung wenn auch nur für ein paar Generationen setzte, überhaupt diskutiert wurde, mußte ebenso verwundern, als die Ernsthaftigkeit, mit der jetzt plötzlich der Geburtenrückgang als eine neue bedrohliche Erscheinung behandelt wird. Denn die Verminderung der Geburten setzte doch schon zu einer Zeit ein, in der die Gesamtbevölkerung das größte Wachstum aufwies. Das große Wachstum beruhte ja nicht auf größerer Fruchtbarkeit, sondern auf geringerer Sterblichkeit und auf der Einwanderung. Die durch diese beiden Faktoren begründete Volksvermehrung hat natürlich ihre Grenzen. Mag für ein in seiner großen Masse so schlecht

ernährtes und überaus anstrengend arbeitendes Volk wie das deutsche die Sterblichkeitsziffer durch sozialpolitische Maßnahmen im weitesten Sinn auch noch so wesentlich herabgedrückt werden können, einmal hat das ein Ende. Und in Deutschland ist die Sterblichkeitsziffer in den letzten 30 Jahren wesentlich zurückgegangen. Sie betrug 1876 29,3 auf 1000 Einwohner, 1910 nur noch 17,1. Diese Verringerung der Sterblichkeitsziffer hat natürlich auch Veränderungen im Altersaufbau der Bevölkerung zur Folge. Am meisten wird sich die Bevölkerung in jenen Altersklassen vermehren, die für die Fortpflanzung noch nicht oder nicht mehr in Frage kommen. Das ist bei Vergleichen der Ziffern der Geburten auf je 1000 der Bevölkerung zu beachten. Wenn gesagt wird, daß 1876 im Reich auf 1000 Einwohner 42,6 Geburten, 1910 auf die gleiche Bevölkerungszahl aber nur noch 30,7 Geburten gekommen sind, so beweist das nicht einen Rückgang der Geburten um rund 18 %. So stark ist die Verminderung noch nicht. Immerhin ist sie sehr erheblich und beträgt für Preußen, wo im Jahrfünft 1876 bis 1880 auf 1000 im gebärfähigen Alter stehende Frauen 174,6, im Jahrfünft 1906 bis 1910 aber nur noch 143,7 Lebendgeborene kamen, rund 17 %.

In Preußen sind bekanntlich die Regierungspräsidenten beauftragt worden Erhebungen über die Ursachen des Rückgangs der Geburten vorzunehmen. Ob dabei viel herauskommen wird, ist mehr als fraglich. Die bewußte Einschränkung der Fortpflanzung ist nicht auf eine oder einige wenige Ursachen zurückzuführen, sondern eine große Reihe von Motiven wirken zusammen. Sie braucht auch nicht in allen Fällen ein Zeichen wachsender wirtschaftlicher Not zu sein sondern kann ebenso mit wachsendem Wohlstand verbunden sein. Jedenfalls lehrt die Erfahrung, daß es nicht gerade die allerärmsten Schichten sind, in denen die Beschränkung der Kinderzahl am häufigsten ist. Wirtschaftliche Not und die daraus resultierende Unmöglichkeit eine größere Zahl von Kindern zu ernähren und, besonders in der Großstadt, zu beherbergen, führen, ebenso wie Wohlstand und die Absicht sich die Lebenshaltung nicht zu beeinträchtigen, zur Verminderung der Geburten. Ausdehnung der Frauenarbeit ist natürlich der Volksvermehrung auch nicht günstig und auch die sich noch ständig steigernde Unsicherheit der wirtschaftlichen Existenz für die Arbeiter und Angestellten wirkt zweifellos hemmend auf die Fortpflanzung ein; sie führt zur Verminderung der Heiraten und Hinaufrücken des Heiratsalters. Die Zeit der höchsten Leistungsfähigkeit des Arbeiters ist, wie die Untersuchungen des *Vereins für Sozialpolitik* ergeben haben, recht kurz. Ist es da ein Wunder, wenn der Arbeiter die Zahl seiner Nachkommen einschränkt?

Von agrarischer Seite wird die Schuld an dem Geburtenrückgang den Städten zur Last gelegt. Die Statistik soll beweisen, daß die Geburtenhäufigkeit auf dem Lande größer ist als in den Städten. Damit ist aber gar nichts bewiesen, so lange nicht auch der Altersaufbau und der Familienstand ermittelt ist. Die Statistik ergibt auch, daß die Sterblichkeit in den hauptsächlich agrarischen Provinzen erheblich höher ist als in den mehr industriellen. Das wird natürlich kein vernünftiger Mensch allein auf die hygienisch weniger günstigen Verhältnisse des platten Landes zurückführen. Die Vermutung liegt jedenfalls nahe, daß die höhere Sterblichkeitsziffer des Landes auch zum Teil durch die stärkere Vertretung der höheren Altersklassen bedingt ist, aber auch durch die hohe Säuglingssterblichkeit.

Nach allen Erfahrungen ist nicht anzunehmen, daß die Zahl der Geburten wieder erheblich steigen wird. Wenn eine Auslassung der *Norddeutschen Allgemeinen Zeitung* ein Vorgehen gegen die Ankündigung von Mitteln zur Verhütung der Konzeption in Aussicht stellt, so wird das nichts nützen. Die Beschränkung der Kinderzahl ist auch dort anzutreffen, wo niemand öffentlich über Verhütungsmaßregeln spricht. Jede Maßnahme, die den Bevölkerungsrückgang vermeiden will, muß darauf gerichtet sein die Geborenen am Leben zu erhalten. Die Kindersterblichkeit ist in Deutschland erschreckend groß. Durch Maßnahmen der Gesetzgebung kann ihr erfolgreicher begegnet werden, als daß sich die Zahl der Geburten vermehren läßt. Aber gerade die Kreise, Regierung und Agrarier, die jetzt am lautesten über die Gefahren des Rückgangs der Geburten schreien, weigern sich geeignete Maßnahmen zur Verminderung der Kindersterblichkeit zu treffen. Es sei nur an die Gestaltung der Reichsversicherungsordnung in der Frage des Wöchnerinnen- und Säuglingsschutzes erinnert. Wie eindringlich ist von sozialdemokratischer Seite die Notwendigkeit umfassenden Schutzes der schwangeren Frau, der jungen Mutter und des

Säuglings betont worden. Weder der Appell an das christliche Gewissen noch der Hinweis auf die wirtschaftlichen Vorteile von Wöchnerinnen- und Säuglingspflege haben Regierung und die Mehrheit des Reichstags beeinflussen können. Mehr als ein Fünftel der Geborenen stirbt im 1. Jahr. Und zu diesen Unglücklichen stellen bekanntlich die Unehelichen den verhältnismäßig größten Teil. Beträgt doch die Sterblichkeit im 1. Lebensjahr bei den Ehelichen 18,8, bei den Unehelichen 32,0 %. Die größere Sterblichkeit der Unehelichen fällt für die Frage der Bevölkerungsvermehrung um so mehr ins Gewicht, als sie einen immer größer werdenden Prozentsatz der Geborenen ausmachen. Daß die größere Sterblichkeit der Unehelichen ebenso wie ihr größerer Anteil an den Totgeburten auf wirtschaftliche und soziale Ursachen zurückzuführen ist, braucht nicht besonders betont zu werden. Niemandem ist die hohe Kindersterblichkeit Deutschlands unbekannt. War doch in einem Aufsatz über die Lebensdauer der deutschen Bevölkerung im *Reichsarbeitsblatt* zu lesen, daß der Grund, »weshalb Deutschland noch in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts beträchtlich hinter anderen Kulturstaaten zurückblieb (mittlere Lebensdauer), in seiner bedeutenden Kindersterblichkeit liege«. Gewiß ist auch in diesem Punkt in den letzten 15 Iahren eine geringe Besserung erzielt. Aber noch viel kann getan werden. Wer den Rückgang der Bevölkerung verhindern will, braucht nicht zwecklose Untersuchungen über die Ursachen der Verminderung der Geburten zu veranstalten und auf vergebliche Maßnahmen zu ihrer Vermehrung zu sinnen, sondern soll ernstlich dafür sorgen, daß die Geborenen am Leben bleiben. Mittel hierzu sind von sozialpolitischen Maßnahmen im engeren Sinn Mutterschaftsversicherung und Wirtschaftspolitik, die die Lebensmittel nicht künstlich verteuert.

× ×

KurzeChronik In Preußen sind die durch die Reichsversicherungsordnung geschaffenen Versicherungs- und Oberversicherungsämter am 1. Juli dieses Jahres an Stelle der unteren Verwaltungsbehörden und der Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung getreten. × Das preußische Kriegsministerium hat in einem Erlaß an die Generalkommandos auf die Verwendung von verabschiedeten Offizieren in den Versicherungsämtern als leitende Beamte hingewiesen. Der Anstellung soll eine Vorbereitungszeit von je 6 Monaten bei Krankenkassen, Versicherungsanstalten, Berufsgenossenschaften und einer Versicherungsbehörde vorangehen, die mit einer Prüfung abgeschlossen wird. × Für die Reichsversicherungsanstalt der Privatangestelltenversicherung soll vorläufig ein Rentenausschuß und ein Schiedsgericht errichtet werden. Die Wahl der Vertrauensmänner wird im Herbst erfolgen. × Preußen und Baden haben 100 000 Mark und 6000 Mark als Zuschüsse für Heimarbeiter, die durch die Vorschriften des Hausarbeitsgesetzes stark belastet werden, in den Etat eingestellt. × Das preußische Gesetz über Armenpflege (siehe die Rubrik *Kommunalpolitik,* 1912, 1. Band, pag. 315 ff.) ist sowohl vom Abgeordnetenhaus wie auch vom Herrenhaus angenommen worden. × Württemberg wird nach einem kürzlich verabschiedeten Gesetz die Berufsvormundschaft einführen. × An der Universität Gießen soll ein Lehrstuhl für soziale Medizin errichtet werden. × Für die Herbstsession des Reichstags steht die Vorlage eines Jugendstrafgesetzes zu erwarten. × Die Vorarbeiten für die dem Reichstag im Jahr 1915 erneut zur Beschlußfassung vorzulegende Frage der Herabsetzung der Altersgrenze für den Bezug der Altersrente auf 65 Jahre sind in Angriff genommen worden.

× ×

Literatur In seiner Schrift *Die Lebenshaltung der arbeitenden Klassen* /Jena, G. Fischer/ vergleicht Dr. Carl von Tyszka die Lebenshaltung der Arbeiter von Deutschland, England, Frankreich, Belgien und den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Als Unterlagen dienen ihm die Ermittelungen des englischen Handelsamts über Lohnhöhe, Arbeitszeit, Wohnungsmiete und Lebensmittelpreise in einer Reihe von Städten der genannten Länder- und Haushaltungsbudgets. Das Resultat der sorgfältig und eingehend durchgeführten Berechnungen und Vergleiche ist die Feststellung der hohen Belastung des deutschen Arbeiters durch Miete und Lebensmittelpreise. Im Vergleich mit seinen englischen und amerikanischen Kollegen ist der deutsche Arbeiter immer noch ungünstiger gestellt. Für diesen Zustand macht der Verfasser die geschrie-

benen und ungeschriebenen Privilegien, die in dem ausgesprochenen Klassenstaat Deutschland die ländlichen und städtischen Grundeigentümer besitzen, verantwortlich. Die Wohnungspolitik der Städte erhöhe die Mieten, und die Zoll- und Wirtschaftspolitik verteure die Lebensmittel, beides verschulde, daß der größte Teil der neugeschaffenen Arbeitswerte den städtischen und ländlichen Grundbesitzern zufließe. Um dies zu verhindern, fordert der Verfasser die Demokratisierung von Gesetzgebung und Verwaltung. Nur durch sie könne der materielle Wohlstand geschaffen werden, dessen der deutsche Arbeiter bedarf, um Qualitätsarbeiter zu werden. Eine kritische Auseinandersetzung mit diesen Anschauungen ist an dieser Stelle nicht notwendig.

Staatssozialismus / Wilhelm Schröder

Individualismus und Staatssozialismus

Im städtischen Saalbau zu Essen wurde am 29. und 30. Mai dieses Jahres die 23. Tagung des evangelischsozialen Kongresses abgehalten. Aus den Verhandlungen dieser auf alle Fälle beachtenswerten Körperschaft kommt für uns das Thema *Individualismus und Staatssozialismus* in Betracht. Nicht weil es sich hier um eine neue Zusammenstellung handelte; seiner Natur nach ist vielmehr der Gegenstand schon häufig von deutschen Gelehrten bearbeitet worden. Aber der Ton machte auch hier die Musik; und es war unverkennbar, daß auf den Begriff des *Individualismus* in dem Vortrag des Referenten Professor Dr. von Wiese-Hannover das stärkere Gewicht gelegt wurde. Es ist anzunehmen, daß die großindustrielle Umgebung des Versammlungsorts hierauf nur in geringerem Maß von bestimmendem Einfluß war. Vielmehr spielte hier eine Strömung mit, der erst zögernd von den Kathedersozialisten Beachtung geschenkt worden ist.

Der Referent fragte: »Ist der Arbeiter glücklicher und zufriedener geworden?« Er verneinte diese Frage, und zwar, »weil wir nicht freier geworden sind. Sozial sind wir eingeschachtelt in eine Fülle von Gesetzen zu unserer eigenen Wohlfahrt, zurückgeblieben ist aber unsere freiheitliche Entwickelung.« »Es handelt sich«, führte der Redner weiter aus, »beim Staatssozialismus im engern Sinn um das Anwachsen des Einflusses des Beamtentums auf das wirtschaftliche Leben, um die zunehmende Regulierung, Beaufsichtigung und Schematisierung des ökonomischen und sozialen Tuns. Es bestehen in der sozialen Gesetzgebung himmelweite Unterschiede zwischen Entwurf und Ausführung. Hört man in den Parlamenten die Gründe und Reden, mit denen eine Vorlage eingebracht wird, so mag es wahrlich leidlich scheinen. Die unteren und besonders die untersten Organe, die sie auszuführen haben, betrachten aber die soziale Praxis mit anderen Augen, handhaben sie mit anderen Mitteln. Was so von oben als Gesetz und Verordnung kommt, wird hier in erster Linie als eine Art Zuchtrute betrachtet, um die *pp.* Untertanen in Disziplin zu halten. Inzwischen geraten wir in ein immer undurchdringlicheres Paragraphengestrüpp, das Leben wird immer grauer und papierner, und dort, wo der Berg eine neue Volksfreiheit gebären sollte, endet sein Kreißen in Schikanen. Die Verlockung Fürsorgemaßnahmen in Mittel der Unterordnung zu wandeln ist sehr groß. Aber das mag richtig sein: Wenn gleichzeitig ein lebhaftes Bewußtsein für das, was wir Kulturidealismus genannt haben, in einer Nation vorhanden wäre, so würde sich auch der Staatssozialismus in liebenswürdigere Formen kleiden. Wenn wir also den Umstand, daß die praktische Sozialreform dem Polizeigeist neue Nahrung gibt, nicht verallgemeinern dürfen, so darf doch wieder nicht übersehen werden, daß sich in den letzten Jahrzehnten alle, die ein lebhaftes Empfinden für die Freiheit besitzen, unter dem Banner der Sozialreform zusammengefunden haben. Ihr Augenmerk war, soweit es sich um die Ausführung ihrer großen Ideen handelte, fast ausschließlich auf die soziale Gesetzgebung gerichtet. Mit der angespannten Hingabe an diese Ziele übersah man, daß wir gleichzeitig keine Fortschritte in der Achtung vor der Persönlichkeit gemacht, vielmehr auf der Bahn des sozialen Strebertums, des Cliquengeistes, der Absonderung von einander immer weiter hinabgesunken sind. Wenn man das Wort *soziale Sittlichkeit* tief erfaßt, so muß man doch unter ihm vor allem das Gefühl der Gemeinsamkeit auf der Grundlage der Selbstachtung und der Achtung vor dem Nächsten verstehen. In dieser Richtung sind wir bei all unserer Gesetzesmacherei nicht vorangekommen. Ich meine, wir müssen aus dem Lager der Sozialreformer wieder Wachtposten abkommandieren, die die Entwickelung der bürgerlichen Freiheit beobachten, gerade auch im Interesse der Arbeiter. Wodurch fühlt sich heute der erwachsene intelligente Arbeiter be-

schwert? Über den schlechten Verdienst, über die zu lange Arbeitszeit, über die Arbeitslosigkeit? Im allgemeinen nicht, aber darüber, daß er so oft auf eine hochmütige und mißtrauische Behandlung stößt, darüber, daß er auch nach seiner Dienstentlassung gewissermaßen in einer Kaserne eingesperrt bleibt, daß er auf so viele Unteroffiziere stößt, die ihn noch immer zum Antreten bestellen, die kontrollieren, ob er auch innerlich vorschriftsmäßig gekleidet ist, und die ihn nötigen vor ihnen die Ehrenbezeugungen prompt zu vollführen. Ich habe die Überzeugung, in dem Maß, in dem es uns gelingt Deutschland aus einer Kaserne in eine hohe Schule freier Männlichkeit zu wandeln, werden die sozialen Probleme an Schwierigkeit und Schärfe sehr verlieren, mögen wir nun etwas mehr oder weniger ökonomischen Staatssozialismus entwickeln. Mir will erscheinen, als ob es keinen Sozialismus geben kann außer dem Kantischen Gebot keinen Menschen als bloßes Mittel zu benutzen sondern in jedem Menschen, soweit es die Notwendigkeit arbeitsteiliger Organisation zuläßt, den Selbstbestimmenden, aus selbständiger Kraft handelnden Menschen zu sehen. Dabei berühren sich wieder die scheinbar so getrennten Tendenzen des Individualismus und Sozialismus. Das Geschäftsleben wird in dem Maß sozialer, in dem es freiheitlicher wird.«

Der zweite Referent zu diesem Thema Professor Dr. Martin Rade-Magdeburg legte seinem Vortrag eine Reihe Leitsätze zugrunde, in denen er unter anderm sagte: Das Individuum tritt entweder als Einzelindividuum oder als Masse auf. Der Kampf des Einzelindividuums gegen die Gesellschaft ist entweder unnatürlich und unmoralisch (Untat), oder er ist heroisch (Tat). Kämpft das Individuum als Masse wider die Gesellschaft, so enthüllt das Versäumnisse von deren Seite. Auch hier mag der Kampf unnatürliche und unmoralische Formen annehmen; aber im Grunde kann er immer nur das Verlangen nach besserer Organisation der Gesellschaft bedeuten.

Gegen beide Referenten sprach Professor Dr. Adolph Wagner-Berlin. Er verwahrte sich gegen eine Identifizierung mit den sozialdemokratischen Sozialisten und pries dann unter Hinweis auf die Eisenbahnverstaatlichung die Sozialisierungstätigkeit des preußischen Staates: »Wir sitzen hier mitten im rheinisch-westfälischen Industriegebiet, im größten Kohlengebiet Deutschlands. Es wird zum größten Teil noch von Privathänden ausgebeutet, und es ist zuzugeben, daß der private Bergbau hier Vorzügliches leistet. Aber könnte der Staat das nicht ebenso tun? Könnten die Gewinne, die die Aktionäre in die Tasche stecken, nicht der Gesamtheit zufließen? Möge man das Sozialismus nennen, ich habe nichts dagegen. Dann sind aber alle europäischen Staaten, die Domänen und Forsten verwalten, sozialistische Gebilde. Damit wird nichts für und nichts gegen sie bewiesen. Es kommt noch ein weiteres hinzu. Wir klagen alle über erhöhten Steuerdruck. Wir werden ihn mehr und mehr fühlen müssen, weil die Ansprüche, die an den Staat gestellt werden, immer höhere werden. Wenn es einen Weg gibt, höhere Steuern zu vermeiden, dann ist es die Verstaatlichung und die Verstadtlichung. Wir sehen ja in Preußen bei den Eisenbahnen den großen Erfolg. Wir haben im letzten Jahr nicht viel weniger als eine Viertelmilliarde Überschüsse der Eisenbahnen für allgemeine Staatszwecke verwenden können. Um diese Summe haben wir die Einkommensteuer in Preußen nicht zu erhöhen brauchen. Also der Überschuß kommt der Gesamtheit zugute. Ist das nicht viel besser, als wenn müßige Aktionäre diese Summe in die Tasche stecken, die weiter nichts tun als daß sie ihr Kapital in den Betrieb hineingeschossen haben? Wir können auf diese Weise ohne höhere Steuern den erhöhten Anforderungen der Neuzeit gerecht werden, und ich glaube, daß das ein eminenter Vorteil ist, dem viel kleinere Nachteile gegenüberstehen. Nun sagt man, daß durch staatssozialistische Betriebe die Individualität des einzelnen eingeschränkt wird. Ist aber die Individualität der einzelnen Glieder, der Masse der Arbeiter weniger eingeschränkt, wenn sie von Aktiengesellschaften oder großen Privatunternehmungen abhängig sind? Bei den Staatsbetrieben kommt noch ein weiteres hinzu, daß sie nicht ausschließlich auf rein fiskalische Interessen Rücksicht zu nehmen haben, sondern daß sie auch an allgemeine Verkehrsverhältnisse, zum Beispiel bei der Eisenbahn, denken können. Wenn die Entwickelung in Preußen so weiter geht wie bisher, dann ist die Zeit nicht mehr fern, wo wir unsere Eisenbahnen wie unsere Domänen und Forsten im wesentlichen als reines Aktivum buchen können, und dann kann erst recht Rücksicht genommen werden auf die großen Leistungen, die die Unternehmer über ihre Verpflichtungen hinaus den Arbeitern gegenüber auf sich nehmen.

Aber das alles beruht nur auf freiem Willen, auf Zufälligkeiten und auf Willkür. Wenn aber Staat oder Gemeinde einen Betrieb leiten, dann können feste Normen von beschließenden Körperschaften aufgestellt werden, und das ist für die Angestellten ein wesentlicher Vorteil.«

In einer Betrachtung, die aus Anlaß dieser Redekämpfe durch die sozialdemokratische Parteipresse ging, ist gesagt worden, daß es vorteilhafter sei es mit den Gegnern des Sozialismus zu halten als mit seinen Anhängern, denn diese hätten keine Orden und Titel zu vergeben und könnten auch keine hohen Honorare zahlen. Es ist wohl das Beste die Angelegenheit ohne persönlich verletzende Spitze zu behandeln und auch bei den gelehrten Vertretern der neuen Richtung Ehrlichkeit der Auffassung als selbstverständlich vorauszusetzen. Aber auch von diesem Standpunkt aus kann der Sozialismus immerhin bestehen. Als die kathedersozialistische Richtung auftauchte, trug sie ohne Zweifel einen philanthropischen Zug, angesichts der Tatsache, daß das damalige Proletariat hilflos der industriellen Ausbeutung überantwortet war. Es fand ein Echo seiner Schmerzen nur in der erst spärlich vertretenen sozialdemokratischen Presse, die dann mit dem Ausnahmegesetz bald ganz mundtot gemacht wurde; und eine Auflehnung gegen das Elend war nur in der Gestalt wilder und zumeist erfolglos verlaufener Streiks möglich. Nun kam die staatliche Sozialreform, der der Arbeiter ihrer Tendenz nach nur als willenloses und zu bevormundendes Objekt galt, dem grundsätzlich jede Eigenbetätigung versagt werden müsse, und dem gegenüber man in dieser Hinsicht in der Krankenkassengesetzgebung nur eine Ausnahme machte, weil wohl oder übel an Vorhandenes anzuknüpfen war. Die preußische Staatsregierung hält noch heute an diesen Grundsätzen fest und hat sie in der Reichsversicherungsordnung voriges Jahr sogar noch auszubauen gesucht. Inzwischen hat aber die Arbeiterschaft unzähligemal der Öffentlichkeit zu erkennen gegeben, daß sie über solche Bevormundung längst hinausgewachsen ist. Mehr noch. Sie hat allen staatlichen und privaten Hindernissen zum Trotz ihre selbstgeschaffenen Organisationen zu einer Stärke ausgebaut, die auch dem Gegner Achtung einpaukt, und die die Wissenschaft nötigt sich mit den neuen Verhältnissen abzufinden. Dies tat Professor von Wiese, indem er die Bureaukratie des Staates verurteilte und der Ordnung halber wohl auch Bedenken gegen eine etwa auftauchende Gewerkschaftsbureaukratie hervorkehrte. Trotz der Verklausulierung lief seine Rede auf ein Kompliment an die gegen den Polizeistaat gerichtete und machtvoll organisierte Individualität des sozialdemokratischen Arbeiters hinaus. Professor Wagner hingegen kann sich den Staatssozialismus nur in der bevormundenden Gestalt der achtziger Jahre vorstellen und glaubt auch als Sozialist an die Notwendigkeit noch mehr verstärkten Streikbrecherschutzes. Er übersieht dabei, daß der Verstaatlichungsgedanke gerade in der Sozialdemokratie erst mit ihrer Erstarkung das Maß von Sympathieen gefunden hat, das ihr vor einem Vierteljahrhundert völlig fehlte, oder er will, was bedauerlich wäre, vom Staatssozialismus unter demokratischem Regiment grundsätzlich nichts wissen.

Erwähnung verdient übrigens noch, daß gerade konservative Politiker auch durch die neue Richtung nicht abgehalten werden dem Verstaatlichungsproblem ernste Beachtung zu zollen. In einem Leitartikel, den die *Deutsche Tageszeitung* am 31. Mai dieses Jahres über den evangelischsozialen Kongreß brachte, heißt es: »Läßt sich die persönliche Initiative in unserem Wirtschaftsleben von großen sozialen Gesichtspunkten, von einer genügenden Berücksichtigung der allgemeinen Interessen und — von der nötigen Rücksichtnahme auf das Recht der Persönlichkeit unterhalb der leitenden Sphäre großer Betriebe leiten, dann dürfte ihr Sieg auch für die Zukunft sicher sein. Wenn aber, worauf manche Zeichen hindeuten, das unversöhnliche Großkapital auch in den Industrieen die Herrschaft erringt, wo die Unternehmer bisher die führende Rolle spielten, dann wird allerdings die Frage brennend werden, ob der Individualismus in diesen großen Zweigen unseres Wirtschaftslebens nicht gerade durch den Staatssozialismus eines Tages wird geschützt werden müssen.«

Realpolitischer schrieb der freikonservative Parteiführer Freiherr von Zedlitz am 11. Juni im *Tag*: »In dem sozialdemokratischen Zukunftsstaat würde allerdings die Verstaatlichung der Großbetriebe zwar nicht der Gesamtheit, aber doch den minder wohlhabenden Massen Nutzen bringen. Und zwar auch dann, wenn aus naheliegenden Zweckmäßigkeitsgründen zunächst für die Enteignung Entschädigung gewährt würde, und im übrigen das Privateigentum grundsätzlich

aufrechterhalten bliebe. Denn die Entschädigungen würden ausschließlich den oberen Zehntausend auferlegt und in Verbindung mit einem auf stark progressive Besteuerung der größeren Einkommen, Vermögen und Erbschaften aufgebauten Steuersystem deren Belastung so steigern, daß sie die Wirkung einer schrittweise, aber in raschem Tempo sich vollziehenden Konfiskation dieser Vermögen und Einkommen haben müßte.«

× ×

Reichswohnungsgesetz Mitte Mai war die Reichstagskommission für die Wohnungsfrage in der Lage die Grundsätze zu veröffentlichen, die für die geforderten Gesetzentwürfe in Betracht kommen sollen. Diese Entwürfe sollen danach enthalten:

1. Mindestvorschriften über Beschaffenheit und Benutzung der Wohnungen (Lage, Luftraum, Zufuhr von Licht und Luft in die Wohn-, Schlaf- und Arbeitsräume, Zahl und Anlage der Aborte, Schlafstellenwesen usw.) unter Anpassung an die besonderen Verhältnisse in Stadt und Land;
2. Vorschriften über eine amtliche Wohnungsaufsicht durch Orts- bzw. Bezirks- und Landeswohnungsämter mit einem Reichswohnungsamt als Zentralstelle für das gesamte Wohnungswesen;
3. Errichtung von Pfandbriefanstalten im Anschluß an die Landesversicherungsanstalt zu dem Zweck, um unter Reichsgarantie nach festen Normativbestimmungen möglichst hohe Pfandbriefsdarlehen auf Hausgrundstücke mit Kleinwohnungen sowohl an Baugenossenschaften als auch an Privatpersonen zu gewähren;
4. Regelung des Wohnungsnachweiswesens;
5. Ausbau des Erbbaurechts zum ausgiebigeren Gebrauch im Interesse des Kleinwohnungsbaus.

Weiter will die Wohnungskommission die verbündeten Regierungen ersuchen die Ergebnisse der Wohnungskontrolle, des Standes des Wohnungs- und Bodenmarktes, der Wohnungsmieten und der Bautätigkeit jährlich zu veröffentlichen. Schließlich soll der Reichskanzler ersucht werden in geeigneter Weise darauf hinzuwirken, daß im Weg der Landesgesetzgebung der Bau von Kleinwohnungen gefördert werde, und zwar

1. unter Anpassung der Verhältnisse von Stadt und Land durch Festsetzung von Normativbestimmungen über Bodenaufteilung, Bebauungspläne und Bauordnungen behufs Verbilligung und Erleichterung des Kleinwohnungsbaues sowie zwecks weiträumiger Bebauung und Dezentralisation der Besiedelung;
2. durch Gewährung von Steuererleichterungen und Abgaben an die Besitzer von Häusern mit Kleinwohnungen sowohl seitens des Staates wie der Kommunen;
3. durch Gewährung des Enteignungsrechtes an die Kommunen zur Beseitigung von schweren Mißständen in dem Erbauungs- und Wohnungswesen, die die Bebauung hemmen, und von veralteten, zur Bewohnung ungeeigneten Gebäuden.

× ×

Staatsbahnen und Gütertarife Der Geheime Regierungsrat a. D. H. Schwabe hat unter dem Titel *Über die Erhöhung der Leistungsfähigkeit und des Ertrages der preußischen Staatseisenbahnen unter gleichzeitiger Ermäßigung der Gütertarife* eine beachtenswerte Broschüre erscheinen lassen /Düsseldorf, Bagel/. Der Verfasser zeigt zunächst, wie sehr im Interesse des Fiskus eine Beschleunigung des Wagenumlaufs von nöten ist. Wird selbst die höchste bisher in einem Jahr erreichte Leistung von 18 114 Kilometer für jede Wagenachse, die die Statistik als Ergebnis des Jahres 1906 aufzählt, zugrunde gelegt, so ergibt dies bei 300 Betriebstagen eine durchschnittliche Tagesleistung von rund 60 Kilometer, die mit Güterzugsgeschwindigkeit in 3 Stunden zurückgelegt werden kann. Es kommen also 3 Stunden auf die Fahrt und 21 Stunden auf den Aufenthalt der Güterwagen in den Stationen. Herr Schwabe nennt dies einen Zustand, der ebenso ungünstig für die Ausnützung der Betriebsmittel wie der Geleisanlagen der Bahnhöfe ist und daher eine weit über das wirkliche Bedürfnis hinausgehende Ausdehnung der Nebengeleise der Bahnhöfe erfordert. Diesem Übelstand muß durch Abkürzung des übermäßig langen Aufenthalts der Wagen auf den Stationen und durch Beschleunigung der Be- und Entladung abgeholfen werden; und wie dies möglich ist, zeigt der Verfasser durch den Hinweis auf die Technik bei der Reichseisenbahnverwaltung in Elsaß-Lothringen und bei den nordamerikanischen Bahnen. Eine bedeutende Besserung kann nach den statistischen Darlegungen durch Anschaffung der sogenannten *Talbotwagen* erzielt werden. Kastenwagen für den allgemeinen Güterverkehr und Selbstentlader für den Massenverkehr müßten auch in Deutschland die Regel werden.

Auch die nationale Gefahr spielt bei den Betrachtungen des Verfassers eine Rolle.

Ihr könne dadurch begegnet werden, daß die Eisenbahnverwaltung die 37 800 Ausländer aus ihrem Betrieb entlasse. Das ist zwar nicht viel im Vergleich zu der Million ausländischer Arbeitskräfte, die 1910 die deutsche Grenze überschritten; aber es macht doch schon etwas aus, da nach Herrn Schwabe diese Ausländer meist aus staats- und kulturfeindlichen Elementen bestehen. Den Begriff der *Kulturfeindschaft* wollen wir als strittig einmal beiseite lassen; aber was die Staatsfeindschaft betrifft, so muß der Referent über sie doch wesentlich anders denken. Staatsfeindlich sind nach offizieller Auffassung ja wohl die sozialdemokratischen, nach höherer Kultur strebenden deutschen Arbeiter, die aus diesem Grund nicht im Eisenbahndienst beschäftigt werden sollen. Die über die Grenze kommenden Polen und Ruthenen haben über Staat und Kultur überhaupt wohl noch nicht nachgedacht und sind eben dieser ihrer geistigen Minderwertigkeit wegen bei der Staatsverwaltung besser angeschrieben als die Einheimischen.

Doch zurück zu den eigentlichen Reformen, die Herr Schwabe weiter darin sucht, daß die Verfrachter den Bezug der Massengüter in einer Weise regeln, die mit einer erheblichen Verminderung der Betriebsausgaben verbunden ist und es ermöglicht den Verfrachtern einen Teil dieser Ersparnisse als Prämie für die Mitwirkung bei Verminderung der Betriebsausgaben zu gewähren.

Wer sich für die wichtige Frage des Eisenbahngüterverkehrs interessiert, wird in der kleinen Schrift ohne Zweifel viel Anregung und vor allen Dingen viel wertvolles Zahlenmaterial finden.

× ×

KurzeChronik Im Mai dieses Jahres hat die Stadt Los Angeles in Kalifornien auf eigene Rechnung eine 8seitige Zeitung großen Formats, die *Munizipalen Nachrichten,* herauszugeben begonnen. Die Steuerzahler erhalten das Blatt umsonst, doch wird es auch auf den Straßen für 5 Cents die Nummer verkauft. Jeder der am Ort bestehenden Parteien ist eine Spalte des Blattes zur Erläuterung ihrer Ideen zur Verfügung gestellt; und so hat auch die Sozialdemokratie sowie die gewerkschaftliche Arbeiterpartei ihren Raum in der städtischen Zeitung zu beanspruchen. Da schon bis zu 10 Seiten Anzeigen in dem städtischen Blatt vorhanden waren, so hofft die Stadt, daß die Überschüsse groß genug sein werden, um bald mit der Einrichtung einer eigenen kommunalen Druckerei beginnen zu können.

× ×

Literatur Eine ganz vortreffliche Schrift hat der bodenreformerische Nationalökonom A. Pohlmann-Hohenaspe erscheinen lassen: *Der Staat und die Syndikate* /Leipzig, Voigtländer/. Dem Verfasser ist die seltene Gabe eigen verwickelte wirtschaftliche Vorgänge klar zu verdeutlichen; und seine kleine Broschüre ist in dieser Hinsicht eine vortreffliche Leistung. Er unterscheidet in der Wirtschaftsgeschichte des Bergbaus 5 Perioden: die ursprüngliche Zeit des Regals, die in Preußen von 1865 datierende Zeit absoluter Bergbaufreiheit, die der nominellen Bergbaufreiheit, in der durch Bildung von Syndikaten die bisher preisbildende Konkurrenz aufgehoben und durch die vervollkommnete Bohrtechnik die Schürffreiheit zu einem Vorrecht einzelner Gruppen wird. Dann kommt die Periode, in der der Staat sich, wie in der *Hiberniaangelegenheit,* vergeblich um Rückgewinnung seines früheren Einflusses müht, um dann durch Zuerteilung des Schlagkreises und Verzicht auf jeden Förderungszwang den Bergwerksgesellschaften vollends Monopolrechte zu erteilen. Endlich kommt die Unterordnung des Staatswillens unter die die Bodenschätze beherrschenden Kapitalmächte durch staatliche Regelung und Beteiligung an der Preisbildung, wie wir sie im Kaligesetz vor uns hätten. In der Hauptsache rückt der Verfasser dem Beitritt des Staates zum Kohlensyndikat zu Leibe. Gewiß würde die befürchtete Auflösung des Kohlensyndikats nicht ohne schwere Erschütterungen abgehen, aber doch nur in einem begrenzten Gebiet und auch nur, weil eine Lage verändert wurde, die es selbst erst geschaffen habe. Weshalb der Staat da helfen solle, sei ganz unerfindlich. Daß der Zusammenbruch des Syndikats Arbeiterentlassungen im großen Stil zur Folge haben werde, sei eine gar nicht ernst zu nehmende Drohung. Im Gegenteil, es würden mehr Arbeiter gebraucht werden, weil billige Kohlen erhöhten Konsum und damit erhöhte Produktion bedeuteten. Weiter zeigt der Verfasser, wie arg der Konsument, also das ganze deutsche Volk im allgemeinen und die Industrie im besonderen unter der Politik des Syndikats leidet, die darin bestehe, daß im Inland teuer, nach dem Ausland dagegen zu Schleuderpreisen verkauft werde. Wie wenig gerechtfertigt es ist, namentlich für die neueren Preis-

steigerungen die angeblichen Lohnerhöhungen ins Feld zu führen, ersieht man nach der Zusammenstellung des Verfassers daran, daß im Northumberlanddistrikt der Hauer im Jahr 1901 bereits 2325 Mark im Durchschnitt verdient hat, während auf den Arbeiter im Ruhrgebiet im selben Jahr ein Arbeitsverdienst von nur 1447 Mark entfallen ist. Damals kostete an der Schachtmündung die englische Kohle 9,27 Mark, die Ruhrkohle 8,76 Mark die Tonne, seither ist der Preis der Ruhrkohle sogar höher als der Preis der englischen Kohle. Es fehlt in der Schrift nicht der Hinweis auf die Lohnabzüge, die die Bergarbeiter zur Verzweiflung treiben; die Wirkung des Heranzugs ausländischer Arbeiter wird geschildert. Ebenso finden wir Beispiele der bekannten Lieferungsverträge, mit denen das Syndikat die Kohlenbezieher völlig in seiner Gewalt hält. Pohlmann wendet sich mit Schärfe gegen die staatliche Beteiligung am Syndikat. Er spottet über den Vorwand, daß der Staat durch diesen Beitritt auf die Preisbildung einen maßgebenden Einfluß gewinne. »Über Staatsmonopole«, meint er, ließe sich reden, »namentlich, wo es sich um Bodenschätze, Wasserkräfte usw. handelt; denn alle Einnahmen, die hieraus fließen, kommen der Allgemeinheit wieder zugute. Aber eine staatliche Unterstützung von Privatmonopolen sollte ganz undiskutabel sein. Die Zeiten, wo solche Gesellschaften unter behördlicher Protektion geblüht haben, haben noch meistens mit schweren Erschütterungen geendet.« Pohlmann fordert vorerst (nach dem Muster der englischen königlichen Kommissionen) Aufsichtsinstanzen mit weitgehenden Befugnissen; ferner eine steigende Besteuerung der nicht abgebauten Kohlenfelder sowie das staatliche Enteignungsrecht auf diese Felder. Aber auch die sozialdemokratische Politik weiß er zu würdigen: »Das Herz jedes rechten Marxisten muß ja im Leibe lachen, wenn er sieht, wie die staatliche Regelung der Produktion schon im Gegenwartsstaat einsetzt, nur mit dem Unterschied, daß dieser damit die Geschäfte einer kleinen Clique besorgt, während der Zukunftsstaat im wohltuenden Gegensatz hierzu wenigstens für die Allgemeinheit sorgen will.«

WISSENSCHAFT

Naturwissenschaften / Frida Ichak

Quantentheorie

Die moderne Thermodynamik entstand, als man die Wärme als eine Art von Energie erkannt hatte. Das eigentliche Maß dieser Energie ist nicht die Temperatur; denn der Stand des Thermometers zeigt nur den Spannungszustand der Wärmeenergie an, und die Temperatur ist nur der Intensitätsfaktor des Energiezustands der Wärme, ähnlich wie das Potential die Intensität der elektrischen oder die Geschwindigkeit die der Bewegungsenergie anzeigt. Die eigentliche Wärmeenergie, die sogenannte *Wärmemenge,* wird daher nicht mit dem Thermometer sondern mit dem Kalorimeter gemessen. Mit der Erkenntnis des Wesens der Wärme als Energie war zugleich der sogenannte *1. Hauptsatz der Wärmetheorie* gegeben. Er sagt im Grunde nichts anderes als der Satz von der Erhaltung der Energie aus, nur ist er hier auf Erscheinungen, die unter Wärmeproduktion und -absorption verlaufen, angewandt. Jeder Zustand eines Körpers oder Körpersystems ist durch die ihm innewohnende Fähigkeit äußere Wirkungen hervorzubringen (Energie) charakterisiert. Der 1. Hauptsatz besagt, daß in jedem abgeschlossenen System die gesamte Energie konstant bleibt, so daß die Prozesse, die stattfinden, nur als Energieverschiebungen und -verwandlungen aufzufassen sind. Doch der 1. Hauptsatz allein genügt zur Erklärung der energetischen Prozesse nicht; denn er erklärt nicht, in welcher Richtung sich die Naturvorgänge abspielen. Man kann zwar in jedem einzelnen Fall die sich gegenseitig umsetzenden Energiearten namhaft machen, da das Energieprinzip ja immer erfüllt sein muß. Aber in den weiteren Bedingungen der Energieverwandlungen kann die größte Willkür herrschen. Hier greift der 2. Hauptsatz ein. Er charakterisiert alle natürlichen Prozesse so, daß bei ihnen stets eine gewisse Größe, die Entropie, zunimmt. Daher wird er auch so formuliert: Die Entropie strebt einem Maximum zu.

Aber beide Hauptsätze reichen nicht aus, um alle Wärmevorgänge zu erklären. Da zum Beispiel Erscheinungen wie Wärmeleitung und -strahlung oder Diffusion nicht durch diese beiden Sätze allein klar gemacht werden können, kommt der reinen Thermodynamik hier die kinetische Gastheorie zu Hilfe. Sie sieht den Wärmezustand eines Gases in der fortschreitenden Energie der einzelnen Moleküle, und um die Bewegungen der Moleküle, die scheinbar regellos durcheinanderschwirren, zu bestimmen, wird die Wahrscheinlichkeitsrechnung benutzt, so daß die Bedingungen des Wärmegleichgewichts schließlich auf

Sätze der allgemeinen Statik zurückgeführt werden. Daher setzte Bolzmann, der Autor des klassischen Werks über die kinetische Gastheorie, die gleichmäßige Verteilung der Molekularenergieen in den Mittelpunkt der Wärmetheorie. Planck schlug dagegen einen neuen Weg ein. Er geht auch von dem durch die Wahrscheinlichkeitstheorie bestimmten Molekularzustand der Gase aus. Danach ist zum Beispiel der Ruhezustand eines Gases durch das Maximum der Wahrscheinlichkeit bestimmt. Will man die Wahrscheinlichkeit für den Ruhezustand eines mehratomigen Gases ableiten, so muß man sich zuerst darüber klar werden, wie viel Bewegungsfreiheit die einzelnen Atome, Ionen und Elektronen im Molekül haben. Bei der Annahme absoluter Bewegungsfreiheit aller Partikel gelangt man auch für mehratomige Gase zu den Bewegungsgleichungen des einatomigen Gases und damit auch zu einer absolut gleichmäßigen Energieverteilung. Planck macht hier eine Einschränkung. Er setzt voraus, daß die Anzahl der Freiheitsgrade der Bewegungen im Molekül bedeutend geringer ist als die Anzahl der Molekülbestandteile. Dabei sind aber alle Schwingungen innerhalb des Moleküls gerade Vielfache einer gemeinsamen Einheit, die Planck mit dem Namen *Quantum* belegt.

Diese Quantentheorie Plancks zerlegt also den Energievorgang in einzelne Teile. Seine einfachste Erklärung wäre, daß die Energie gewissermaßen eine atomistische Struktur besitzt. In der Tat wird die Quantentheorie von vielen Forschern, zum Beispiel von Weinstein in seinem letzten Buch *Moderne Naturlehre*, in diesem Sinn der Atomisierung der Energieen gedeutet. Planck selbst hat aber diese Vorstellung von der Diskontinuität der Energie fallen lassen. Er will in den Quanten nur Portionen der Wirkungsfähigkeit der Energie sehen ohne über ihre Natur näheres auszusagen. Die Diskontinuität liegt im Gesetz der Energiewanderung und braucht nicht in der Energie selbst zu liegen.

Die Plancksche Quantentheorie ist von vielen Physikern und Chemikern, besonders von Einstein und Nernst, näher ausgeführt worden. Sie wurde mit Erfolg auf die Gesetze der Strahlungserscheinungen angewandt. Überblickt man die großartigen Errungenschaften der neuesten Physik ihrem theoretischen Inhalt nach, so erscheint die erkenntnistheoretische Basis der neuen Quantentheorie fast selbstverständlich. Unsere Entwickelungsrichtung geht ja dahin das Ganze immer mehr und mehr in Bestandteile zu zergliedern. Nachdem die Elektrizität, das heißt die elektrische Energie, auf Wirkungen kleinster Elemente, der Elektronen, zurückgeführt worden war, mußte der Versuch folgen auch die Wirkungen der Energie in Einzelglieder zu zerlegen.

Gleichwohl stellt sich diesen neuen Anschauungen von dem Wesen der Energie, so vielversprechend sie auch sind, bei genauer Durchführung eine ganze Reihe von Schwierigkeiten entgegen. Wie soll man sich den Fluß von kinetischer Energie in Diskontinuität vorstellen? Da die Quanten immer nur als Ganzes übergehen, so kann bei einer ungeraden Anzahl der Gesamtquanten kein vollkommener Energieausgleich stattfinden; denn ein Quantum müßte hier oder dort überschüssig sein. Es könnte also ein Quantum zwischen Emission und Absorption in der Mitte schweben, gleich stark angezogen von dem absorbierenden und dem emittierenden Körper. Planck selbst sieht diese Schwierigkeit ein. Er meint jedoch: »Man kann der Quantenhypothese vollkommen Rechnung tragen, wenn man bei einem periodisch schwingenden molekularen Oszillator nur die Emission der Energie quantenhaft, dagegen die Absorption, wenigstens bei strahlender Wärme, als vollkommen stetig verlaufend ansieht.« Nach dieser einschränkenden Annahme ihres Schöpfers muß der Wert der Quantentheorie beurteilt werden. Die Zukunft wird zeigen, ob (um wieder mit Plancks Worten zu sprechen) »die Hypothese der Quantentheorie die ganze Wahrheit entschleiert«.

× ×

KurzeChronik Am 17. Juli starb in Paris Henri Poincaré, der bedeutendste französische Physiker und Mathematiker unserer Tage, im Alter von 58 Jahren an den Folgen einer Operation. × In Dresden starb der Physiker Max Toepler, der besonders durch seine Influenzmaschine bekannt geworden ist. × Der greise Physiker Senator Antonio Pacinotti, der Erfinder des Dynamokollektors, ist in Pisa gestorben. × Am 1. April wurde in Berlin das neue Radiumforschungsinstitut eröffnet, das sich die Erforschung der biologisch-therapeutischen Wirkungen aller radioaktiven Stoffe zum Ziel setzt. × An der Genfer Universität wird das erste kartographische Museum errichtet, das unter anderm die Kartensammlung enthalten wird, die Elisée Reclus für seine Universalgeographie zu-

sammengesetzt hat. × Auf Teneriffa soll eine Spezialstation für die Beobachtung der anthropoiden Affen errichtet werden. × Die Akademie der Wissenschaften zu Berlin hat Professor F. E. Schulze weitere 10 000 Mark zur Bearbeitung des *Nomenclator animalium generum et subgenerum* bewilligt.

× ×

Literatur

Von der Menge der gemeinverständlichen Physikbücher hebt sich durch ihre Einkleidung die Schrift Charles Gibsons *Autobiography of an electron* (in deutscher Bearbeitung *Was ist Elektrizität?* /Stuttgart, Franckh/) ab. Sie wurde hier bereits in der Rubrik *Technik* erwähnt. × Eine andere populäre Elektrizitätslehre finden wir in der neuen *Naturwissenschaftlich-technischen Volksbücherei* /Leipzig, Thomas/, die sich vornehmlich an Arbeiter- und Handwerkerkreise wendet. In der *Elektrizität im täglichen Leben* schildert L. Wunder anschaulich die wichtigsten elektrischen Prozesse und ihre Anwendung in der Technik. × Unter dem Titel *Chemie im Alltag* /Stuttgart, Dietz/ gibt A. Reitz eine kleine Schrift heraus, die fast das ganze Gebiet der anorganischen und organischen Chemie umfaßt. Trotz der sehr populär gehaltenen Darstellung muß die Überfülle des Materials dem Laien die Lektüre des Büchleins etwas erschweren. × Bei der knappen meteorologischen Literatur ist R. Hennigs *Gut und schlecht Wetter* in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/ eine recht willkommene Erscheinung. Der Autor stellt für alle Jahreszeiten eine ganze Reihe von Wettertypen für Deutschland auf und erörtert an ihnen die Hauptgesetze der Wetterkunde. × In *Dr. Bastian Schmids Schülerbibliothek* /Leipzig, Teubner/ behandelt F. Höck *Unsere Frühlingspflanzen.* Die Schrift ist eher für den gebildeten Erwachsenen als für einen Schüler bestimmt. Damit der Schüler seine botanischen Kenntnisse außerhalb der Schule durch ein Buch von so reichhaltigem Inhalt wie dieses zu ergänzen fähig ist, muß er schon ein besonderes, ja fachmännisches Interesse für Botanik haben.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Romane

Nachdem Otto Julius Bierbaum gestorben war, bereitete ihm die von Erinnerungen lebende Literaturgeschichte eine zwiespältige Aufnahme. Es gab Kritiker, die schon garnichts mehr von ihm wissen wollten und klagten, daß sein ursprünglich starkes Talent sich schließlich in vollkommene Salbaderei und Bedeutungslosigkeit verloren hätte. In der Tat war die letzte Prosa Bierbaums schon etwas entartet. Doch Bierbaum schrieb vor seinem Tode den 3 bändigen Roman *Prinz Kuckuck,* den er einen Zeitroman getauft hatte. Aus diesem Buch hat jetzt der Georg Müllersche Verlag zu München das Aufhaltende, die Kapitel und Absätze von hindernder Breite herausnehmen lassen und so das Werk auf 2 Bände reduziert. Die Verkürzung geschah übrigens von vorsichtiger Hand; und es ist zu lesen, daß Bierbaum selber an solche Überarbeitung gedacht hat. So wurde der *Prinz Kuckuck* einheitlicher, und es wurde deutlicher sichtbar, was Bierbaum in seinem Zeitroman geben wollte, was er geben konnte. So ist das letzte Wort der Revision leichter über den Toten zu sprechen. Gewiß, eine nicht eben tiefe Witzigkeit war ihm schon zur zweiten Natur geworden. Aber es gärte noch allerhand Großes, Visionäres in ihm. Das Menschensymbol des Prinzen Kuckuck war seit langem dem Kulturbeobachter Bierbaum vertraut. Vielleicht ist er stets als Werber für ästhetische Neuerungen, als Erfinder des gehobenen Tingeltangels, als Vorbereiter der Bewegung vom formschönen Buch wichtiger gewesen denn als selbständiger Schriftsteller; trotz seines *Irrgartens der Liebe,* trotz seiner zahlreichen Lyrikbände. Nun muß er mehr als häufig die tragikomische Snobfigur des Prinzen Kuckuck getroffen haben, diesen *Wollüstling,* Nichtstuer und Selbstmörder. Es ist ja ein auffallendes Gegenstück zu allem Proletarierelend auf der Welt, daß da einige unabhängige, millionengesegnete Narren geboren werden, die zu den merkwürdigsten Schicksalen geraten. Dieser Roman, der sich so realistisch gibt, ist wohl als Symbolbuch, als ganz ernste *fabula docens* gedacht. Bierbaum erlaubte sich also allerhand unwirkliche Fabel- und Märchenmomente einzuführen, die Begriffe des Schicksals, der Rache, der Wollust, der Trauer, der Heldenhoheit wollte er jedoch verkörpern. So erfand er menschliche Repräsentanten für jeden der Begriffe, und nachdem er sie gefunden hatte, schickte er sie zum Schlachtenspiel aufeinander. Doch immer so, daß sie den Begriff des Snobs, den Prinzen Kuckuck, in den Todesabgrund jagen mußten. So war der Vor-

satz Bierbaums. Der im schweren Reichtum aufwachsende Junge kostet eine Zeitlang die Fadheit der Sinnentötung. Er wird jedoch von dem Frauenmaterial der öffentlichen Häuser zu seiner wollüstigen Lebensbahn erzogen. Er springt im Schicksalsweg ganz schnell hinauf, wird Graf, wird Liebhaber der schönsten Frau, Volksführer und Beglücker und geht in das Verderben auf sehr moderne Weise: durch einen gewollten Trümmersturz seines Automobils. Die unendliche Buntheit des Romans ist Bierbaums Tugend gewesen, seine Phantasie fand da leicht das Vorwärtsdrängende, das Packende. Nur war dem Dichter die Macht über die Kunstmittel schon ein wenig entglitten. Schon ließ er sich keine Zeit mehr zum völligen Erleben, zum seelischen Durchfühlen der Sprache. Schon entgleiste zuweilen sein Stil. Imponierend wird an diesem Buch trotzdem der Entwurf bleiben, die reife Synthese moderner Kulturfragen und manches Urteil über heikle Daseinsdinge, an die ein Alltagsmensch nur mit Entsetzen zu rühren wagt.

Charles Louis Philippe hat in seinem ganzen Roman *Bubu du Montparnasse* die beinah sakrosankte Unverletzlichkeit der Prostituierten besungen. Da rennt so ein Mädchen, wie die arme zum Mord aufgehobene Berthe Metenier tagaus tagein übers Pflaster, um sich mit jedem Fremden einer lustigen Liebespflege hinzugeben; und eines Tages findet dies Tierlein für wollüstige Minuten den Mann, der aus der Dirne einen Menschen, ein Weib, eine süße Geliebte, sogar ein Heiligtum macht. Und es begegnet dem leider viel zu schwachen Retter, daß er an diesem tausendmal abgebrauchten, schon von der Lues zerfressenen Leib Freude und Erbauung kostet, wie sie nur der seligste Mann in den Armen der jungen Gattin, der himmelstreuen Geliebten verspüren darf. Trotz Syphilis, trotz Sittenpolizei, trotz Spital und Spelunken, Feinheit, Schönheit, Rührung, ethische Vollkommenheit in dem Buch des Charles Louis Philippe. Da nun Georg Hermann *Die Nacht des Dr. Herzfeld* /Berlin, Fleischel/ schrieb, muß Gleiches in ihm geredet haben wie in dem zarten früh zerstörten Herzen des erbarmungsreichen Franzosen. Aber der Dr. Herzfeld ist von anderm Schlag als der schwärmende Gefährte der Berthe Metenier. Dr. Herzfeld ist beinah an die Grenzjahre des Mannes aufgerückt. Er hat in sehr vielen Büchern gelesen, er hat vielleicht auch manches Buch selber geschrieben und alles aufgestapelt, was der Menschengeist an Harmonischem erfand. Nun ist es ihm begegnet, daß er von dieser geheimen, unüberwindbaren Krankheit gepackt wurde; von einer Frau, die er sehr vergöttern mußte. Das hat den Bruch in sein Leben gebracht. Das hat ihn vom Glück abgeschoben, in die Stille gejagt, ihn um die Bequemlichkeit und aufreibende Dürftigkeit der Ehe betrogen. Das hat ihn zu dem von der Ehe schwer belasteten, von noch mehr poetischer und philosophischer Konvention beschwerten Musenkind Hermann Gutzeit geführt. Und als nun eines fahlen Nachtfaltermorgens Dr. Herzfeld gerade der Frau entgegenläuft, die ihm all die Lebenssicherheit weggenommen hat, da tauchen in dem gut erzogenen Herrn allerhand heftige Wünsche, Rachegedanken, Ausrottungspläne und ähnlicher Wirrwarr auf. Eine Hetzfahrt nach diesen Schatten, ein Fieber, eine Blendung für wenige halbe Stunden. Und schließlich tut Dr. Herzfeld doch nichts anderes, als daß er sich in die Federn packt, mit einem Katzenjammer und der Erkenntnis: Es lohnt sich gar nicht in die Lebensräder einzugreifen. Man wird doch zerrollt, zerrieben, man kann nichts aufhalten. Man muß Sonne oder Syphilis hinnehmen als Gaben, die eben zufällig auf den Menschen kommen; zufällig, wahllos, nicht anzulocken, nicht abzustoßen. Wohlgemerkt, das ist ein heikler Stoff. Er hat den sentimentalen Louis Philippe ganz von tränentiefer Weichheit durchdrungen. Und Hermann, der stärker, erfahrener ist, der über die Gefahr der Schmerzenseligkeit vom eignen Leben schon gnädig geleitet ist, faßt den Stoff als mehr männlicher Charakter. Der Roman ist ja eigentlich nur ein einziges Gespräch, aber er ist von so viel Klugheit, anspielender Zeitfülle und Weltgüte erfüllt, daß er mitnimmt und die mitschwingende Nachdenklichkeit fordert.

Als Oskar Baum seine beiden Bücher aus dem Leben der Blinden veröffentlicht hatte, wurde er hier sehr freudig begrüßt. Denn es offenbarte sich in dem von der Natur hart berührten Schriftsteller eine große Schlichtheit, ein lobenswerter Hang mit Ruhe und Klugheit und gebildetem Stil von den Schicksalen seiner Genossen zu erzählen. Jeder Mangel an falscher Pathetik war das Charakteristische der Feder von Oskar Baum. Und als ich sagte, daß er es jetzt doch einmal versuchen möge über seine Sonderwelt hinauszuschweifen und

zu den ganz normalen Menschen zu wandern, erhielt ich von ihm ein hoffnungsreiches Wort des Versprechens. Er schrieb dann dies ersehnte Buch: *Die Memoiren der Frau Marianne Rollberg* /Berlin, Juncker/. Warum soll es verschwiegen werden? Das Buch ist mißlungen. Es scheint kaum aus einem innern Erlebnis sprossend. Es ist nichts mehr und nichts weniger als ein kühl durchgeführtes Experiment mit einem *Stoff*. Da wird nämlich erzählt, wie die Marianne Rollberg als Welt- und Lebedame ein Doppelleben führt, indem sie die Unschuld bekennt, indem sie sich selber vor jeglicher Unmoral bewahrt, indem sie sich das Ansehen einer großen Spionin verschafft und mehrere Männerherzen zerbröckelt. Die geheimnisvolle Dame wird verraten, als Schwerverbrecherin vor die Geschworenen gestellt. Sie entlarvt aber einen Streber von Polizeikommissar, beglückt ein reizendes junges Mädchen, wird die Gattin eines genialen Verteidigers und schließlich sogar mit Reichtum gesegnet, da ein Verleger für die Memoiren dieser bedeutenden Dame 60 000 Mark wagt. Wenn das etwa aus einer großen Ironie, aus einem Wedekindstil, aus einem Märchenhang erfunden wäre, dann könnte es gelten. Aber nichts von alledem. Es ist literarisch von allerhand Seiten angesteckt. Es verrät nichts Menschliches, es ist psychologisch nicht tief, nur schrullig. So muß die Wahrheit gesagt werden, damit Baum sich einen bessern Weg zu würdigerm Schaffen eröffnet. Auch Max Brod, der am Schicksal seines blinden Landsmannes so viel Anteil nahm, ist mit seinem letzten Roman nicht glücklich. Brod hat schon einmal begonnen das Problem des modernen Judentums zu erfassen. Seine Methode wich ganz von dem Gewöhnlichen ab. Er hatte gar nicht die Absicht geistige Katastrophen zu schildern, religiöse Aufstände oder Rassenkämpfe. Er wollte sich ganz an das Leben im Kleinen halten, seine Bilder aus dem modernen Judentum sollten Familienbilder, soziale Skizzen sein. Wie essen sie unter sich, wie reden sie, wie wohnen sie, wie lieben sie, wie verheiraten sie sich, diese modernen Juden? Die westlich aufgeklärt, ja verzärtelt sind, die sich ihr sehr gebildetes, sehr gut möbliertes, hygienisches Ghetto erschaffen haben. Die in den hohen Schulen und in den heiligen Künsten zu Hause sind, die nur die Empfindung hegen, daß sie sich abwenden, trotz aller Reibung mit den übrigen Menschen, immer wieder zu den Ihrigen. Wie leben diese Juden? An der Jüdin und dem jüdischen Halbjüngling beantwortete Brod diese Frage zuerst. Das war so eine Liebesgeschichte, leis, wehmütig beseelt dargestellt, studentenhaft zart geträumt. Das Schicksal des Juden *Arnold Beer* sollte der neue Roman behandeln /Berlin, Juncker/. Und mehr als früher werden die Ursprünge dieses Juden erörtert. Aber Brod verirrt sich da in eine Methodik, vor der gewarnt werden muß. Er will garnichts anderes erzählen als ganz gewöhnliche, ja gar matte Dinge, ein wenig Lebensgespiele, eine herumflatternde Ziellosigkeit. Da schwankt Beer zwischen ganz heterogenen Talenten. Das mag angehen, nur sieht der Verfasser nicht darauf die verbindenden Linien zu all den Eigenschaften herzustellen, zu all dem Seelenunsinn den tiefern Sinn zu entdecken. Der Roman trägt seinen Untertitel *Das Schicksal eines Juden* nicht mit Recht. Brod, der sonst so phantasievoll ist, weiß nicht aus seinen tausend Beobachtungen die spannende, die zur Stimmung führende zu isolieren.

Ein neuer nordischer Dichter, Jens Z. Kielland schildert in seinem Roman *Menschenwege* /Leipzig, Merseburger/ den Zerfall einer nordischen Bürgerfamilie. Er ist ein feiner Psychologe der Alltagsehe, der ein karger Festtagsaufschwung beschert war, die aber schnell dem Bruch und der Lösung entgegengeht.

Indem Schalom Asch seiner russisch-jüdischen Welt getreu bleibt, schildert er das Dasein der *Jüngsten* in einer russischen Kleinstadt /Berlin, S. Fischer/. Diese Jüngsten unter den Juden ziehen auf die Universitäten des Landes mit großer Wissenssehnsucht, mit inniger Herzensbestimmtheit. Ihre Liebe ist tief und traurig. Sie verbringen wohl in der Naturschönheit und in der Kunstwelt der Hauptstadt eine kurze Glücksepisode, aber dann treibt sie das Schicksal ihrer Vaterstadt, Progrom und Revolution, wieder nach Hause. Da gehen viele zu Grunde, und die am Leben Bleibenden werden zaghaft und schwerfällig und sogar siech für ihre ganze Zukunft. Es zeigt sich in dem Buch, daß Asch über das Genrehafte seiner ersten Kunst hinauswächst, um an größeren Aufgaben zu reifen.

Der Erzähler Gerhard Ouckama Knoop, der sich immer auszeichnete durch eine sanfte, etwas müde Art der Darstellung, dessen Psychologie die Erkenntnis des Weltmanns und nicht die Blitzbegabung des Genies ist, bewährt

diese Fähigkeiten auch in seinem letzten Roman *Verfalltag* /Berlin, Fleischel/. Er beginnt in Londoner Salonluft, mit politischen Anspielungen. Klosterleben einer vornehmen, mit Rokoko und Rationalismus zugleich erzogenen Jungfrau. Ein kurzes Glanzdasein an der Seite eines exotischen Gemahls. Elend in Paris, Armut in deutschen Residenzen und schließlich schlohweißes Haar auf einem Matronenscheitel. Das sind Erzählungselemente, die wohl Rührung hervorrufen können. Und wenn über dem Ganzen noch der Generaltitel *Verfalltag* ruht, so klingt schon aus diesem Symbol die stets willkommene Dichterlehre zum Resignieren, zum Belächeln der Schmerzen und Enttäuschungen.

× ×

Erzählungen Wie weit soll und darf ein Schriftsteller sich bemühen die Lösung der Kulturprobleme zu finden? Allzu leidenschaftlich Reflektiertes bringt Härte in die Dichtersprache,, bringt Trockenheit in die blühenden Dichterbilder. Das heftige Temperament, die Seelengüte, die Scharfsichtigkeit, das sittliche und soziale Pflichtgefühl J. E. Poritzkys sind bewundernswert. Seine literarische Laufbahn zeigt den heiligen Hang zum Bekennen, zum Erziehen, zum Offenbaren. Doch dieser Mann hatte es immer so eilig seinen Träumen, seinem Willen die Kunstform zu verschaffen, daß er die Gebilde seiner Kunst nicht ausglühen, nicht reifen ließ. *Von jungen Philosophen und alten Narren* heißt sein letzter Skizzenband /München, Georg Müller/. Trumpf ist wiederum der Gang des schäumenden, herrlichen Herzens; aber Sieg bedeutet für Poritzky allein das winzige Leben, dem er in einem befreiten Augenblick sein Lächeln, seine spielende Feder weiht. Von seinem Kind, von seinen Katzen erzählt er das Beste, das Fröhlichste und wirklich an die Weisheit Rührende. Und das gewinnt für ihn; auch noch dann, wenn er bei massiveren Lebensdingen eher predigt als visionär gestaltet. Gern will Poritzky die Ironie flüstern lassen, aber es liegt eher in seiner Stimme, daß sie zur lauteren, sogar zur anklagenden Pathetik aufklingt.

Ganz auf Ironie erbaut Albert Ehrenstein seine Weltauffassung. Was er dichtet, soll um keinen Preis das Herz belästigen, es soll nur die Nachdenklichkeit prüfen. Sein Geschichtenbuch führt nach der ersten Skizze den Titel *Der Selbstmord eines Katers* /München, Georg Müller/. Schon dieser Titel ist ein Witz. Selbstmord fordert die Selbstmordstimmung, die Seelenzerrüttung, das Ekelgefühl, die Enttäuschung vor der Lebensniederträchtigkeit. All solche Gefühle sind ja aber Menschenprivilegien, dem Tier versagte Regungen. Und da sie auf einen Kater übertragen werden, gewinnt das ganze Geschichtlein die Richtung zum Witz. Es ist in dem Ehrensteinschen Buch zu lesen, daß der Verfasser in winzigen Wochentagsgeschichten, in Gymnasiastenironie, Tanten- und Gouvernantenromantik schon Erfreuliches leistet, daß er aber nur mit Überanstrengung seiner Kraft imstande ist in so ironischen Synthesen Geschichts- und Weltenbilder zu sehen. Der *Lederstrumpf*, die Wißmannschen Reisebeschreibungen, Sven Hedins und Fritjof Nansens Bücher der Abenteuer reichen darum so oft ans Dichterische, weil die Verfasser keinerlei literarische Koketterie übten, weil sie einfach den mächtigen Widerhall ihrer Eindrücke geben. Der Lappe Johan Turi ist vom Schlag dieser unfreiwilligen Dichter. Er ist sein Lebelang mit den Renntieren, mit den Polarhunden, mit der Not oder Gefahr herumgezogen. Und da er ins hohe Mannesalter hinaufrückt, bedrängt es ihn einmal von seinem Volk, von der Art seiner nordischen Brüder zu sprechen (*Das Buch des Lappen Turi* /Frankfurt, Rütten & Loening/). Ganz naiv, ganz ungeschickt, ohne viel Bildung, setzt er sich in die verräucherte Waldhütte, da er einmal in kurzer Rast sich erholen darf. Und das Schreiben wird ihm am Anfang sehr schwer. Hat er doch nicht die Gewohnheit seine Gedanken mit der Feder auszudrücken. Wie die Lappen und ihre Tiere geboren werden und sterben, wie sie ihre Feste feiern und ihre Trauer begehen, das alles schildert er der Reihe nach, und wenn das Buch des Lappen Turi vollendet ist, hat der Leser Worte gehört und Bilder gesehen, die fest in der Phantasie bleiben, umso fester, da sie von jeder literarischen Tradition abweichen. Dies, wohl erste lappische Buch ist nicht nur ein künstlerisches, es ist auch ein kulturgeschichtliches Ereignis.

Der amerikanische Sprachlehrer Harry Franck, der auszog, um als Vagabund um die Erde zu wandern, wollte wahrlich kein Dichter sein. Er wollte nur seine Lebenskraft entfalten, seine stählernen Muskeln in den Strapazen prüfen, zeigen, daß ein unerschrockener junger Mann von West nach Ost um die Weltkugel schwimmen und dampfen und wandern und von nichts anderm leben

kann als vom Fleiß seiner Hände, von der Behendigkeit seines Kopfes, von dem Mut seines Herzens. Dieser Beweis ist dem kühnen Wanderer gelungen. Er denkt gar nicht daran in seinem Buch (*Als Vagabund um die Erde* /Frankfurt, Rütten & Loening/) irgendwie seine Abenteuer aufzubauschen, feuilletonistisch zu verzieren. Und trotzdem hat auch er, gleich den großen Reiseschriftstellern, die Kraft zur poetischen Teilnahme zu bewegen. Und eine Unzahl Leser wird bezeugen, wie sehr dieser einfache Bericht sie zu fesseln die Kraft hat.

×

Anekdotisches Als anekdotische Talente könnte man all die Autoren bezeichnen, die in der Erfindung von guten auffallenden Novellenschlüssen stark sind und mehr Wert auf die Munterkeit der Erzählung legen als auf die Ergründung des Seelenlabyrinths. Hans Harts Geschichte *Kupidos Bote* trägt den Untertitel *Eine frohe Rokokogeschichte vom Rhein* /Leipzig, Staackmann/. Die Stimmung kommt von alten Flaschen, von Weinliedern, von Wasserromantik und Liebesgetändel im Busch. Franz von Bayros hat das Buch mit Rokokograzie illustriert.

Das abendrote Haus von Walter Lehmann /München, Georg Müller/ ist poetischer, ist einfacher. Der junge Mann, der hier in der Form eines Selbstbekenntnisses seine zarte Liebe zu einem unschuldigen Mädchen erzählt, verfügt über sehr poetische Jugendworte. Er wiederholt ein wenig stille Eichendorfflyrik, er verliert sich in die süße Geschwätzigkeit und verrät dennoch, daß er mit bewegtem Gemüt schrieb.

Derber ist Otto Stoessl. Sein Skizzenband heißt *Allerleirauh* /München, Georg Müller/. Die Anekdote herrscht, gut witzig, mit einer sanften, nicht aufdringlichen Lehre. So berichtet Stoessl mit seinem freundlichen Plaudertalent, wie ein Bauernknabe zum erstenmal die Großartigkeit des Biedermeierwiens empfindet, wie die Gräfin sich eine entzückende Liebesnacht im Strohbett verschafft. Der heimliche Geliebte schleicht nämlich zu ihr, verkleidet als altes Weib, und der vertrauensselige Herr Gemahl schnarcht unterdessen im Nebenraum, von der Treue seiner Gattin träumend. Ein überaus amüsantes Buch.

Auch Ludwig Hirschfeld hat diesen flotten, österreichischen, für die Anekdote sehr geeigneten Ton. Es geschah mit Überlegung, daß er nach dem Hauptstück seinen Novellenband *Die plötzliche Insel* taufte, /Leipzig, *Xenienverlag*/. Wie in Sturm und Wetternacht sich ein junges Mädchen hingab, wie sie nach dieser Erfahrung der Sinne und des Grauens dann wiederum bei Eltern und Freunden und Gewöhnlichkeit landet, das wird munter und mit viel verheißender Anschaulichkeit erzählt.

Von Paul zu Pedro ist das Buch der Gräfin F. zu Reventlow /München, Langen/. Da werden in graziöser Schreibart allerhand Rezepte für vorübergehende Verbindungen dargeboten. Es erschienen Männer, in buntester Verschiedenheit, und die von der Briefschreiberin aufgezeichneten Erfahrungen können wohl als ein brauchbares Vademekum abenteuerfroher Damen gelten. Man wird das Buch mit Vergnügen lesen.

×

Lyrik Otto Hauser sammelt jetzt all die Übersetzungen, die er aus seinen vielseitigen literarischen Studien heimgebracht hat. Und die Arbeit dieses Mannes ist wirklich bewundernswert. Mag er auch in seinen Verdeutschungen Verlainescher Lyrik von anderen übertroffen worden sein, so ist gerade manche Härte, manche philologische Marotte das Charakteristikum seiner Arbeit. Verlaines *Galante Feste* und *Saturnische Gedichte* hat Hauser aus der Zerstreuung vereinigt (für die Sammlung, die er *Aus fremden Gärten* genannt hat /Weimar, Duncker/). Noch instruktiver ist die Hausersche Anthologie *Serbische Dichter.* Die jungserbische Literatur ist erst ein halbes Jahrhundert alt. Der *Parnassien* der Jungserben ist Jovan Dutschitsch, Svetislav Stefanowitsch ist stark von den englischen Präraphaeliten beeinflußt, und er ist es auch, der dem serbischen Nationaltheater die Macht Shakespearescher Tragik vermittelt hat.

Den Lyriker Wilhelm Holzamer für die Nachwelt zu retten, war der Wunsch seiner Gattin. Aus den früheren Bänden wurden die Gedichte zusammengetragen /Berlin, Fleischel/. Jetzt ist das Bild Holzamers klarer. Er hatte sich als Erzähler und Lyriker zu einer reinen Menschlichkeit, zu einer ernsten Schlichtheit entwickelt, obwohl er zu Anfang von vielen Fesseln der Tradition eingehalten war. Seine ersten Verse klangen ganz im alten Rhythmus, sie schilderten automatisch, mit mattem Reim die Naturschönheit. Und dazwischen freie Rhythmen, die auch nur geringe Anschauungskraft verrieten. Das an sich hätte noch nicht den Namen Holzamers aus der Masse herausgehoben. Erst in den Zyklen *In memoriam,* in einigen Sängen aus der

Fremde zeigt sich die größere Sprachkraft, die Holzamers Lyrik für spätere Zeiten aufbewahren kann.

× ×

Neuausgaben Karl Georg Wendriner besorgt für den Verlag Morawe und Scheffelt in Berlin eine überaus interessante Tätigkeit. Er sammelt eine Goethebibliothek, die nicht des Dichters eigene Werke umfaßt sondern alles enthalten soll, was Goethes Zeitgenossen über ihn dachten und schrieben. Goethe hat sich ja so vielfältig in den Geistern seiner Zeit gespiegelt. Der Eindruck seines Wesens war ja so stark, daß jeder Besucher sofort nach der Feder griff, um sich für sein Leben die Unterredung mit Goethe aufzubewahren. Es waren unter diesen Besuchern die besten Männer, die nicht logen, die nur ihres Gedächtnisses Gewissenhaftigkeit bemühten. Der 1. Band der Goethebibliothek enthält J. P. Eckermanns *Beiträge zur Poesie mit besonderer Hinweisung auf Goethe.* Eckermanns Gespräche mit Goethe sind ja wertvollstes Nationalgut, und es war verdienstlich einmal die anderen Bekenntnisschriften des getreuen Goethejüngers zugänglich zu machen (übrigens in sehr schöner Ausstattung). Wenn Eckermann auch für sich selber schrieb, so redete ihm doch immer die Stimme Goethes in die Seele. Und sein ganzes Werk war nichts anderes als ein Zwiegespräch mit seinem Gott. Daher verspürte Goethe es wohl, daß er diesen Mann an sich ziehen mußte. Daher hat Goethe ihn gehalten, und wenn jetzt die Schriften der Verehrung neu gedruckt werden, so dürfen sie gewiß Freundschaft erwarten.

Sehr nahe stand dem alten Goethe Johannes Falk, der Satiriker und Philanthrop,. Er war im Goetheschen Haus stets willkommen. Er sprach lange und feierlich mit Goethe an bedeutungsschweren Tagen, zum Beispiel damals, als Wieland begraben wurde. Falk konnte dem Dichter vor seinen Raupen, vor seinem Schlangenglase, vor geheimen Naturwundern ernste, tiefe Reden entlocken. Das Gehörte hat er sorgsam aufgezeichnet. Wilhelm von Humboldt glaubte aus diesen Kapiteln der Erinnerung Goethes eigene Stimme zu vernehmen. Und obwohl dem sorgsamen, nur manchmal mit Noten und Zusätzen etwas verschwenderischen Mann später Fälschungen vorgeworfen wurden, blieb sein Werk doch eine Quelle wertvoller Belehrung. Aus der Vergessenheit wurde Falks Schrift von K. G. Wendriner zutage gehoben. Sie heißt *Goethe aus näherm persönlichen Umgang dargestellt.*

Und als drittes hat Wendriner dann für den genannten Verlag den Tieckschen *Phantasus* in 3 sehr schönen Bänden herausgebracht. Diese Edition verdient (wenn man auch Tieck gar nicht so hoch stellt) besondern Dank der Bücherliebhaber, da Tieck heute auf dem Büchermarkt zu den selteneren Dingen gehört. Der *Phantasus* muß uns auch schon um deswillen lieb sein, weil er das Vorbild für die *Serapionsbrüder* des Hoffmann war. Ganz in ein farbiges Märchenkleid ist *Die Historie von den sieben weisen Meistern* gebunden, die Eugen Diederichs Sammlung *Deutscher Volksbücher* bereichert. Die Letter des 17. Jahrhunderts, diese fette, etwas schnörkelige Fraktur, ziert die Seiten. Dies Buch erzählt von dem Prinzen Diokletianus, den die böse Gattin des Kaisers Pontianus zu Tode bringen wollte. Aber sieben gelehrte Greise haben das Prinzenleben durch die Sprüche ihrer Weisheit errettet. Auf diese Volksbüchersammlung, durch die Diederichs die stattliche Reihe seiner Verdienste vergrößert, wird man hier wohl des öftern zurückkommen.

Paul Hardy hat den *Don Quixote* des Cervantes für den Verlag G. Bell & Sons in London illustriert. Dieser klassische Roman verlangt ja unbedingt nach den Bildern. Der Maler und der Zeichner jubeln, wenn sie die herrlichen Ritterschnurren darstellen dürfen. Hardy tat zweierlei. Obwohl die Gelehrten meinen, daß die Gesichtszüge des Cervantes bisher auf keinem unbestrittenen Bild entdeckt wurden, schuf der Maler das Idealbild des Dichters. Man kennt ja die Lebensgeschichte des Cervantes, der harte Jahre im Krieg, Hunger und Gefängnis durchringen mußte. Er dachte sein unsterbliches Buch gar nicht als fröhliches Werk sondern als leidenschaftliche Kampfschrift gegen die lächerlichen Rittergeschichten seiner Zeit. Und der gleiche Mann, der die übertriebenen Schrullen des Ritters von der traurigen Gestalt aufzeichnete, schrieb die zur moralischen Erziehung bestimmten Musternovellen. So erscheint auf dem Hardyschen Bild Cervantes hager und abstrapeziert, ein Mann, den die Nachtwachen alterten, dessen Stirnfalten von den kreisenden Gedanken gefurcht wurden, der den Folianten mit den Händen umfaßt. Weisheit will er, studierend, suchen. Weisheit will er selber über die Welt austeilen. Und nach diesem ernsten symbolischen Gemälde folgen die in ihrer bri-

tischen Steifheit recht lustigen Abenteuerschildereien des Herrn Quixote und seines getreuen Sancho Pansa.
Egil, der Skalde und Wiking, der auf Island regierte, der nach Frankreich, nach England, ja bis ins Iberische, siegend und wettsingend zog, ist ein großer Dichter gewesen. Er ist der Erfinder der isländischen Saga, der klangvollen, kriegs- und liebereichen Volksepen, die erst im 13. Jahrhundert ihre endgültige Redaktion erhielten. Die *Geschichte vom Skalden Egil* hat Felix Niedner für Eugen Diederichs in Jena verdeutscht und als Band einer altnordischen Bibliothek *Thule* herausgegeben. Ibsen liebte diese nordische Saga, und er hat in die *Nordische Heerfahrt* und auch in die *Kronprätendenten* viele dieser mächtigen volkspoetischen Elemente hinübergenommen. Der Franzose Louis Bertrand war ein mönchisch vereinsamter Romantiker, der mit ganz weltfremdem Heroismus fast sein ganzes Leben aufbrauchte, um ein schmales Büchlein der Phantasieen zu schreiben. Im Jahr 1841 starb er im Spital von Dijon, verlassen, unerkannt, bettelarm. Sein Buch heißt *Junker Voland*. Es enthält Phantasieen in der Art von Rembrandt und Callot, lauter unendlich sorgsam stilisierte Bildchen. Bald ist es sehr zarte Natureinfachheit, bald ein flämisches Kriegsgemälde, bald eine Szene des Völker- und Rassenhasses, die er beschreibt. Was so emsig ziseliert und durchgefeilt wurde, bot dem Übersetzer natürlich besondere Schwierigkeiten. Paul Hausmann unterzog sich dieser Künstlerarbeit, die philologisches Gewissen und Sprachgewandtheit verlangt /München, Georg Müller/. Das Büchlein ist übrigens recht angenehm ausgestattet und steckt in einem Umschlagblatt, das in seiner rostbraunen Tönung den Augen sehr wohltut.
Eine *Deutsch-Österreichische Klassikerbibliothek* wird von dem Verlag Karl Prochaska in Wien veröffentlicht. Das sind kleine Bändchen für einen etwas derbern Geschmack mit etwas auffälligem Putz von Gold und kontrastierenden Farben. Daß aber in diese Bibliothek Ferdinand Kürnbergers ausgewählte Werke eingereiht und von Friedrich Hirth mit einer volkstümlichen Einleitung versehen worden sind, ist sehr verdienstlich.
Ein wichtiger Beitrag zur deutschen Literaturgeschichte ist die Sammlung St. Leonhards *Polenlieder deutscher Dichter* /Krakau, Piasecki/. Grillparzer, Grün, Holtei, Lenau, Julius Moser und viele andere dichteten ja ihre Polenbegeisterung in schönen Versen. Und diese Lyrik, die fast ebenso merkwürdig ist wie die philhellenische, bildet ein fesselndes Kapitel der deutschen Literatur. Leonhard ist als Herausgeber und Historiker etwas zu pedantisch, zu verschwenderisch mit Lob und hohen Worten. Wird dieser Mangel subtrahiert, so bleibt noch immer genug Belehrendes an dieser interessanten, auf mehrere Bände berechneten Anthologie.
Zu den vielen Anthologieen aus Novalis bedeutet die von Hans Hahn besorgte eine Bereicherung /Berlin, Reichl/. Sie ist sehr geschickt zusammengestellt und benutzt auch das Briefmaterial, um das Seelengemälde des Novalis zu zeichnen. Sehr klug war es der Auswahl den Aufsatz Tiecks über Novalis voraufzuschicken. Tieck, trotz seiner romantischen Neigungen, von einem oft austrocknenden Rationalismus erfüllt, hat nicht das Tiefste über Novalis gesagt. Aber Tieck hatte doch so viele Lebenstage zusammen mit Hardenberg verbracht, und er berichtet von diesen Erinnerungen, indem noch die Erregung der Freude und der Trauer in ihm nachhallt.
Von der neuen Poe ausgabe des Verlags Bruns in Minden, die früher bereits angezeigt wurde, sind 2 weitere Bände erschienen: die *Grausigen und humoristischen Geschichten* und die *Abenteuergeschichten*. Die Ausstattung ist hier schon gerühmt worden, und man wird sich freuen, wenn alle 6 Bände fertig vorliegen werden.

× ×

KurzeChronik Maurice Maeterlinck ist von seinem Vaterland mit dem belgischen Nationalpreis für Dramatiker bedacht worden. × Das Komitee, das in Stockholm den Nobelpreis für Dichter zu verwalten hat, rüstet sich wieder, um einen seiner berühmten Irrtümer zu begehen. Von den Kandidaten, die bis jetzt genannt werden, gehören alle zur mittelmäßigen Literatur, oder sie stehen ganz außerhalb jeder dichterischen Betätigung. Dagegen besteht keinerlei Hoffnung, daß ein wichtiger Deutscher, etwa Gerhart Hauptmann, die Anerkennung erhielte, die als Krönung vor der ganzen Welt gelten sollte. × Ironie und gute Laune bestimmten Hermann Kurz seine Krähwinkelsatire *Die Guten von Gutenberg* zu schreiben /München, *Süddeutsche Monatshefte/*. × Rudolf Heubners *Venezianische Novellen* sind Produkte eines gebildeten Mannes, eines halben Dichters, der aus den Ergebnissen seiner Archivstudien erfreuliche Epi-

soden zu erzählen versteht. /Leipzig, Staackmann/. × Wilhelm Scharrelmann erzählt als ein bewegter Pädagog, was alles Tüchtiges aus dem Proletarierjungen *Piddl Hundertmark* wurde /Berlin, Fleischel/. × Aus dem Nachlaß des feinen und so wenig gekannten Sigbjörn Obstfelder ist die Liebesgeschichte *Das Kreuz* übersetzt worden, /Berlin, Reiß/. × Deutsch erschienen Marcel Prévosts Onkelbriefe über Pflichten, Freuden und Hoffnungen der Mütter (*Die junge Mutter* /München, Langen/). × Thea Graziella nennt einen Aphorismenband *Versteckte Wahrheiten* /Berlin, Bondy/. Es scheint aber, daß Wahrheiten nach ihrem Sinn nur von großen Dummköpfen nicht zu finden sind.

KULTUR

Technik / Heinrich Lux

Elektrischer Hochofen Nach langen Versuchen hat sich die elektrische Stahlbereitung jetzt ein sicheres Arbeitsgebiet erobert, und 4 oder 5 verschiedene Systeme, von denen wiederholt an dieser Stelle gesprochen worden ist, haben sich als technisch ziemlich gleichwertig erwiesen. Bei der elektrischen Stahlbereitung kommt als Ausgangsmaterial fertiges Roheisen zur Anwendung, und die Aufgabe des elektrischen Stahlofens besteht im wesentlichen darin das Roheisen umzuschmelzen und den Kohlenstoffgehalt so weit zu mindern, daß nur etwa 1½ bis 2 % verbleiben.

Technisch weit interessanter ist dagegen die elektrische Eisenerzeugung direkt aus den Erzen. Versuche in dieser Richtung sind in Kanada und Kalifornien angestellt worden, die zwar nicht allen Erwartungen entsprochen haben, die aber doch für die weitere Entwickelung des elektrischen Hochofens von Bedeutung gewesen sind, indem sie Anlaß zu neuen Versuchsanlagen in Schweden gegeben hatten. Besonders für Schweden ist die Frage der elektrischen Roheisenerzeugung überaus wichtig. Hier findet sich in gewaltigen Lagerstätten ein reiches und reines Eisenerz. Die Steinkohlen, respektive der Koks, sind aber so teuer, daß schwedisches Eisen meist noch mit Holzkohle augebracnt wird. Da nun Schweden über die mächtigsten Wasserkräfte in ganz Europa verfügt, ist die Einführung des elektrischen Hochofens für die schwedische Roheisenindustrie geradezu geboten. Die Versuchsanlagen in Domnarfvet haben bewiesen, daß dort, wo billige Betriebskräfte in Gestalt von Wasserkräften vorhanden sind, der elektrische Strom wenigstens einen Teil des für den Hochofenbetrieb erforderlichen Brennstoffs mit Erfolg zu ersetzen vermag. Im Anschluß an die Erfolge in Domnarfvet sind nun am Trollhättan große Anlagen entstanden, die für die Weiterentwickelung der elektrischen Roheisenerzeugung die größte Bedeutung haben. Zur Anwendung kommt ein Hochofen ähnlicher Bauart wie für die gewöhnliche Roheisenerzeugung; er unterscheidet sich konstruktiv von diesem hauptsächlich nur durch das erweiterte, kuppelartig ausgebaute Gestell, in dem sich die eigentliche Schmelzung vollzieht. Im Vergleich zu den riesigen Hochöfen in den Haupthüttenrevieren Englands und des Kontinents sind die schwedischen elektrischen Hochöfen aber nur kleine Zwerge von zirka 14 Meter Höhe und 38 Kubikmeter Fassungsraum. Dementsprechend gestattet ein solcher Hochofen auch nur eine tägliche Eisenausbringung von rund 23 Tonnen.

Die Elektrizität dient in diesen Öfen nur als Wärmequelle, elektrolytische Vorgänge spielen sich nicht ab. Die Reduktion des Erzes zu Eisen geschieht vielmehr ausschließlich durch erhitzten Kohlenstoff, genau so wie in den gewöhnlichen Hochöfen. Durch die Benutzung der Elektrizität wird also theoretisch nur so viel an Kohle gespart, wie sie selbst zur Erhitzung der Erze und zum Schmelzen beiträgt. In Wirklichkeit ist die Ersparnis natürlich erheblich geringer. Bei der ältern Betriebsart wird zur Erzeugung von 1 Tonne Roheisen auch rund 1 Tonne Kohle verbraucht. Man hatte gehofft, daß nach Einführung des elektrischen Betriebs der Holzkohlenverbrauch bis auf ⅓ Tonne heruntergebracht werden könnte. Tatsächlich wurde jedoch im ersten Halbjahr des Betriebs ein Holzkohlenverbrauch von 0,418 Tonne per Tonne Roheisen festgestellt, außerdem aber kam noch per Tonne Roheisen ein Stromverbrauch von 2391 Kilowattstunden hinzu sowie ein Verbrauch von Kohleelektroden, der etwa 5,5 Kilo per Tonne Roheisen beträgt. Gegen Ende des ersten Betriebsjahrs hatten sich die Verhältnisse aber ganz wesentlich gebessert, indem für 1 Tonne Roheisen nur 336 Kilo Holzkohle und 1736 Kilowattstunden verbraucht wurden.

Die Elektrizität wird in der Weise an-

gewandt, daß in den Schmelzraum des Hochofens 4 Elektroden von 560 Millimeter Durchmesser hineinragen. Die Elektroden werden in kupferne Kühlkästen geführt und sind so eingerichtet, daß an das verbrauchte Elektrodenstück immer eine neue Elektrode angeschraubt werden kann, so daß die Elektroden vollständig aufgebraucht werden können. Die Elektroden sind unter 65° gegen die Horizontale geneigt und reichen in den ringförmigen Schmelzraum so hinein, daß sie durch die nachsinkende und sich ausbreitende Beschickung nicht beschädigt werden. Der Betriebsstrom wird vom staatlichen Elektrizitätswerk am Trollhättan als Drehstrom von 10 000 Volt bei 25 Perioden bezogen. Für den Ofen wird der Drehstrom in Zweiphasenstrom umgewandelt und auf etwa 50 bis 90 Volt herunter transformiert. Die entstehenden Gase werden an 2 Seiten der Gicht durch einen elektrischen Ventilator abgesaugt, von Staub befreit und schließlich wieder durch Düsen in den Ofen hineingeblasen.

Die guten Erfolge haben dazu geführt, daß in Domnarfvet, Tysse und Hagfors neue Öfen von 2500 bis 3500 Pferdestärken Leistung errichtet wurden, die in diesen Tagen in Betrieb kommen.

× ×

Spreetunnel-überschwemmung Beim Bau der Berliner Untergrundbahnstrecke vom Spittelmarkt zum Alexanderplatz ist am 27. März, wie berichtet, in die fertiggestellte südliche Hälfte des Spreetunnels ein Wassereinbruch erfolgt, der die ganze Untergrundbahn vom Spittelmarkt bis zur Station Kaiserhof mehrere Tage lang unter Wasser gesetzt hatte. Die Ursache des Unfalls konnte zunächst nicht festgestellt werden, da zur Beseitigung des Wassers aus der Betriebsstrecke das fertige Spreetunnelstück vollständig abgedämmt werden mußte und deshalb unbetretbar wurde. Inzwischen ist aber vollständige Aufklärung erfolgt.

Der Spreetunnel wird in der Weise gebaut, daß zunächst von dem südlichen Ufer bis zur Spreemitte durch Fangdämme eine Baugrube geschaffen wurde. Nach Entfernung des Wassers aus der Baugrube wurde sie bis zur Sohlentiefe des künftigen Tunnels ausgeschachtet, und die Tunnelröhre wurde dann im gewöhnlichen Bauverfahren aus Beton fertiggestellt. Nach Vollendung des ersten Tunnelstücks wurde es mit einer provisorischen Betonwand abgeschlossen, und von dem gegenüberliegenden Spreeufer wurde eine zweite Baugrube bis zum vorläufigen Tunnelende entgegengeführt, in der das zweite Tunnelstück bis zum Anschluß an das vollendete errichtet werden sollte. Die Spree ist an der Tunnelstrecke etwa 2,5 bis 3 Meter tief. Die Tunnelsohle liegt etwa 8, die Tunneldecke etwa 4 Meter unter dem Flußbett. Das hier skizzierte Bauverfahren erschien absolut sicher, und da die Tunneldecke noch unterhalb des neu aufgeschütteten Flußbettes lag, so schien der Spreetunnel auch für alle Zeiten gegen Beschädigungen gesichert zu sein. Und doch ist gerade dieses Bauverfahren selbst die Ursache des Unfalls gewesen. Das Spreebett besteht nämlich im wesentlichen aus glacialen Sandablagerungen, auf die der Fluß im Lauf der Jahrtausende Schlamm und andere Sinkstoffe abgelagert hat, die zusammen eine feste und fast wasserundurchlässige Schicht bildeten. Diese Decke wurde natürlich beim Ausheben der Baugrube entfernt, so daß die Tunnelröhre vollständig in reinem Sand lag. Mit diesem Sand hatte nun die Strömung der Spree leichtes Spiel. Erhebliche Mengen wurden unter der Tunnelsohle ausgespült, das fertige Tunnelstück besaß nunmehr keine feste Unterlage, senkte sich und erhielt Risse. Durch die Bruchstellen drang dann das Spreewasser ein und überschwemmte den größten Teil der Untergrundbahnstrecke. Der gleiche Tunnelzusammenbruch infolge einer Auskolkung der Unterlage hätte natürlich auch nach Fertigstellung des ganzen Tunnels eintreten können, da die Tunnelröhre, was ihre Bruchfestigkeit anlangt, nicht nach Art eines freitragenden Brückenbogens ausgebildet worden ist. Es ist deshalb ein besonderes Glück, daß der Zusammenbruch erfolgte, noch ehe der ganze Tunnel dem Betrieb übergeben war.

Für den Neubau des Tunnelstücks wird wieder eine neue Baugrube zwischen Fangdämmen ausgehoben werden müssen, und erst dann wird festzustellen sein, ob von dieser Tunnelröhre noch etwas zu benutzen ist. Andernfalls wird dieses Tunnelende ganz von neuem errichtet werden müssen. Nach den gewonnenen Erfahrungen wird aber natürlich auf größere Knickfestigkeit der Tunnelröhre besondere Rücksicht genommen werden.

× ×

Hochofenschlacken Die Hochofenschlacken stellen sich als eine recht unerwünschte Beigabe der Eisengewinnung dar. Früher wurden die

Schlacken einfach auf die Halde gestürzt und blieben fast völlig ungenutzt, höchstens daß sie da und dort als Chausseeschotter und dergleichen benutzt wurden. Welche gewaltigen Massen sich allmählich auf dem Hüttenterrain aufhäuften, kann man daraus ermessen, daß bei der Eisengewinnung 60 bis 150 % der gewonnenen Eisenmenge als Schlacken abfallen. In neuerer Zeit versuchte man mit recht gutem Erfolg die Schlacken auf Zement zu verarbeiten. Ungenutzt bleibt hierbei aber immer noch die gewaltige Wärmemenge, die der Schlacke innewohnt, wenn sie schmelzend den Hochofen verläßt. Diese Wärmemenge versucht man neuerdings zu gewinnen, und zwar in der Weise, daß man mit der glühenden respektive flüssigen Schlacke Wasser zur Verdampfung bringt. Um hierbei die Bildung schädlicher Säuren zu verhindern, die die Kesselwandungen angreifen, muß die Wasserverdampfung allerdings unter Luftabschluß geschehen. Zu diesem Zweck läßt man die flüssigen Schlacken in einen unter Luftabschluß befindlichen Kessel fließen. An der Eintrittsstelle verschließt die flüssige Schlacke selbst der Luft den Zutritt; an der Stelle, wo die im Wasser abgekühlte, granulierte Schlacke durch ein Becherwerk wieder aus dem Kessel herausgeschafft wird, ist ein Wasserabschluß angeordnet. Hier wird auch das Speisewasser zugeführt. Der erzeugte, überhitzte Dampf hat eine Spannung von zirka 1,14 Atmosphären und wird in einer Abdampfturbine ausgenutzt. Bei Versuchen, die auf dem Samuelsonschen Eisenhüttenwerk in Middlesbrough angestellt worden sind, wurde 1 % der per Woche abfallenden 1800 Tonnen Schlacke zur Dampferzeugung herangezogen, und es wurde eine Dampfturbinenleistung von rund 500 Kilowatt erzielt. Das günstige Resultat wird dazu führen möglichst die ganze in den Schlacken vorhandene Wärme auszunutzen.

× ×

Wasserstoffgewinnung Die großen Erfolge der Luftschiffahrt, insbesondere die der lenkbaren Luftschiffe, neuere chemisch-technologische Methoden, das autogene Schweißverfahren und ähnliches, haben den Bedarf an Wasserstoff außerordentlich gesteigert. Die älteren chemischen Verfahren der Wasserstofferzeugung hätten bei weitem nicht ausgereicht, um den Bedarf auch nur annähernd zu decken. Es mußte deshalb nach neuen, ausgiebigeren und vor allem billigeren Verfahren gesucht werden. Überaus wichtig für die billige Gewinnung von Wasserstoff ist es, daß bei der Chloralkalielektrolyse Wasserstoff als Nebenprodukt abfällt. Bei der elektrolytischen Zerlegung von Kochsalzlösung beispielsweise entstehen zunächst Natriummetall und Chlor. Das Chlor wird als solches weiter verwandt. Das Natrium dagegen setzt sich mit dem Lösungswasser des Kochsalzes zu Natronlauge um, während Wasserstoff frei wird. Auf eine Tonne Kochsalz kommen 200 Kubikmeter Wasserstoff. Die Fabrik Griesheim erzeugt auf diese Weise mit 15 000 Pferdestärken jährlich 6 Tonnen oder 7 000 000 Kubikmeter Wasserstoff. Der Wasserstoff wird komprimiert und in Stahlflaschen gefüllt, die auf besonderen Wasserstoffwagen in der Weise untergebracht sind, daß mit dem Öffnen eines einzigen Ventils der Inhalt aller Flaschen entleert werden kann. Diese Methode hat sich gut bewährt, und der Griesheimer Wasserstoff wird, insbesondere zur Füllung der Zeppelinluftschiffe, in großem Umfang versandt.

Freilich steht das Gewicht der Flaschen und der Wagen zu dem des Inhalts in überaus ungünstigem Verhältnis, und schon aus diesem Grund, mehr noch um bei der Wasserstofferzeugung nicht an den Ort der Elektrizitätsquelle gebunden sein zu müssen, hat man sich nach anderen Wasserstofferzeugungsmethoden umgesehen. Bisher sind bereits 21 solcher neuen Methoden ausgearbeitet worden. Ich erwähnte bereits früher die Methode von Frank, Karo und Linde, die von der fraktionierten Destillation komprimierten Wassergases ausgeht. Dieses Verfahren wird von der *Berlin-Anhaltischen Maschinenbauaktiengesellschaft* in Tegel praktisch ausgeübt. 1 Kubikmeter Gas mit einem Wasserstoffgehalt von zirka 97 % stellt sich auf 12 bis 15 Pfennig. Die Fabrik *Elektro*-Griesheim besitzt gleichfalls ein patentiertes Verfahren zur Herstellung von Wasserstoff aus Wassergas. Es besteht darin, daß Wassergas in der Gegenwart von Wasserdampf bei einer Temperatur von 400 bis 500° über glühenden Kalk geleitet wird. Hierbei bilden sich kohlensaurer Kalk und Wasserstoff. Der Preis des nach dieser Methode hergestellten Wasserstoffs beträgt 8 bis 10 Pfennig per Kubikmeter. Von Wichtigkeit bei diesem Verfahren ist es, daß die Reaktionsröhren nur einmal angeheizt zu wer-

den brauchen, weil bei der Reaktion Wärme frei wird, die zur weitern Erwärmung der Röhren im Verlauf des Prozesses benutzt wird. Ein anderes Verfahren von *Elektro*-Griesheim besteht in der Anwendung von Aluminiumamalgam. Dieses Amalgam wird von Sauerstoff und der Luftfeuchtigkeit leicht angegriffen, und es entsteht reiner Wasserstoff. Zur praktischen Wasserstoffgewinnung werden Quecksilberoxyd, Alkali und Aluminium trocken gepulvert und mit Wasser begossen. Dieses Verfahren erfordert eine nur kleine Apparatur und kann deshalb überall angewandt werden. Freilich ist es recht kostspielig; denn 1 Kilo Mischung, die 3 Mark kostet, liefert nur 1 Kubikmeter Wasserstoff.

Ein anderes Verfahren, das von den Siemens-Schuckert-Werken ausgeführt wird, beruht auf der Einwirkung einer 30prozentigen Natronlauge auf Silizium. Speziell für Kriegszwecke sind fahrbare Gaserzeuger von den Siemens-Schuckert-Werken gebaut worden, die bei einem Wagengewicht von 2,5 Tonnen 60 Kubikmeter Wasserstoff per Stunde herzustellen imstande sind. Der Kubikmeter kostet hierbei zirka 60 Pfennig. Wichtig ist ferner die Erzeugung von Wasserstoff durch die Zersetzung von Wasserdampf mit Hilfe glühenden Eisens. Technisch ausgebaut wurde dieses altbekannte Verfahren durch Strache. Es werden 3 Zylinder benutzt. In dem ersten, der als Carburator dient, befindet sich glühender Koks. Beim Durchleiten von Wasserdampf durch diesen Zylinder entsteht Wassergas, das in einen zweiten mit glühendem Eisen gefüllten Zylinder geleitet wird, wobei Wasserstoff entsteht, der in einem dritten mit glühenden Steinen gefüllten Zylinder gereinigt wird. 1 Kubikmeter nach diesem Verfahren erzeugten Wasserstoffs kostet 10 bis 12 Pfennig. Schließlich sind noch die Verfahren zu erwähnen, nach denen Kohlenwasserstoffverbindungen, wie Acetylen, Ölgas, aber auch Steinkohlengas, durch starke Erhitzung bei gleichzeitiger Drucksteigerung dekarburiert werden, indem sich Kohlenstoff als Ruß abscheidet, während freier Wasserstoff entweicht.

× ×

KurzeChronik Wie schon in der Rubrik *Naturwissenschaften* erwähnt, starb am 24. März in Pisa, 71 Jahre alt, Antonio Pacinotti, der eigentliche Erfinder des Ringinduktors (häufig *Grammescher Ring* genannt). × Ein neuer Riesenkran mit einer Tragfähigkeit von 200 Tonnen ist von der *Deutschen Maschinenbauaktiengesellschaft* in Duisburg für die Vulkanwerft in Hamburg gebaut worden. × Ein Stahlgußstück von 170 Tonnen Gewicht ist von der *Bethlehem Steel Company* hergestellt worden. Es dient als Querhaupt für eine hydraulische Presse von 10 000 Tonnen Druck. Die hydraulische Presse wird zur Herstellung von Eisenbahnwagenrädern, von denen sie stündlich 6¼ Stück fertig zu machen vermag, benutzt. × Bei der letzten Sonnenfinsternis am 17. April dieses Jahres wurde festgestellt, daß nach Eintritt der Finsternis eine wesentliche Verbesserung in der Übertragung durch drahtlose Telegraphie stattfand. Beim Maximum der Verfinsterung waren auch die gegebenen Zeichen am stärksten. Mit dem Abnehmen der Verdunkelung nahm auch die Stärke der übertragenen Zeichen wieder ab.

× ×

Literatur Von dem bei George Westermann in Braunschweig erscheinenden, groß angelegten Werk *Die Technik im 20. Jahrhundert,* dessen 1. Band bereits in dieser Rundschau (1911, 3. Band, pag. 1698-1699) besprochen wurde, ist soeben der 2. Band, *Die Verarbeitung der Rohstoffe,* zur Ausgabe gelangt. Die hochgespannten Erwartungen, die bereits der 1. Band geweckt hatte, werden reichlich erfüllt. Textlich und illustrativ ist das beste geleistet worden, was von einem solchen Werk für den Gebildeten verlangt werden kann. In dem 1. Abschnitt werden die fossilen Kohlen und ihre Verwertung von den Professoren Ed. Donath und G. Ulrich behandelt . Den breitesten Raum nimmt hier naturgemäß die trockene Destillation der Steinkohle zum Zweck ihrer Verkokung und der Gaserzeugung (Leuchtgas, Wassergas usw.) in Anspruch. Alle kulturell wichtigen Momente der Steinkohlenverwertung werden hier wenigstens andeutungsweise berührt, und der Leser darf auch einen Blick in die chemische Großindustrie werfen, die sich auf dem Steinkohlenteer aufbaut. Wesentlich kürzer ist das Kapitel über die Verwertung der Braunkohle ausgefallen, der ja allerdings auch nur eine geringere Bedeutung als der Steinkohle zukommt. Die Verwertung des Torfes, die auch im 1. Band nur

knapp berührt worden ist, ist leider gar nicht besprochen worden, obwohl gerade die Ausnutzung der Torfmoore für das norddeutsche Flachland das eigentliche Problem des 20. Jahrhunderts darstellt. Der 2. Abschnitt ist der Verarbeitung des schmiedbaren Eisens im Hüttenbetrieb gewidmet. Die von Professor G. Stauber herrührende Bearbeitung schließt sich eng an den entsprechenden Abschnitt des 1. Bandes an. Der Bearbeiter begnügt sich aber nicht damit nur einfach jene Betriebe zu schildern, die sich mit der Bearbeitung des schmiedbaren Eisens in Hüttenwerken beschäftigen. Entsprechend der von Tag zu Tag wachsenden Bedeutung des schmiedbaren Eisens dringt er weiter in die Tiefe der Materie ein und bringt auch Einzelheiten dem allgemeinen Verständnis näher. Der Leser wird ihm hierfür Dank wissen. Denn erst unter Benutzung des Flußeisens, respektive Flußstahles, das Materialbeanspruchungen bis zu 2000 Kilo per Quadratzentimeter in unseren Dampfturbinen, in den Verbrennungskraftmaschinen unserer Automobile, Luftschiffe und Aeroplane auszuhalten hat, hat die technische Entwickelung der Neuzeit geradezu einen neuen Stil gewonnen. Im 3. Abschnitt behandelt Professsor Johannsen die Verarbeitung in der Textil- und Papierindustrie. Nach einer kurzen geschichtlichen Übersicht über die alten Spinnapparate gelangt er zur Darstellung der grundlegenden Erfindungen in der Textilindustrie, die in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts gemacht worden sind und zu Geburtshelfern des industriellen Kapitalismus wurden. Die moderne Baumwollspinnerei, die in allen Details zu klarer Darstellung kommt, die Bastfaserspinnerei und schließlich die Wollspinnerei werden sodann eingehend und unter Zuhilfenahme instruktiven Illustrationsmaterials leicht verständlich behandelt. In analoger Weise sind die Weberei und Färberei besprochen. Einen der Wichtigkeit der Materie entsprechenden breiten Raum nimmt die Darstellung der Papierfabrikation aus den verschiedenartigen Rohmaterialien in Anspruch. Den Beschluß des Bandes macht der Abschnitt über die chemische Großindustrie, bearbeitet von Professor Otto N. Witt. Für die gemeinverständliche Darstellung ist dieses Kapitel wohl das allersprödeste; denn es werden beim Leser zwar nicht positive chemische Kenntnisse, wohl aber wird chemisches Denken vorausgesetzt; an dieser Voraussetzung scheitert aber jede Popularisierung der Chemie, auch diese hier. Gerade auf diesen Abschnitt konnte man am meisten gespannt sein, wenn man Witt als genialen Darstellungskünstler naturwissenschaftlicher Probleme aus seinen *Narthekion* kennen und schätzen gelernt hatte. Um so mehr wird man über seine Behandlung der chemischen Großindustrie in diesem Werk erstaunt sein. Die Darstellung geht eigentlich nirgends in die Tiefe, und dem chemieunkundigen Leser wird kaum mehr als eine oberflächliche Bekanntschaft mit den Großtaten unserer chemischen Industrie vermittelt. Natürlich sieht der fachkundige Leser immer und an jeder Stelle den Geist Witts über den Wassern schweben, auch wenn es seicht plätschert; man erkennt, daß der Verfasser dieses Abschnitts souverän über der Materie steht. Um so mehr bedauert man es dann, daß der, der es am besten hätte tun können, sich nicht die Mühe zu einer wirklich populären und doch wissenschaftlich strengen Darstellung genommen hat. × Der Roman *Das Lichtmeer* von Emil Sandt / Berlin, *Vita* / hat als Basis ein technisches Problem, nämlich die Gewinnung nutzbarer Arbeit direkt aus den Sonnenstrahlen. Über den geheimnisvollen Apparat, durch den die Umwandlung der gestrahlten Sonnenenergie in andere Energieformen geschieht, gibt der Roman keinen Aufschluß. Der Verfasser vermeidet es vielmehr ängstlich phantastische Erfinderideen nach Jules Vernes Art zu produzieren; ihn reizt nur das Menschheitsproblem nicht das technische Problem. Im Grunde ist deshalb die Arbeit mehr ein sozialer als ein technischer Roman. Aber doch muß ich mich als Techniker gegen die Voraussetzung und die Schlußfolgerungen auflehnen, die die Quintessenz des Buches bilden. Nach den Ausführungen des Verfassers würde die direkte Nutzbarmachung der Sonnenstrahlung eine soziale Umwälzung bedingen, die weit über die Revolutionierung durch die Maschine im 18. Jahrhundert hinausginge; denn die Gewinnung der Sonnenenergie würde jede mechanische Arbeitsleistung durch den Menschen fast völlig erübrigen. Das ist der gleiche Irrtum, der so häufig bei der Würdigung der Dampfmaschine als Kulturfaktor, bei der Würdigung des Kleinmotors für das Handwerk usw. begangen wird. Die Dampfmaschine, überhaupt jede Antriebsmaschine, ersetzt allerdings menschliche Kraft, für den Produktionsprozeß gewinnt sie aber nur

Bedeutung in Verbindung mit den Umformmaschinen. Die mechanische Spinnmaschine mit ihren unermüdlichen Spindeln setzte Tausende von Händen still, und das tat sie schon in der Kindheitsperiode des industriellen Kapitalismus, als die Antriebsmaschine noch mit einem lächerlich geringfügigen ökonomischen Nutzeffekt arbeitete. Jede neue Umformmaschine, gleichgültig ob es sich um eine Streichholzpackmaschine oder eine Setzmaschine oder eine automatische Drehbank handelt, vollzieht heute die gleiche Wirkung. Demgegenüber spielt der ökonomische Nutzeffekt der Antriebsmaschine in sozialer Hinsicht nur eine untergeordnete Rolle. Die direkte Nutzbarmachung der Sonnenenergie würde keine größere soziale Wirkung ausüben als etwa der Ersatz der Dampfmaschine und der Verbrennungsmotoren durch Elektromotoren, wenn sämtliche Wasserkräfte der Welt nutzbar gemacht sein werden. Erübrigt wird dann nur die Arbeit des Kohlenbergmanns und des Kesselheizers. Das wäre gewiß eine Verbesserung in der Lebensführung von Tausenden; aber es wäre keine ökonomische Revolution, denn der größte Teil der hierbei erübrigten menschlichen Arbeitskraft würde an anderen Stellen sofort wieder aufgenommen werden. Wird das aber als richtig zugegeben, so verflüchtigt sich auch das tragische Moment des Romans, das ihm den eigentlichen Stimmungswert verleiht. Dazu kommt noch, daß die völlige Eliminierung der Kohle aus der Industrie und dem Haushalt weder möglich noch wünschenswert wäre. Als Wärmespeicher, als Energiequelle ist die Kohle ersetzbar, unersetzlich aber ist sie als Aufbaumaterial für die zahllosen chemischen Kohlenstoffverbindungen, die für unsere Kultur unentbehrlich sind. Mehr als 2000 verschiedene Farbstoffe danken dem Steinkohlenteer ihre Existenz. Die wichtigsten Arzneimittel, antiseptische Präparate, Riechstoffe, Süßstoffe und andere mehr werden gleichfalls aus den Bestandteilen des Teers synthetisch aufgebaut. Die verschiedenen Karbide, Carborund usw. sind für die moderne Technik überaus wichtige Produkte, die sich auf der Benutzung der Steinkohle aufbauen. Für die Gewinnung der Metalle aus diesen Erzen insbesondere bei der Verhüttung des Eisens kann die Kohle zwar als Wärmequelle, nicht aber als Reduktionsmittel entbehrt werden. In der Landwirtschaft spielen die stickstoffhaltigen Verbindungen, die aus den Gaswässern entnommen werden, eine überaus wichtige Rolle. Also auch hier ist die Kohle ein vorerst noch unersetzlicher, freilich nicht für alle Zeiten unentbehrlicher Kulturfaktor; denn mit Hilfe der Elektrizität gelingt es auch heute schon den Sauerstoff der Luft zu chemischen Verbindungen zu zwingen. Die Braunkohlenindustrie liefert uns Asphalt, Paraffin, Schweröle, Solaröl, Benzin und anderes. Kurzum, es hieße unsern Kulturbestand zurückschrauben, wollte man die Verwertung der fossilen Kohle vollständig eliminieren. Auf einen Punkt möchte ich noch hinweisen, der die Ausmerzung der Kohle gleichfalls nicht wünschenswert erscheinen läßt. Svante Arrhenius hat den Nachweis geführt, daß die Vermehrung des Kohlensäuregehaltes der Luft die Wärmeabstrahlung von der Erde nach dem kalten Weltraum in wirksamster Weise verzögert. Mit der Erzeugung von Kohlensäure fördern wir deshalb nicht bloß das Wachstum der Pflanzen und die Erhaltung unserer Wälder, die an und für sich schon ein Klimaregulator allerersten Ranges sind, sondern wir verhindern auch die Wiederkehr einer Eiszeit, die alles Leben vernichten würde. Die Würdigung der literarischen Seite des Romans gehört nicht in diese Rubrik; ich möchte aber doch nicht schweigend an ihr vorübergehen. Der Verfasser besitzt eine unleugbare Gestaltungskraft und einen scharfen Blick für die Psyche des einzelnen und insbesondere die der Massen. Der Roman schlägt den Leser deshalb auch in Bann, selbst wenn er die technische Prämisse beanstanden muß. Die Personen des Romans werden dem Leser menschlich nahe gebracht; ihre Schicksale interessieren ihn, und er nimmt an ihnen Anteil. Damit erhält der Roman einen über reine Unterhaltungslektüre hinausgehenden Wert. Aber dem guten Eindruck, den der Roman hinterlassen könnte, wird durch eine etwas grobe Phantastik des Verfassers Abbruch getan. Ein weiblicher Detektiv, der mit Aeroplanen Spionage treibt, eine kunstvolle, technische Atrappe, die das angebliche Geheimnis der Erfinder birgt, und die schließlich zur Mausefalle für einen englischen Spion wird, die Kulissen des Schlußbildes mit der Apotheose des in den Menschheitsdienst gezwungenen Sonnenlichts und noch einiges muten doch etwas als Sensationshascherei an.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN

16. Heft | 15. August 1912

ROMAN STRELTZOW · DIE DRITTE REICHSDUMA

SIE war ein gefügiges Produkt der Reaktion. Um sie zustande zu bringen, mußte man das geltende Wahlgesetz gewaltsam abschaffen und das vom 3. (16.) Juni 1907 oktroyieren. Dieses konstruierte man nach Maßgabe der in den beiden ersten Dumas gemachten Erfahrungen. Die Hoffnungen, die man zuerst auf den bäuerlichen Konservatismus gesetzt, hatten sich als trügerisch erwiesen, die Arbeiterschaft und die intellektuellen Mittelklassen waren von jeher revolutionär, es blieb somit für die Reaktion nur der adelige Großgrundbesitz übrig. Ohne Zaudern leimte man das neue Wahlgesetz deshalb so, daß die russischen Grundherren ein Übergewicht auf rein automatische Weise erhalten mußten. Um noch sicherer vorzugehen, beraubte man eine Anzahl demokratischer Elemente der elementarsten Bürgerrechte, die übrigen wurden terrorisiert, eingeschüchtert, die besonders *Gefährlichen* einfach ausgewiesen oder in ein sicheres Gewahrsam gebracht. Die Reaktion hatte nachher freie Bahn: Eine andere als eine regierungstreue Volksvertretung konnte aus der Wahlurne nicht herauskommen.

Diese Erwartung wurde auch erfüllt. Aus den 442 zu wählenden Abgeordneten der dritten Duma bekannten sich zur Reaktion nicht weniger als 298, das heißt die übergroße Mehrheit. Die konstitutionellen Demokraten, gewöhnlich *Kadetten* genannt, schrumpften zu einem Häuflein von 54 Mann zusammen, die Sozialdemokraten konnten für sich nur etwa 20 Mandate retten (später blieb es sogar nur bei 15), die bäuerliche Arbeitsgruppe nicht mehr als die Unglückszahl 13. Man sieht: Die Barden des Rückschritts hatten genügend Grund ein triumphierendes Geheul anzustimmen.

Die auf diese Weise durchgebrachte regierungsfromme Majorität war aber durchaus nicht homogen. Zwar waren die Abgeordneten, die zu ihr zählten, sämtlich erbitterte Feinde des Fortschritts, besonders in seiner konkreten, liberal-sozialistischen oder *kadettisch*-sozialdemokratischen Form. Aber über dieses Negative hinaus existierte nur wenig Positives, was diesen Volksvertretern gemeinsam gewesen wäre. Die einen wollten dem Absolutismus zu einer Wiedergeburt verhelfen, die anderen glaubten eine absolutistisch-konstitutio-

nelle Monarchie errichten zu müssen, die dritten dachten an wirkliche, freilich sehr gemäßigte Reformen. Indes, die positiven Absichten spielten zunächst eine untergeordnete Rolle. Die Hauptsache war für alle das Zurückdrängen der früheren liberal-sozialistischen Mehrheit, die Ausrottung jeglicher, noch so geringer Hoffnungen auf eine großzügige Reformbewegung. Man wollte auch zunächst für all die ausgestandene Angst Rache nehmen, für die Demütigung, die man während der Revolution und während der ersten zwei Parlamente erleben mußte. Erst nachdem das Rachegefühl ein wenig gesättigt war, besann man sich auf die positiven Ziele. Hierbei stellte es sich nun bald heraus, daß man gar nicht so einheitlich über alles dachte und empfand. Außerdem machte man die Entdeckung, daß zur parlamentarischen Arbeit etwas mehr gehört als ein grimmiger Haß gegen die *Kadjuks* und die *kaukasischen Affen,* wie man die kaukasischen Sozialdemokraten schimpfte.

Die Hauptsorge der Regierung gegenüber der dritten Duma mußte begreiflicherweise in der Erhaltung einer gefügigen Mehrheit bestehen. Das beste Mittel dazu war die Hervorkehrung solcher Fragen, in denen die Reaktion sich einig fühlte. Dazu gehört vor allem der Zyklus von Problemen, die man als *nationale* bezeichnet. Rußland ist bekanntlich, national genommen, kein homogener Staat; auf seinem immensen Territorium kämpfen zahlreiche Nationalitäten gegen einander, von denen manche auf einer höhern Kulturstufe stehen als das herrschende Volk selbst. Was könnte die Reaktion stärker zusammenkitten als der Schlachtruf *Gegen die Übermacht der Fremden!*? Stolypin gab denn auch diese Parole aus, und die anfänglich mit Wonne gehorchende Dumamehrheit stimmte mit Begeisterung in den Ruf ein und drückte mit Hurra die geforderten Gesetze gegen Finnland und Polen durch. Der nationalistische Kitt erwies sich als so stark, daß die Regierung immer dazu greifen konnte, sobald die mit solcher Mühe zustande gebrachte Majorität zu zerbröckeln drohte. Er versagte nur ganz selten, und nur dann, wenn der nationalistische Machtkitzel mit den eigennützigen Interessen der Besitzenden in Konflikt kam. Die Regierung war aber klug genug solche möglichen Konflikte rechtzeitig vorauszusehen und zu beseitigen.

Nachdem die erste Siegesfreude verflogen war, und die nüchterne Arbeit immer mehr die Geister in Anspruch nahm, mußte man vielfach einsehen, daß der alles beherrschende *Kadetten-* und Sozialistenhaß nicht selten auf törichter Verblendung und Verhetzung beruhte. Besonders auf dem linken Flügel der sogenannten *Oktobristen*partei fühlte man immer mehr heraus, daß die Forderungen und Bestrebungen der Demokratie gar nicht so doktrinär utopistisch waren, daß sie auf alle Fälle nicht aus *antipatriotischen* Motiven herstammten. Diese Einsicht führte zu einer Differenzierung innerhalb der herrschenden Mehrheit. Ein Teil der *Oktobristen* schreckte vor dem auftauchenden Liberalismus der Partei zurück und ging direkt ins reaktionäre Lager über; der andere suchte Anschluß nach links und scheute nicht vor einer, wenn auch höchst untertänigen, Opposition gegen die Regierung zurück. Eine Zeitlang sah es sogar so aus, als ob das Schwergewicht der ganzen Duma sich nach links verschieben wollte. Bald aber wurde es klar, daß der *oktobristischen* Opposition allzu enge Grenzen gesteckt waren. Die Partei ist nämlich vollkommen von dem künstlichen Wahlgesetz, also von der Regierung abhängig. Im Volk selbst, unter den Massen hat sie keinen Anhang, und ihre Rolle ist bald ausgespielt, wenn die vorsorgende Regierung sich von ihr abwendet. Wollte

die Partei am Ruder bleiben, so blieb ihr nichts übrig als sich dem Willen der regierenden Bureaukratie zu unterwerfen. Was übrigens, nebenbei gesagt, durchaus kein leichtes Ding war. Manchmal stellte Stolypin an die *oktobristischen* Herrschaften allzu starke Anforderungen, und die Führer mußten schon direkt Söldner der Regierung sein, wenn sie das alles schlucken wollten, was der Premier ihnen zumutete. So war es ein zu starkes Stück, als Stolypin die Duma auf 3 Tage auflöste, um in der Zwischenzeit das Semstwogesetz auf Grund des § 87, also im Verwaltungsweg, einzuführen. Dies Vorgehen der Regierung war so dreist ungesetzlich, daß man jeder äußern Würde verlustig gehen mußte, um es öffentlich gutzuheißen. Die *Oktobristen,* wenigstens der linke Flügel, sahen dies ein und protestierten zusammen mit der Linken gegen diesen Akt der Ungesetzlichkeit, wobei der Führer der Partei, Herr Gutschkow, von dem Präsidentenposten zurücktrat. Ähnliches wiederholte sich bei anderen allzu groben Verstößen der Regierung.

Bekanntlich haben die *Oktobristen* ihren Namen dem Zarenmanifest vom 17. (30.) Oktober entlehnt. Sie wollten die dort verkündigten Freiheiten verwirklichen und dem Volk »die wirkliche Unverletzlichkeit der Person, die Freiheit des Gewissens, der Rede, der Versammlungen und Vereine«, wie es im Manifest hieß, erkämpfen. Dies wollten sie aber nur so lange als die revolutionären Wogen hoch schlugen und alles drunter und drüber ging. Sobald die Stimmung sich änderte und das revolutionäre Meer sich glättete, wurden auch die *oktobristischen* Bestrebungen anders. Sie vergaßen das Zarenmanifest, und die schönen Dinge, die dort versprochen waren, interessierten sie so gut wie gar nicht mehr. Sie ließen deshalb die Regierung ruhig gewähren und schwiegen, als diese durch ihre Organe einer Freiheit nach der andern den Garaus machte. Was ging sie in Wirklichkeit die Unterdrückung der Vereine und der harmlosesten Versammlungen an? Ihre Leute litten doch nicht darunter, die *Kadetten* und die Sozialisten aber hatten diese Behandlung gewiß verdient. Dieses unkluge, von staatsmännischem Geist vollkommen unberührte Verhalten zeigte am besten, was die Bevölkerung von dieser Partei zu erwarten hatte. Es ist deshalb nicht übertrieben, wenn man sie als die *Partei des verlorenen Dokuments* (das heißt des Manifests) oder *der letzten Regierungsverfügung* bezeichnete.

Dank dieser Charakterlosigkeit hat die Duma für die Befestigung und Erweiterung der politischen Rechte fast gar nichts geleistet. Man suchte überhaupt alle *gefährlichen* Stoffe nach Möglichkeit zu umgehen und sich auf unzählige kleine und kleinliche Gesetzentwürfe zu konzentrieren. Man wollte ablenken, einschläfern, und die Behandlung solcher geringfügigen Fragen, die meistens von nur lokalem Interesse waren, erwies sich dafür als ein vorzügliches Mittel. Schade nur, daß man einige große brennende Probleme doch nicht ganz abweisen durfte. So mußte die Duma notgedrungen das heikle Agrarproblem aufrollen, dann die Fragen der Justizpflege, des Arbeiterschutzes, des allgemeinen Schulunterrichts. Nachdem die Agrarfrage im Jahr 1906 von der Regierung auf administrativem Weg *gelöst* worden war, blieb der gefügigen Majorität nichts übrig als die temporären Gesetze in Bausch und Bogen zu dauernden zu erklären. Bekanntlich basieren diese Gesetze auf der Unantastbarkeit des Privatbesitzes und beschränken sich im allgemeinen auf die Überführung des Anteilbodens in das Privateigentum der betreffenden Bauern. Der Bodenmangel wird durch diese Gesetze nicht beseitigt, und so ist es ver-

ständlich, daß die wenigen bäuerlichen Abgeordneten, die in der Duma saßen, in den Agrardebatten diese Frage nicht unerwähnt ließen. Die herrschenden Grundherren gingen aber schnell darüber hinweg, was für sie auch das klügste war. Sie vertrösteten die Bauern auf die Zukunft und versicherten, daß die Auflösung der Landgemeinde schon dem Bauernstand das ersehnte Heil bringen würde. Auf dem Gebiet der Justizpflege nahm man zuerst einen quasi liberalen Anlauf. Als aber der konservative Reichsrat sich mit den liberalen Ideen des Ortsgerichtsgesetzes nicht einverstanden erklären wollte, zog man sich zurück und gab klein bei. Der Reichsrat spielte überhaupt eine allzu große Rolle in der gesetzgeberischen Arbeit und verpfuschte noch mehr die schon an sich kümmerlichen Reformversuche. Die *Oktobristen* erklärten zwar dem Reichsrat formell den Krieg, *de facto* aber konnten sie sich zu einem energischen Widerstand nicht aufraffen. Der Reichsrat durfte sich deshalb erlauben aus geringfügigen Motiven so wichtige Reformen zurückzuweisen wie den allgemeinen Schulunterricht und die zivilrechtliche Gleichstellung der Frauen.

Bei den Wehrfragen übte die *oktobristische* Führerschaft eine scharfe Kritik, bewilligte aber alles, was man von der Duma forderte. Die Nachgiebigkeit der Majorität ging sogar selbst Gutschkow zu weit, der mit der Milliardenbewilligung für den Flottenbau durchaus nicht einverstanden war. Seine in gewisser Hinsicht mutigen Reden verhallten, ohne eine tiefere Wirkung auszuüben. Größern Eindruck machten die Kritiken verschiedener Parteien bei der Budgetberatung. Wenn man auch nicht alles erreichen konnte, was man anstrebte, so war doch die Tatsache, daß das Budget öffentlich besprochen wurde, von großer praktischer Bedeutung. Bei der Beratung der wenigen Arbeiterschutzgesetze konnte die Regierung als revolutionäre Bahnbrecherin auftreten. Ihre Vorschläge gingen der Unternehmerklasse zu weit, und man bezichtigte sie direkt der Neigung zum Sozialismus. Diese törichten Beschuldigungen kamen der regierenden Bureaukratie sehr zustatten, denn sie konnte doch dabei ein liberal aussehendes Mäntelchen umhängen.

Das wichtigste praktische Resultat der dritten Duma ist die Tatsache, daß sie überhaupt existierte. Wie wenig sie auch die öffentliche Meinung aufregte, immerhin interessierte sie mehr als alles andere. Die Reden, die dort gehalten wurden, konnten ohne weiteres in den entlegensten Dörfern gelesen werden und haben gewiß nicht wenig zur Aufklärung des Volkes beigetragen. Das Volksbewußtsein hat ein Zentrum gefunden, und der politische und soziale Kampf hat allmählich nationale Dimensionen angenommen. Gewiß, der Weg zur Dumatribüne ist dornig und für die besten Freunde des Volkes so gut wie nicht gangbar. Immerhin, schon der Kampf um die Freilegung des Weges hat seine große Bedeutung und darf nicht verworfen werden. Die Taktik der *Abberufler,* die die Duma nach berühmten Mustern in sich verfaulen lassen wollten, erwies sich als eine Taktik der Impotenz, von der nichts zu erwarten ist. Die Duma ist freilich alles andere als ein Musterparlament, aber sie ist doch, wie vorauszusehen war, eine nationale Macht geworden, die nicht mehr beseitigt werden kann. Ein Ignorieren dieser Macht ist nicht angängig; man muß sie vielmehr auszunutzen suchen. Die kleine sozialdemokratische Fraktion hat deshalb gut getan, als sie dem Drängen der Impossibilisten nicht nachgab und ruhig auf ihrem Posten blieb.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

ARTHUR SCHULZ · DIE SOZIALDEMOKRATIE UND DIE SÜD- UND WESTDEUTSCHEN KLEIN- UND MITTELBAUERN

I

VOR Jahresfrist, zur Zeit der letzten Fleischteuerung, überraschte eines schönen Tages Genosse K. Kautsky unsere Partei mit den Geburtswehen eines funkelnagelneuen Agrarprogramms. Er forderte uns auf oder, besser gesagt, mutete uns zu unverzüglich in eine nachdrückliche Agitation für die Verstaatlichung des landwirtschaftlich genutzten Bodens und für die Umwandlung der auf ihrem Grundeigentum wirtschaftenden Bauern in Staatspächter einzutreten. Bis zum Tag der Aufrichtung der sozialistischen Gesellschaftsordnung sollte ein großer Teil der in Staatseigentum übergeführten Bauernhöfe zu Großgütern zusammengeschlagen, an städtische Gemeinden und Konsumvereine in Pacht gegeben werden, und diese Verbände sollten darauf mit gemieteten Lohnarbeitern für den Bedarf ihrer Einwohner respektive Mitglieder Lebensmittel produzieren. An diesen mindestens eigenartigen Vorschlägen war wohl das Eigenartigste, daß sich Genosse K. Kautsky von der Propaganda seiner Forderungen sogar noch einen agitatorischen Erfolg innerhalb der landwirtschaftlichen Bevölkerung versprach. Die Kleinbauern würden sich, meinte er, gern von der drückenden Last ihres (angeblich) überschuldeten Eigentums erlösen lassen, und nur von den Großbauern und Großgrundbesitzern wäre Widerstand zu erwarten. Was K. Kautsky selbst an begründenden Argumenten und Tatsachen beibrachte, war so dürftig und wenig überzeugend, daß meine Würdigung seines totgeborenen Projekts ganz kurz ausfallen konnte.[1]) Nachträglich aber veröffentlichte er, um seine *Lösung* der Agrarfrage zu rechtfertigen, in der *Neuen Zeit* einen mehrfach gegen mich polemisierenden, 28 Seiten langen Artikel aus der Feder des rheinischen Genossen Ernst Andrée, der bei allen reichlich mit unterlaufenden Vorurteilen und Einseitigkeiten unstreitig eine größere Sachkenntnis zeigt und daher ernster zu nehmen ist.[2]) Auch Genosse Andrée predigt die »Notwendigkeit das Privateigentum an den Produktionsmitteln (hier in der Hauptsache Grund und Boden), das das ganze Unglück der Kleinbauern verschuldet . . ., zu beseitigen«. Und als »wichtigste« »Maßnahme, die wir im Interesse der kleinen Besitzer vorzuschlagen haben,« sieht auch er die »Verwandlung der Landwirte aus Privateigentümern oder Privatpächtern in Staatspächter« an. Ja, seine Übereinstimmung mit dem Führer der Agrar*marxisten* geht sogar so weit, daß es auch ihm (das ist unter allem Sonderbaren wohl das Sonderbarste) scheinen will, »daß wir mit dem Vorschlag Kautskys . . . sehr wohl Anklang bei der kleinbäuerlichen Bevölkerung finden könnten«. Derartige agrarpolitische Träumereien und Utopieen gehen nun aber merkwürdigerweise ganz einträchtig Hand in Hand mit Darlegungen zur Geschichte der Agrarverfassung des Eifelgebiets, die durchaus zutreffend sind, und mit einer material- und zahlenreichen Schilderung der gegenwärtigen Lage der Eifelbauern, die neben tendenziöser Schwarzmalerei doch auch manches Richtige und Gutbeobachtete enthält. Gerade wegen der gern zugegebenen Gediegenheit einiger Partieen

[1]) Siehe meinen Artikel *Bodenverstaatlichung oder Güteraufteilung?* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1911, 3. Band, pag. 1212 ff.

[2]) Siehe Andrée *Die Eifelbauern* in der *Neuen Zeit*, 1911-1912, 1. Band, pag. 484 ff., 532 ff. und 596 ff

besteht die Gefahr, daß auch die argen Übertreibungen und Irrtümer der Abhandlung von weniger kundigen Parteigenossen als Wahrheiten hingenommen werden und so den Klärungsprozeß, der bei gewissen agrarischen Fragen in unserer Partei nun endlich im Gang ist, aufhalten oder doch verlangsamen könnten. Diese Befürchtung veranlaßt mich im folgenden den Ausführungen des Genossen Andrée in einigen wesentlicheren Punkten entgegenzutreten. Ich stütze mich dabei vor allem auf das Ergebnis der dem Genossen Andrée anscheinend unbekannt gebliebenen Untersuchungen, die Dr. Ludwig Schmitz-Adenau vor einigen Jahren im Auftrag der *Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft* über die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Eifel angestellt hat.[3]) Außerdem kommen mir die persönlichen Eindrücke zustatten, die ich im Sommer 1910 gewann, als ich in Begleitung eines infolge seines Berufes mit Land und Leuten genau vertrauten Freundes einen großen Teil der Eifel durchwanderte.

Es soll nicht bestritten werden, daß die Landwirtschaft des geologisch so interessanten und landschaftlich so schönen Eifelgebiets vielfach noch ziemlich altmodisch ist, und daß Mißernten und Witterungskatastrophen noch immer, wenn auch nicht mehr in dem Grade wie in dem Zeitraum von 1850 bis 1880, einen gewissen Notstand der Bevölkerung im Gefolge haben. Daran sind aber nicht der »durch den Kleinbetrieb ungeheuer erschwerte Kampf um das Dasein«, auch nicht der »verderbliche Einfluß der privatwirtschaftlichen Produktionsweise« sondern zur Hauptsache zwei Ursachen schuld, von denen die eine durch menschliche Einwirkung überhaupt nicht ganz ausgeschaltet, die andere aber auch ohne Abschaffung des Privateigentums am Grund und Boden und ohne Aufgabe des Klein- und Mittelbetriebs allmählich beseitigt werden kann. Als nur wenig abänderbar muß das rauhe und zu Extremen geneigte Klima geduldig hingenommen werden. Mit seiner Jahresdurchschnittstemperatur von nur 6 bis 7 °, mit seinen häufigen Spätfrösten, die manchmal sogar noch im Juni den Roggen in der Blüte zerstören, und mit den starken Stürmen, die so oft über die flachwellige Hochfläche dahinbrausen, ist es nicht nur der bäuerlichen sondern jeder denkbaren Art landwirtschaftlicher Betriebsweise recht ungünstig. Immerhin können durch Wiederaufforstung der zahlreichen, für die Acker- und Weidenutzung untauglichen Höhen, die in der Zeit der französischen Okkupation in unverständigster Weise entwaldet worden sind,[4]) die Extreme der Temperatur vermindert, die Feuchtigkeitsverhältnisse geregelt und die starken Winde weniger schädlich gemacht werden.

Für die Landwirtschaft der Eifel noch verderblicher als das Klima, aber keineswegs unabänderbar ist die auch hier wie in großen Teilen Süddeutschlands herrschende Sitte der Naturalteilung. Diese Erbsitte, die unter der französischen Herrschaft als das Erbrecht des *Code civil* in gesetzlicher Geltung war, bestand darin, daß beim Tod der Eltern jedes Acker- und Wiesenstück in jeder Gewanne in so viel Parzellen geteilt wurde, als erbende Kinder vorhanden waren. Dazu kam noch, daß diejenigen Erben, die nicht im Heimatdorf Bauern waren oder werden wollten, ihre Teilparzelle öffentlich meistbietend zu versteigern pflegten. Das führte dazu, daß heute die zu einem Bauernhof gehörigen Felder nach allen Richtungen der Windrose über die Dorfflur verstreut sind, und daß Wegelosigkeit, Kleinheit, entfernte Lage und unzweckmäßige Form der Teil-

[3]) Siehe Schmitz *Die landwirtschaftlichen Verhältnisse der Eifel, besonders in den Kreisen Schleider Daun, Prüm und Bitburg* / Berlin 1910 /.

[4]) Siehe Wilsing *Die landwirtschaftlichen Verhältnisse des Eifelgebiets mit Berücksichtigung ihrer Vergangenheit und Gegenwart nebst Hinweis auf die Zukunft* / Bonn 1897 /, pag. 12 ff.

stücke und ein zwar nicht rechtlich, aber tatsächlich bestehender Flurzwang den Wirtschaftsbetrieb außerordentlich erschweren und verteuern. Während nun dieses Erbsystem in Gegenden, wo durch Fruchtbarkeit des Bodens, mildes Klima und Nähe städtischer Märkte die Vorbedingungen intensivster Kultur gegeben sind, trotz aller Bodenzersplitterung nicht unbedingt ungünstig zu wirken braucht, ist es in der Eifel, wo diese Voraussetzungen fehlen, allerdings ein den Landeskulturinteressen höchst schädliches Erbübel. Genosse Andrée ist sich darüber nicht im unklaren, trotzdem versucht er aber immer wieder die relative Armut der Eifelbauern und den noch sehr verbesserungsfähigen Stand ihrer Wirtschaftstechnik dem Kleinbetrieb als solchem zur Last zu legen.[5]) Dabei muß er doch wissen, daß der klein- und mittelbäuerliche Betrieb keineswegs durch die Naturalteilung bedingt ist oder sie notwendig zur Folge hat, und daß durch das Zusammenlegungsverfahren das Übel der Bodenbesitzzersplitterung geheilt werden kann, ohne den Klein- und Mittelbetrieb im geringsten in Frage zu stellen. Weshalb sollen nicht die Eifelbauern, der bunten Gemengelage ihrer Zwergparzellen überdrüssig, in dem selben Umfang ihre Fluren bereinigen lassen wie etwa die Bauern der Wetterau?[6]) In der Tat haben sie damit schon einen guten Anfang gemacht, indem sie bis 1907 bereits in 22 Gemeinden der 4 Eifelkreise Schleiden, Daun, Prüm und Bitburg das Zusammenlegungsverfahren durchführen und in 14 Gemeinden einleiten ließen. Dazu kommt, daß sie, seitdem sie nicht mehr unter dem Einfluß des französischen Erbrechts stehen, die naturale Teilung der Felder mehr und mehr als schädlich erkennen und von ihr Abstand nehmen. Nimmt die Entwickelung, wie vorauszusehen, in dieser Richtung ihren Fortgang, so ist zu hoffen, daß dem Eifelbauern doch noch ein anderes Schicksal bevorsteht als das ihm vom Genossen Andrée prophezeite, »langsamer zwar, aber desto sicherer seinem Untergang entgegen« zu gehen.

Außer durch die Ungunst des Klimas und die Streulage zersplitterter Parzellen war die Eifel lange Jahrzehnte hindurch auch durch das Fehlen von Eisenbahnen vor den meisten übrigen Gegenden Süd- und Westdeutschlands benachteiligt. Es ist daher ganz falsch, daß die Eifel eines der »der ökonomischen Entwickelung am nachhaltigsten ausgesetzten Wirtschaftsgebiete« und deshalb »für die Beurteilung der Entwickelung der Landwirtschaft von maßgebender Bedeutung« ist. Solange sie nur auf Landwege und Chausseen angewiesen war, nützte ihr die geographische Nähe der rheinischen Industriegebiete sehr wenig; denn durch die hohen Kosten des Lastwagentransports wurde ihr der Absatz ihrer Erzeugnisse und der Bezug von Futter- und Düngemitteln nahezu unmöglich gemacht. Erst in den letzten Jahrzehnten, ja Jahren hat, mitveranlaßt durch den wachsenden Touristenandrang, der Bau wichtiger Aufschließungsbahnen der Verkehrslosigkeit des einst so vereinsamten Landes ein Ende gemacht. Die neuen Bahnen gaben dem Ackerbau und der Viehzucht der

[5]) Auch Professor Wygodzinski-Bonn, auf dessen Arbeit über die Grundverschuldung in der Eifel sich Andrée stützt, macht die selbstverständliche Unterscheidung zwischen dem System der Klein- und Mittelbetriebe, das er billigt, und der durch die Naturalteilung des *Code civil* herbeigeführten Parzellenwirtschaft in Gemengelage, die er verwirft. »Diese unkluge Gesetzgebung«, schreibt er in seinem Werk *Agrarwesen und Agrarpolitik*, 1. Band / Leipzig 1912 /, pag. 81, »hat stellenweise geradezu zur Verelendung der kleinbäuerlichen Bevölkerung und zu einem unberechenbaren Verlust an nationalem Arbeitskapital geführt, das bei dem unermüdlichen Fleiß dieser kleinen Leute unter günstigeren Bedingungen die reichsten Früchte getragen hätte.«

[6]) In der Wetterau sind nach May (*Die Landwirtschaft in der Wetterau* / Gießen 1903 /, pag. 56) die mannigfachen betriebswirtschaftlichen Nachteile durch allenthalben vorgenommene Zusammenlegungen größtenteils beseitigt. Bei 28 im Kreis Friedberg vorgenommenen Feldbereinigungen kamen vorher 9,7 Parzellen auf 1 Hektar, nach der Zusammenlegung nur 2,9.

Eifel einen nachhaltigen Anstoß. Wenn Genosse Andrée behauptet, daß diese Betriebszweige auch in der Gegenwart noch »total rückständig« sind, so ist das einfach nicht richtig. Vor allem war der durch die Bahnen erleichterte Bezug der künstlichen Düngemittel für das bergige Land ein wahrer Segen. Von den Handelsdüngemitteln machen die kleinen und mittleren Bauern reichlichen Gebrauch, und der Eifelkreis Prüm steht sogar mit 70 Kilo Thomasmehl auf 1 Hektar im Konsum dieses Düngemittels in Deutschland an der Spitze. Auch die Raubbaumethode des *Schiffelns,* das heißt das alle 15 Jahre wiederholte Abbrennen der Heidenarbe, um in der Asche einige Jahre hindurch Getreide bauen zu können, wird nach Schmitz gegenwärtig nur noch auf einer kleinen Fläche der Kreise Schleiden und Prüm ausgeführt und hat sonst meist künstlich gedüngten Feldgrasanlagen Platz machen müssen. Dadurch sind der Rindviehhaltung neue Futterquellen erschlossen worden. Diese war in der Eifel zwar schon von jeher sehr stark: nährten sich doch in den genannten 4 Eifelkreisen 1907 102,8 Rinder auf 100 Hektar Anbaufläche gegen 92,4 in der Rheinprovinz und 57,2 im preußischen Staat; aber infolge der Anlage von Kunstwiesen und -weiden ist sie bei qualitativer Verbesserung der Formen und Leistungen von 1900 bis 1907 um 12,72 % gewachsen, während die ganze Rheinprovinz trotz ihrer gesegneten Weidefluren am Niederrhein im gleichen Zeitraum ihren Rindviehbestand nur um 6,91 % vermehren konnte. Auch die Schweinehaltung hat nach Schmitz »in jüngster Zeit einen ungeahnten Aufschwung genommen«. Unter diesen Umständen kann der Sachverständige der *Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft* sein Schlußurteil dahin zusammenfassen, »daß die Eifeler Landwirtschaft, die unter recht ungünstigen natürlichen und wirtschaftlichen Produktionsbedingungen arbeiten muß, sich in den letzten Jahren bedeutend emporgeschwungen hat«, und die Erwartung aussprechen, daß »die Zeit nicht mehr fern sein wird, wo sie ein ebenbürtiges Glied der deutschen Landwirtschaft darstellt«.[7]) Im Hinblick auf diese sichtlichen Fortschritte, die Andrée allerdings verschweigt, wird seine Lehre, »daß den bedrängten Kleinbauern nur auf dem Wege der Aufhebung des Privateigentums Hilfe gebracht werden kann«, in der Eifel schwerlich Gläubige finden, und ich fürchte, die kleinen und mittleren Landwirte des Rheinlands sehen der ihnen zum hundertsten Mal in Aussicht gestellten »Proletarisierung« ganz kaltblütig und selbstsicher entgegen und sind »verblendet genug die helfende Hand zurückzuweisen«, mit der Andrée sie aus »dem Sumpf der Verelendung und Arbeitsqual« emporziehen will.

Auch durch den statistischen Beweis, durch den Genosse Andrée ihnen und uns das »Tragische in diesem aussichtslosen Kampf der Kleinen um ihre Existenz« klarzumachen sucht, werden sie schwerlich zum Agrar*marxismus* bekehrt werden. Andrée muß für den Regierungsbezirk Trier, der zum großen Teil von der Eifel ausgefüllt wird, folgende Zahlen über die Entwickelung der landwirtschaftlichen Hauptbetriebe mitteilen:

Zählungsjahr	1 bis 2 Hektar	2 bis 5 Hektar	5 bis 20 Hektar	20 bis 100 Hektar	über 100 Hektar
1882	7544	16 507	15 269	1219	30
1895	7400	17 242	16 165	1208	27
1907	6472	17 627	16 610	1101	22
	— 1072	+ 1120	+ 1341	— 118	— 8

[7]) Siehe Schmitz, loc. cit., pag. 176 ff.

Damit läßt sich nun allerdings seine These, »daß sich die Zurückdrängung der Kleinen auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz, wenn irgendwo, dann bei den Eifelbauern verfolgen läßt«, beim besten Willen nicht beweisen. Er muß daher die Zahlen für die ganze Rheinprovinz zu Hilfe nehmen. Nun haben in der Tat in den gewerbereichen Regierungsbezirken Düsseldorf, Köln und Aachen und in dem durch Naturschönheiten ausgezeichneten Regierungsbezirk Koblenz Großindustrielle und Großkaufleute in den letzten Jahrzehnten eine größere Anzahl Bauernhöfe zusammengekauft, um sich auf dem Land Herrensitze zu schaffen. Auf diesem an die englische Entwickelung gemahnenden Weg ist in der Rheinprovinz die Zahl der Großbetriebe über 100 Hektar seit 1882 um 64 gestiegen. Trotzdem haben wenigstens die bäuerlichen Familienwirtschaften von 5 bis 20 Hektar den beklagenswerten Verlust reichlich wettgemacht und sich in gleicher Zeit sogar um 3278 Hauptbetriebe vermehrt. In krassem Widerspruch zu diesen Tatsachen behauptet Andrée, »daß heute schon der rheinische Kleinbetrieb im unaufhaltsamen Niedergang begriffen ist«, und die Zunahme der Großbetriebe in 25 Jahren um ganze 64, unter denen sich zudem viele reine Luxusgüter befinden, veranlaßt ihn zu der komischen Übertreibung, von einer »enormen Verdrängung des bäuerlichen Kleinbetriebs durch die Großen und Größten« zu sprechen.

Aber diese kleinen Künste sind für die heutige Rat- und Hilflosigkeit des Agrar*marxismus* noch nicht derart bezeichnend wie der beredte Umstand, daß er, um die von ihm behauptete produktionelle Leistungsunfähigkeit, Verschuldung und Verelendung der kleinen und mittleren Bauern zu beweisen, nun schon zur Eifel seine Zuflucht nehmen muß. Denn wem will Genosse Andrée es aufreden, daß diese durch Bodenbeschaffenheit und Klima wie kaum eine andere benachteiligte und bis in die jüngste Zeit von großem Verkehr abgeschlossene Gebirgslandschaft »das klassische Gebiet des deutschen kleinbäuerlichen Besitzes« ist? Indem ich nun, um nicht in bloßer Polemik stecken zu bleiben, mich anschicke auch den positiven Beweis für meine dem Agrar*marxismus* widersprechenden Ansichten zu führen, will ich nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen und mir ein in natürlicher oder wirtschaftlicher Hinsicht besonders bevorzugtes Land als Demonstrationsobjekt aussuchen. Ich will vielmehr zwei Gebiete wählen, die infolge ihrer Gebirgigkeit und ihrer Entfernung von den großen Industriezentren eher unterhalb des Niveaus der typischen Wirtschaftsbedingungen des süd- und westdeutschen Bauerntums stehen.

II

ZWEI Meilen westlich von Freiburg ragt aus der badischen Rheinebene, einen Flächenraum von 1100 Quadratkilometer einnehmend, der Gebirgsstock des Kaiserstuhl empor. Die landwirtschaftlichen Verhältnisse im Gebiet dieses längst erloschenen Vulkans hat uns vor kurzem ein Autor, der in seinem Bereich aufgewachsen und als Landwirt tätig gewesen ist, sachkundig geschildert.[8]) Zwar ist der Verfasser,

[8]) Siehe Hirtler *Verschuldungsverhältnisse der Kleinbauern des Kaiserstuhls* / Karlsruhe 1912 /. × Es mag hier daran erinnert werden, daß wir klassische Schilderungen der Verhältnisse badischer Kleinbauern in den beiden Werken Hechts *Drei Dörfer in der badischen Hardt* / Leipzig 1895 / und *Die badische Landwirtschaft am Anfang des 20. Jahrhunderts* / Karlsruhe 1903 / besitzen. An diese Werke schließen sich die Artikel des Genossen David *Bäuerliche Barbaren* und *Die badische Landwirtschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1899, pag. 62 ff., und 1903, 1. Band, pag. 115 ff., an.

Dr. Heinrich Hirtler, mit einem ganz speziellen Interesse, nämlich mit der Absicht den Grad der Verschuldung der Kaiserstuhlbauern klarzustellen, an seine Arbeit gegangen, hat dann aber, was ja bei einem Werk über Agrarverschuldung allein sachgemäß ist, seine Untersuchung auf die Gesamtheit der landwirtschaftlichen Zustände und Entwickelungsvorgänge seiner Heimat ausgedehnt.

Der Kaiserstuhl ist von einer dichtgesiedelten Bevölkerung von annähernd 25 000 Menschen bewohnt, von denen 77 % oder, wenn wir die Nebenberufe hinzurechnen, 88 % in der Landwirtschaft tätig sind. Auch die in Gewerbe, Handel und Verkehr beschäftigten Personen sind zum größten Teil Besitzer und Bewirtschafter kleiner landwirtschaftlicher Grundstücke, und besonders die Fabrikarbeiter halten in der Regel am ererbten Landbesitz fest, vergrößern ihn sogar oftmals durch Zupacht oder legen ihre in der Industrie gemachten Ersparnisse in landwirtschaftlichen Grundstücken an. Mit Recht schreibt Hirtler dieser innigen Verbindung zwischen Industrie und Landwirtschaft einen heilsamen Einfluß auf die wirtschaftliche und soziale Lage der Fabrikarbeiterfamilien zu. Bevölkerungsbewegung und Geburtenhäufigkeit sind günstig, die Kindersterblichkeit ist die geringste in ganz Baden. Zwar ist auch dieser überwiegend landwirtschaftliche Distrikt ein Abwanderungsgebiet, aber lange nicht in so großem Maß wie die Gegenden des Großgrundbesitzes, und wenigstens ein Teil des Geburtenüberschusses bleibt der Heimat erhalten, so daß die Einwohnerzahl langsam steigt.

Betriebsgliederung und Grundbesitzverteilung sind für Südwestdeutschland typisch. Auch hier liegt sowohl der Zahl wie der Fläche nach das Schwergewicht in den Familienbetrieben, das heißt in den Betrieben, deren Inhaber ohne fremde Arbeitskräfte auskommen und andrerseits nicht genötigt sind Nebenverdienst zu suchen. Als solche Familienbetriebe sind in dieser Gegend mit ausgedehntem Weinbau die Betriebe zwischen 0,5 und 3 Hektar zu bezeichnen. In diese Größengruppe fallen 60 % aller Betriebe mit der Hälfte der Gesamtfläche. Die genannte Betriebskategorie hat auch seit der Berufszählung von 1895 am meisten zugenommen, und zwar an Zahl um 30 %, an Fläche um 51 %, während die auf Lohnarbeit angewiesenen und daher für den Rohbau weniger geeigneten Betriebe von 5 bis 30 Hektar an Zahl wie an Fläche bedeutend verloren haben, und die beiden einzigen Betriebe in der Größenklasse von 30 bis 50 Hektar sogar verschwunden sind. Es zeigt sich also auch in dieser süddeutschen Landschaft die selbe, auf Vermehrung der Familienbetriebe gerichtete Tendenz wie in Ostdeutschland, wobei natürlich zu beachten ist, daß der Familienbetrieb im Osten eine erheblich größere Fläche benötigt.[9]) Der Eigenbesitz spielt die weitaus wichtigste Rolle, nur 100 Betriebe, deren Inhaber aber nicht Landwirte sondern Pfarrer, Lehrer oder sonstige Angehörige anderer Berufe sind, haben kein Grundeigentum. Noch nicht einmal 1 % aller Betriebe sind reine Pachtbetriebe und die Pacht ist nur als Zupacht häufig. Bedeutend dagegen ist die Allmende; sie umfaßt eine Fläche, die nahezu halb so groß ist wie die Eigentumsfläche, und nicht weniger als 1763 Betriebe, fast ein Drittel aller Wirtschaften, sind an ihrer Nutzung beteiligt. Zwischen den beiden Berufszählungen von 1895 und 1907 hat die Eigentumsfläche erheblich zugenommen, während die Pacht zurückgegangen

[9]) Siehe meinen Artikel *Das Vordringen des landwirtschaftlichen Familienbetriebs und des Kleingrundbesitzes in Ostelbien* in den *Sozialistischen Monatsheften*, 1912, 1. Band, pag. 424 ff.

und die Allmende ungefähr gleichgeblieben ist. Was ist nun die Ursache, daß die Betriebe über 5 Hektar und besonders über 20 Hektar einen solchen Rückgang zeigen und dabei doch keine Zersplitterung in Zwergbesitz eintritt? Nach Hirtler ist es vor allem der Arbeitermangel und der für die qualifizierte Weinbergsarbeit gezahlte hohe Lohn, der die Besitzer größerer Grundstücke nötigt ihren Betrieb einzuschränken, indem sie ablaufende Pachtverträge nicht mehr erneuern oder einen Teil ihrer Grundstücke verpachten oder verkaufen. Andrerseits wird eine Auflösung der Grundstücke in Zwergwirtschaften dadurch verhindert, daß in Jahren reichlicher Ernte die kleinen Leute danach streben ihren Besitz zu vergrößern, um so ihre überschüssige Arbeitskraft nutzbringend zu verwerten. Infolge der großen Nachfrage und des geringern Angebots werden die Grundstücke oftmals bedeutend über ihren Ertragswert hinaus bezahlt. Die hierin liegende Gefahr wird jedoch dadurch gemildert, daß es sich meist nur um kleine Grundstücke und um Zukauf handelt. Der Verkauf geschieht zudem direkt zwischen den Landwirten, und so verbleibt der Gewinn immerhin der Landwirtschaft.

Die Haupteinnahmequelle des Kaiserstuhls ist der Rebbau. Jahrzehntelang hing das wirtschaftliche Gedeihen seiner Bewohner ganz vom Ausfall der Weinernte ab. Darin lag wegen der Schwankungen der Erträge eine wirtschaftliche Gefahr. Noch in den achtziger Jahren waren die Wirkungen eines schlechten Herbstes ruinös. Das ist seitdem anders geworden. Zwar ist der Weinbau noch immer der wichtigste Betriebszweig. Fast ein Fünftel der landwirtschaftlich genutzten Fläche ist mit Reben bebaut, und 94 % aller Betriebe treiben Rebbau. Aber daneben sind andere Kulturarten erstarkt, deren gleichmäßigere Ertragsfähigkeit das Risiko des Weinbaus vermindert: eine höchst intensive Ackerwirtschaft, Obst- und Gemüsebau, Rindviehzucht, Milchversand und vor allem Schweinehaltung. Gerade die Schweinemast bietet in kleinen Wirtschaften eine Kompensation für den Herbstausfall derart, daß in Haushaltungen, in denen in guten Weinjahren zwei Schweine geschlachtet werden, in schlechten Weinjahren nur eins geschlachtet wird, während das andere zum Verkauf gelangt. Infolge der steigenden Einnahmen aus diesen Betriebszweigen und der bessern Ausbildung des Kreditwesens sind die Folgen eines Fehlherbstes nicht mehr so schlimm wie früher. Das zeigte sich besonders im Weinmißerntejahr 1910, als die Lese nur ein Fünfzigstel des Herbstausfalls von 1905 ergab und für die geernteten Trauben und gekelterten Weine nur ein Zwanzigstel des Gelderlöses von 1905 erzielt wurde. Trotzdem trat eine wirtschaftliche Depression mit ihrem Gefolge von Zwangsvollstreckungen und Konkursen nicht ein.

Die letzten Kapitel des Buches beschäftigen sich mit den Vermögens- und Verschuldungsverhältnissen und mit der Tätigkeit der ländlichen Kreditgenossenschaften des Kaiserstuhls. Das vorhandene nicht unbeträchtliche Kapitalvermögen verteilt sich auf sehr viele Landwirte:

»Wohl gibt es auch am Kaiserstuhl arme Leute; ihre Zahl ist aber verhältnismäßig klein. Dieselben finden am Kaiserstuhl gute Arbeitsgelegenheit und können aus ihren Ersparnissen einen kleinen Betrieb anfangs pachten, später käuflich erwerben. Trotz der Kleinheit mancher Betriebe dürfen wir am Kaiserstuhl nicht von einem ländlichen Proletariat sprechen, da die Preise der Liegenschaften sehr hohe sind.«

Besonders interessant sind die Feststellungen Hirtlers über die hypothekarische Verschuldung, da sie sich auf die vom badischen statistischen Landesamt veranstalteten, durch Genauigkeit hervorragenden Erhebungen aus dem Jahr

1903 stützen können. Vertreter der agrar*marxistischen* Richtung in unserer Partei suchten noch vor kurzem in der *Neuen Zeit* und im *Vorwärts* zu beweisen, daß die süd- und westdeutschen Kleinbauern bis über die Ohren verschuldet seien, viel mehr als die benachbarten Großlandwirte und sogar die Großgrundbesitzer des Ostens. Zugute kam den Anhängern K. Kautskys dabei der Umstand, daß die preußische Verschuldungsstatistik aus dem Jahr 1902 nur die Verhältnisse solcher Landwirte erfaßt hat, die mindestens 60 Mark Grundsteuerreinertrag zahlen. Im Gegensatz dazu haben die badischen Erhebungen, die sich unmittelbar an die Neuanlage der Grundbücher anschlossen und fast gleichzeitig mit einer Neueinschätzung der Liegenschaftswerte zu Steuerzwecken erfolgten, den Stand der hypothekarisch gesicherten Schulden aller, auch der kleinsten Bauern festzustellen gesucht. Im Widerspruch mit den Behauptungen unserer Agrar*marxisten* und in Übereinstimmung mit den Resultaten fast aller neueren Enqueten ergibt sich nach den Berechnungen, die Hirtler auf Grund des ihm vom statistischen Landesamt zur Verfügung gestellten amtlichen Materials vorgenommen hat, die Tatsache, daß die Hypothekarverschuldung der Kleinbauern auch in Baden gering ist. Sie beträgt innerhalb des Kaiserstuhlgebiets rund 14,7 Millionen Mark. Diesen Schulden steht nach der steuerlichen Einschätzung ein liegenschaftliches Vermögen im Wert von 72 Millionen Mark gegenüber, wovon 45 Millionen Mark auf landwirtschaftliche Fläche und 27 Millionen Mark auf Gebäude fallen. Die gesamte Grundverschuldung beträgt also nur 18 % des Liegenschaftswertes. Bei den Landwirten fallen im Durchschnitt nur 1318 Mark auf den einzelnen Schuldner. Der Hypothekarkredit wird zudem heute zum größern Teil (7,5 Millionen Mark) von Kreditinstituten und nur zum kleinern Teil (7,2 Millionen Mark) von Privatleuten gewährt. Der private Kredit ist *nota bene* fast durchweg der weniger gefährliche Besitzkredit (Kaufschillingsreste und Erbgleichungsgelder), während nur die Kreditinstitute in größerm Umfang auch Darlehen gewähren. Bekanntlich hat Genosse K. Kautsky in seiner *Agrarfrage* behauptet, daß der Bauer mehr und mehr in die Schuldknechtschaft des Großkapitals gerate und von ihm durch Konzentration des Eigentums in den Hypothekenbanken allmählich expropriiert werde. Wie falsch das ist, zeigt auch die badische Erhebung. Die Kreditinstitute, die dem Bauer Geld leihen und ihn angeblich *enteignen,* sind danach keineswegs großkapitalistische Gebilde sondern ganz überwiegend die ländlichen Spar- und Darlehnskassen, denen gerade Bauern, Arbeiter, Dienstboten und andere kleine Leute ihre Ersparnisse anvertrauen. Sie haben in etwa 4700 Fällen eine Gesamtforderung von über 5½ Millionen Mark; daneben haben Fonds und Stiftungen in 1700 Fällen zusammen 1,8 Millionen Mark und Gemeinden in 270 Fällen 283 000 Mark auf liegenschaftliche Sicherheit ausgeliehen. Von der behaupteten Expropriation der Kleinbauern durch das Großkapital auf dem Umweg über die Hypothekarverschuldung kann also gar keine Rede sein.[10]) Hirtlers lehrreiche Studie bestätigt also die revisionistische Auffassung der Agrarfrage im allgemeinen und der Verschuldungsfrage im besondern.

[10]) Auch Genosse Andrée (loc. cit., pag. 600) behauptet, daß »wirklicher Eigentümer« der Produktionsmittel des Eifelbauern der kapitalistische Gläubiger ist, ohne einen Beweis dafür, daß die Pfandbriefe der ländlichen Bodenkreditanstalten des Rheinlands im Besitz von Kapitalisten sind, auch nur zu versuchen. Schon Hertz (*Die agrarischen Fragen im Verhältnis zum Sozialismus* / Wien 1899 /, pag. 21 ff.) hat gezeigt, daß ganz andere Kreise als die Kapitalisten, nämlich gerade die kleinen Leute des platten Landes, ihr Vermögen in Hypotheken, die auf bäuerlichen Grundstücken lasten, und in Pfandbriefen anlegen, und daß daher die Behauptung, das bäuerliche Eigentum konzentriere sich auf dem Umweg über die Grundverschuldung, eine agrar*marxistische* Fabel ist.

III

MIT nicht geringerm Recht als Baden kann auch die bayrische Pfalz als typisches Land des Klein- und Mittelbauerntums bezeichnet werden. Entfallen doch auf die Betriebsgrößenklassen bis zu 20 Hektar 89,2 % der Gesamtfläche des landwirtschaftlich genutzten Bodens und 99,2 % aller landwirtschaftlichen Betriebe. Den landwirtschaftlichen Verhältnissen dieses landschaftlich so schönen, aber in seinem größern gebirgigen Teil, dem sogenannten *Westrich,* erst durch vielhundertjährige saure Arbeit in Fruchtgefilde umgeschaffenen Landes hat vor kurzem Dr. Adolf Müller eine recht instruktive Darstellung gewidmet.[11]) In eine landwirtschaftlich genutzte Fläche von 302 880 Hektar mußten sich 1907 114 781 landwirtschaftliche Hauptbetriebe teilen, so daß für jeden einzelnen eine Durchschnittsfläche von nur 2,63 Hektar verfügbar war. Natürlich ist bei solchem Vorherrschen des Kleinbesitzes der Familienbetrieb die Regel. Von den in der Berufsstatistik nachgewiesenen landwirtschaftlichen Arbeitern machen die Söhne, Töchter, Brüder, Schwestern und sonstigen Verwandten des Haushaltungsvorstands 81 % aus und nur 19 % entfallen auf das familienfremde Arbeitspersonal. Die agrikole Bevölkerung der Rheinpfalz bildet also eine homogene, durch Klassengegensätze nicht gespaltene Masse. Aber die weitgehende Zersplitterung des Bodenbesitzes hat auch die Gegensätze zwischen Konsumenten und Produzenten abgeschwächt und in noch höherm Grad als im Kaiserstuhlgebiet eine enge Interessengemeinschaft zwischen landwirtschaftlicher und industrieller Bevölkerung zustande gebracht. Denn nicht weniger als 105 971 Personen, die in anderen Berufen ihre Hauptbeschäftigung finden, beziehen nebenberufliches Einkommen aus der Landwirtschaft. Prozentual ausgedrückt sind das von den in anderen als in der organischen Urproduktion Erwerbsuchenden 39,2 %. Auch von den Industriearbeitern, Bergleuten und Bauhandwerkern hat ein Viertel noch Einkommen aus der Landwirtschaft. So kommt es, daß die Pfalz 285 208 teils haupt-, teils nebenberuflich tätige Landwirte aufweist, das sind 65 % aller Erwerbsuchenden. Es sind daher in dem so stark industrialisierten Land beinahe drei Viertel aller Erwerbstätigen noch unmittelbar mit der Mutter aller Berufe verknüpft, indem sie ganz oder teilweise in der Bodenkultur ihren Lebensunterhalt finden.

Bei ihren ausgesprochen klein- und mittelbäuerlichen Betriebs- und Besitzverhältnissen müßte die bayrische Pfalz, wenn die Anschauungen der Genossen K. Kautsky und Andrée richtig wären, das klägliche Bild einer rückständigen und leistungsunfähigen Agrikultur und einer verelendeten Bauernschaft darbieten. In Wirklichkeit aber zeigt schon die rege Maschinenbenutzung, zum Beispiel die Verwendung von 14 142 Dampfdreschmaschinen,[12]) daß die pfälzischen Bauernwirtschaften einen erheblichen Grad der Intensivierung und Rationalisierung erreicht haben. Noch deutlicher sprechen die Produktions-

[11]) Siehe Müller *Die Grundlagen der pfälzischen Landwirtschaft und die Entwickelung ihrer Produktion im 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart* / Leipzig 1912 /.

[12]) Auch im gleichfalls klein- und mittelbäuerlichen Kreis München-Gladbach ist nach Frenzen (*Untersuchungen über die Entwickelung der Landwirtschaft im Kreise Gladbach in den letzten 50 Jahren* / München-Gladbach 1907 /, pag. 53 ff.) die Maschinenbenutzung nicht gering. »Die kleineren Landwirte helfen sich vielfach durch Zusammenschluß oder genossenschaftliche Anschaffung von seiten der Kasinos und Ortsgruppen des Bauernvereins. Auf solche Weise wurden Dampfdreschmaschinen, Düngerstreumaschinen, Reinigungs- und Sortierungsmaschinen, Viehwagen, Wieseneggen, Instrumente für Geburtshilfe usw. beschafft . . . Vermittelst der überall in den landwirtschaftlichen Verbänden vorhandenen Getreidereinigungs- und Sortierungsmaschinen ist es auch dem kleinsten Landwirt möglich sein Getreide von Unkraut zu befreien und zur Aussaat das beste Korn zu verwenden.«

erträge, die sich in den letzten Dezennien beträchtlich gehoben haben und den Durchschnitt der ostelbischen Großgüterdistrikte weit überragen. Wie erheblich in der Pfalz die Durchschnittserträge der wichtigsten Feldfrüchte in Zentnern pro Hektar von Jahrzehnt zu Jahrzehnt gewachsen sind, zeigt folgende Übersicht:

Zeitraum	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln	Tabak
1833 bis 1863	24,22	23,36	26,58	21,93	—	—
1871 bis 1880	26,25	28,07	31,93	29,25	204,91	31,00
1881 bis 1890	27,44	28,87	34,29	29,71	213,90	35,58
1891 bis 1900	31,90	36,31	41,37	32,73	226,40	37,82
1901 bis 1908	36,00	34,65	45,72	38,92	274,50	38,10

Die Steigerung des Körnerertrags der Hauptgetreidearten betrug hiernach in der Zeit von 1833 bis 1908 bei Roggen 48 %, bei Weizen 49 %, bei Gerste 72 % und bei Hafer 77 %, während die in großem Umfang angebaute Kartoffel in den letzten 40 Jahren eine Ertragssteigerung von 34 % und die wichtigste Handelspflanze der Rheinebene, der Tabak, eine solche von 22 % erreichte. Auch die Krone der pfälzischen Landwirtschaft, der Weinbau, wurde verbessert, und die Rebfläche erweiterte sich von 10 483 Hektar oder 1,78 % der Gesamtfläche in 1863 auf 15 506 Hektar oder 2,61 % in 1907. Allerdings leiden auch die rund 30 000 pfälzischen Winzer, von denen 81 % Weingärten in einer Größe von weniger als 1 Hektar besitzen, ebenso wie die badischen unter den Zufallserträgen des Weinstocks; hatte doch die pfälzische Weinproduktion beispielsweise im Jahr 1907 einen Gesamtwert von 28 Millionen Mark, im Jahr 1906 aber nur von 6,9 Millionen Mark. Der wichtigste betriebswirtschaftliche Fortschritt des Winzerstands besteht daher ebenso wie im Kaiserstuhlgebiet darin, daß er sich in den letzten Jahrzehnten von »des liebevollsten Fleißes zweifelhaft Gelingen« (wie Goethe im *Faust* das Risiko der Winzerei charakterisiert) besonders durch Ausdehnung der Tierhaltung immer mehr unabhängig gemacht hat. Diese hat sich im letzten Jahrhundert riesig vermehrt, wie folgende Aufstellung ergibt:

Zählungstermin	Es betrug in der Pfalz die Zahl der					
	Rinder	Pferde	Schweine	Schafe	Ziegen	Bienenvölker
Oktober 1810	143 741	24 524	71 765	60 807	4 624	—
Januar 1854	197 353	31 939	41 804	47 012	20 673	20 929
Januar 1883	218 975	33 891	74 339	37 619	40 734	19 968
Dezember 1892	247 139	35 395	104 801	26 456	50 504	23 643
Dezember 1907	253 873	39 849	189 465	19 731	67 468	26 769

Der Rinderstapel hat seit 1810 um 76 %, der Schweinebestand um 164 %, die Pferdehaltung um 62 %, die Zahl der Bienenvölker seit 1833, wo 11 366 erstmals gezählt wurden, um 135 % zugenommen, der Ziegenstapel hat sich sogar beinahe verfünfzehnfacht und nur die Schafzucht ist zurückgegangen. Natürlich ist dabei auch die Mehrung des durchschnittlichen Lebendgewichts, die beispielsweise im Königreich Bayern bei den Rindern von 1883 bis 1900 39 Kilo betrug, nicht zu vergessen. Beachtenswert ist, daß die Rinderbestockung der Pfalz mit 76,9 Haupt auf 100 Hektar nur von Oldenburg mit 86,6, Württemberg mit 86,2 und Baden mit 78,9 also lediglich von bäuerlichen Staaten übertroffen wird. während die Großgrundbesitzländer Ostpreußen mit 43,6, West-

preußen mit 40,9, Mecklenburg-Schwerin mit 39,9, Brandenburg mit 38,1, Pommern mit 37,0 und Mecklenburg-Strelitz mit 33,6 Rindern auf ein Quadratkilometer weit zurückstehen. Außer durch vermehrte Tierhaltung suchen die Winzer und die übrigen Bauern der Pfalz auch durch verstärkten Obstbau ihre Wirtschaftsbetriebe auf eine breitere und stabilere Grundlage zu stellen. Die Zahl der Obstbäume vermehrte sich demgemäß von 1878 bis 1906 um 62,56 %, so daß im letztgenannten Jahr schon 499 Obstbäume auf 100 Hektar kamen. Nur Elsaß-Lothringen mit 516, Hessen mit 538, Baden mit 553 und Württemberg mit 558 Obstbäumen übertrafen die Pfalz, während die Obstbaumdichtigkeitsziffer Preußens durch seine entvölkerten Großgüterprovinzen auf 259 herabgedrückt wird. Es sei mir gestattet die Schilderung, die Müller von einem pfälzischen Obstbaudorf entwirft, hier abgekürzt wiederzugeben:

»Die großartigsten Obstkulturen sind im Dorf Weisenheim zu sehen. Werder bei Berlin mit seinen staunenerweckenden Anlagen muß hinter diesem Plantagendorf zurückstehen . . . 3 bis 4 Kulturarten dient hier der sandige Boden zu gleicher Zeit . . . Auf einem und dem selben Stück Ackerfeld pflanzt der Weisenheimer zu gleicher Zeit Stachel- und Johannisbeeren oder Wein, darunter Spargel oder Erdbeeren als Zwischenkulturen, und über beiden Aprikosen und Pfirsichbäume oder reichtragende Kirschbäume. Die Pflege dieser verschiedensten Kulturen ist sehr sorgfältig und individuell, und deshalb ist der Besitz und Betrieb der einzelnen Wirtschaft recht klein. Nach den Erhebungen von 1882 betrug die durchschnittliche Größe eines Besitztums nur 1,19 Hektar. Trotz dieses Zwergbesitzes leben die Bewohner in guten Verhältnissen. Daran ist ganz besonders der kaufmännische Sinn des Bauern schuld, der mit nicht geringerm Erfolg als er dem leichten Boden reiche Erträge abnötigt seinem Produkt Absatzgebiete erschließt. Ohne Zwischenhändlertum bringt er seine Erzeugnisse an den Verbraucher. Mit bewundernswertem Geschick sortiert er seine Kirschen, Aprikosen, Zwetschen und Äpfel. In Hunderten von Postkollis zu 5 Kilo schickt er seine Kirschen dem Konsumenten direkt zu. Die glückliche Verbindung zwischen Bauer und Händler in einer Person sichert dem Weisenheimer seinen Erfolg«.

Wo eine so intensive Bodennutzung Platz gegriffen hat, haben natürlich die klein- und mittelbäuerlichen Betriebe, in denen die Arbeiten mit größerer Sorgfalt, mit mehr Liebe und mehr Individualität verrichtet werden, gegenüber den auf familienfremde Lohnarbeiter angewiesenen Großbetrieben, wie auch Müller konstatiert, eine bedeutende Überlegenheit. Aber auch in den gebirgigen Teilen der Pfalz, vor allem im Westrich, wo der Getreidebau und die Graswirtschaft in Verbindung mit der Viehaufzucht und Viehmast eine große Rolle spielen, hat die kleine Bauernwirtschaft nach Müller im Hinblick auf den Roh- und Reinertrag gleichfalls einen Vorsprung vor dem Großbetrieb:

»Schon oft habe ich mich verwundert gefragt, woher es kommen mag, daß zwei Nachbarn in dem selben Dorf, die ungefähr gleiche persönliche Tüchtigkeit, gleich gute Felder und Wiesen besitzen, die aber sehr verschieden große Betriebe haben, so auffallende, mit ihren Betriebsgrößen in umgekehrtem Verhältnis stehende Erfolge erzielen. Der kleinere Besitzer, der seine Felder mit eigener und höchstens einer fremden ständigen Arbeitskraft bestellt, macht von Jahr zu Jahr sichtliche Fortschritte, der größere Besitzer, der 3 bis 7 ständige Arbeitskräfte braucht, ist froh, wenn er seine Jahresrechnung ohne Verlust abschließt. Bei ihm ist selten ein stetes Fortschreiten und Erweitern seines Betriebs zu beobachten. Auch ist nur in Ausnahmefällen ein Anhäufen von Geldkapitalien zu bemerken. Aus diesen Tatsachen erkennen wir, daß nur jene Bauernwirtschaft in der Pfalz sichtliches Fortschreiten zuläßt, die ihren Bedarf an Arbeitskräften in der Hauptsache in der eigenen Familie zu decken vermag.«

Mit diesen Darlegungen eines klarsehenden Beobachters ist die Erklärung der Veränderungen geliefert, die in der Betriebszählung zahlenmäßig erfaßt wurden.

Die Statistik zeigt, daß der Großgrundbesitz über 100 Hektar in der Pfalz von 1895 bis 1907 sowohl in der Zahl seiner Betriebe (und zwar von 37 auf 30) als auch in seinem Anteil an der Gesamtfläche zurückgegangen ist (und zwar von 2,67 % auf 1,5 %, also um 43,8 %).[13]) Dagegen hat das Bauerntum der Größenklasse 5 bis 20 Hektar von 1882 bis 1907 790 Betriebe und 6010 Hektar gewonnen, so daß es jetzt 48,40 % der Gesamtfläche (gegen 45,71 % in 1882) im Besitz hat.

Unser Gemälde der produktionellen Leistungen der pfälzischen Bauernschaft wäre aber unvollständig, wenn wir nicht noch zum Schluß ihrer größten Tat gedächten: der Kultivierung alles überhaupt kultivierbaren Bodens im Land. Angespornt durch die Antriebe, die vom freien Eigentum an ihrem Grund und Boden ausgingen, haben sie dem wüsten Fels der Hardt ein prangendes Frucht- und Weinland abgerungen, so daß dort, wo dereinst Dorn und Distel starrten, heute an edler Rebe in goldner Fülle die Traube glüht, deren köstlicher Saft weltweiten Ruhm genießt.

IV

WOLLTEN wir unsere agrarpolitische Rheinreise weiter fortsetzen und etwa noch der badischen Pfalz, Rheinhessen, der Wetterau einen Besuch abstatten, so würden wir bei aller Verschiedenheit im einzelnen im Grunde doch das gleiche Bild finden. Dieses Bild hat sogar solche Männer bezwungen, die, ganz andere Ideale der Bodenbesitzreform im Herzen, kamen es zu sehen. So mußte der bedeutende französische Agrarpolitiker Georges Blondel, der Verehrer des durch Anerbenrecht gesicherten Großbauerntums, nachdem er die kleinbäuerlichen Wirtschaften des Rheinlands studiert hatte, bekennen: »Ich habe festgestellt, daß sie zu Resultaten gelangen, die in keiner Hinsicht denen der blühendsten Großwirtschaften weichen.«[14]) Und nicht anders erging es einem Engländer, der als Führer der *Land Nationalisation Society* in seinem latifundiengesegneten Vaterland nicht ohne Erfolg für Abschaffung des Privateigentums am Grund und Boden kämpft. Als aber dieser Engländer, Herr Joseph Hyder, jüngst das dörfliche Leben am Rhein und am Main kennen gelernt hatte, wurde er über Nacht ein Lobredner des privaten Eigentums des Bauern an seinem Boden, und mit Begeisterung und nicht ohne Neid schildert er seinem bauernlosen Volk den heilsamen Einfluß des deutschen Bodenrechts.[15]) Nicht viel anders als dieser

[13]) Infolge der größern Rentabilität des Kleinbetriebs und des lebhaften Verlangens landwirtschaftlicher und industrieller Arbeiter nach Bodennutzung ist in Süd- und Westdeutschland die parzellenweise Verpachtung von Großgrundbesitz weit verbreitet. So berichtet Aengenheister (*Die Landwirtschaft des Kreises Geldern* / Köln 1901 /, pag. 25), daß die ursprünglichen 22 Rittergüter des Kreises Geldern mit einer Gesamtfläche von 14 049 Morgen mit alleiniger Ausnahme 346 Morgen in Parzellenpacht bewirtschaftet werden, von der natürlich die Holzungen ausgeschlossen sind.

[14]) Siehe Blondel *Etudes sur les populations rurales de l'Allemagne et la crise agraire* / Paris 1897 /, pag. 18.

[15]) Siehe Hyder *A Trip to Germany* in *Land and Labour*, 1910, pag. 131. Es sei mir gestattet hier einige Sätze wiederzugeben: »Da waren keine Lustschlösser inmitten vornehmer Parks, herrlich anzuschauen, aber verboten zu betreten. Allüberall sahen wir Beweise dafür, daß auch wenig vermögende Leute Land erwerben können. Kein Fleckchen Erde war vergeudet für den Sport der Reichen . . . Die Zahl der hochgewachsenen, starken, breitschulterigen Männer war zweifellos größer als in unserm Land, wo vier Fünftel aller Menschen Stadtbewohner sind. Die deutschen Bauern schienen mir alle Vorzüge aufzuweisen, die Männer haben, die ihre eigenen Herren sind, ihre Arbeit selbst regeln und daher die Fähigkeit zur Initiative bis zu einem Grad entwickeln müssen, der einem landlosen Mann unerreichbar ist, da dieser immer der Knecht eines andern ist. Nicht einer von ihnen würde mit einem durchschnittlichen englischen Farmarbeiter tauschen wollen. Sie arbeiten hart, aber sie haben das Auftreten freier Männer.«

Franzose und dieser Engländer denkt über Betrieb und Besitz des kleinen und mittleren Bauern heute wohl schon die Mehrheit besonders der süd- und westdeutschen Sozialdemokraten. Vor einigen Jahren erklärte Genosse Kolb im badischen Landtag offen: »Der kleine und mittlere bäuerliche Besitz ist existenzfähig und existenzberechtigt.« Und damit sprach er nur eine Überzeugung unzweideutig aus, nach der unsere süd- und westdeutschen Landtagsfraktionen schon lange handeln. Nur unsere Agrar*marxisten* sind noch immer unbelehrbar. Sie fühlen sich noch immer wie Genosse Andrée gedrungen die »Ideologie des freien Eigentums, das ja bisher doch nur eine Fiktion war,« zu zerstören. Sie halten sich wie Genosse Andrée noch immer für berufen »den bedrängten Kleinbauern die g a n z e W a h r h e i t zu sagen«, worunter sie den anscheinend . . . unausrottbaren groben Irrtum verstehen, daß ihnen »ebensowenig zu helfen ist, wie die Mittelstandspolitik dem kleinen Handwerker genützt hat«. Sie feiern die Forderung der Abschaffung des Privateigentums des Kleinbauern an seinem Arbeitsmittel, dem Boden, wie es auch Andrée tut, als »Kardinalpunkt unserer ganzen Agrarpolitik« und glauben sogar hiermit und mit der vom Genossen K. Kautsky neuproklamierten Forderung der Umwandlung der bäuerlichen Eigentümer in Staatspächter dem Zentrum, den Agrarparteien und den Liberalen, was vielleicht von allem das Schnurrigste ist, bäuerliche Anhänger abzujagen. Natürlich haben sie mit all dem nur e i n e Wirkung: nämlich die, daß der Fonds an Vertrauen zu unserer Partei, den die im ganzen doch auch auf agrarpolitischem Gebiet positiv aufbauende Politik unserer süd-, west- und mitteldeutschen Landtagsfraktionen allmählich auch in der arbeitenden Landbevölkerung mühevoll angesammelt hat, leichtfertig vermindert oder gar zerstört wird. Das aber kann uns nicht gleichgültig sein, und deshalb ist es endlich an der Zeit der ebenso törichten wie der Partei schädlichen Doktrin durch Aufstellung eines sachgemäßen Agrarprogramms entgegenzuwirken.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

AUGUST KOLB · WAHLLEHREN FÜR AGITATION UND ORGANISATION

AUS den neuen Reichstagswahlziffern sind neue Winke für die Agitation und Organisation der Partei zu entnehmen. Der Zuwachs der Partei verlangt immer intensivere Arbeit, Ausbildung neuer Agitationskräfte. Die Wahl von 1907 hat der Partei gezeigt, daß die übliche Agitation nicht mehr genügt, daß solche mehr zu spezialisieren ist, daß neue Formen gefunden werden müssen, und nebenher eine besondere Bildungsarbeit zu leisten ist. Bildungsausschüsse wurden ja vermehrt und ausgebaut, Jugendbünde geschaffen und anderes mehr. Es wäre aber nötig die Bildungsbestrebungen noch viel intensiver auszubreiten, womöglich sogar zur Gründung von privaten Schulen zu schreiten, wenn der Staat die aufstrebende Intelligenz der Proletarier nicht berücksichtigt. Das ist da möglich, wo die Partei so starke Organisationen besitzt, daß neben der Frequenz- auch die Rentabilitätsfrage gelöst werden kann.

Vor allem dürfte die Methode der sozialen Differenzierung der Wählerschaft, worin Berlin schon früher und neuerdings Magdeburg so mustergültige Beispiele geliefert haben, eine möglichst starke Verbreitung finden. Alle städtischen Wahlkreise können sich damit befassen, und es wäre wünschenswert,

wenn von seiten der Partei einige Instruktoren gestellt würden, die für diese erfolgreiche Arbeit die ersten Anleitungen geben und immer mehr Kreise aussuchen, in denen diese Arbeit einen Erfolg verspricht. Dabei genügt es nicht einfach anzunehmen, daß sich die Kreise erst ökonomisch entwickeln müssen, und daß man bei jeder Wahl einfach die jeweils stärkere oder schwächere Vermehrungsmöglichkeit an Wählern der einzelnen Wahlkreise feststellt. Gewiß, die ökonomische Struktur ist von Bedeutung, aber die Wahl von 1912 hat Zeugnis von besonderer Tüchtigkeit und Initiative einzelner Agitatoren erbracht. Hier kann noch mehr geleistet werden. Als Beleg seien einige Zahlen angeführt. So die Zunahme der Wähler in den einzelnen Wahlkreisen, die man möglichst bald vor der Wahl ermitteln muß, wozu die relative Zunahmeziffer den Maßstab liefert. Die Wahl 1912 ergibt folgende Übersicht:

Anzahl der Kreise	Zunahme der Wähler in %	Anzahl der Kreise	Zunahme der Wähler in %
4	über 30	92	5 bis 8
4	20 bis 30	42	4 bis 5
16	15 bis 20	45	3 bis 4
37	10 bis 15	38	2 bis 3
44	8 bis 10		
105	über dem Reichsdurchschnitt	217	unter dem Reichsdurchschnitt

Es bleiben als Rest 48 Kreise mit 0,1 bis 2 %, die stagnieren, und 27 Kreise, deren Wählerzahl gegen 1907 abgenommen hat. Nun sind die sozialistischen Mandate zur einen Hälfte aus den Kreisen, die über dem Durchschnitt stehen, zur andern aus den Kreisen unter dem Durchschnitt geholt. Ein Beweis, daß nicht allein der starke Zuwachs an Neuwählern einen Erfolg bringt, sondern daß es durch intensivere Agitation auch gelungen ist in einer Anzahl Kreise alte Wähler aus anderen Parteien zur sozialistischen Fahne zu bringen. Dazu tragen die erwähnten neuen Agitationsmethoden bei.

Ich nenne einige spezielle Beispiele. Besonders starke Zunahmen an sozialdemokratischen Stimmen, über 10 %, (es kommen hier nur die Kreise in Betracht, in denen die Sozialdemokratie schon hohe Stimmenziffern besitzt) zeigen die Kreise Nordhausen, Eschwege, Sondershausen, Einbeck, Meiningen, Bensheim, Böblingen, Kaiserslautern, Mansfelder Kreis usw.: fast alles Kreise, die früher nicht in sozialdemokratischem Besitz waren. Dagegen stehen alle diese Kreise unter der Durchschnittszunahme der Wählerschaft, Nordhausen und Sondershausen zeigen Abnahme der Wähler, bei den anderen Kreisen ist die Prozentziffer sehr gering, nur Eschwege und Meiningen kommen auf 5 % Zunahme, also bei geringer Wählerzunahme doch starke sozialdemokratische Stimmenzunahme. Dieser Erfolg erklärt sich durch die intensivere Agitationsarbeit der betreffenden Kandidaten. Soll diese nun allgemeiner geleistet werden, so muß auch die Organisation reformiert werden.

In der Partei bestehen zurzeit 45 Agitationsbezirke, die sehr verschieden große Bevölkerungsdichten aufweisen, so daß einzelne Landesvertrauensmänner an Arbeit stark überbürdet sind, und daher eine Neuabgrenzung nötig wird. Dadurch soll die Arbeit gleichmäßiger verteilt, übersichtlicher gestaltet und so zur Intensivierung geeigneter werden. So große Unterschiede, wie zum Beispiel bei den beiden industriellen Agitationsbezirken Niederrhein mit 3 696 000,

Saargebiet mit 700 000 Einwohnern müssen beseitigt werden. Hier ist Dezentralisation am Platz. Ich schlage statt der 45 Bezirke deren 55 vor, die besser ausgeglichen, auch zweckmäßiger gehalten sein müssen. Wobei natürlich auch auf die geographische Lage Rücksicht genommen ist. Die neue Einteilung könnte folgende Agitationsbezirke aufweisen:

Nummer des Bezirks	Sitz	Anzahl seiner Wahlkreise	Einwohner	Parteiblätter	Nummer des Bezirks	Sitz	Anzahl seiner Wahlkreise	Einwohner	Parteiblätter
1	Brandenburg	9	2 700 000	1	29	Straßburg (Elsaß)	10	1 080 000	2
2	Berlin	6	2 070 000	1	30	Würzburg	9	1 073 000	1
3	Elberfeld	5	2 021 000	5	31	Kiel	6	1 022 000	2
4	München	12	1 981 900	1	32	Leipzig	4	1 021 000	2
5	Köln	11	1 828 000	1	33	Landsberg (Warthe)	8	1 019 000	1
6	Kattowitz	7	1 753 000	1	34	Darmstadt	6	971 600	3
7	Nürnberg	12	1 734 000	4	35	Koblenz	8	942 000	—
8	Breslau	12	1 723 000	1	36	Ludwigshafen	6	935 000	1
9	Frankfurt (Main)	9	1 709 000	1	37	Bielefeld	7	933 000	1
10	Dortmund	7	1 680 000	3	38	Görlitz	8	895 000	1
11	Hamburg	6	1 665 700	2	39	Freiburg	7	890 000	1
12	Posen	11	1 587 000	1	40	Osnabrück	6	877 000	—
13	Bochum	4	1 540 000	1	41	Kottbus	7	877 000	1
14	Stuttgart	10	1 509 000	4	42	Waldenburg	8	870 000	2
15	Königsberg	12	1 475 000	1	43	Zwickau	4	862 000	1
16	Düsseldorf	7	1 426 000	2	44	Ulm	8	857 000	1
17	Hannover	8	1 402 000	2	45	Braunschweig	6	854 800	1
18	Metz	8	1 394 000	—	46	Rostock	7	746 226	1
19	Stettin	11	1 341 000	1	47	Gotha	5	689 300	3
20	Danzig	11	1 336 800	1	48	Kassel	6	615 000	1
21	Elbing	10	1 330 000	—	49	Zittau	4	609 000	2
22	Halle	8	1 303 000	2	50	Erfurt	4	522 000	3
23	Magdeburg	8	1 263 000	1	51	Saalfeld	4	454 200	2
24	Karlsruhe	7	1 251 000	3	52	Gera	3	441 600	3
25	Dresden	5	1 176 000	4	53	Gießen	4	413 600	1
26	Chemnitz	6	1 157 000	1	54	Dessau	2	331 047	1
27	Augsburg	9	1 151 000	1	55	Lübeck	3	257 000	1
28	Bremen	6	1 083 600	3					

Ich betone zunächst, daß ich nicht schablonisieren will. Die Zunahme der Partei bedingt eine Änderung; die starken Stimmenzahlen beweisen, daß immer weitere Kreise der Partei zugeführt werden können. Die Kopfzahl der Agitationsbezirke ist ausschlaggebender für die Arbeitsteilung als die mechanische Einteilung nach Landes- oder Provinzgrenzen; auch wird durch die Neubegrenzung mancher wirtschaftliche Wirkungskreis zusammengefaßt. Ebenso ist auch die Frage der Presse damit verknüpft, die doch unbestreitbar die beste Waffe bleibt. Aber wenn man die Parteipresse gegen die bürgerliche mißt, sieht man, daß die erstere noch ein kleiner Prozentsatz ist. Als Beispiel diene das Königreich Sachsen. Nach Aufzeichnungen der Firma Haasenstein & Vogler zählt Sachsen 273 Zeitungen, wovon 10 sozialdemokratisch sind, also kaum 4 %, während unsere Stimmenzahl 44,5 % aller Wähler ausmacht. Wie aus der Tabelle ersichtlich, sind ganze Agitationsbezirke noch ohne Parteiblatt. Auch hier soll die Neuabgrenzung bessere Ausbreitungsmöglichkeiten schaffen. So würde zum Beispiel das industrielle Gebiet von Lothringen und der Saar durch den Hauptsitz Metz einen bessern Stützpunkt haben als in Saarbrücken. Eine Tageszeitung wäre in Metz auch sofort möglich. Und ähnlich steht es

noch in anderen Gegenden. Die Parteipresse muß zahlreicher werden. Dazu kommt das lokale Kolorit, was auch beachtet werden muß. Der Agitationsbezirk Erfurt besitzt schon 3 Tageszeitungen, und was da möglich ist, muß bei ähnlichen Verhältnissen auch in anderen Orten zu erreichen sein. Meines Erachtens sind folgende Tagesblätter möglich: Metz-Saarbrücken, Kattowitz-Beuthen, Goslar-Einbeck-Göttingen, Koblenz-Wiesbaden, Posen-Bromberg; sodann Wochenblätter: Elbing, Osnabrück, Aachen-Gladbach, Kaiserslautern-Trier, Plauen-Annaberg usw.

Bleibt noch die Deckungsfrage. Die Kassenverhältnisse der Partei haben sich so günstig entwickelt, daß sie jetzt jährlich fast eine Million an Einnahmen und aus Beiträgen einbringen. Dadurch wird für solche Vorschläge, die ja zugleich wieder neue Einnahmequellen einschließen, wohl ein Anlagekapital erübrigt. Vielleicht äußern sich die Genossen im Land dazu. Es wäre zu wünschen, daß dann konkrete Anträge für den Parteitag in Chemnitz herauskommen. Jedenfalls ist es besser mit praktischen Vorschlägen für die Zukunft aufzuwarten als die Zeit mit unfruchtbaren Diskussionen über Vergangenes zu vertrödeln. Denn, wie neulich ein Genosse mit Recht meinte, »die Erfolge unserer Partei bei der Reichstagswahl haben die Gegner so wenig entmutigt wie uns eine Niederlage mutlos macht. Wir sehen die bürgerlichen Parteien überall rüstig an der Arbeit.«[1])

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

OTTO SCHEMBOR · SELBSTKULTUR UND GEMEINSCHAFTSLEBEN

ES gibt im pulsierenden Leben der Gegenwart moderne Kultureinsiedler, die in selbstzufriedener Zurückgezogenheit alle Dinge außerhalb ihrer vier Wände ignorieren und das Leben draußen nur gelegentlich durch die blankgeputzten Scheiben ihres Tuskulums beobachten. Höchstens werden sie einmal aus ihrer idyllischen Ruhe aufgescheucht, wenn der Kampf mit den Mächten der öffentlichen Meinung besonders heftig tobt, also in den Zeiten politischer Hochkonjunkturen; in solchen Zeiten stecken sie wohl ein wenig ihre Fühler heraus, um sich aber gleich danach wieder in ihr Schneckenhaus zu verkriechen. Wir finden, besonders in den Kreisen der sogenannten *Intelligenz,* Leute, die da meinen, der edlere Mensch habe im Grunde mit dem öffentlichen Leben nichts zu schaffen, geistige Freiheit und persönliche Vornehmheit gediehen am besten in der Abgeschlossenheit des privaten Daseins. Denn das Gemeinschaftsleben sei ja doch stets nur von einer Atmosphäre brutalen Streits erfüllt. Dort erblühe der Haß gegen alle Eigenart und die Sterilen führten einen ewigen Krieg gegen die Fruchtbaren, in dem diese fast stets unterliegen müssen, weil sie ja immer in der Minderheit sind. Kurz, diese Pessimisten glauben, die Berührung mit der Öffentlichkeit könne die Individualität nur verschandeln, es sei deshalb ganz berechtigt, wenn besonders die stark ausgeprägte Persönlichkeit sich mit tiefem Ekel von dem öffentlichen Leben abwende. Trotzalledem können sie als Kulturmenschen nicht leugnen, daß sie aller vorgegaukelten Weltabgeschiedenheit zum Trotz an dem Lauf der Dinge in der Öffentlichkeit ein sehr lebendiges Interesse haben, da diese Dinge eben doch gar zu tief auch in das Dasein des Einzelmenschen einschneiden. Umgekehrt existiert auch das Gegenstück zu jenen Leuten, solche, die das Ideal in

[1]) Siehe Knauf *Aus der Praxis der Agitation* in der *Neuen Zeit,* 1912-1913, 2. Band, pag. 676.

einem absoluten Herdenleben sehen, die die Widerwärtigkeiten gar nicht empfinden, an denen das Wirken in der Öffentlichkeit sicher krankt, die sich von deren Wogen treiben lassen, ohne je zur rechten Selbstbesinnung zu gelangen. Schließlich gibt es noch eine dritte Art: solche, die eigentlich gegen ihren Willen ganz in den Strudel des öffentlichen Lebens hineingerissen wurden, und denen es zum Schaden ihrer eigenen Persönlichkeit dann nie wieder recht gelingen will einen Ruhepunkt zu finden und neue Kräfte zu sammeln.

Jene ersten nun, die Verächter des öffentlichen Lebens, vergessen, daß für den einzelnen nicht nur ein Recht besteht die kulturellen Früchte des vergangenen und gegenwärtigen Menschheitsschaffens zu genießen, sondern umgekehrt auch eine Pflicht dem allgemeinen Kulturleben seiner Zeit, wie es sich eben hauptsächlich in den verschiedenen Formen des öffentlichen Lebens abspielt, nach Kräften zu dienen. Das kann aber niemals geschehen, solange man sich einbildet, die allgemeine außerpersönliche Welt liege irgendwo fern da draußen und existiere gar nicht für das Ich, weil — nun, weil da draußen Wind, Staub, Hitze und Kälte das zarte Selbst in seinem Wohlbefinden stören könnten. Nur in der Einsamkeit sollen die Kräfte des Geistes blühen? Und sollen denn diese angesammelten Kräfte brach liegen und vergehen wie die eines ungenutzten Magneten? »Kämpfen und Ringen stählt dir die Kraft«, sagt ein Dichterwort, und will man im Strom des Lebens schwimmen lernen, so muß man sich schon ins Wasser stürzen, auch wenn es einem dabei unbehaglich ankommt. Sicher gehört es zum Charakteristikum des intelligenten Menschen auch persönliche Interessen zu besitzen. Aber sein Leben in der Pflege solcher Interessen erschöpfen ohne Rücksicht auf die allgemeine menschliche Kulturarbeit, die jeder zu leisten hat, das heißt sein Dasein vertändeln. Deshalb begeht jeder einzelne ein Verbrechen an der Kultur, der imstande wäre etwas für sie zu leisten, sich aber von der öffentlichen Wirksamkeit zurückzieht, sei es aus Widerwillen sei es gar aus Furcht vor jenen Unfruchtbaren, die ihm im Weg stehen könnten. Niemals dürfen die Fruchtbaren vor diesen Unfruchtbaren zurückweichen, sie müssen sich unbedingt gerade ihnen gegenüber durchzusetzen und dadurch das Ganze mit der Zeit auf eine höhere Stufe zu heben suchen. Möge nur jeder, der das reale Leben fliehen möchte, an jene Goetheschen Worte denken:

»Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen.
Harte Bissen gibt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder verdauen.«

Freilich, das Wirken im öffentlichen Leben darf niemals der Entwickelung der eigenen Persönlichkeit hemmend im Weg stehen. Ja, diese Entwickelung ist gerade im Interesse des allgemeinen Ganzen dringend zu wünschen. Deshalb darf die Individualität im Schaffen für die Öffentlichkeit nicht völlig aufgehen; es genügt auch nicht, daß sie dem Gemeinschaftsleben etwas von ihrer Art und Willensrichtung beimischt, auf ein eigenes Dasein aber vollständig verzichtet; nein, die Persönlichkeit muß der Baum sein, dessen Früchte wohl für das Ganze reifen, in dem jedoch stets das eigene Leben blüht, der die Säfte und Kräfte der Kultur in sich sammelt, um damit eine qualitativ und quantitativ immer reichere Ernte für das Ganze zu bieten. Von der Forderung des völligen Aufgehens der Individualität im Wohl des Ganzen ist die individualistische und auch die modern sozialistische Ethik weit entfernt. Gerade die vollkommene und zweckmäßige Herausbildung der individuellen Art und damit

ihrer besonderen Fähigkeiten scheint zum Wohl der Kulturgemeinschaft dringend erforderlich. Die individuelle Selbstkultur muß die Basis der künftigen Menschheitskultur bilden. Jeder, der im gesellschaftlichen Leben wirkt, wird diesem sicher mancherlei für seine eigene Bereicherung zu danken haben, manche wertvolle Erfahrung, Wissen und Können. Mehr jedoch als die Gesellschaft dem Individuum hat dieses der Gesellschaft zu geben. Aber nur dann werden die Persönlichkeiten, die im Leben des Ganzen wirken, ihre Leistungsfähigkeit für die Gesellschaft voll entfalten können, wenn sie intensivste Selbstkultur treiben, das heißt nicht nur ihr Wissen und ihren Intellekt planmäßig erweitern sondern überhaupt die individuellen Qualitäten in sich zur höchstmöglichen Entfaltung bringen.

Wir kommen nun zu der Frage, wie weit die Mitwirkung an den verschiedenen Formen des Gemeinschaftslebens die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit an sich fördern oder hemmen kann. Dabei verstehe ich unter öffentlichem- oder Gemeinschaftsleben zum Beispiel auch die modern sozialistische Bewegung. Hier gerade haben meine Neigung auf der einen Seite im Sinn meiner Weltanschauung öffentlich zu wirken und auf der andern meine Persönlichkeit zu vervollkommnen, mein Wissen zu bereichern und zu vertiefen, schon oft genug im Widerstreit mit einander gestanden, und ich weiß wohl, daß es auch anderen in ähnlicher Lage so geht; deshalb ist es vielleicht zweckmäßig diese Frage einmal eingehender zu erörtern. Dabei möchte ich mich, wie gesagt, gerade mit dem Gebiet des öffentlichen Lebens befassen, das mir persönlich am nächsten liegt: mit dem Wirken in der sozialistischen Bewegung und der Partei. Denn gerade in unserer Bewegung wird in dieser Beziehung zuweilen ganz unverantwortlich gesündigt, jede Rücksicht auf die persönliche Entwickelungsmöglichkeit wird außer acht gelassen und natürlich nicht zum Nutzen der Bewegung selbst. Ich habe Genossen mit einem vielversprechenden Blütenansatz von Fähigkeiten gekannt, die sich nie so recht entwickeln konnten, und die daher nicht so fruchtbar in der Bewegung haben wirken können wie dies bei maßvoller Nutzung der Kräfte möglich gewesen wäre, Menschen, deren Fähigkeiten man nicht weise nutzte, sondern an denen man Raubbau trieb, die man aufgebraucht hat. Diese Erscheinung, die in unserer Bewegung sehr häufig ist, ist auf verschiedene Umstände zurückzuführen. Zunächst auf die in der Partei noch mangelnde Arbeitsteilung, sowohl im allgemeinen wie auf den einzelnen Gebieten, dann aber auch auf den Mangel an Verständnis bei den Parteigenossen für die Notwendigkeit der persönlichen Entwickelung, und zwar oft gerade bei solchen Genossen, die eine ausschlaggebende Rolle in den Organisationen spielen.

Die sozialistische Bewegung hat sich innerhalb weniger Jahre sowohl an Umfang wie an Tiefe derartig entfaltet wie wohl nie eine andere geschichtlich bekannte Volksbewegung. Nicht nur wachsen die Zahlen der Organisationen ins Gigantische, auch die Gebiete, in denen sich der Einfluß des Sozialismus geltend macht, werden stetig umfangreicher. Damit stieg auch der Bedarf an systematisch geschulten Arbeitskräften, und dieser Bedarf führte wiederum zur Gründung von Schulen, die aber freilich bei dem gegenwärtigen Umfang ihrer Lehrpläne nur *quasi* Vorbereitungsanstalten für ein weiteres systematisches Selbststudium darstellen können. Der Zweck dieser Schulen wird deshalb sofort völlig illusorisch, sobald man hinterher die selbständige wissenschaftliche Weiterarbeit der Schüler hemmt oder ihre persönliche Entwickelung

dadurch vereitelt, daß man sie mit Tagesarbeit überlastet. Doch dies nur nebenbei. Jedenfalls erfordern die einzelnen Arbeitsgebiete in unserer Bewegung immer mehr einen Stab tüchtiger Genossen, und da greift man natürlich immer gern wieder auf die zurück, die sich in irgendeiner Hinsicht bereits als brauchbar erwiesen haben, statt erst neue, vorläufig noch unerprobte Kräfte heranzuziehen und auszubilden. Für den aber, der auf einem bestimmten Gebiet Tüchtiges leisten soll, ist es nicht allein notwendig sich zunächst in dieses Gebiet einzuarbeiten sondern auch sich fortdauernd weiter damit zu beschäftigen und immer tiefer in die Materie einzudringen. Dazu jedoch gehört Zeit und nochmals Zeit. Man denke zum Beispiel nur an das viel umfassende Gebiet der Kommunalpolitik. Will hier der Sozialist in all den zahlreichen Problemen beschlagen sein, um dem Gegner stets schlagfertig gegenüberstehen zu können, so muß er nicht nur mit der größten Aufmerksamkeit alle Ereignisse in den städtischen und ländlichen Gemeinden verfolgen sondern auch die einschlägige Literatur sehr fleißig studieren. Es ist genügend bekannt, wie oft gerade dieses Studium unterbleibt, und zwar einfach, weil die Genossen keine Zeit dafür finden. Ein Parteigenosse, der auf kommunalem Gebiet tätig sein soll, müßte eben, wo das nur irgend möglich ist, von allen sonstigen Pflichten befreit bleiben. Im Gegensatz dazu sehen wir immer von neuem, wie man unseren Gemeinderatsvertretern und Stadtverordneten allerhand Ämter und Ämtchen aufhalst und ihnen dadurch jede gründliche Tätigkeit auf ihrem Arbeitsfeld unmöglich macht. Freilich gibt es auch Leute, die von dem merkwürdigen Ehrgeiz beseelt sind in der Bewegung den Hans Dampf in allen Gassen zu machen. So kannte ich einen an sich ganz intelligenten Genossen, der Gemeinderatsmitglied war, außerdem aber noch Vorsitzender des politischen Ortsvereins wie des Gewerkschaftskartells, Gewerbegerichtsbeisitzer und sonst noch verschiedenes. Dabei ließ er es sich auch nicht nehmen bei jedem Gewerkschaftsfest wie bei jeder andern Parteiveranstaltung die erste Geige zu spielen und jedes Wurstschnappen, Topfschlagen und Sackhopsen in eigener Person zu kommandieren. Daß bei einem so vielseitigen Betätigungsdrang schließlich überall ein Minus herauskommen mußte, ist selbstverständlich. Immer wird es sich zwar nicht umgehen lassen, daß einem Genossen mehrere bedeutendere Posten anvertraut werden; indes, wo dies irgend möglich ist, sollte man es im Interesse der Selbstentwickelung des einzelnen Mitarbeiters an unserer großen Sache zu vermeiden suchen.

Jedenfalls zeugt es dafür, wie wenig man die Notwendigkeit steter persönlicher Weiterentwickelung in der Partei begreift, daß Genossen, die in der Bewegung bedeutendere Posten bekleiden (besonders freilich dann, wenn sie eine Anstellung haben, also gewissermaßen berufsmäßig öffentlich wirken), durchaus nicht in genügendem Maß von sozusagen unqualifizierter Arbeit befreit bleiben. Es wird ihnen dadurch unmöglich gemacht sich auf ihrem besondern Gebiet weiter fortzubilden und so in großem Stil wirken zu können. Und zwar gibt es merkwürdigerweise bei uns so manchen Genossen, der sonst soziale Einsicht genug besitzt, um die Arbeitsteilung als den bedeutendsten Faktor im Wirtschaftsleben zu erkennen, für den diese Erkenntnis auf dem Schaffensgebiet der sozialistischen Bewegung jedoch keinerlei Geltung zu haben scheint. So fordert man von vielen Gewerkschaftsbeamten aus unangebrachter Sparsamkeit, daß sie die massenhafte mechanische Kleinarbeit miterledigen, ohne zu überlegen, daß solche Genossen schon ihrer Entlohnung entsprechend nur qualifi-

zierte Arbeit leisten müßten, zu der ihnen indessen bei dem üblichen Modus die Zeit völlig fehlt. An die Tatsache, daß zum Beispiel eine fachlich-technische Ausbildung respektive Selbstschulung dieser Leute, die ja meist nur einfache Arbeiter in ihrem Beruf waren, der Gewerkschaft sehr zustatten käme, denkt selten jemand. Eine Tätigkeit als Redner oder Lehrer wird einem solchen Beamten nur dann möglich sein, wenn ihm die genügende Muße zum Studium und zur gewissenhaften Bearbeitung seines Stoffs bleibt. Gewiß kann man ein Referat auch schon aus irgendeiner Broschüre zusammenschustern, wenn man solche Aufgaben mit der nötigen Leichtfertigkeit anfaßt. Findet man aber nur dann Befriedigung in rednerischem Wirken, wenn man seinen Stoff nach allen Richtungen hin gründlich durchstudiert und sich ein eigenes festes Urteil darüber gebildet hat, fordert man von sich selber, daß man in einem Referat ein solches Urteil auch voll begründen kann, dann braucht man zur Vorbereitung für einen Vortrag nicht nur Stunden sondern etliche Tage oder Abende, ja unter Umständen die freie Zeit mehrerer Wochen, da unsere Genossen für derartige Arbeiten eben meist nicht, wie etwa ein Pastor für seine Sonntagspredigt, ihre volle Zeit zur Verfügung haben. Und man sollte einen Vortrag über ein wissenschaftliches Thema überhaupt nur halten, wenn man überzeugt ist die Materie meistern und mit eigenen Gedanken durchtränken zu können.

Noch durch etwas anderes wird in unserer Bewegung die volle Entfaltung der persönlichen Fähigkeiten zurückgehalten. Nämlich durch die Hyperdemokratie, die in vielen Dingen herrscht und wohl aus der irrigen Auffassung hervorgeht, Demokratie sei, um mit Plato zu reden, ein System, in dem alle sich in alles mischen müssen. Das ist sie aber durchaus nicht sondern vielmehr ein Vertrauensmännersystem. Wohl sollen die Grundsätze und Richtlinien wie die hauptsächlichsten Einzelfälle auf einem Arbeitsgebiet von allen Beteiligten gemeinsam bestimmt werden, in der Ausführung jedoch darf nicht kleinliche Eifersüchtelei in alles hineinreden wollen. Hier muß eben die Arbeitsteilung Platz greifen, und die Initiative, diese kostbare Kraft, muß sich geltend machen können. Die Ausführenden dürfen in ihrer Bewegungsfreiheit nicht an allen Ecken und Enden beschränkt sein. Statt dessen werden bei uns oft um lächerlicher Kleinigkeiten willen langatmige Beratungen gepflogen, so daß so mancher befähigte Parteigenosse durch unaufhörliche Sitzungen und Versammlungen in Anspruch genommen wird, bis sich seine Kraft unter der Last des Kleinkrams verzettelt und aufbraucht. Wo aber bleibt unter solchen Umständen noch Zeit und Lust zu eigener Weiterbildung? Und dabei sollte der einzelne nicht nur Muße haben sein Wissen auf dem Spezialgebiet fortwährend zu bereichern, auf dem er gerade arbeitet und sich also eigene Urteile bilden muß: nein, jeder Sozialdemokrat soll und muß sich auch ein gewisses Maß allgemeiner Bildung aneignen; wie denn überhaupt jeder Gebildete über die täglich neuen Erscheinungen und Fortschritte des modernen Kulturlebens orientiert sein sollte. Wie aber könnte ein Autodidakt bei aller Lust und Liebe zur Arbeit so hohen Anforderungen genügen, wenn ihm die Zeit und damit jede Möglichkeit zur Weiterbildung so entzogen wird? Auch der stärkste Wille zur persönlichen Fortentwickelung kann die Grenzen der Arbeitsintensität nicht bis ins Unmögliche verschieben, und wer die Segel des Geistes zu straff spannt, kommt in Gefahr auf Sand zu laufen.

Schließlich darf man auch die Forderungen der Körperpflege, der Gesundheit und Erholung nicht vergessen. Auch sie gehören, und nicht zuletzt, zur Per-

sönlichkeitskultur, wie sie die Vorbedingung aller rationellen Tätigkeit für die Gemeinschafts- wie für die individuellen geistigen Ziele bilden. Wir machen der bürgerlichen Gesellschaft oder ihrer Wirtschaftsordnung den berechtigten Vorwurf, sie züchte ein Berufsmenschentum. Hier frißt der Erwerbssinn die Persönlichkeit auf. Der Gewerbetreibende, der Landwirt, der Kaufmann, alle jagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit allen Fasern ihres Wesens dem bürgerlichen Lebensideal, dem Einkommen nach. Und in dem Konkurrenzkampf erheischt dies auch wirklich oft genug das wirtschaftliche Selbsterhaltungsinteresse. Der Sozialismus will die Menschheit dieser sinnlosen Lebensführung entreißen und ihr reichere Daseinsziele stellen. Da sollte die Sozialdemokratie also wohl dafür sorgen, daß die Einzelpersönlichkeiten nicht von der Tätigkeit für die Partei, die Gewerkschaft, die Genossenschaft, die Gemeinde oder sonst für irgend etwas mit Haut und Haar verschlungen werden. Das aber ist jetzt leider oft genug der Fall.

Die *ganze Kraft* sollen wir in unserm Wirkungskreis einsetzen? Mit Verlaub: Gewiß müssen wir stets Energie und Schaffensfreudigkeit entwickeln, indes ein Stück der persönlichen Kraft soll uns auch noch für die Eigenzwecke des Individuums verbleiben. Wenn der Sozialismus allen Menschen die Teilnahme an der Kultur ermöglichen will, so müssen diejenigen, die für dieses hehre Ziel arbeiten, auch selber an der Kultur der Gegenwart partizipieren können. Wie mancher tüchtige Mitstreiter fühlt sich in dieser Hinsicht benachteiligt. Wie oft schon hörte ich die wehmütige Klage: Ich komme zu nichts mehr vor lauter Sitzungen und nochmals Sitzungen, kaum recht zum Zeitunglesen. Zum Zeitunglesen: Die Tageszeitungen sind leider für viele Genossen die einzige geistige Nahrung, während doch fraglos systematische Bücherlektüre für die geistige Durchbildung von weitaus höherer Bedeutung ist. Hier aber hapert es sehr. Das Quantum von Zeitungen (außer der Tageszeitung die Fachblätter, die Frauenzeitung, die Jugendzeitung, die Vereinsblätter usw.), das heute im Lauf einer Woche in manchen Familien verdaut wird, ist oft recht erheblich. Interesse für diesen Lesestoff ist ja vorhanden, und die wenigen Stunden der Muße, die die meisten zur Verfügung haben, genügen kaum, um sich durch den Berg hindurchzufressen. Nun möchte ich nicht mißverstanden werden: Gewiß ist die Tageszeitung das tägliche Brot unserer geistigen Ernährung, und ich unterschätze ihren Wert durchaus nicht. Dennoch müssen wir uns eingestehen, daß Zeitunglesen im Übermaß jede Konzentration des Geistes hindert. Die Gedanken müssen hier natürlich, nach oft sehr flüchtigem Verweilen, schnell von einem Thema zum andern überspringen, und da die Zeitung nicht wie das Buch Gedanken an Gedanken zu einer Kette reiht, haftet ihr Inhalt weit weniger fest im Geist als der des Buches. Nietzsche prägte das Wort von der »zeitunglesenden Halbwelt der Geister«. Man kann ruhig zugeben, daß etwas Wahres an diesem Wort ist.

Raum, Luft und Licht braucht die Pflanze Individualität zur Entfaltung. Deshalb dürfen wir uns den Kopf nicht ausschließlich mit Alltäglichkeiten vollpfropfen und uns unsere Muße nicht so beschneiden lassen, daß wir nicht mehr zur systematischen Weiterbildung und zur Selbstkultur gelangen. Denn diese ist von eminenter Bedeutung für das Gemeinschaftsleben im sozialistischen Sinn. Wir brauchen ausgeprägte Persönlichkeiten um so mehr, je größer die Eroberungen sind, die unsere Kulturbewegung macht. Deshalb muß den Persönlichkeiten, die sich in den Dienst unserer Sache stellen, das Erdreich gelassen

werden, auf dem sie reifen können. Stehen wir fortwährend im Strom der öffentlichen Angelegenheiten, so können wir nicht zur Sammlung, zur Selbstbesinnung, zum Aufbau und Ausbau von Gedanken kommen, aus denen uns erst ein volles Urteil erwächst. Nicht einseitig informierte, halbgebildete Menschen braucht das öffentliche Leben, nicht Menschen mit Urteilen, auf Sand gebaut, den der Wind von ungefähr zusammengetragen hat, sondern Kämpfer, deren Urteil auf festem, steingefügtem Boden steht. Vom Sturm und Unwetter des öffentlichen Lebens gestählt, voller Willens- und Tatkraft, vom Sonnenschein der Selbstkultur befruchtet und das Gemeinschaftsleben wieder befruchtend, so sollte, wie mir scheint, der Typus des wahrhaften Intellektuellen sein. Nicht des Intellektuellen im gesellschaftlich-technischen sondern im wahren Sinn dieses Wortes. Wer sein teures Selbst dauernd wie in einem weich gefütterten Etui hütet, um es nur ja nicht von der rauhen Wirklichkeit des Lebens ramponieren zu lassen, wer zwar die Erkenntnis besitzt, daß die Dinge außerhalb seiner Pfähle schließlich auch für sein eigenes Leben Bedeutung haben, und gleichwohl Gewehr bei Fuß alles gehen läßt wie es eben geht, der hat keinen Anspruch auf den schönen Namen eines Intellektuellen. Erst die Mitwirkung an der Höher- und Aufwärtsentwickelung der Menschheit zeugt von dem Vorhandensein eines vollkommenen Intellekts. Und die Tat erst adelt die Individualität, die sonst über die Bühne des Lebens geht wie ein Schatten, ohne eine Spur zu hinterlassen.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

FRANZ STAUDINGER · KLASSENKAMPF UND KONSUMVEREIN

WIEDER einmal hat sich der alte Streit darüber erhoben, ob die Konsumvereine klassenkämpferischer Natur sind oder nicht. Edmund Fischer und Paul Göhre sind darüber sehr verschiedener Meinung.[1]) Nun wären ja zu beiden Artikeln etliche Anmerkungen zu machen. Aber es möchte kaum nützlich sein sich in diesen Streit selbst zu mischen. Das führt zu leicht auf Nebendinge, deren Erörterung nicht geeignet ist das, worauf es ankommt: die Wahrheit über die Sache, zu fördern. Daher will ich, statt auf die Streitpunkte selber einzugehen, lieber ein paar grundsätzliche Bemerkungen machen, die vielleicht denen, die unbefangen prüfen wollen, einen kleinen Wegweiser bieten.

Zunächst das Wort *Klassenkampf* selbst. »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.« So heißt es bekanntlich am Anfang des *Kommunistischen Manifests.* Aber was sind Klassen? Marx gibt die Beispiele: »Freier und Sklave, Patrizier und Plebejer, Baron und Leibeigener, Zunftbürger und Gesell«, und er fügt hinzu: »kurz Unterdrücker und Unterdrückte«. Halten wir diese Begriffsbestimmung fest, so sind zum Beispiel Grundrentner, Händler, Industrielle, Bauern im kapitalistischen Wirtschaftssystem nicht ohne weiteres als Klassen in Anspruch zu nehmen, obwohl auch sie fortwährend Kämpfe um den Vorrang mit einander führen; aber das sind mehr Konkurrenzkämpfe als Klassenkämpfe nach obigem Begriff, wenn auch die Grenzen da in einander laufen. Nach dieser Begriffsbestimmung wären zum Beispiel auch die Kämpfe zwischen Feudalismus und Bürgertum

[1]) Siehe Fischer *Genossenschaft und Klassenkampf* und Göhre *Klassenkampf und Genossenschaft* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 845 ff. und 921 ff.

im spätern Mittelalter, obwohl sie gewaltige Ausdehnung angenommen haben und höchst erbittert geführt worden sind, nicht als Klassenkämpfe zu bezeichnen. Denn es waren nicht Kämpfe zwischen Unterdrückern und Unterdrückten, die einer und der selben Wirtschaftsart angehört hätten, sondern Kämpfe zwischen den Trägern ganz verschiedener Wirtschaftsformen.

Man könnte nun allerdings außer dem Gegensatz zwischen Unterdrückern und Unterdrückten in der selben Gesellschaftsart auch andere Gesichtspunkte zur Unterscheidung heranziehen. Wie man aber auch gruppieren, welchen Gesichtspunkt man als Einteilungsgrund wählen möge, in jedem Fall tritt eine fundamentale Verschiedenheit zwischen solchen Kämpfen hervor, die sich zwischen den Trägern der selben Wirtschaftsweise um die Machtverteilung abspielen, und solchen, die sich zwischen den Trägern ganz verschiedener Wirtschaftsweisen um die Existenz oder Nichtexistenz einer bestimmten Wirtschaftsweise entspinnen. Im zweiten Fall will der jeweilige Träger der Macht den Konkurrenten einfach beseitigen. Im ersten Fall aber läßt er die beherrschte Klasse vollkommen unangetastet. Er will sie sorglich erhalten, sie nur sich zu Willen zwingen. Und umgekehrt will der Unterdrückte meist keineswegs eine andere Wirtschaftsart einführen. Er hegt gewöhnlich nur Ideale einer *gerechtern Verteilung* von Besitz und Recht, ohne irgend zu erkennen, daß die organisatorische Stufe, die bereits erreicht war, trotz aller Unterdrückung immerhin einen Fortschritt gegenüber solcher Zersplitterung darstellte. Die wenigen kommunistischen Ansätze hatten keine Zugkraft. Alle diese Bewegungen mußten deshalb entweder die Vorteile der überlegenen Organisationen sich anzueignen suchen und selber Herren werden, oder sie gingen zugrunde. So die Sklaven, die sich von der römischen Kapitalmacht befreien wollten, so die Bauern am Ausgang des Mittelalters, so die Kleinbürger der Revolution. Sie bahnten gerade stärkerer, ausgebildeterer Herrschaftsorganisation den Weg. Zum erstenmal in der Geschichte tritt in der heutigen Arbeiterbewegung die Erscheinung zutage, daß sich eine große Volksschicht von Unterdrückten bewußt das Ziel steckt die Wirtschaftsweise selbst auf eine ganz neue, bestimmt berechnete Basis zu stellen. Aber auch diese Bewegung, wenigstens wie sie bisher war, hängt noch in einer Hinsicht geistig ebenso einseitig an der Nabelschnur des bestehenden Wirtschaftsverhältnisses wie die bisherigen Befreiungsversuche der Unterdrückten es immer taten.

Der Arbeiter steht im Klassenkampf dem Unternehmer gegenüber. Als Klassenkämpfer hat er da zunächst nur sein Produzentenverhältnis zum Unternehmer vor Augen. Er will vom Produktionsertrag mehr Lohn, der Unternehmer mehr Gewinn. Und da über beiden weder eine kalkulatorische Instanz steht noch eine Möglichkeit vorhanden ist im zersplitterten Handelsverhältnis, das alles beherrscht, Normen für eine *gerechte* Verteilung zu finden, so können bloß die gegenseitigen Machtverhältnisse, also der Kampf darüber entscheiden. Zwischen den Kämpfen können, wie bei den heutigen Nationen auch, nur waffenstillstandartige Friedensschlüsse zustande kommen. In diesem Produzentenverhältnis war und blieb das Bewußtsein der Arbeiter sowohl wie auch das ihrer Führer in der ganzen Zeit der freien Konkurrenz festgebannt. Man begriff zwar, daß man über den Klassenkampf hinauskommen und eine die Klassen aufhebende Wirtschaftsorganisation erstreben müsse. Aber der kapitalistische Bann, der auch auf den Geistern der Arbeiter lag, konnte sie nur ganz einfach als Organisation der Arbeiterproduzenten denken lassen und flößte den durch-

aus natürlichen Glauben ein, als könne der Klassenkampf als solcher nicht nur die Triebkraft sondern auch das Mittel zur Befreiung sein. Indes, seit etwas mehr als einem Jahrzehnt beginnen die Arbeiter meist instinktiv in die Konsumvereine zu strömen, und die anfangs widerstrebende politische Bewegung muß dies nunmehr gutheißen. Mit diesem Hinströmen zu den Konsumvereinen ist aber an sich noch herzlich wenig getan. Der Arbeiter (und ebenso auch das Mitglied anderer Stände) stellt nur zu leicht den neugewonnenen Gesichtspunkt einfach unvermittelt neben den frühern und will individualistisch hier mehr Lohn und dort billigere Ware erlangen. Man sieht aber nicht, daß es vor allen Dingen darauf ankommt die Verbindung der beiden Gesichtspunkte zu erkennen und danach wirtschaftliche Macht und Selbständigkeit zu erstreben. Die Möglichkeit dessen bezweifelt der im Marxismus ältern Stils gebannte Kopf. Er meint, der Konsumverein könne höchstens ein kleines Palliativmittelchen oder eine Erziehung zu größeren Zwecken sein, die auf politischem Gebiet liegen. Nun ist zwar die Politik in keiner Weise als unwichtig und unbedeutend beiseite zu schieben. Aber hier handelt es sich um etwas anderes. Hier handelt es sich darum gerade aus Marx eine Konsequenz zu ziehen, die bisher nicht aus ihm gezogen worden ist, die aber gezogen werden muß, wenn er nicht Einseitigkeit und Halbheit bleiben soll.

Marx lehrt, und zwar ganz mit Recht, daß die Arbeit die Werte erzeuge, und daß im kapitalistischen Verhältnis der Arbeiter dem Unternehmer, nicht sich selbst diese Werte schaffe und nicht so viel Lohn erhalte wie deren Wert beträgt. Er muß also noch eine Mehrarbeit leisten, die sich als Mehrwert für das Kapital, schlechthin und allgemein betrachtet, darstellt, auch wenn wir den Unternehmerlohn für Leitung des Betriebs abziehen. Dieser Wert und Mehrwert in den Waren wird jedoch erst dann realisierter, das heißt wirklicher Wert und zugleich Profit für den Unternehmer, wenn dieser die Ware verkauft hat. Bleibt die Ware unverkäuflich, so ist der in ihr angesammelte latente Wert samt Mehrwert verloren. Soll aber verkauft werden, so bedarf es des Käufers. Es fragt sich allerdings, wer der Käufer ist. Nun, der Käufer, das ist bisher ein Hammel, der dahin geht, wo ihm ein scherbegieriger Schäfer das schönste Büschel Gras zeigt, und der sich dabei willig ein Flöckchen von seiner Wolle abschneiden läßt. Die menschliche Intelligenz, die für Produktion und deren Vertrieb ganz mächtig vom Kapitalismus entwickelt worden ist, blieb in der Eigenschaft des Menschen als Kunde gänzlich unentwickelt. Sie blieb biologisch noch buchstäblich auf der niedersten Tierstufe stehen. Und das ist nicht wunderbar. Denn auch unsere geistigen Kräfte entwickeln sich wie die leiblichen nur in den Hinsichten, in denen sie geübt und gepflegt werden. Und sie werden nur gepflegt, wenn ein Antrieb dazu vorhanden ist. Diesen Antrieb aber hat der frühere Kapitalismus für das Konsumentenbewußtsein gerade nicht gegeben, im Gegenteil mit aller Macht hintangehalten. Wäre das nicht der Fall, so hätte es keiner besondern Geistesanstrengung bedurft, um zu erkennen, daß der Kunde, indem er die Werte und Mehrwerte realisiert, den ausschlaggebenden Einfluß auf die Produktion selbst ausübt. Zwar, die Maschinen, die Werkstätten, die Schiffe, kurz die großen Produktionsmittel werden von den Unternehmern unter sich realisiert. Aber alle diese Produktionsmittel haben doch nur dadurch diesen ihren Wert, daß sie Güter erzeugen oder vermitteln, die dem Gebrauch dienen. Sie müssen in diesen Gebrauchsgegenständen atomweise mitbezahlt werden.

Die Erzeugung der Werte oder vielmehr der Wertgegenstände ist Sache der Arbeiter. Die Abnehmer der Gebrauchsgüter aber sind es, die direkt und indirekt den ganzen Wert und Mehrwert des Kapitals verwirklichen. Sie sind es aber auch, die den Mehrwert unter die Kapitalisten verteilen. 1000 Kunden, die das Geschäft des Hinz frequentieren und ihm jeder durchschnittlich 100 Mark zutragen, bringen ihm und den hinter ihm stehenden größeren Unternehmern eine Wertverwirklichung von 100 000, vielleicht einen Profit von 8- bis 12 000 Mark. Tut nun daneben Kunz ein neues Geschäft auf, und springen ihm, weil es moderner aussieht oder wirklich besser geführt wird, 900 von den 1000 Kundenhammeln zu, so hat nun dieser 90 000 Mark Umsatz und entsprechenden Gewinn, während Hinz, wenn er nicht Kunden zurückerobern oder neu anziehen kann, wahrscheinlich nicht auf seine Kosten kommt sondern die Bude schließen muß. Und ebenso ergeht es den verschiedenen Fabrikanten, Transporteuren usw., die hinter den Detaillisten Hinz und Kunz stehen. Die realisierten Mehrwerte verteilen sich als Profite nach Maßgabe des Absatzes, nicht nach Maßgabe der in den Waren als solchen latent steckenden Werte. Es ist ein (nebenbei gänzlich unmarxistischer) Aberglaube vieler Arbeiter, daß die in einem Geschäft gemachten Profite von der Arbeit der Arbeiter eben dieses nämlichen Geschäfts herrührten. So einfach geht das nicht. Beim schlechtgehenden Geschäft reichen die Werte nicht zu den Unkosten. Die Arbeiter haben aber als Arbeiter keinerlei maßgebenden Einfluß auf die Verwertung ihrer Produkte. Nur wo sie als Käufer in Masse erscheinen, da fließen dem Kapital die Reichtümer stromweise zu. Aber damit vollbringen sie noch etwas, vielleicht das für sie Wichtigste. Wo der Kunde dem Fabrikanten oder Händler viel Absatz bringt, da muß dieser auch viele Leute anstellen. Und wo der Absatz zurückgeht, da muß er Leute entlassen. Die Kunden sind also auch die eigentlich maßgebenden Faktoren, die die Anstellung der Arbeiter bedingen.

Die Kunden realisieren die Werte, sie verteilen die Profite, sie stellen die Arbeiter an. Sie sind also der wirtschaftlich geradezu ausschlaggebende Faktor. Der Unternehmer ist nur ihr Handlanger. Und doch ist er heute der Herr über alles. Woran kann das liegen?

Nun, woran anders als daran, daß die Menschen in ihrer Eigenschaft als Konsumenten noch nicht mehr menschliche Eigenschaften entwickelt haben als besagte Hammel. Sie haben gar kein Bewußtsein von der ungeheuren latenten Macht, die hier in ihrer Hand liegt, die stärker sein könnte als alle Kapitalmächte zusammengenommen. Und darum laufen sie traumhaft und unorganisiert bald dahin bald dorthin, wo der Schein einer bessern Ware sie lockt. Darum kann das Großkapital Herr werden. Darum müssen sie ihm zahlen, was es verlangt. Darum erhalten die Arbeiter weniger als den Wert ihrer Ware. Darum kann das Kapital den Kleinbürgern oder Kleinbauern für je 10 Pfennig, die es ihnen zuweist, 11 und mehr Pfennig aus der Tasche holen und in die Hände des größern und ganz großen Kapitals führen, ohne daß sie es merken. Darum allein kann das geschehen, weil sie als Kunden dem Zufall gehorchen und die Macht, die sie haben, nicht zu gebrauchen wissen. Sie haben latent die ganze, die ausschlaggebende Macht. Das ist mit aller Schärfe zu betonen. Die 30 Millionen Erwerbstätige unter 3000 Mark Einkommen realisieren nach R. E. May von dem auf 40 Milliarden geschätzten Nationaleinkommen 30 Millionen Mark, also drei Viertel, und von diesen 30 Milliarden

wieder fallen auf die Arbeiter und Angestellten allein an 20 Milliarden. Die anderen 10 Milliarden werden von der einen Million Erwerbstätiger realisiert, die über 3000 Mark Einkommen haben. Und unter diesen sind die Millionäre die wenigst zahlreichen. Und dabei sind die Milliarden eingeschlossen, die die Unternehmer an Produktionsmitteln unter sich selbst realisieren.

Die Konsumvereine haben in Deutschland heute etwa 500 Millionen Umsatz. Das ist der 80. Teil der genannten Gesamtsumme, nicht der 60. Teil des Gebrauchsguts, also ein minimaler Bruchteil; und dessen Nutzergebnis wird obendrein bis auf kleine Reste individualistisch verpufft, nicht sozialistisch verwendet. Diese Zahlen geben einen Maßstab für die bereits erreichte Fähigkeit des Volks sich wirtschaftlich selbst zu regieren. Denn wäre diese Fähigkeit in größerm Umfang vorhanden, warum könnten es nicht statt der 500 Millionen wenigstens 10 bis 20 Milliarden sein? Sie könnten die Güter im eigenen Laden mindestens gerade so billig erhalten wie wenn sie ihr Geld dem Kapital zutragen. Und dann könnten statt der heute geringfügigen Summe von kaum ein paar Millionen bald Hunderte von Millionen, alljährlich zuwachsend, dazu dienen Betriebe anzulegen, Landgüter für die Masse selbst zu erwerben und endlich auch direkt und indirekt in die Hochburgen der Kartelle zu dringen. Warum geschieht das nicht? Die technische Möglichkeit ist vorhanden; die praktische Möglichkeit wäre auch vorhanden; äußere Hindernisse wiederum sind heute noch nicht vorhanden, wenigstens nicht solche wesentlicher Art, wenn auch bereits etliche Großbetriebe und Staatslenker daran sind ihre Arbeiter auch als Konsumenten zu knebeln. Also ist nur der Mangel an sozialistischer Einsicht und an sozialistischem Willen die Ursache der Unterdrückung. Wenn die Menschen als Konsumenten, ja die Arbeiter allein allgemein wollten und wüßten, so könnten sie in wenigen Jahren der Kapitalmacht eine nicht zu überwindende Sozialmacht gegenüberstellen. Und die heute um den Augenblicksvorteil zeternden Kleinbürger und die wenigstens in Deutschland noch den Schlaf des Gerechten schlafenden Bauern würden dann schon bald sehen, ob ihr Heil bei dem auch sie allgemach zerquetschenden Kapital oder beim Bund mit dem organisierten Konsum liegt. Der Arbeiter also vor allem muß einsehen, daß er hier, im Konsumverein, Unternehmer und Kunde zugleich ist, und verstehen, daß er dem Kapital die Werte verwirklicht und die Arbeiter also sich selbst anstellt. Das muß ihn treiben so rasch wie möglich so viel Absatz im eigenen Geschäft zu schaffen, daß er eventuell auch sich selber im eigenen Betrieb anstellen kann oder doch wenigstens durch den Konsumverein Einfluß auf den Fabrikanten seiner Bedarfsgüter erhält. Ist er aber im eigenen Geschäft angestellt, so ist er hier Arbeiter, Kunde und Unternehmer in einem. Das heißt, der Betrieb ist ein sozialistischer Betrieb.

Hier beginnt eigentlich erst die rechte Probe für den Arbeiter, ob er sozialistisch arbeiten und regieren kann, ob er den Klassenkampf, den er im Kapitalgeschäft führen muß, auch hier in seinem eigenen Geschäft gegen sich selbst weiter führt, oder ob dieser hier, wie es sein müßte, ausgelöscht ist. Hat der Arbeiter es gelernt seine Produzenten- und seine Konsumenteninteressen in einem sozialen Dauerinteresse in Einklang zu setzen? Das ist die entscheidende Lebensfrage für den Arbeiter wie für die gesamte untere Bevölkerung. Und erst wenn diese Frage beantwortet ist, kommt die andere Frage, wie sich die Genossenschaften zur Politik im allgemeinen und wie sie sich zu den heutigen politischen Parteien sowie speziell zum Klassenkampf zu stellen haben. Wird

diese letzte Frage zuerst gestellt, so bleibt die erste, wichtigste leicht im Hintergrund. Wird sie erst danach gestellt, so beantwortet sie sich ganz von selbst.

Zur Politik im allgemeinen hat die Genossenschaft zu fordern, daß das heute noch bestehende Recht der freien Konkurrenz im Inland nicht zu ihren Ungunsten gebeugt werde, weder steuerlich noch in anderer Weise. Alles übrige haben die Mitglieder der Konsumvereine als Staatsbürger, nicht die Vereine als solche zu erledigen. Das staatliche Verbot, daß die Konsumvereine sich nicht in die Politik mengen sollen, wäre, wenn dies notwendig würde, zwar durchaus kein Hindernis. Denn die Vereine könnten, falls sie es für zeitgemäß hielten, sich sogar in der Form der Aktiengesellschaft, vielleicht noch viel besser in wirklich wirtschaftsdemokratischer Weise organisieren. Und da bestände kein Hindernis. Also nicht die Angst vor dem Verbot, sondern das klare Bewußtsein, daß politische Betätigung die Genossenschaft zu inneren Unzuträglichkeiten führen müßte, ist der Beweggrund, der davon abhalten muß. Damit aber ist auch gesagt, daß die Genossenschaft sich den politischen Parteien der heutigen Wirtschaftsordnung gegenüber vollkommen neutral gegenüberzustellen hat. Denn diese vertreten, ob sie sich nun der Konsumentenorganisation gegenüber freundlicher oder minder freundlich verhalten, im wesentlichen Interessen, die innerhalb der kapitalistischen Wirtschaft auszufechten sind, und hierein kann und darf sich die Genossenschaft nicht mengen. Selbstverständlich werden die Genossenschafter solchen Parteien oder solchen Personen in den Parteien, die ihnen freundlich gegenübertreten, ebenfalls freundlich, solchen, die ihnen unfreundlich gegenübertreten, unfreundlich gesinnt sein und die Liebe, falls es keine bloße Freßliebe ist, zu schätzen wissen. Aber alles, was darüber hinausgeht, ist vom Übel. Gegendienste leistet die Genossenschaft durch ihre Existenz und wirtschaftliche Wirksamkeit, durch nichts anderes. Die allgemeine Genossenschaft, wie sie der *Zentralverband deutscher Konsumvereine* vertritt, hat zwar zweifellos seiner Mehrheit nach sozialdemokratische Mitglieder. Aber wenn auch kurzsichtige oder interessierte Liberale einen Teil der Genossenschaften abgesprengt haben, um sie (schwerlich mit Dauererfolg) als gehorsame Babies des Kapitals klein zu erhalten und nicht zu wirklich genossenschaftlicher Entwickelung im Sinn ihres eigenen Meisters Schulze gelangen zu lassen, wenn auch parteibefangene Katholiken einen Teil ihrer Konfessionsgenossen abgetrennt halten, wenn auch vielfach im Norden und in Bayern die Beamten unter ungesetzlichem Druck verhindert werden in den allgemeinen Verein zu treten: dieser dokumentiert sich trotzallem immer mehr als der wirklich allgemeine Verein und enthält heute sicherlich Hunderttausende von Mitgliedern, die anderer politischer Richtung als der sozialdemokratischen sind. Diese durch einseitig sozialdemokratische Parteinahme von Genossenschafts wegen geradezu ins gegnerische Lager hinüberzutreiben und die Genossenschaft damit zu schwächen, das muß, auch wenn gar keine höheren Gesichtspunkte obwalteten, schon vom Standpunkt gewöhnlichster Klugheit als Wahnwitz erscheinen. Das sehen heute auch die französischen sozialdemokratischen Genossenschaften ein, und sie schicken sich an sich mit ihren neutralen Brüdern zu verbinden. Auch die weitaus größte Mehrzahl der sozialdemokratischen Genossenschafter Deutschlands, sofern sie einmal Verständnis gewonnen haben, pflegt in immer zunehmendem Maß den Neutralitätsstandpunkt auf das allerschärfste zu betonen. Und noch kaum jemals ist

auf einem Genossenschaftstag ein so brausender Beifall erklungen wie in Leipzig, als Kaufmann einigen Kritikern mit ein paar knappen Worten erklärte: »Es bleibt bei der Neutralität.«

Es bleibt bei der Neutralität. Und die da glauben, das werde anders werden, haben ganz zweifellos die Rechnung ohne den Wirt gemacht und werden vermutlich meist selbst bei genauerm Eindringen in die Genossenschaft früher oder später bei der Neutralität landen. Kämpfen sie doch schon heute nur gegen eine sogenannte *Überneutralität*, einen Begriff, der allerdings über den Verstand eines neutralen Genossenschafters hinausgeht. Freilich glauben auch etliche von der Partei, von ihr aus könne und müsse der Genossenschaft erst der wahre sozialistische Geist eingehaucht werden. Das ist ja auch in Magdeburg ausgesprochen worden. Nun, wer diesen Geist hat, nur her damit! Damit ist er hoch willkommen. Denn davon haben wir noch lange nicht genug, können wir nie genug bekommen. Aber es muß auch wirklich sozialistischer, die Zusammenhänge zwischen Produzententum und Konsumententum erkennender und danach wollender Geist sein, nicht etwa bloß der einseitige Geist des noch Genossenschaftsunkundigen, bei dem Lohnfrage und Klassenkampf alles andere beherrschen. Dann tritt vielleicht auch zuweilen instinktiv die Gegenwirkung gegnerischer Befehdung zutage. Die Gegner erklären die Genossenschaft, da sie antikapitalistisch und sozialistisch ist, natürlich ohne weiteres für sozialdemokratisch. Die Sozialdemokratie dagegen ist ihr nunmehr freundlicher geworden. Also, meint man, müsse die Genossenschaft sich ihr in die Arme werfen. Das mag zuweilen auch im Gefühl des noch genossenschaftlich ungeschulten Sozialdemokraten liegen. Aber falsch ist es deshalb doch. Selbst wenn die Sozialdemokratie im Alleinbesitz wirklichen Sozialismus, und alle ihre Mitglieder geschulte Sozialisten wären, so ginge es doch nicht an, daß ein Zweck einem außer ihm stehenden Mittel diente. Gerade dann würden die Mitglieder das auch am allerwenigsten verlangen. Heute aber, wo draußen noch der Klassenkampf tobt, und sozialistisches Wollen sich mit mancherlei sonstigen Überzeugungen und Interessen verbinden kann, darf das erst recht nicht angängig sein.

Freilich, den Klassenkampf wird niemand schelten, der die Zusammenhänge des heutigen Wirtschaftslebens auch nur oberflächlich erkannt hat und weiß, daß die Beziehung zwischen Arbeiter und Unternehmer in sich den Kampfzustand latent einschließt. Aber es gibt doch auch andere als klassenkämpferische Beziehungen, sogar zu den Unternehmern selbst. Die Genossenschaft jedenfalls steht nicht im Klassenkampf, wohl aber im Konkurrenzkampf, und zwar in einem Konkurrenzkampf, der ganz genau von der selben Art ist, wie zwischen den Geschäften eines beliebigen Hinz und Kunz. Denn nur die inneren Verhältnisse der Genossenschaft zu ihren Kunden und Arbeitern sind denen im Kapitalgeschäft durchaus entgegengesetzt, die Formen aber sind diesen gleichartig, müssen es heute sein. Die Genossenschaft kann sich also ihrem Wesen nach nicht in den Klassenkampf mischen. Umgekehrt freilich steht es jedem Mitglied der Genossenschaft frei ihre Einrichtungen so zu benutzen, daß sie seinen sonstigen Zwecken dienlich sind. Ob der Arbeiter die Rückvergütung zum Ankauf einer neuen Hose oder zu einem Streikbeitrag verwendet, geht die Genossenschaft ebensowenig an wie es die Aktiengesellschaft etwas angeht, wenn der Herr Aufsichtsrat seine Tantième zur Sommerreise oder zur Subventionierung einer konservativen Zeitschrift verwenden will. Es

steht hier dem sozialdemokratischen Arbeiter vollkommen frei Partei, Gewerkschaft und Genossenschaft zusammenzudenken, nur muß es auch dem Genossenschafter, der nun einmal nicht der Gewerkschaft und der Partei angehört, ebenso frei stehen seinen Willen zur Genossenschaft mit anderen Faktoren zu verbinden.

Das sind einfache und plane Dinge. Man sollte meinen, sie verständen sich von selbst, da man doch auch im übrigen Leben jedes Ding nach seiner Art zu behandeln pflegt. Um das zu können, muß man freilich erst dessen Eigenart verstanden haben. In dem Maß wie die Erkenntnis der Genossenschaft zunimmt werden sich denn auch, wie schon jetzt die Erfahrung zeigt, die Willensbeziehungen zu ihr zum Bessern ändern. Man wird die Dienste, die sie leisten kann, und die noch lange nicht erschöpft sind, besser benutzen lernen, aber keinerlei Gegendienste fordern, die außerhalb ihres Bereichs liegen; denn dadurch verkümmert man nur sie und damit auch sich selber das, was sie leisten könnte.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

WALLY ZEPLER · ALEXANDER L. KIELLAND

ES ist ganz sonderbar nach einer langen Reihe von Jahren die Bücher noch einmal zu lesen, die uns in der Jugend tiefen Eindruck machten. Ein Stück unserer eigenen Geschichte ist mit ihnen verknüpft; es ist, als sähen wir uns selber wieder, so wie wir waren und heute nicht mehr sind. Solche Bücher gibt es gewiß für jeden und in jeder Zeit and doch nicht ganz in dem Sinn wie für die Menschen, die eine der geistigen Revolutionsperioden mitdurchlebten. In solchen Perioden verkörpert sich das typische Zeitempfinden gewöhnlich in bestimmten Schriftstellern, und zwar meist nicht so sehr in den eigentlichen Künstlern als in den Gedankendichtern, den Satirikern, den Sittenschilderern, in denen, die man mit Recht oder Unrecht *Tendenzdichter* zu nennen pflegt. Ist die Geschichte später über diesen besonderen Ideen- und Gefühlskreis hinweggegangen, so werden solche Kinder ihrer Zeit bald zu den Toten geworfen; das Zeitkleid überdeckt in ihnen allzusehr das Ewigmenschliche. Für die aber, für die sie einmal lebendig waren, bleibt in ihnen immer etwas von ihrem eigenen Wesen, so daß es schwer ist sie nur in ihrer Dichterqualität zu werten.

Zu dieser Art gehörte für uns Alexander Kielland. Er war einer von der ersten großen Skandinaviergeneration; er zählte zu den vier älteren Norwegern: Ibsen, Björnson, Lie, Kielland. Erst nach ihnen gewannen Garborg und Hamsun und dann die ganze Reihe der bedeutenden Dänen und Schweden Einfluß im europäischen Geistesleben. Von jenen Vier hat dichterisch jeder seine eigentümliche Stellung und seine besondere Physiognomie. Was sie für uns zu einer innern Einheit verbindet, ist mehr etwas Ideengemeinsames, das der Gemeinsamkeit und zugleich der Stärke der geistigen Zeitgedanken entsprang. Es ist ja ein alter Streit, wie weit Tendenz und Kunst vereinbar sein kann. Daß an sich Kunst nichts mit irgendwelchen Zwecken zu schaffen hat, also auch nichts mit der Propagierung sozialer oder sonstiger Ideen, glauben wir heute. Nur in der Kraft des Bildens, Gestaltens, Lebendigwerdenlassens, in der Fülle des erweckten Lebens sehen wir die Höhe des Künstlertums. Aber so mystisch der künstlerische Werdeprozeß in seinem eigentlichen Wesen wohl stets für uns bleiben wird, dies eine ist uns doch deutlich: was lebendig werden soll, muß

vor allem im Künstler selber leben; es darf nicht ausgedacht oder anempfunden, es muß in seelischen Erschütterungen zum Eigenen geworden sein. In den Zeiten mächtiger geistiger Strömungen, revolutionärer Neubildung, schöpferischer Umgestaltungen, in den bewegten Menschheitsepochen, in denen sich wieder aus dem Chaos eine neue Welt zu formen scheint, in diesen Zeiten wird nun der sensitive Seelenapparat des Künstlers begreiflicherweise von allem Neuen ringsum zuweilen in so heftige Schwingungen versetzt, daß gerade dieses Neue die bildnerische Kraft in ihm löst. Dann reden wir wohl auch von Tendenz in dem Geschaffenen. Und doch besteht in solchem Fall nichts Gewolltes, nicht Zweck und Absicht, sondern künstlerisches Erleben. So ist die düster frauenfeindliche Stimmung, die Schwarzmalerei des weiblichen Geschlechts bei Strindberg sicher nicht Tendenz. Geschehnisse, die in alltäglicheren Geistern vielleicht nur eine skeptisch-satirische Betrachtung von Liebe und Ehe auslösen würden, haben hier vielmehr in einer leidenschaftlich erregbaren, eminent eindrucksfähigen Künstlernatur unverwischbar zerstörende Spuren gegraben, Spuren, die in den künstlerischen Nachbildern seiner Seele nun immer wieder sichtbar werden. Es ist nicht Tendenz, wenn umgekehrt bei Ibsen Größe und Willensstärke vielfach gerade den Frauencharakteren eignet; auch das ist nur Erleben, wie bei Strindberg durch die eigenen Wesenszüge des Dichters bedingtes, hier gerade entgegengesetzt gerichtetes Erleben. Tendenz dagegen oder mindestens These könnte man möglicherweise in Ibsens frühesten Gesellschaftsdramen finden, weil hier die Menschen zuweilen der Idee untergeordnet werden, oder es wenigstens scheint, als sei die Idee das Primäre, der Mensch und sein inneres Leben das Sekundäre.

Objektiv unterscheidbar sind solche Dinge nun sicher so wenig wie irgend etwas anderes in der Kunst. Das Maß des künstlerischen Urteils ist nun einmal ausschließlich die Sinnen- und Empfindungsfeinheit des Betrachters. Ob der Dichter der Gott ist, der Lebensodem in seine Gestalten hauchen kann, oder ob sie tote Formen bleiben, unfähig neue lebendige Kräfte auszuströmen: das ist nur zu fühlen, nicht zu beweisen, und wo unter den Genießenden über einen bestimmten Künstler starke Gefühlsdifferenzen herrschen, da wird der eine im andern deshalb immer wieder einen Mangel an Sinnen- und Seelenunmittelbarkeit sehen.

Wie also steht es mit der Tendenz bei Kielland? Er selber hat sich sehr offen, ja »mit Stolz« als »ehrlicher Anhänger der Tendenzpoesie« bekannt; nichts Besseres konnte man ihm sagen, als daß seine Werke »im rechten Geist« geschrieben seien, und er blieb dieser Gesinnung treu bis zur letzten Zeile, die er dichtete. Die künstlerischen Einwendungen von Brandes und Jonas Lie gegen seine *Arbeiter* (sie warfen ihm »Übertreibung« vor) ließen Kielland vollständig kalt: »Wer die Menschen aufwecken will, der muß übertreiben. . . . Daß ich übertrieben habe, ist sicher, da es mit der Kraft der Einseitigkeit geschrieben ist; das sauersüße Gebräu, das man objektiv-unparteiische Schilderung nennt, ist Unsinn und Kindergeschwätz.« Und als später die Kunst andere Bahnen ging und die *L'art pour l'art*-Theorie aufzukommen begann, schreibt er an Georg Brandes: »In einer Zeit, wo die Reaktion stark und gefährlich wird, wo sie sich nicht mehr versteckt sondern mehr und mehr mit Gott im Bunde auftritt und sich durchtrotzt, in einer Zeit, wo so viele Vorzeichen auf eine blutige Lösung der einfachen wirtschaftlichen Magenfrage deuten: in solch einer Zeit fühlt sich die Dichtung berufen sich zu verkriechen und psycholo-

gisch zu werden! Statt das Feuer zu schüren und immer wieder zu schüren, beschäftigt man sich und die anderen mit beleidigendem Nachschnüffeln in allen Stubenecken: wer hier eingetunkt hat, und wer da, und wie es geschmeckt hat. Und was für ein verdammtes Gewäsch ist das mit dieser Seele des Weibes, die so kompliziert sein soll?«

Kielland wollte ein Sitten- und Gesellschaftsschilderer sein; ihm galt es Fäulnis und Unwahrheit der bürgerlichen Welt aufzudecken. Die religiöse Heuchelei, die Knechtung des Geistes, den sinnlosen Drill der Schule, die innere Hohlheit der Wissenschafts- und Gesellschaftsgrößen, die moralische Feigheit der Menschen, ihr armseliges Zusammenknicken vor der Spießbürgersittlichkeit, das bornierte Überlegenheitsgefühl des männlichen Philisters gegenüber der selbständigen und denkenden Frau und (dies vor allem) den großen Gegensatz des satt genießenden Bourgeoistums zu denen, die die Werte schaffen, die Lasten schleppen, den Druck des Lebens tragen und in ewiger Mühsal nichts anderes als dürftiges Brot und allenfalls den Sorgenbrecher der Armut, Schnaps, gewinnen: dies alles bewegte Kielland, dies galt es ihm darzustellen. Gerade in seinen ersten Schöpfungen, den Novelletten und in *Garman & Worse*, dem Roman, der seinen Ruhm begründete, sind die sozialen Zeitgedanken zuweilen mit packender Kraft gegeben. Szenen, wie die *Siesta*, wo nach einem üppigen Festmahl unter sybaritischen Genießern und leichtsinnigen Dämchen in Paris ein junger irischer Musiker am Klavier die *Armut* spielt, bis die ganze gedankenlos blöde Gesellschaft von Grauen gepackt wird, oder die *Ballstimmung*, in der einer gefeierten Schönheit, die ein reicher Graf einmal in einer Pariser Gosse auflas, beim Aussteigen aus ihrer luxuriösen Kutsche ein paar zufällig erlauschte Worte aus dem zynischen Jargon der Großstadthefe den längst vergessenen Kindheitsjammer wecken, solche Szenen vergißt man nicht leicht. Sie gehören nicht zu den Ewigkeitsbildern der Kunst; sie sind nicht mit Zolas gigantischer Pinselführung gemalt; sie haben nicht die erschütternde Gewalt der großen sozialen Anklagedichtungen, etwa der *Macht der Finsternis* oder der *Weber* oder den detaillierten Realismus der späteren Russen; aber es weht doch aus ihnen der herbe Hauch wahrhafter sozialer Empörung; es durchbebt sie ein echtes Gefühl der Auflehnung gegen die kalte Gleichgültigkeit der Besitzenden, ein tiefes, sympathisches Mitempfinden mit denen, die draußen stehen, mit den Elenden und Ausgestoßenen.

Überhaupt sind gerade diese leicht hingeworfenen, manchmal nur ein paar Seiten langen Novelletten fast durchgängig kleine Kabinettstücke feiner, ironisch-humorvoller und im letzten Grund doch stets schwermütig mitleidender Lebensbetrachtung. Wie ist in den *Welken Blättern*, in der Schilderung eines Gemäldes, die bittere Enttäuschung junger Liebe gegeben! »Und Enttäuschung und Bitterkeit gruben sich tief in das junge Herz. Während die Blumen starben, reifte sie für den Winter des Lebens. So verschwanden sie in der Allee. Aber der leere Stuhl blieb in der halb welken Laube stehen, und der Wind begann von neuem die Blätter eifrig zu einem kleinen Grabhügel zusammenzuwehen. Und im Lauf der Zeiten kommen wir alle (wie jeden die Reihe trifft), um uns auf den leeren Stuhl in dem Winkel des Gartens zu setzen und einen kleinen Grabhügel von welken Blättern anzustarren.« Und wie die Fortsetzung dazu scheint dann *Erotik und Idyll*. Ganz gewöhnliche banale Menschen sprechen ganz gewöhnliche Worte, wie wir alle sie tausendmal im Leben selber hörten oder sprachen; doch wenn wir die Geschichte zu Ende ge-

lesen haben, ist es, als läge uns eine schwere Last auf der Brust, die Schwere des Alltagskampfes um das tägliche Brot, der doch für die übergroße Mehrzahl aller Menschenkinder den einzigen Daseinsinhalt bildet. Vorzüglich in ihrem Sarkasmus gegen die sozialen Anwandlungen reicher Bourgeoisdamen ist auch *Ein gutes Gewissen.* Die sittliche Empörung dieser Menschenfreundinnen, als sie aus ihrer gewohnten Atmosphäre von Wohlleben und Weichlichkeit einen flüchtigen Blick in die Welt des Elends tun, die ganze humoristisch-tragische Situation, wie sie da in wenigen Strichen festgehalten wird: heute noch wie damals spiegelt sich darin der furchtbare Gegensatz der *zwei Nationen* in allen Völkern. Noch heute gibt es kaum etwas anderes, was in solcher Kürze gleich schneidend und scharf diesen Gegensatz zum Ausdruck bringt wie Kiellands Novelletten, was sich deshalb gleich vorzüglich zu einer poetisch-sozialen Vorlesung in Arbeiterkreisen eignet. Und aus diesem lebendigen sozialen Gefühl heraus, das ihn so völlig erfüllt, zieht es Kielland auch in seinen großen Romanen immer wieder zu der Welt der Arbeit. Freilich, nicht zu dem, was man in den hochentwickelten Industrieländern heute so nennen würde, den Eisenwerken und Fabriken, den mächtigen industriellen Betrieben, sondern zu dem, was er selber aus seiner Heimat und seinem Dasein kannte, dem Leben des Hafens und der Schiffahrt, des Herings- und Fischfangs, dem Leben der kleinen und großen Handelswelt, der Kaufmannsläden der Provinz, wo in unaufhörlich mühsamem Schaffen fleißige Hände Groschen um Groschen zusammensparen, bis hinauf zu den Schiffahrts- und Bankhäusern der Hafenorte, in denen die Reichtumsvorstellung der weltentlegenen Städtchen des Nordens gipfelt.

Die Arbeit als das, was dem Dasein Wert und Inhalt gibt, was den einzelnen im Gegensatz zu den Schmarotzern und Parasiten der Gesellschaft erst in den pulsierenden Kreislauf des Lebens einreiht und ihm damit das Bewußtsein wirklichen Menschentums leiht: diesen echt modern sozialen Gedanken verkörpern auch einige der schönsten Kiellandschen Frauengestalten. So die Rachel in *Garman & Worse,* die dem Mann, der sie Jahre hindurch liebt, ihre Gegenliebe erst gesteht, als sie sich durch eigenes Schaffen selbst eine Stellung in der Welt und das Gefühl des Könnens erobert hat. In Kiellands Frauen spricht sich überhaupt fast am reinsten das spezifisch Revolutionäre, das typisch Neue aus der Ideenwelt der achtziger Jahre bei ihm aus. Außer Ibsen und Björnson gibt es vielleicht nur noch einen, Arne Garborg, in dem die feministischen Zeitströmungen in gleicher Stärke wie bei Kielland wiedertönen. Rachel, Gabriele in *Schnee* und Frau Wenche in *Gift* haben für uns alle damals zu den Gestalten gehört, die unser eigenes tiefstes Fühlen und Sehnen trugen, Rachel mit ihrem stürmischen Verlangen nach erfüllender Tätigkeit, Gabriele und besonders Frau Wenche mit ihrer Auffassung von Liebe und Ehe.

Nicht ohne innere Notwendigkeit ist ein eigentliches Problem der Ehe erst mit der Entwickelung des Persönlichkeitsempfindens in der Frau erstanden. In einer dauernden, die gesamte Lebensführung umspannenden Daseinsgemeinschaft zweier Individualitäten, in der künstlichen Vereinheitlichung zweier selbständiger Willenskräfte nach außen, wie sie psychologisch die Ehe darstellt, liegt in sich eine unversiegbare Quelle innerer Reibungen, die wohl durch die Glut erotischer Leidenschaft eine Zeitlang dem Bewußtsein ferngehalten oder bei wenig ausgesprochenen Naturen durch gegenseitiges sympathisches Mitgefühl überbrückt werden können, bei starren, eigenartigen oder fest ge-

prägten Charakteren sich aber schließlich in einem ewigen innern Ringen, einem geistigen Machtstreit äußern müssen. So ist der Kampf der Individualitäten in der Ehe eine der allgemeinsten Ausdrucksformen des modernen Persönlichkeits- und ganz speziell des modernen Frauenempfindens geworden. Darum ist er bei Ibsen geradezu der Grundakkord des Schaffens, darum ist auch der psychologisch ergreifendste der Kiellandschen Romane auf den gleichen Ton gestimmt. *Gift* stellt den tapfern Seelenkampf einer starken, durch und durch wahrhaftigen Frau im Zusammenleben mit einem anscheinend bedeutenden, innerlich leeren und eitlen Konventionsmenschen dar, einen Kampf, der zunächst um die Erhaltung ihres eigenen Selbst und später um den Einfluß auf den einzigen Sohn geht. Hier steht ihr als Gegner nicht nur der Gatte, sondern mit ihm im Bund vor allem die Schule, die Geistlichkeit und schließlich die ganze kleinstädtische Philistergesellschaft entgegen. Frau Wenche unterliegt in dem Kampf um ihr Kind, wie sie in der Ehe und wie sie in einer leidenschaftlichen Liebesneigung zu einem andern Mann unterlag, nicht weil sie sich beugte, nicht weil sie die Schwächere, sondern weil sie die Größere und Echtere war, und ihre Umgebung dem schweren Ernst ihrer Forderungen nicht standhalten konnte. Es ist eine der auch dichterisch erschütterndsten Stellen in Kielland, als Frau Wenche nach der letzten schmerzlichen Enttäuschung das Fazit ihres Lebens zieht und sich ruhig eingesteht, daß überall nur ein großes Minus bleibt. In *Fortuna* und endlich in seinem letzten Werk *Johannisfest* hat der Dichter dann die Fortsetzung zum *Gift* geschrieben. Nachdem Frau Wenche freiwillig aus dem Leben geschieden ist, gerät der Sohn ganz in das Fahrwasser des Vaters. Wohl warnt ihn die Erinnerung an die unbestechlich ehrlichen Augen der Mutter zuweilen noch vor Lüge und Heuchelei; schließlich aber treiben ihn die Einflüsse der Außenwelt immer weiter auf den Weg der Schwäche, und in der trostlosen Ehe mit einer seelenleeren Frau geht er zuletzt ganz zugrunde.

Eine gewisse Übereinstimmung der gesamten Lebensauffassung mit Ibsen ist hier, wie man sieht, unverkennbar. Die Ehedichtung an sich ist ja, wie gesagt, ein Charakteristikum der ganzen modernen, mindestens der skandinavischen Literatur jener Tage. Wir besitzen Eheromane und -dramen von Jonas Lie, Amalie Skram, von Björnson, Garborg, ganz zu schweigen von den jüngeren Schweden, wie dem freilich sehr abseits stehenden Riesen Strindberg, Geijerstam, der Edgren-Leffler und allen den anderen. Nirgends aber ist die geistige Verwandtschaft der Anschauungen so merkbar, die Richtung so gleichartig wie bei Ibsen und Kielland. Die Wahrheit gegen Heuchelei und Konvenienz und die Frau als Trägerin der Wahrheit und naturechten Fühlens im Streit mit allen niederziehenden Mächten enger Philistermoral, kleinlicher Eitelkeit und pfäffischen Vertuschens: das sind die Wesenszüge, die Ibsens ältere Gesellschaftsdramen wie Kiellands ganzes Schaffen beherrschen. Ebenso ist beiden Dichtern der Haß gegen den Pietismus gemeinsam, dem Kielland besonders in *Schiffer Worse* eine furchtbar lebenzerstörende Gewalt zuspricht. Dieser Haß, der allerdings stärker oder schwächer durch die gesamte norwegische Dichtung geht, mutet die Deutschen immer ein wenig fremd und seltsam an; ihn kann wohl in seiner ganzen Glut nur mitempfinden, wer wie die Freiheitskämpfer des Nordens selbst die dunklen Wirkungen der pietistischen Heilslehren durchlebt hat.

Noch einmal also: Ist dies alles nun Tendenz im unkünstlerischen Sinn? Ge-

wiß nicht. So wenig ist Kielland in dieser Bedeutung Thesen- oder Tendenzschriftsteller wie es Arne Garborg oder Ibsen, so wenig wie es Zola, Tolstoj, Dostojewskij oder Gorkij sind. Er ist ein Sohn seiner Zeit wie sie alle, ein Mensch, der mit leidenschaftlicher Anteilnahme die Kämpfe dieser Zeit durchkämpft, der ihr Leben lebt, ihren Atem atmet, den wir aus dem Boden nicht losreißen können, in dem er mit Geist und Seele verwurzelt ist, ohne ihn selbst und sein Künstlertum zu zerstören. Und ist er nicht wie Ibsen und Zola, wie Dostojewskij und Tolstoj einer der Großen, die lebendig bleiben, wenn längst ihre Welt mit allen ihren Ideen tot und versunken ist, so nicht deshalb, weil er (wie eben jene auch) zu den fanatisch Subjektiven gehört, zu denen, die sich im Streit der Parteien mit glühendem Eifer auf die eine Seite schlagen, sondern aus ganz anderen, künstlerischen Gründen. Möglich vielleicht, daß die paar Ewigen der Weltliteratur tatsächlich mehr unter den objektiven Künstlern zu suchen sind, unter denen, die, wie Homer, Shakespeare und Goethe mit gleich verstehendem Schöpferblick die Bösen wie die Guten, die Starken und Schwachen, die Schönen und die Häßlichen umfangen, die mit fruchtbarer Hand eine unendliche Schöpfung erstehen lassen, die, morallos wie die wirkliche, sich nur nach eigenem Gesetz bewegt. Das künstlerisch Ausschlaggebende ist dennoch nicht dieses. Das ist einfach die Fülle und Größe der schaffenden Gewalten im Künstler, der Reichtum seiner eigenen Seele, die Quell- und Gestaltungskraft der Phantasie. Diese schöpferischen Mächte, der eigentliche Künstlergenius selbst ist in Kielland nun freilich nicht so stark wie in jenen Größeren. Nicht in allen seinen Menschen pocht lebendiges Blut. Nur in einzelnen Momenten leuchtet bei ihm der intuitive Seherblick des Dichters in die Tiefe der Seelen, so daß wir in mitfühlendem Leid erbeben. Frau Wenches Tod, die halb unbewußt tragische Liebe Johanns und Kristines, zweier armer Menschenkinder, denen das Schicksal erst auf Kristines Sterbebett die Seligkeit des Zusammenseins gewährt, die prächtigen Figuren der beiden Brüder Garman, die sich bei aller Gegensätzlichkeit des Wesens in einer unauslöschlichen, zart verstehenden Zuneigung begegnen, dieser ganze, naiv gesehene, verschwenderische, kindlich unbesonnene Legationssekretär und die köstlich anschauliche Episode seines Lebens als Leuchtturmwächter mit der wilden, zärtlich geliebten Tochter, dann das Liebesidyll dieser Tochter mit dem einfachen Fischer, das in seiner unschuldsvollen Leidenschaft fast die Unmittelbarkeit einer Volksliedszene erreicht: dies alles sind Episoden von echtestem dichterischen Zauber. Hier tritt auch am kräftigsten in Kielland das besondere Lokalkolorit, der Farbenton der norwegischen Hafenstädte hervor, in denen der Dichter bis auf wenige Jahre des Auslandsaufenthalts sein ganzes Dasein verbrachte.

Kielland ist einer von denen, die die Luft der Heimat nie entbehren konnten. In seiner Geburtsstadt Stavanger, die er über alles liebte, hat er nach dem frühen Abschluß seiner Dichterlaufbahn (die sich über nicht viel mehr als 15 Jahre erstreckte) noch ein Jahrzehnt als Redakteur und dann als Bürgermeister gelebt. Ihn trieb es nicht unwiderstehlich, wie Ibsen, Garborg, Hamsun, aus den engen und kleinlichen Verhältnissen des Vaterlands in die Ferne, oder es zog ihn doch von dort immer wieder mit stürmischer Gewalt in die Heimat zurück. Für ihn war der Heimatsort der »Mittelpunkt der Erde«, der Himmel über diesem Küstenstrich der »eigentliche Himmel«. Und diese tiefe Heimatsliebe fühlt man in Kielland, wenn er vom Meer und der Meeres-

küste erzählt, von dem Leben der Fischer draußen auf See oder von den großen Handelsschiffen, dem Stolz der nordischen Kaufmannsstädte. So ist Kiellands Dichterpalette gewiß aus den Farben seiner Heimat gemischt; in allem, was er schreibt, weht norwegische Luft, überall stehen wir auf norwegischer Erde, an manchen Stellen schlägt uns förmlich der typische Geruch der norwegischen Hafenstädte, der salzig-tranige See- und Fischgeruch entgegen.

Und dennoch: Etwas völlig anderes sind Meer und Landschaft zum Beispiel bei Knut Hamsun. Vielleicht läßt sich die ganz eigentümliche Mischung des volksmäßig Generellen und des rein Persönlichen in jedem Künstler kaum je so gut studieren wie in dem menschlich dichterischen Gegensatz dieser beiden norwegischen Künstlertemperamente: Kiellands und Hamsuns. Der erste, soweit das dort oben möglich ist, scharf, klar, festumrissen, geradlinig und unzweideutig. Hamsun dagegen intuitiv, ein Künstler mit expansiver Phantasie, mit überquellenden Gefühlen, schillernd, nebelhaft, in einem unablässigen Ab und Auf der Stimmung, mit den ungezählten Schattierungen und Übergängen, dem zarten Licht- und Schattenspiel, der Gewitterschwere und der sonnklaren Stille, mit dem Sturm und der Ewigkeitsruhe des Meeres. Kiellands Gestalten stehen in der norwegischen Küstenlandschaft, sie tragen die Züge des norwegischen Schiffer- oder Kaufmannstypus, weil der Dichter nur diese Landschaft und diese Menschen so völlig kannte, weil er nur sie so tief erlebt hatte, daß sie in ihm zum Bild erwuchsen. In Hamsun dagegen sind das Land und der Künstler nur eines; Norwegens Meer und Norwegens Himmel spiegeln sich in seiner eigenen Seele. Und wohl erst diese letzte Erdständigkeit, dieses völlig unlösliche Verbundensein des Menschen mit der Atmosphäre und dem Boden, aus denen er erwuchs, wohl erst dies ist das Zeichen der ganz ursprünglichen Künstlernatur. Deshalb ist in den feinsten Dichtern stets der durchdringende Heimatston; deshalb klingt es und singt es in ihnen wie in der Luft des Landes, dem sie entstammen, deshalb blühen in ihrer Sprache die Farben ihrer Wälder und Gärten, deshalb sind sie mit so unzerreißbaren Fäden in ihr spezifisches Volkstum verknüpft, daß wir sie nur im Zusammenhang mit diesem Volkstum wirklich innerlich empfinden können. So begreift vielleicht nur der erst die eigentümlichen Wesenszüge, die scharf durchgehende bildliche Artdifferenz dänischer und norwegischer Dichtung, der einmal die Landschaft dort oben selbst gesehen und durchwandert hat. In Dänemark die schwellende Weichheit, die bunte, trunkene, lebensdurstige Fülle der sonndurchglühten blauen Sommertage, die träumerische Melancholie blühender Heidestrecken, Wälder und Felder und Hügel und immer in lockender Nähe der unendliche Blick über das Meer. In Norwegen stundenweite, tiefe Einsamkeit, schroffe Unzugänglichkeit, die starren, wilden, großartigen Linien mächtiger Hochgebirge, düstere, in ewige Sonnenlosigkeit getauchte Bergseen neben lichtübergossenen Gletscherfeldern, kahle Schluchten fast dicht bei fruchtbar blühenden, südlich reichen Ebenen, ein ewiger, seltsamer, phantastisch-märchenhafter Wechsel der Landschaft. Nur hier wird uns Brands eisern starre Kraft, aber auch nur hier wird uns Peer Gynts wilde, wahnsinnig schweifende Phantasie lebendig. Der dunkle Ernst, die gedankenvolle Schwere, das Grüblerische, Lebensfremde, Religiöse und auch wieder der mystisch urweltliche Zug der großen norwegischen Dichter wird begreiflich aus der norwegischen Landschaft wie Jacobsens weiche Sinnlichkeit und quellende Farbenfreude, die Glut seines Lebensgefühls auf dänischer Erde ge-

boren ist. Das eine aber, das der nordischen Atmosphäre für uns Mittelzonenmenschen ihren besondern Zauber gibt, das silbrige, schwebende Licht der hellen Hochsommernächte: dies eine hat sich auch der gesamten nordischen Dichtung mitgeteilt. Wie wir in den Wachträumen halb schlafloser Nächte oder in der blitzartig grellen Klarheit seltener alltagsferner Stunden zuweilen die innersten Tiefen der eigenen Seele und die versteckten Abgründe alles Menschenseins zu schauen glauben, so scheint die gespenstische Dämmerung dieser nordischen Nächte den Dichtern jener Länder die seherische Gabe eines Innenblicks zu leihen. Diese sonderbar vergleitenden, nebelhaften seelischen Lichter, das Halbdunkel der Stimmung, diese merkwürdig klaren und doch zarten, psychischen Reflexe sind das eigentlich Charakteristische, das generelle Merkmal der Skandinavier.

Und das findet man gerade auch bei Kielland. Wenn er als geistige Persönlichkeit auch mehr den scharf denkenden Träger allgemeiner Zeitideen als eine besondere seelische Spielart darstellt, so ist doch das spezifisch Nordische in ihm in Farbe und Stimmung der Menschen und Dinge fühlbar, gewinnt es auch nicht jenen Duft, der uns in Ibsen, Hamsun und Strindberg, in Jacobsen, Bang und anderen umströmt. Denn so bedeutende künstlerische Qualitäten Kielland besitzt, er ist, mit jenen anderen verglichen, bei allem Können und manchem genialen Gelingen im tiefsten Kern des Wesens doch mehr Denker- als Dichternatur. Vielleicht ist es so erklärbar, daß sein dichterisches Schaffen plötzlich noch auf der Höhe seines Daseins abbrach, wie es erst im vollen Mannesalter begonnen hatte, daß sein inneres Feuer verglüht war, sobald die Ideen, die ihn durchbebten, die erste lodernde Kraft verloren und er (wenn auch oft in schmerzlicher Resignation) noch Jahre hindurch als tüchtiger Beamter ein bürgerlich wohlgeordnetes Dasein leben konnte.

Nur in ganz anderer Form drängte es ihn später noch einmal die geistigen Bilder, die er in sich trug, dichterisch zu verkörpern. Er wollte die Menschen rings um Napoléon und Napoléons eigene Gestalt zu zeichnen versuchen, so wie sie ihn in ihrer überragenden Größe während geschichtlicher Liebhaberstudien gepackt hatte. Kielland erhob hier wohl schwerlich den Anspruch ein historisches Quellenwerk zu liefern und Historiker haben denn auch vieles darin als falsch oder schief gesehen verworfen. Dennoch ist das Buch sicher wertvoll. Es gibt den unmittelbar erlebten mächtigen Eindruck, den die Napoléongestalt schon nach den geschichtlichen Dokumenten in einem empfänglichen Geist auslösen muß, und läßt uns in mancher frisch hingestellten Szene den »kleinen Mann mit den verschränkten Armen und dem quer gestellten Hut« in seiner sagenhaften Gewalt über Menschen und Dinge schauen.

Kielland hat sich neben seinen Hauptwerken auch sonst in manchem anderen versucht. Ein *Nachlese*band seiner Werke[1]) enthält kleine Studien und Beobachtungen, die er *Menschen und Tiere* nennt. Auch einige Dramen hat er veröffentlicht, die indessen unbeachtet blieben. Die Liebe seiner Zeit galt dem Romandichter Kielland. Sein Name wird uns immer mit dem stürmisch bewegten sozialen und künstlerischen Leben jener Tage verbunden bleiben.

[1]) Eine gute deutsche Ausgabe von Kiellands *Gesammelten Werken* erschien im Verlag Georg Merseburger in Leipzig (der sich dankenswerterweise die Pflege skandinavischer Literatur überhaupt angelegen sein läßt). Sie bringt in 6 handlichen Bänden die Romane, die Novellen, das Napoléonbuch und die oben genannten Skizzen.

SELA ROON · BISSOLATI UND DIE EMSER DEPESCHE

SOEBEN hatte Bismarck den beiden Freunden die von ihm umredigierte Depesche vorgelesen. »Vorher war es eine Chamade, jetzt ist es eine Fanfare«, rief Moltke hocherfreut. Da öffnete sich die Tür, und herein stürmte Leonida Bissolati. Ohne auch nur den Hut vom Kopf zu nehmen, sprudelte er mit südländischer Beredsamkeit eine glänzende Rede hervor über die entsetzliche Verantwortung einen Krieg zwischen zwei Kulturvölkern zu entfesseln, selbst wenn ein solcher auf die Dauer unvermeidlich erscheine; jeder Aufschub sei hier Gewinn, und wer wolle es wagen die unumgängliche Notwendigkeit des Krieges zu beschwören.

Mit einem wurschtigen Lächeln auf seinen Zügen hatte Bismarck ruhig zugehört. Moltke und Roon waren sichtlich ergriffen; es war mehr als zweifelhaft, ob sie das Spiel des Kanzlers weiter unterstützen würden. Da öffnet sich die Tür von neuem, und Oda Olberg betritt atemlos das Zimmer: »Habe ich endlich das Bürschchen erreicht mit seinem Glauben an die entscheidende Bedeutung der Persönlichkeit? Hat er etwa auch hier der Meinung Ausdruck gegeben, daß vielleicht sein Eintritt in das Kabinett den Krieg verhindern könne? Diese Bemerkung erhellt wie ein mächtiger Scheinwerfer die ganze reformistische Taktik der letzten Jahre. Man begreift, daß die Reformisten ein quälendes, ja ein erdrückendes Verantwortlichkeitsgefühl in ihrem politischen Wirken haben. Wenn sie einem einzelnen Menschen die Fähigkeit zutrauen geschichtliche Ereignisse zu lenken, dann muß der bloße Gedanke einen Kabinettswechsel herbeizuführen ihnen eine ganze Welt von Besorgnissen und Verantwortlichkeit aufrollen. Der neue Minister könnte ja sogar einen europäischen Krieg herbeiführen! Für Menschen, in deren Kopf sich das geschichtliche Werden in dieser Form spiegelt, und die natürlich nicht nur dem Minister sondern auch sich selbst die Fähigkeit zuschreiben müssen durch die Arbeit ihres eigenen Gehirns Geschichte zu machen, ist kaum eine andere Aktion denkbar als die des Sichanschmiegens an das Bestehende und Erprobte . . .«[1])

Bissolati hatte, trotz seines ruhmreichen Vornamens, vor diesem Redeschwall bereits Reißaus genommen: stand er doch damals noch im zartesten Knabenalter. Auch Oda Olberg verließ nach tapfer erfüllter Parteipflicht (selbstverständlich ohne Gruß) das Zimmer. Auf Bismarcks Gesicht lag noch immer das wurschtige Lächeln. »Aber die Dame hat ja noch gar nicht das Licht der Welt erblickt«, murmelte Roon, wie aus einem Traum erwachend. Der Bann war gebrochen, auf Bismarcks Gesicht kehrte der Ernst zurück, und die Weltgeschichte konnte ungestört ihren Lauf nehmen. Unser Wilhelm Liebknecht aber konnte seine »geschichtliche und wahrheitsgetreue Darstellung der wahren Ursachen und der wahren Urheber des deutsch-französischen Krieges« mit den lapidaren Worten schließen: »Und von unschätzbarem Nutzen wird es sein, wenn das Volk durch die Fälschung der sogenannten *Emser Depesche* Klarheit darüber erlangt, was heutzutage für *geniale Staatsmannskunst* gelten kann, was für Menschen und was für Grundsätze die Geschicke der

[1]) Den Wortlaut der Rede Oda Olbergs hat diese selbst veröffentlicht: Siehe Olberg *Der Parteitag von Reggio Emilia* in der *Neuen Zeit*, 1912-1913, 2. Band, pag. 602.

Völker noch in dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts regieren konnten.«[2])

Für den historischen Materialismus ergeben sich hieraus 2 mögliche Schlußfolgerungen:
Entweder: Eine einzelne Persönlichkeit vermag zwar einen Krieg zu entfesseln, der ohne ihr Eingreifen nicht zum Ausbruch gekommen wäre, dagegen vermag sie nicht einen Krieg hintanzuhalten.
Oder: Solche persönlichen Eingriffe konnten zwar noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Erfolg haben, im ersten Drittel des 20. sind sie bereits unmöglich.

Hoffen wir das letzte!

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Politik / Max Schippel

Türkei: Innere Krise

Die Türkei ist an einem vollständig neuen Abschnitt ihrer zuletzt recht sprunghaften Entwickelung angelangt, und für die nächste Zukunft scheinen die Aussichten, nach innen wie nach außen, wenig friedlich und beruhigend. Die Einsetzung und das Auftreten des Ministeriums Mukthar Pascha, die Kammerauflösung vom 4. August war die offizielle Entthronung des Jungtürkentums und seines leitenden *Komitees für Einheit und Fortschritt*. Werden die Depossedierten kampflos beiseite gehen, und wird der lockere Zusammenhalt des national und religiös zerrissenen, von den Schäden der eigenen Vergangenheit niedergedrückten und gehemmten Türkenreichs die neue Erschütterung ohne Katastrophe ertragen?
Die Schwäche der jungtürkischen Revolution wurde anfangs durch den allgemeinen Enthusiasmus, durch die ersten Reformanläufe und Reformversprechungen verdeckt, sie trat jedoch mit der Zeit immer sichtbarer hervor. Die Ereignisse von 1908, die eine glänzende demokratische Umgestaltung des alten orientalischen Despotenstaats einzuleiten schienen, waren im Grunde lediglich das Werk einer aufgeklärten, durch die vorgefundene Armeeverfassung wohlorganisierten Minderheit, nicht, wie sonst in der politischen Geschichte, das Ergebnis einer einheitlichen breiten Massenbewegung. Nachdem sich der erste Rausch der Verbrüderung zwischen früher todfeindlichen Elementen: Bulgaren, Griechen, Albanern, Osmanen, Muhamedanern, Christen und Juden gelegt hatte, rührten sich die alten Gegensätze sofort von neuem. Nicht einmal geordnetere Formen zu ihrer Austragung vermochten sich herauszubilden; Parteien im europäischen Sinn kennt die Türkei bis heute nicht. Beeinflussungen von außen, wie im albanisch-makedonischen Wetterwinkel und in Südwestarabien, führten der nationalen und religiösen Verfeindung immer wieder Zündstoff zu. Die jungtürkische Minorität mag von vornherein die fortschrittlichste Kraft in diesem gärenden Chaos dargestellt haben, aber gleich nach ihren ersten leicht errungenen Triumphen vermochte sie die Einheit wie den Fortschritt in ihrem Sinn nur durch künstliche Eingriffe und Übergriffe aller Art, oft mit recht altdespotischem Beigeschmack, aufrechtzuerhalten. Was anfangs nur als Abwehr gegen die zurückgedrängten reaktionären Kräfte gedacht sein mochte, kehrte sich mehr und mehr gegen alle widerstrebenden Volksströmungen. Nur ein unerhörter Wahlterrorismus, vom Minsterium des Innern in Konstantinopel ausgehend und bis in die letzten Provinzecken sich fortpflanzend, sicherte das Übergewicht in der Kammer. Vereins- und Preßfreiheit standen sehr bald lediglich auf dem Papier, die politische Volksbetätigung zog sich in Klubs, in Geheimbünde und zuletzt in meuternde, kleinkriegführende, bewaffnete Banden zurück; mit jedem neuen Monat mußte so die Rückkehr zu einer normalen inneren Entwickelung immer

[2]) Siehe Liebknecht *Die Emser Depesche oder Wie Kriege gemacht werden* / Nürnberg 1891 /, pag. 45.

schwieriger werden. Dazu kam, daß der chauvinistische Einschlag bei dem Jungtürkentum immer unverkennbarer sichtbar wurde; die politische Reichseinheit wurde von den neuen Staatsspitzen als gleichbedeutend mit der weitestgehenden Vorherrschaft des Osmanentums angesehen. Druck erzeugt Gegendruck, und sehr bald loderten die alten Aufstandsbewegungen der unterdrückten Nationen und volklichen Splitter wieder empor. Die letzten Kammerwahlen versagten als Ventil erst recht, weil der amtliche Wahlapparat rücksichtsloser denn je alle oppositionellen Regungen erstickte. Doch waren schließlich die tieferen Gegenströmungen dadurch nicht zum Stillstand gebracht. Das Parlament selber zahlte letzten Endes diesen Widerspruch zwischen Schein und Sein mit seiner innern Entkräftung. Es blieb zwar staatsrechtlich-formell allmächtig, konnte Regierungen nach Belieben, durch Mißtrauensvoten stürzen und brach doch beim ersten feindlichen Vorstoß realer Kräfte hilflos zusammen. Am 15. Juli hatte die Kammer noch mit der unnatürlichen Majorität von 194 gegen 4 Stimmen durch ein Vertrauensvotum das jungtürkische Ministerium zu halten und zu kräftigen gesucht: 2 Tage später lag dieses leblos am Boden. Im Augenblick des erzwungenen Auseinandergehens hat die Kammer nochmals dem Ministerium Ghazi Mukthar Pascha ihr Mißfallen bekundet; aber das Ministerium wich und wankte nicht, während die Kammer in alle Richtungen des Himmels auseinanderstob.

Vorläufig spielt sich die weitere Auseinandersetzung noch in den unblutigen Formen eines Verfassungskonflikts ab. Die Regierung hat Neuwahlen angeordnet und wird diese wahrscheinlich in ihrem Sinn *leiten*. Die Jungtürken erklären die von der Regierung im Einvernehmen mit dem Senat vollzogene Kammerauflösung für staatsrechtlich unwirksam. Sie planen die Wiedereröffnung des alten, nach ihrer Meinung nur vertagten Parlaments in Saloniki; auch eine entsprechende parlamentarische Regierung, von Saloniki aus, scheinen sie in Bereitschaft zu haben. Nun sind dort aufständische und aufstandslustige Völkerschaften und die gegen sie zusammengezogenen Truppen so nahe, daß jeder heftige parlamentarische Verfassungskampf sehr leicht in Flintengeknatter und Kanonendonner sein Echo finden kann. Bei alledem ist die nächste Frage, wie weit das Jungtürkentum Anhang noch in der Armeeführung selber besitzt. Zerbröckelt diese letzte Einheit der Armee, dann dürfte das türkische Problem hauptsächlich von außen her seine Lösung finden, unter folgenschweren Entscheidungen für alle europäischen Großmächte.

× ×

England im Mittelmeer

Die Vielgeschäftigkeit der Diplomatie entspricht schon seit längerer Zeit dieser möglichen Entwickelung im nahen Osten. Die Übersiedelung des Freiherrn von Marschall von Konstantinopel nach London drückte das letzte Siegel auf eine nicht mehr zu umgehende Kursänderung der deutschen Orientpolitik. Der deutsch-russischen Begegnung in Baltischport folgten französisch-russische Verhandlungen. Besonders die Freigabe der Dardanellendurchfahrt ist anscheinend zu einer Frage geworden, bei der Deutschland für sein Entgegenkommen Gegenleistungen von Rußland einzuhandeln sucht, während es der englischen Politik naturgemäß schwerer fällt einer neuen Mittelmeermacht für alle Zukunft die Tore zu öffnen, selbst wenn diese Macht heute zur Tripelentente gehört. Zusammen mit dem allmählichen Ausbau einer österreichischen Schlachtschifffflotte und mit der Besetzung ägäischer Inseln durch Italien hat dies der englischen Mittelmeerpolitik einen plötzlichen Ruck wieder nach der kaum verlassenen, alten Richtlinie hin gegeben. Die Vorschiebung der früheren Mittelmeerstreitkräfte nach Gibraltar und der Nordsee hält man zwar im Augenblick noch immer für die dringendste Forderung. Aber über eine dauernde Selbsteliminierung im Mittelmeer denkt man mit einemmal ganz anders. »Die Seeinteressen«, schreiben die *Times,* »sind für uns eine Lebensfrage. Unter ihnen beansprucht unsere Stellung im Mittelmeer unleugbar einen hohen Rang. . . . Wie es heißt, hat sich das Reichsverteidigungskomitee letzthin mit dieser Angelegenheit beschäftigt, und es soll sich mit Entschiedenheit für Festhaltung einer starken Flottenmacht in den mittelmeerischen Gewässern ausgesprochen haben. Das ist unsere traditionelle Politik, und eine bestimmte Politik wird niemals ohne durchschlagende Ursachen zu einer festen Tradition. Nichts ist in den letzten Jahren geschehen, um diese Ursachen zu erschüttern; vieles hat sie nur verstärkt. Das Mittelmeer ist unsere nächste Straße nach Indien, nach den Dominien im Stillen Ozean, nach dem

fernen Osten. Es ist unsere einzige brauchbare Straße nach Ägypten. Es ist der Hochweg, auf dem uns ein beträchtlicher Teil unserer Lebensmittelzufuhr erreicht, und, wie Sir Edward Grey beim Etat des Auswärtigen Amts darlegte, die Gegenwart einer genügenden Flottenmacht an dieser Stelle ist für uns unentbehrlich zur Sicherung unseres diplomatischen Einflusses in Europa.« Die Regierung hat in der Tat als nächste, später zu erweiternde Maßnahme beschlossen vor Malta 4 der neuesten Schlachtkreuzer zu stationieren und Malta sowohl wie Alexandrien mit Torpedoflottillen auszurüsten.

×

Zuckerkonvention Glücklicherweise zunächst ohne praktischen Belang ist der Rücktritt Englands von der internationalen Zuckerkonvention. Aber gerade erfreulich ist er auch nicht, da Englands Haltung eine Verneigung vor der russischen Prämienmißwirtschaft und damit eine Schwächung der Prämiengegner darstellt. Wenn es nach England schon vor den letzten internationalen Verhandlungen gegangen wäre, so hätten die mitteleuropäischen Rübenzuckerländer einer vollkommen unbeschränkten, prämiierten Schleuderkonkurrenz Rußlands gegenüber gestanden, und sie vermochten diese indirekte Aufmunterung und Unterstützung des russischen Plünderungssystems durch England ihrerseits nur deshalb zu parieren, weil Rußland nach dem ältern Vertrag noch längere Zeit im Export gebunden war, während ihm nur die Erlaubnis zu rascherer Abstoßung seiner Vorräte einigermaßen Luft verschaffen konnte. Trotz allen widerwilligen Windens und Drehens mußte sich Rußland schließlich zu einer Verlängerung der Konvention bis 1918 verstehen, um durch die erstrebte und von den Gegenparteien genehmigte Zulassung vermehrter momentaner Ausfuhren aus den schlimmsten Überproduktionsverlegenheiten befreit zu werden (siehe meinen Artikel *Die Brüsseler Zuckerkonvention* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1912, 1. Band, pag. 418 ff.). Bis zum 31. August 1918 ist somit an eine Erschütterung des wichtigen internationalen Vertragswerks durch eine vollkommen freigegebene russische Schleuderkonkurrenz nicht zu denken. Englands Rücktritt geschieht unter 1jähriger Kündigung; es ist demnach vom 1. September 1913 ab als ausgeschieden zu betrachten. Bereits in dem neuen Abkommen vom 17. März 1912 war es unter den vertragschließenden Staaten überhaupt nicht mehr aufgeführt; es hat also eigentlich nur noch seinen Nichtanschluß ausdrücklich formell bekundet.

×

KurzeChronik Die holländische Zolltarifkommission hatte die Beratungen mit den Ressortministern im Mai beendet und hat nunmehr ihren Bericht veröffentlicht. Gegenüber den Zollvorschlägen der Regierung sind einige Abstriche vorgenommen worden. Eine Erledigung der Zollfrage noch im laufenden Jahr ist wenig wahrscheinlich. × Der amerikanische Senat beschloß am 9. August von den Panamakanalabgaben amerikanische Schiffe freizulassen, falls sie nur in der »Küstenschiffahrt« verkehren (wozu man in Amerika aber auch den Verkehr zwischen den Ost- und Westhäfen, also etwa zwischen New York und San Francisco rechnet, ferner sogar den Verkehr mit den amerikanischen Besitzungen im Stillen Ozean), und falls sie für den Kriegsfall sich der Regierung zur Verfügung halten wollen, was zweifellos bei so erheblichem Abgabengewinn fast allseits geschehen würde. England erhob Widerspruch gegen diese Verletzung des Hay-Pauncefote-Vertrags, der gleiche Behandlung aller Schiffe zusichere. × Der Nationalkonvent der Progressisten nominierte am 7. August in Chicago Roosevelt für die Präsidentschaftskandidatur, den kalifornischen Gouverneur Johnson für den Vizepräsidentenposten.

×

Literatur Die schon früher hier empfohlene *Politische Bibliothek,* die bei Eugen Diederichs in Jena erscheint, hat auch den einen großen Vorzug, daß sie deutsche Leser mit hervorragenden Werken der Auslandsdemokratie bekannt macht. So mit Lloyd Georges Reden (*Bessere Zeiten*). Von eigenartigem Reiz sind ferner die naturwissenschaftlich-psychologischen, jeden Skeptizismus abwehrenden Betrachtungen von Graham Wallas (*Politik und menschliche Natur*) über die Funktionen der Wahlen, der Parteibildungen und Parteikämpfe, der Vertretungssysteme, über die Herstellung eines gesunden Maßverhältnisses zwischen Vertretertum und Beamtentum, über die Erziehung der Wähler, über die Beziehung der Rassen- und Nationalitätenfrage zu den humanitären Ideen unserer Zeit. Eine Vorrede Bernsteins

schildert kurz die Stellung und das Wirken des geistvollen Verfassers als *Fabianer* neben Shaw, Olivier und Webb, dann als Reformer und Progressist in den Kreisen des Londoner Grafschaftsrats. × Zu dem hier bereits erwähnten Bändchen der selben Bibliothek *Die Zukunft in Amerika* von H. G. Wells, die einige Grunderscheinungen der amerikanischen Entwickelung (das unbändige Wachstum, die Einwanderung, die Arbeiterklassenlage, die Korruption, die Tragödie der farbigen Rasse, die Staatsscheu und Staatsohnmacht und doch wiederum die Fähigkeit zu plötzlichen großen Reformbewegungen) schildert, bildet eine unter gleichem Titel erschienene Abhandlung des Professors Joh. Plenge-Leipzig in den *Annalen für soziale Politik und Gesetzgebung* /Berlin, Springer/ eine feinsinnige Ergänzung. Beide Schriften zusammen eröffnen in engerm Rahmen den denkbar besten Einblick in die Struktur des amerikanischen Sozial- und Wirtschaftslebens. × Die geistigen Kräfte, die die Zentrumspartei um sich zu sammeln verstanden hat, werden in Deutschland noch recht oft unterschätzt. Eine große, im Reich und in Einzelstaaten einflußreiche und gutorganisierte Partei, ein entwickeltes, weitverzweigtes Zeitschriften- und Zeitungswesen, eine stattliche Schar von Gelehrten an staatlichen und kirchlichen Anstalten und in unabhängiger Stellung ermöglichen selbstverständlich gemeinsame literarische Leistungen von nicht gewöhnlichem Rang. Auf außerordentlich hoher Stufe steht vor allem das *Staatslexikon* /Freiburg, Herder/, dessen redaktionelle Leitung in der erfahrenen Hand Dr. Julius Bachems-Köln liegt, und dessen 2. Auflage in den *Sozialistischen Monatsheften* (1905, 1. Band, pag. 101 ff.) bereits besprochen wurde. Der buchhändlerische Erfolg war ein ganz überraschender; noch während der Fortführung der 3. Auflage machte sich ein Neudruck der ersten 3 Bände notwendig. Zur Kennzeichnung des Gebotenen nenne ich zum Beispiel aus dem 4. Band: die Behandlung des Reichsfinanzwesens durch Müller-Fulda, der Schutzgesetzgebung für Arbeiter durch Professor Hitze, der Presse durch Karl Bachem, der Sparkassen durch Stadtkämmerer Dr. Sperlich. »Das *Staatslexikon* verleugnet nirgends den katholischen Boden«, heißt es in der programmatischen Ankündigung; aber die Art dieser Stellungnahme wird auch auf Gegner nirgends abstoßend wirken, und andrerseits wird man über das Verhältnis von Staat und Kirche, über Recht und Rechtsgesetz den Ausführungen von Männern wie Freiherrn von Hertling und Cathrein immer Beachtung schenken müssen. × Eine ungewöhnlich tapfere und unabhängige Schrift, auf die wir später noch besonders zurückkommen, ist E. D. Morels *Morocco in Diplomacy* /London, Smith & Elder/. Morel, der für afrikanische Fragen sogar zum Mitarbeiterstab der gehässig deutschfeindlichen *Times* gehört, sieht im Grunde, obwohl er nicht alle deutschen Maßnahmen billigt, Deutschland von dem, zu diesem Zweck vereinigten England und Frankreich schlecht behandelt. In der gewollten Ausschaltung Deutschlands durch die englisch-französisch-spanischen Abkommen über Marokko, »die Deutschland behandeln, als hätte es keine Stimme im Rat der Nationen«, liege die Hauptursache, daß »länger als 7 Jahre die ganze europäische Atmosphäre vergiftet« worden sei. Sogar die Entsendung des *Panthers* nach Agadir hält er, zur Erzwingung von Verhandlungen, für notwendig, und das ganze Verfahren des Londoner Auswärtigen Amts, um Deutschlands, nach Morel ganz berechtigtes Verlangen nach Kompensationen, nach Möglichkeit zum Scheitern zu bringen, unterzieht er einer bittern Kritik. Eine reiche Beigabe von Dokumenten vermehrt die Bedeutung des Werks.

Kommunalpolitik / Hugo Lindemann

Gartenstadt Leipzig-Marienbrunn

Die internationale Ausstellung für Bau- und Wohnungswesen, die im Jahr 1913 in Leipzig stattfinden wird, hat den Anlaß zu einem interessanten Zusammenarbeiten von Stadtgemeinde und Gartenstadtgesellschaft mit dem Ziel der Errichtung einer Mustersiedelung gegeben, die nicht nur den Zwecken der Ausstellung dienen sondern dauernden Bestand haben soll. Die Ansiedlung wird neben dem Ausstellungsgelände errichtet und durch eine Schwebebahn mit ihm verbunden. Es wurde zunächst eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung *Gartenstadt Leipzig-Marienbrunn* mit 205 000 Mark Stammvermögen gegründet. Der Gesellschaftsvertrag ist auf den von der *Deutschen Gartenstadtgesellschaft* vertretenen Grundsätzen aufgebaut. Der 4 % übersteigende Gewinn ist für gemeinnützige Anlagen innerhalb des Unternehmens und für Rücklagen zu verwenden. Die Ansiedlung wird auf städtischem Gelände

errichtet, das der Ausstellung vorgelagert und bis heute Ackerland geblieben ist. Die Siedelung wird 3½ Kilometer vom Rathaus entfernt sein und eine gute Verbindung mit dem Stadtinnern durch die Straßenbahn erhalten. Dieses Gelände wird nun von der Gesellschaft in Erbbaurecht übernommen. Die Gesellschaft bleibt Eigentümerin der Häuser und gewährt den Mietern ein eigentumsähnliches, auf längere Zeit nur von seiten der Mieter kündbares Erbmietsrecht. Die Mieter erhalten also die Vorteile des Eigentums ohne seine Nachteile. Um aber das Interesse der Bewohner an dem Haus oder der Wohnung zu sichern, haben sie eine hypothekarische Schuldverschreibung auf das Haus in der Höhe der letzten 25 % des Bauwerts zu geben. Bei Mehrfamilienhäusern verteilt sich der Betrag auf die einzelnen Wohnungen. Bei den ganz billigen Wohnungen wird von einer einmaligen größern Kapitalaufwendung überhaupt abgesehen werden müssen. Da die erste Hypothek bei Erbbauunternehmungen in der Regel nur vom Besitzer des Geländes oder unter dessen Garantieübernahme erlangt werden kann, hat sich die Stadt Leipzig auch bereit erklärt ein entsprechendes Darlehen zu gewähren. Der darüber abgeschlossene, von den Stadtverordneten in der Sitzung vom 5. Juni genehmigte Erbbauvertrag sieht darüber folgendes vor: Das Erbbaurecht wird an einer Fläche von 85 000 Quadratmeter auf 99 Jahre bestellt. Die Gartenvorstadt ist verpflichtet die errichteten Bauwerke nebst Zubehörden in einem guten baulichen Zustand zu erhalten. Zu diesem Zweck verpflichtet sie sich bis zum Ablauf des Erbbauvertrags jährlich 0,5 % des Bauwerts einem Fonds zuzuführen, aus dem die Kosten der Ausbesserungen bestritten werden. Der jährliche Erbbauzins beträgt 3 % des Wertes der jeweilig in Bebauung genommenen Flächen und der dazu gehörigen Straßen und Plätze des Erbbaugeländes unter Zugrundelegung eines Einheitspreises von 4 Mark für den Quadratmeter. Bis zum Beginn der Bebauung ist der von den bisherigen Pächtern gezahlte Pachtzins zu entrichten. Für den Erbbauzins wird eine Reallast an dem Erbbaurecht an erster Stelle bestellt. Die Herstellung der Straßen, Fußwege, Plätze und gärtnerischen Anlagen erfolgt auf Kosten der Stadtgemeinde. Die Gartenvorstadt ist verpflichtet diese Kosten mit 4 % jährlich zu verzinsen und mit ½ % zuzüglich der durch die Tilgung ersparten Zinsen zu tilgen. Die Stadtgemeinde gewährt für je eine bestimmte Anzahl von Gebäuden, für deren Errichtung die Einwilligung des Rates notwendig ist, ein Baudarlehen bis zum Höchstbetrag von 75 % des Wertes der auf dem Erbbaugelände errichteten Gebäude. Die Auszahlung geschieht in der Weise, daß 30 % nach Fertigstellung der ersten Balkenlage und weitere 30 % beim Heben des Daches gewährt werden. Die Zahlung der Schlußrate erfolgt erst, wenn die betreffenden Gebäude fertiggestellt und vom Rat der Stadt geschätzt worden sind, und nachdem die Umwandlung der für das Baudarlehen einzutragenden Sicherungshypothek in eine ordentliche Hypothek und die Eintragung der Umwandlung in den Grundbüchern erfolgt ist. Das Darlehen ist bis zum Betrag von 60 % des Bauwerts mit 4 % jährlich zu verzinsen. Darüber hinaus beträgt die Verzinsung (dies eine Verschlechterung der Mittelstandsparteien des Stadtverordnetenkollegiums) 4½ %. Die Tilgung hat mit 0,3 % zuzüglich der durch Tilgung ersparten Zinsen zu erfolgen. Die Tilgung beginnt nach Ablauf des 2. Jahres vom Ende des Jahres an gerechnet, in dem die baupolizeiliche Abnahme der betreffenden Gebäude erfolgt. Die Gartenvorstadt bestellt der Stadtgemeinde zur Sicherung des Baudarlehens und der Zinsen am Erbbaurecht eine Sicherungshypothek bis zum Betrag von 2 Millionen Mark. Sie ist bei der Festsetzung der Schlußrate des Baudarlehens in eine gewöhnliche Hypothek umzuwandeln. Die Gartenstadt ist verpflichtet nach Ablauf des Erbbauvertrags die auf dem Erbbaugelände vorhandenen Bauten und Anlagen an die Stadt Leipzig lastenfrei zu Eigentum zu übertragen. Sie hat jedoch ein Vorrecht, wenn die Stadtgemeinde nach Ablauf des Vertrags wieder ein Erbbaurecht an dem Erbbaugelände bestellen will. Unter bestimmten Bedingungen, wie Auflösung oder Liquidation der Gartenstadt, Konkurs oder Zwangsversteigerung, Rückständigkeit mit Zahlung der Hypothekenzinsen und Tilgungsraten, nicht genehmigte Bebauung des Geländes usw., ist die Stadt berechtigt vor Ablauf der Vertragsdauer und ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist die Rückübertragung des Erbbaurechts mit den auf dem Erbbaugelände befindlichen Bauwerken und Anlagen und seine Löschung im Grundbuch sofort zu verlangen. Um in diesen Fällen die Mieter gegen den Verlust der von ihnen gewährten zweiten Hypothekengelder zu schützen, ist eine Bestimmung in den Vertrag aufgenommen, wonach die den Mietern bestellten Hypotheken ohne persönliche Haftung der Stadtgemeinde,

jedoch höchstens bis zu einem Viertel des zur Zeit des Rückfalls vorhandenen Bauwertes am Grundstück bestehen bleiben. Von den 85 000 Quadratmetern, die zunächst für die Gartenstadt reserviert sind, gehen ungefähr 24 % für Straßen und Plätze ab. Es waren nach dem Entwurf vorgesehen 86 Einfamilien-, 19 Zweifamilienhäuser und 28 Häuser für 4 bis 6 Familien. Die letzteren bilden die Randbebauung im Süden des Geländes. Die Wohnungen in den Ein- und Zweifamilienhäusern sollten in der Hauptsache 450 bis 1000 Mark kosten, und dieser Teil soll zunächst zur Ausführung gelangen. Es waren also keine Kleinwohnungen vorgesehen, sondern mittlere Wohnungen, die auch für den bessern Mittelstand ausreichen. Die Wohnungen in den später zu erbauenden Reihenhäusern sollten 280 bis 400 Mark kosten. Auf die 68 Häuser des ersten Bauabschnitts wollte die Stadt ein Darlehen von 800 000 Mark gewähren.

Gegen die Vorlage des Rates wurde von zwei Seiten Widerspruch erhoben, einmal von den Hausbesitzern, die die Herstellung der Wohnungen für den Mittelstand, an denen kein Mangel in Leipzig sei, aufs nachdrücklichste angriffen und die überhaupt Gegner jedes Eingreifens der Stadt in die Wohnungsherstellung sind, auf der andern Seite von der sozialdemokratischen Fraktion, die eine stärkere Ausnutzung der Anlage für die Mindestbemittelten verlangte. Diese war aber bereit ihren Widerspruch fallen zu lassen, wenn durch eine Abänderung des Planes diesem Wunsch Rechnung getragen würde. Infolgedessen wurde das Verhältnis der Kleinwohnungen zu den Wohnungen im Mietspreis über 450 Mark auf 75 : 25 gebracht, gegen 62 : 38 nach dem anfänglichen Plan. Ferner wurde die Bestimmung aufgenommen, daß von den Kleinwohnungen mindestens 80 % an versicherungspflichtige Mieter abgegeben werden müssen, und endlich die Bedingung aufgestellt, daß ein Teil der Häuser, die Kleinwohnungen enthalten, schon zur Ausstellung fertig sein muß. Infolgedessen wurde auch das Baudarlehen um 225 000 Mark erhöht.

Für die kleinen Wohnhäuser wurden in dem Ortsgesetz über die Bebauung des Areals besondere Bestimmungen festgesetzt. Als kleine Wohnhäuser gelten solche Wohngebäude, die aus höchstens 2 Geschossen bestehen, und deren Hauptsimsoberkante nicht höher als 7,5 Meter über Gelände liegt. Einzelräume (Fremdenzimmer, Mädchenzimmer) sind im Dachgeschoß bis zur Hälfte der Grundfläche statthaft, ohne daß dieses als Vollgeschoß betrachtet wird. Selbständige Dachwohnungen über dem ersten Obergeschoß sind in kleinen Wohnhäusern nicht zulässig. Die Umfassungsmauern haben im Keller und Erdgeschoß eine Mindeststärke von 38 Zentimeter (!) zu erhalten. Die Umfassungen des Obergeschosses können aus Fachwerk hergestellt werden, wenn durch innere oder äußere Isolierungen genügender Schutz gegen Kälte und Feuchtigkeit gewährleistet wird. Die Mittelmauern dürfen ½ Stein stark ausgeführt werden, wenn die Tiefe des Gebäudes 12 Meter nicht überschreitet. Die gemeinschaftlichen Brandmauern müssen eine Mindeststärke von 38 Zentimeter im Kellergeschoß und 25 Zentimeter in den anderen Geschossen erhalten. Die Treppenhausumfassungen können in Gebäuden, in denen nicht mehr als 2 Familien wohnen, in ½ Steinstärke ausgeführt werden. Auch kann in solchen Gebäuden ein Verputzen der Untersichten bei Eichenholztreppen unterbleiben. In Einfamilienhäusern hat die Mindestbreite des Treppenlaufs 0,85 Meter, in Zweifamilienhäusern 0,90 Meter im Lichten zu betragen. Über die Höhe der Wohnräume waren die Ansichten geteilt. Die Ratsvorlage schlug eine solche von 2,60 Meter vor, der Ausschuß der Stadtverordneten setzte dieses Maß auf 2,85 Meter hinauf, für Mädchenzimmer von 2,30 auf 2,60 Meter. Schließlich wurde ein Vermittelungsantrag angenommen, der die Maße auf 2,70 und 2,50 Meter festsetzte. Außerdem enthält das Ortsgesetz noch erleichternde Vorschriften für Waschküchen, Schornsteine und Baderäume. Im allgemeinen gehen sie sicherlich nicht über das erforderliche Maß hinaus. Man darf vielmehr wohl die Frage aufwerfen, ob nicht noch weitergehende Erleichterungen namentlich auch für die Treppenbreite, die Herstellung der Treppenhäuser usw. erwünscht gewesen wären. Jedenfalls aber wäre man mit einer lichten Höhe von 2,60 Meter vollständig ausgekommen. Die Erhöhung der Maße bedeutet nur eine Verteuerung der Baukosten, ohne daß ein Gegenwert dafür entsteht.

× ×

Straßenreinigung Der Gesetzentwurf über die Reinigung öffentlicher Wege, der den preußischen Landtag bereits in den Sessionen 1910 und 1911 beschäftigt hatte, ist endlich in der Session dieses Jahres von den beiden Häusern verabschiedet worden. Der vorjährige Entwurf war daran gescheitert,

daß sich die beiden Häuser nicht über das Fortbestehen der Observanzen und örtlichen Gesetzesvorschriften einigen konnten. Das Abgeordnetenhaus hatte eine Bestimmung eingefügt, nach der diese 3 Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes erlöschen; sofern ein Bedürfnis dafür vorliegt, sollten sie durch ein Ortsstatut, das auf Grund des Gesetzes zu erlassen ist, ersetzt werden. Das Herrenhaus hatte aber diesen Absatz abgelehnt, da es eine zu starke Störung des bestehenden Rechtszustandes und eine unnötige Beunruhigung zahlreicher Landgemeinden, in denen der gegenwärtige Rechtszustand befriedigend ist, davon befürchtete. Das Abgeordnetenhaus hat sich im Lauf der diesjährigen Beratungen den Ausführungen des Herrenhauses angeschlossen, namentlich auch auf Grund einer von der Regierung vorgelegten Statistik, wonach in der weitaus überwiegenden Zahl von Gemeinden, in denen eine polizeimäßige Reinigung tatsächlich stattfindet, die Anlieger auf Grund örtlicher Gesetzesvorschrift oder Observanz zur polizeimäßigen Reinigung der öffentlichen Wege ganz oder teilweise verpflichtet sind. Damit wurde ein wesentliches Hindernis für das Zustandekommen des Gesetzes aus dem Weg geräumt.

Der von der Regierung vorgelegte Entwurf stimmt mit dem vorjährigen Gesetzentwurf, wie er aus den Beratungen des Herrenhauses hervorgegangen war, im wesentlichen überein. Er beschränkt sich also auf die Regelung der polizeimäßigen Reinigung der öffentlichen Wege und sieht davon ab eine Bestimmung über die Aufbringung der aus der polizeimäßigen Reinigung den Gemeinden erwachsenden Kosten durch Kommunalabgaben zu treffen. Hierfür bleibt also bis auf weiteres das Kommunalabgabengesetz maßgebend.

Das neue Gesetz bestimmt in seinem § 1, daß die polizeimäßige Reinigung öffentlicher Wege einschließlich der Schneeräumung, des Bestreuens mit abstumpfenden Stoffen und des Besprengens zur Verhinderung von Staubentwickelung als eine von der Polizeibehörde erzwingbare öffentliche Last derjenigen Gemeinde obliegt, zu deren Bezirk der Weg gehört, soweit nicht hierzu ein anderer nach den Bestimmungen des Gesetzes verpflichtet ist. Es wird also weder sachlich noch örtlich die Verpflichtung zur polizeimäßigen Reinigung erweitert. Wie der § 2 ausdrücklich feststellt, haben die Ortspolizeibehörden auch in Zukunft, was Art, Maß und räumliche Ausdehnung der polizeimäßigen Reinigung anlangt, mit ihren Anforderungen sich innerhalb der Grenzen des unter Berücksichtigung der örtlichen Verhältnisse Notwendigen zu halten. Die polizeimäßige Reinigung wird durch das Gesetz auf die Wege beschränkt, die überwiegend dem innern Verkehr der Ortschaften dienen. Sollen Wege, die außerhalb der geschlossenen Ortslage liegen, der polizeimäßigen Reinigung unterworfen werden, so ist durch Beschluß des Kreisausschusses respektive des Bezirksausschusses festzustellen, ob sie überwiegend dem innern Verkehr der Ortschaft dienen. Eine geschlossene Ortslage ist nur insoweit als vorhanden anzusehen als die Wohnhäuser im wesentlichen in räumlichem Zusammenhang liegen.

Das neue Gesetz will nun eine sichere gesetzliche Grundlage für die Neubildung und Fortentwickelung des örtlichen Rechts durch Ortsstatuten schaffen. Es bestimmt daher in § 4, daß die Gemeinden berechtigt sind innerhalb ihres Gemeindebezirks die einem andern obliegende Verpflichtung zur polizeimäßigen Reinigung öffentlicher Wege ganz oder teilweise durch Ortsstatut zu übernehmen. Sie können ferner (§ 5) durch ein unter polizeilicher Zustimmung zu erlassendes Ortsstatut die Verpflichtung zur polizeimäßigen Reinigung öffentlicher Wege ganz oder teilweise für die ganze geschlossene Ortslage, einzelne ihrer Teile, einen oder mehrere bestimmte, in ihr belegene Wege oder Wegeteile den Eigentümern der angrenzenden Grundstücke oder einzelnen Klassen von ihnen auflegen. Die Gemeinde kann also zum Beispiel den bisher Verpflichteten nur die polizeimäßige Reinigung des Straßendamms abnehmen, ihnen dagegen die der Bürgersteige belassen oder auch die polizeimäßige Reinigung des ganzen Weges, jedoch mit Ausschluß der Streupflicht, übernehmen. Den Eigentümern werden die dinglich Berechtigten, also zum Beispiel die Erbbauberechtigten, die Nießbraucher, die Wohnungsberechtigten gleichgestellt. Dagegen kann die Verpflichtung zur polizeimäßigen Reinigung nicht solchen Personen auferlegt werden, die zur Nutzung oder zum Gebrauch persönlich berechtigt sind, wie Pächtern und Mietern. Den öffentlichrechtlich Verpflichteten bleibt es jedoch unbenommen Pächter oder Mieter zur Erfüllung ihrer Pflicht durch Privatvertrag zu verpflichten.

Bei den Verhandlungen spielte die Befürchtung eine große Rolle, es könnten die Gemeinden das Recht die Eigen-

tümer zur Reinigung zu verpflichten zu deren Nachteil mißbrauchen. In der Begründung des Entwurfs wurde bereits darauf hingewiesen, daß die Grundeigentümer in den Gemeindevertretungen in der Regel die Mehrheit haben, und daß daher eine Überbürdung nicht wahrscheinlich sei. Sollten gleichwohl Mißgriffe vorkommen, so kann solchen Ortsstatuten die Zustimmung von der Ortspolizeibehörde und die Bestätigung von der Aufsichtsbehörde versagt werden. Außerdem soll noch durch eine Ausführungsanweisung diesen Behörden zur Pflicht gemacht werden die Erteilung ihrer Zustimmung zu Ortsstatuten oder deren Bestätigung davon abhängig zu machen, daß 1. eine Überbürdung der Anlieger vermieden wird, 2. den Anliegern nicht Leistungen übertragen werden, die nach den örtlichen Verhältnissen zweckmäßiger durch die Gemeinde bewirkt werden, 3. die Gemeinde Einrichtungen trifft, die es den Anliegern erleichtern sich gemeinschaftlich gegen die Haftpflicht zu versichern, die sie wegen Nichterfüllung oder mangelhafter Erfüllung der ihnen durch das Ortsstatut aufzuerlegenden Verpflichtung trifft, 4. bei Leistungsunfähigkeit eines Anliegers an seiner Stelle die Gemeinde zur polizeimäßigen Reinigung verpflichtet ist. Wie man sieht, gerade genug Fürsorge für die überlasteten Grund- und Hausbesitzer. Trotzdem hielt es das Abgeordnetenhaus für notwendig dem § 5 einen Absatz hinzuzufügen, worin ausdrücklich festgelegt wird, daß die Genehmigung eines Ortsstatuts dann versagt werden soll, wenn die ersten beiden oben genannten Voraussetzungen nicht erfüllt sind. Örtliche Gesetzesvorschriften, Observanzen und besondere öffentlichrechtliche Titel über die polizeimäßige Reinigung öffentlicher Wege werden aufrecht erhalten. Jedoch ist die Entstehung neuer, dem § 1 des Gesetzes zuwiderlaufender Observanzen oder besonderer öffentlichrechtlicher Titel ausgeschlossen. Eine weitgehende Entlastung des Haus- und Grundbesitzes bringt noch der § 6, der durch das Abgeordnetenhaus wesentlich abgeändert wurde. Nach dem Entwurf sollte außer dem zur polizeimäßigen Reinigung Verpflichteten auch ein anderer öffentlichrechtlich verpflichtet sein, wenn er der Ortspolizeibehörde gegenüber die Reinigung übernommen hatte. Dadurch sollte es dem Verpflichteten ermöglicht werden einen Vertreter mit der Wirkung zu bestellen, daß sowohl polizeilicher Zwang zur Ausführung der Reinigung gegen den Vertreter geübt als auch der Vertreter wegen Nichterfüllung oder mangelhafter Erfüllung der von ihm übernommenen Verpflichtung bestraft werden kann. Der Kommission des Abgeordnetenhauses schien aber diese Formulierung nicht klar genug zum Ausdruck zu bringen, daß der Hausbesitzer, der einen tauglichen Vertreter bestellt habe, bei Pflichtverletzung dieses Vertreters nicht bestraft werden könne. Um dies deutlich zu machen, gleichzeitig aber zu verhindern, daß der Feststellung der Haftpflicht präjudiziert werde, wurde die folgende Fassung gewählt: »Hat für den zur polizeimäßigen Reinigung Verpflichteten ein anderer der Ortspolizeibehörde gegenüber mit deren Zustimmung durch schriftliche oder protokollarische Erklärung die Ausführung der Reinigung übernommen, so ist er zur polizeimäßigen Reinigung öffentlichrechtlich verpflichtet. Die Zustimmung der Ortspolizeibehörde ist jederzeit widerruflich. Solange die Verpflichtung des andern besteht, darf die Ortspolizeibehörde sich nur an ihn wegen der polizeimäßigen Reinigung halten.« Auch in dieser Fassung bringt die Bestimmung eine sehr weitgehende Entlastung des Hauseigentümers.

Ortsstatuten, die bereits vor Inkrafttreten des Gesetzes erlassen worden sind, bleiben aufrecht erhalten, wenn sie den §§ 4, 5 und 8 des Gesetzes entsprechen; andernfalls müssen Mängel bis zum Inkrafttreten des Gesetzes beseitigt werden.

Das Abgeordnetenhaus hat schließlich noch eine Resolution gefaßt, in der die Regierung ersucht wird 6 Jahre nach Inkrafttreten des Gesetzes eine Nachweisung darüber vorzulegen, in welchem Umfang die Gemeinden von der Ermächtigung zum Erlaß von Ortsstatuten Gebrauch gemacht haben, in wie vielen Gemeinden noch örtliche Gesetzesvorschriften und Observanzen über die polizeimäßige Reinigung öffentlicher Wege bestehen, und inwieweit sie zu widersprechenden Urteilen Anlaß gegeben haben.

× ×

KurzeChronik Die Stadtverordnetenversammlung der Stadt Zwickau hat beschlossen das Elektrizitätswerk in städtische Regie zu übernehmen. Gleichzeitig wurde mit dem *Erzgebirgischen Steinkohlenaktienverein* ein Stromlieferungsvertrag bis zum Jahr 1928 abgeschlossen. × In Kaiserslautern wurde ein Waldfriedhof mit einer Bodenfläche von 18 Hektar eröffnet. × Auch die Darm-

städter Stadtverordnetenversammlung hat die Anlage eines solchen im Prinzip beschlossen. × Der bayrische Städtetag hat sich in der Frage der Arbeitslosenfürsorge mit allen gegen 5 Stimmen sozialdemokratischer Städtevertreter im wesentlichen auf den vom deutschen Städtetag in Posen eingenommenen Standpunkt gestellt. Die Durchführung der Arbeitslosenfürsorge wird als eine Reichsaufgabe bezeichnet; nur wenn die Reichsgesetzgebung versagt, soll es den Gemeinden möglich gemacht werden freiwillig und unter staatlicher Zuschußleistung Fürsorgeeinrichtungen für die Arbeitslosen zu schaffen, auf der Grundlage des Zwangsbeitritts der in die Fürsorge einzubeziehenden Arbeiter und der Heranziehung der Arbeiter und der Arbeitgeber zu Pflichtbeiträgen. × Die Stadtverordneten der Stadt Görlitz haben die Einrichtung eines Krematoriums beschlossen. × Die Stadt Mannheim gemeindet die Gemeinde Sandhofen und die Filialgemeinde Rheinau auf den 1. Januar 1913 ein. Sie gewinnt dadurch wertvolle Gebiete zur Ausdehnung der Hafen- und Industrieansiedelungen im Norden wie im Süden der Stadt. × Der Straßburger Gemeinderat hat der Erwerbung des Meinaugrundstücks und der südlich der Meinau liegenden Grundstücke (rund 73,7 und 45,82 Hektar) sowie dem Erwerb von Gelände zur Arrondierung der Metzgerau im Umfang von 7,37 Hektar zugestimmt. Das Meinaugelände soll der Fortführung der kommunalen Boden- und Wohnungspolitik dienen, während die Metzgerau für industrielle Unternehmungen bestimmt ist.

Frauenbewegung / Wally Zepler

Wahlrecht Was man nach der gesamten politischen Konstellation der letzten Monate in England befürchten mußte: die Verwerfung der sogenannten *Conciliation-Bill,* die wenigstens einem großen Teil der Frauen das politische Wahlrecht sichern sollte, ist tatsächlich eingetreten; die Bill wurde bei der 2. Lesung, die im Unterhaus am 28. März stattfand, mit 222 gegen 208 Stimmen abgelehnt, während sie bei der 1. Lesung im Mai 1911 mit der gewaltigen Majorität von 316 gegen 143 Stimmen angenommen worden war. Dieses anscheinend ganz unbegreifliche Resultat wird verständlicher, wenn man die sehr verwickelten politischen Begleitumstände berücksichtigt. Wie ich bereits einmal in dieser Rundschau (1911, 3. Band, pag. 1623) kurz auseinandersetzte, ist seit der 1. Lesung der Vorlage die Situation dadurch eine ganz andere geworden, daß inzwischen das Ministerium Asquith die Einbringung eines Gesetzentwurfs für Einführung des allgemeinen Männerwahlrechts in Aussicht gestellt und diesen nun vorgelegt hat. Es kam dazu, daß das irische *Homerule*-gesetz von neuem vor das Parlament kam, und daß ferner infolge der gewaltigen Arbeiterkämpfe der letzten Monate das Ringen zwischen der liberalen Regierung und den Konservativen besonders heftig entbrannte. Das Ineinandergreifen aller dieser Umstände bewirkte schließlich bei den einzelnen Parteien bei der Abstimmung über die Vorlage allerlei Erwägungen, die an sich gar nichts mit ihrer Anschauung über das Frauenwahlrecht zu tun hatten. So stimmte der größte Teil der Iren gegen die Bill, aus Furcht, es könnte bei längerer Beratung der Vorlage nicht genügend Zeit für die Diskussion des *Homerule*gesetzes verbleiben. Ein Teil der Liberalen wieder opferte offenbar in der Frauenwahlrechtsfrage ihre Überzeugung, um dem Prestige der liberalen Partei in der Öffentlichkeit nicht zu schaden, ein anderer Teil der Liberalen ebenso wie verschiedene Mitglieder der Arbeiterpartei wollte umgekehrt nicht für ein beschränktes Frauenwahlrecht stimmen, während zugleich die Umwandlung des Männerwahlrechts in ein allgemeines in Aussicht stand. Dies alles hat wohl das Endresultat weit stärker beeinflußt als die fortdauernd zur Erklärung der Abstimmung herangezogenen Fensterscheiben- und sonstigen Demonstrationen der *Suffragettes* in den letzten Monaten vor der Parlamentsdebatte. MacDonald mißt ihnen freilich die Hauptschuld an der veränderten Situation bei. Indes will mir doch scheinen: So wenig politisch sympathisch oder klug uns (bei aller Anerkennung der Tatkraft der *Suffragettes*führerinnen) diese Art der Ideenpropaganda erscheint, und so viel sie dazu beitragen mag die Bewegung bei dem allgemeinen Publikum zu diskreditieren, die englischen Parlamentarier sind, wie man wohl annehmen darf, zu geschulte Politiker, um eine so wichtige Frage nach politischen Zufälligkeiten dieser Art zu entscheiden. Freilich, einen sehr brauchbaren Vorwand lieferte das Vorgehen der *Suffragettes* immerhin den Leuten, die sich aus anderen Gründen

gegen das Frauenstimmrecht wenden wollten, und schon das genügt, um das Auftreten des linken Flügels der Stimmrechtlerinnen politisch tadelnswert erscheinen zu lassen; denn vom Politiker hat man zu fordern, daß er in erster Linie die Wirkung seiner Handlungsweise richtig abzuschätzen versteht. Ebensowenig kann man sich deshalb der etwas forzierten Empörung der Öffentlichkeit über die gerichtliche Verurteilung dreier *Suffragettes*führer und -führerinnen ganz anschließen. Revolutionäre Kämpfer (und das wollen die *Suffragettes* ja sein) müssen notwendig auf die Folgen ihrer Taten gefaßt sein, die in diesem Fall nicht einmal allzu schlimme waren; ja, man begreift unter diesem Gesichtspunkt kaum so recht die Flucht Christabel Pankhursts, die damit ihrer revolutionären Demonstration die Spitze abbrach.

Welche Aussichten für das Frauenwahlrecht nun für die nächste Zukunft in England bestehen, ist schwer vorauszusagen. Die Arbeiterpartei wird bei der weitern Diskussion der Regierungsvorlage für das allgemeine Wahlrecht ein Amendement für das Frauenstimmrecht zur Abstimmung bringen (was ihr bei der 1. Lesung im Juni dieses Jahres nicht gelang), und wenigstens ein Teil der Mitglieder dieser Partei hat bereits erklärt in den weiteren Lesungen gegen die Gesamtvorlage votieren zu wollen, falls dieses Amendement fällt. Indessen sind die Stimmen der Arbeiterpartei ja für das Abstimmungsresultat bedeutungslos, da ein gleiches Vorgehen sonst höchstens noch von einem kleinen Teil der Liberalen zu erwarten ist. Einem Amendement für beschränktes Frauenwahlrecht im Anschluß an den Gesetzentwurf für allgemeines Männerwahlrecht, wie es die Regierung ebenfalls zu verteidigen versprach, widersetzen sich wiederum andere Liberale und viele Sozialisten. So werden die Frauen in England auf politisch günstigere Zeiten warten müssen. Vernünftigerweise propagiert jetzt die *National Union of Women's Suffrage Societies* bei kommenden Wahlen die Arbeiterpartei als die einzig sichere Verteidigerin des Frauenwahlrechts zu unterstützen. Gegenwärtig sucht man wenigstens für die irischen Frauen das Wahlrecht in dem neuen *Homerule*gesetz dadurch mitzuerobern, daß man in einem Amendement die Gemeindewahlliste als maßgebend für die Aufstellung der parlamentarischen Wählerlisten erklärt, da die Frauen auch in Irland das Gemeindewahlrecht ja seit langem besitzen.

Die unter der neuen liberal-demokratischen Regierung in Schweden erwartete Vorlage für politisches Frauenwahlrecht kam am 18. Mai zunächst in der Ersten und dann in der Zweiten Kammer zur Verhandlung. Der Premierminister Staaff verteidigte den Gesetzentwurf in beiden Häusern in einer großen und sehr wirkungsvollen Rede. Dennoch gelang es nicht in der Ersten Kammer die Majorität für die Vorlage zu gewinnen. Es stimmten dort 86 dagegen, 58 dafür, während in der Zweiten Kammer 144 Stimmen für Frauenwahlrecht, 66 dagegen fielen. Nach diesem Resultat, das gegenüber der Abstimmung im Vorjahr immerhin einen bedeutenden Fortschritt zugunsten des Frauenwahlrechts darstellt, und nach dem gewaltigen Interesse, das sich bei der lebhaften Voragitation der Stimmrechtlerinnen im Land in allen Kreisen für die Frage kundgab, darf man jedenfalls auf den Sieg des Frauenwahlrechts in den allernächsten Jahren rechnen. Sehr richtig sagte der Ministerpräsident am Tag nach der Kammerabstimmung: Wenn man in 10 Jahren die Reichstagsprotokolle des 18. Mai 1912 hervorsuchen werde, so werde man kaum glauben wollen, daß die ausgedrückten Befürchtungen gegen den Eintritt der Frauen in den Reichstag jemals Wirklichkeit gewesen seien.

Bei Gelegenheit der Wahlrechtsvorlage der Regierung in Italien wurde auch ein Antrag auf Gewährung des Frauenwahlrechts eingebracht, der aber, wie zu erwarten war, mit starker Majorität abgelehnt wurde (218 gegen 47 oder 48 Stimmen). Außer den Sozialdemokraten und den Republikanern stimmte zum Beispiel auch der frühere Minister Sonnino für die Vorlage. Ministerpräsident Giolitti sprach sich dahin aus, daß die Regierung einer Vorlage für kommunales Frauenwahlrecht eventuell ihre Zustimmung erteilen würde. Daraufhin hat die sozialdemokratische Fraktion ein Amendement für kommunales Frauenwahlrecht eingebracht. Von dem italienischen Frauenstimmrechtsverband und anderen Frauenvereinen, von den Sozialdemokratinnen, den Gewerkschaften usw. wurden lebhafte Protestkundgebungen gegen den Ausschluß des weiblichen Geschlechts in der Wahlrechtsvorlage der Regierung veranstaltet.

Infolge des neuen Wahlgesetzes zum böhmischen Landtag entstand die

Frage, ob damit den Frauen das ihnen bisher zustehende aktive und passive Wahlrecht genommen worden sei. Sie wurde einstimmig dahin entschieden, daß den bisher wahlberechtigten Kategorieen von Frauen das aktive Wahlrecht belassen, das passive entzogen werden solle, daß dagegen die Wahlberechtigung der Frauen, die bis jetzt für Prag und Reichenberg nicht galt, auch auf diese Städte auszudehnen sei. Sowohl die deutschen wie die tschechischen Frauen demonstrierten lebhaft gegen den dadurch herbeigeführten Verlust ihres passiven Wahlrechts und übergaben dem Statthalter eine Protestresolution. Inzwischen war bei einer Nachwahl von der jungtschechischen Partei trotzdem die Schriftstellerin Frau Kunetitzka als Kandidatin aufgestellt und in der Stichwahl am 13. Juni mit Hilfe der Sozialdemokratie gewählt worden. Nun verweigert der Statthalter Frau Kunetitzka die Ausstellung des Wahlzertifikats. Der Landesausschuß wird das Wahlergebnis dem Landtag unterbreiten.

In den Vereinigten Staaten werben jetzt sowohl Roosevelt wie Taft, die beide keine sonderlichen Freunde des Frauenwahlrechts waren, um die Gunst der Frauen, um sich deren Mitwirkung bei der Präsidentschaftswahl zu sichern. In New York fand am 4. Mai ein glänzender Demonstrationszug für Frauenwahlrecht statt. Auch etwa 1000 Männer vom *Männerbund für Frauenstimmrecht,* darunter viele Repräsentanten der Universitäten, folgten dem Zug.

Dem Abgeordnetenhaus Britisch Südafrika wurden zwei Petitionen um das Frauenwahlrecht mit zusammen 12 000 Unterschriften überwiesen. Es wurde die Gründung einer Parlamentskommission für das Frauenwahlrecht beschlossen. Die Regierung in Südafrika ist zur Hälfte für, zur Hälfte gegen das Frauenstimmrecht.

Die Petitionskomission des preußischen Abgeordnetenhauses ging über eine Petition des *Preußischen Landesvereins für Frauenstimmrecht,* die allgemeines Frauenwahlrecht forderte, mit der Begründung zur Tagesordnung über, es bestehe keinerlei Aussicht dafür, daß im preußischen Landtag eine Mehrheit für das allgemeine Frauenwahlrecht gewonnen werden könnte.

Antifeministenbund

Anfang Juni gab es eine Sensation für die deutsche Öffentlichkeit: Ein *Deutscher Bund zur Bekämpfung der Frauenemanzipation* trat mit einem Aufruf hervor, um Anhänger zum Kampf gegen eine Bewegung zu werben, die »der Gesamtheit zum Verderben, dem Manne zum Unsegen, der Frau zum Fluch gereichen muß«. Da es sich darum handelte das Vaterland vor so ernsten Gefahren zu hüten, war bald eine Anzahl Männer und Frauen zur Mitarbeit bereit, unter ihnen Namen von großem Klang, Gelehrte, Künstler, Staatsminister und vor allem auch verschiedene deutsche Frauen wie die Gattinnen der Professoren Thode und Bartels. »Unsere Vereinigung ist keiner Partei dienstbar. Wir sind aber fest überzeugt, daß nur durch diesen Kampf, den wir vom Gewissen gedrungen aufnehmen, unser geliebtes deutsches Volk vor schweren Schädigungen bewahrt werden kann. Echte Männlichkeit für den Mann, echte Weiblichkeit für die Frau! Das soll unser Wahlspruch sein.« Leute, denen von Natur die Gabe versagt ist ohne weiteres »echte Männlichkeit« und »echte Weiblichkeit« zu erkennen, werden vielleicht versucht sein nach einer nähern Definition dieser fettgedruckten Geschlechtsmerkmale zu forschen; bei den Gründern dieses Bundes wie bei vielen anderen wohlmeinenden Freunden des weiblichen Geschlechts würde indessen solch sinnlose Zweifelsucht nur einem überlegenen Lächeln begegnen. Was »echte Weiblichkeit« ist, haben wir doch wahrlich von den gelehrten Gegnern der Frauenemanzipation zwanzig Jahre hindurch zur Genüge lernen können. Populär, also der Auffassung der Frau angepaßt, könnte man etwa sagen: Es ist einfach das, was den Mann nicht stört. Ganz folgerichtig hat deshalb von jeher der Arzt die Medizin, der Jurist die Jurisprudenz, der Telephonbeamte das Telephonieren und das männliche Geschlecht ganz allgemein das Denken wie (in der Sprache des Aufrufs) »die Auswüchse der Mutterschaftsbewegung«, als durchaus *unweiblich* empfunden. Ebenso folgerichtig wünscht der Bund für die weiblichen Studierenden, die sich leider nicht mehr völlig aus der Welt schaffen lassen, »besondere Akademieen« und Ausschluß von den männlichen Hochschulen. Vor allem aber dekretiert er: »Staatsverwaltung, geistliche und richterliche Ämter müssen, wie bisher, dem Mann belassen werden. Eine Unterordnung männlicher Beamter unter weibliche, soweit es solche gibt, muß gesetzlich ausgeschlossen werden.« Ich sehe, wie gesagt, die *männ-*

liche Logik in diesen Forderungen vollkommen ein und bin überzeugt, daß die Frauen, die trotz dieser neuen Warnung auf die Eroberung der politischen Rechte hinarbeiten, zwar wahrscheinlich über kurz oder lang den Erfolg für sich haben werden, jedoch durchaus auf Kosten der »echten Weiblichkeit«. Auch den echtest männlichen Männern der Zukunft wird bedauerlicherweise schließlich nichts anderes übrig bleiben als ihre Liebesgefühle sehr unweiblichen Frauen zuzuwenden.

Und die Frauen, die den Aufruf mitunterschrieben haben? Auch sie haben am Ende ganz recht, wenn sie sich gegen die Emanzipation wenden. Sie könnten durch die Emanzipation wohl schwerlich etwas gewinnen; diese ist für eine andere Art.

× ×

KurzeChronik In Salzburg starb Irma von Troll-Borostyani, eine der ersten radikalen Vertreterinnen der Frauenbewegung in Österreich. Ihre Bücher gehörten in den ersten Zeiten der Frauenbewegung auch in Deutschland zu den gelesensten Propagandaschriften. × In Petersburg starb die Seniorin der russischen Frauenbewegung Anna Filosoffowa im Alter von 75 Jahren. Sie hat viel für die Erweiterung der Frauenbildung und die Verbesserung der Rechtsstellung der Frau in Rußland gewirkt. × Der ungarische Handelsminister hat zur Veranstaltung des internationalen Kongresses des *Weltbundes für Frauenstimmrecht* in Budapest 1913 1500 Kronen zur Verfügung gestellt und allen Teilnehmern am Kongreß freie Eisenbahnfahrt bewilligt. × Auf dem internationalen Frauenstimmrechtskongreß in Stockholm 1911 hatte sich eine *Internationale Männerliga für Frauenstimmrecht* gebildet; es wird nun in den Kreisen der männlichen Frauenwahlrechtsfreunde die Frage diskutiert, ob die Gründung einer solchen deutschen Männerliga zweckmäßig sei oder nicht. × Am 12. Mai fand der 2. sozialdemokratische Frauenwahlrechtstag in Deutschland statt. Die Beteiligung war auch diesmal bis in die kleinsten Ortschaften hinein eine äußerst lebendige. In Berlin wie in allen größeren Städten waren die Versammlungen von Tausenden von Frauen besucht. × In Belgien haben sich die Frauen zum erstenmal an den Gewerbegerichtswahlen beteiligt. Sie bildeten in Brüssel ein Drittel aller Wählenden; sie errangen jedoch im ganzen nur 4 Sitze als Beisitzer. × Für das Parlament der neuen Republik China sind bereits mehrere Frauen als Provinzialdelegierte gewählt, darunter zwei hervorragende Vertreterinnen der Frauenwahlrechtsbewegung in China. × Die Delegiertenversammlung des *Schweizerischen Arbeiterinnenverbands* stimmte einem Antrag zu, nach dem es den sozialdemokratischen Frauenvereinen untersagt sein soll Kollektivmitglieder bürgerlicher Frauenvereine zu sein. Dieser Beschluß ist insofern bedauerlich, als gerade in der Schweiz in letzter Zeit die bürgerlichen Frauen und die Sozialdemokratinnen bei verschiedenen Gesetzesvorlagen (Unfall- und Krankenversicherungsgesetz, Reglementierung der Prostitution, Wahl usw.) sehr gut zusammengearbeitet hatten. × Nach den Veröffentlichungen der italienischen Arbeitskammern gibt es gegenwärtig in Italien 62 543 gewerkschaftlich organisierte Arbeiterinnen; davon waren 34 486 in der Landwirtschaft, 14 842 in der Industrie beschäftigt; die Berufstätigkeit der übrigen war nicht feststellbar. Die Frauen machen 12,88 % aller gewerkschaftlich organisierten Arbeiter aus. Seit dem 1. Januar des Jahres erscheint in Italien ein eigenes sozialistisches Frauenblatt, um die Arbeiterinnen weiter aufzuklären und zu organisieren. × In den Vereinigten Staaten wurde kürzlich die Errichtung eines Kinderamts beschlossen, das sich mit allen für die Entwickelung des Kindes wichtigen Fragen befassen soll. Es ist dem Ministerium des Handels und der Arbeit angeschlossen, bildet jedoch ein selbständiges Ressort. Ein Komitee philanthropischer und wissenschaftlicher Gesellschaften schlug für die Leitung dieses Amts Fräulein Julia Lathrop vor, die in Chicago viel für die Gründung des ersten Jugendgerichtshofs gewirkt hat. Fräulein Lathrop wurde zur Leiterin des Amts ernannt.

× ×

Literatur Viel besprochen wurde mit Recht Hulda Maurenbrechers *Buch von neuer Erziehung und Lebensgestaltung,* das unter dem Titel *Das Allzuweibliche* bei Ernst Reinhardt in München erschien. Es ist eins von den Büchern, die wirklich aus eigener Lebensnot und eigener Erfahrung heraus geschrieben wurden, und die darum, wie das selbst Erlebte immer, gut und richtig sind. Hulda Maurenbrecher behandelt die Konflikte

im Leben der modernen Frauen, auf denen die Pflichten der Hausfrau und Mutter lasten, während ihr geistiges Wesen nach andersartiger, streng beruflicher Tätigkeit verlangt, oder eine Berufsausübung schon aus materiellen Gründen für sie notwendig erscheint. Das aber ist nur der innere Ausgangspunkt und gleichzeitig das eigentliche Zentrum des Buches. Um dahin zu gelangen, schildert die Verfasserin in einzelnen Kapiteln eingehend das Dasein der bürgerlichen Frau von den ersten Kindheitsjahren bis zur Mutterschaft. Zahlreiche feine Beobachtungen, besonders über die schon in frühester Jugend einsetzenden Differenzen in der Erziehung der Knaben und der Mädchen, zeichnen diese ersten Kapitel aus. Ein wenig zu viel freilich schreibt die Verfasserin doch wohl dem Milieu, zu wenig der innewohnenden Natur zu, wenn sie in ihrer an sich berechtigten Feindschaft gegen die Bevorzugung des Puppenspiels bei den kleinen Mädchen meint: »Und es ist sicherlich nicht so ganz unmöglich, daß hier der Anfang läge zu jener geringern Kräftigkeit des weiblichen Phantasielebens, das man als nur reproduktiv in Vergleich zu dem produktiven des Mannes stellt.« Sollte es sich nicht vielleicht eher umgekehrt verhalten? Nämlich so, daß die Kraft der Phantasie beim Mädchen oft von vornherein schwächer ist, und gerade erst daraus die größere Einförmigkeit seiner Beschäftigungen und seine Vorliebe für das naheliegende Puppenspiel resultiert? Gewiß ist bei all solchen Dingen auch der Einfluß der Erwachsenen nicht zu unterschätzen. Indes, wo wirklich in einem Kind ein inneres geistiges Interesse arbeitet, läßt es sich schließlich niemals völlig unterdrücken. Wir dürfen bei derartigen Fragen doch eben nicht alles aus äußeren Verhältnissen herleiten wollen, ein Fehler, in den die Frauenrechtsverteidigerinnen von jeher sehr leicht verfielen. Dagegen hat Hulda Maurenbrecher in dem, was sie über die Bewegungsfreiheit der Jungen und die außerordentliche Entwickelung der Beobachtung und der Sinne durch ihr ungehemmtes Umherstreifen und ihre wilden Spiele im Freien sagt, unbedingt recht. Sehr vernünftigerweise tritt sie besonders auch für eine absolut praktische Kleidung des Mädchens ein: »Die Jugend und die Arbeit können gleicherweise nur bei der Hose zu ihrem vollen Recht kommen. Also müssen wir es beiden schaffen. Das lange Frauenkleid behält nur als Festkleid seine Berechtigung.« (Über das letzte ließe sich noch streiten.) Ebenso plädiert sie dafür den Mädchen die Haare kurz zu schneiden. Das scheinen Nebensächlichkeiten für Menschen, die nie unter ähnlichen Dingen gelitten haben. Tatsächlich ist jedoch dieses Äußerliche für das Leben der Jugend sehr stark bestimmend. Auch die Darstellung der gewöhnlichen mütterlichen Erziehung mit ihrem unaufhörlichen Herumkorrigieren, das zwar die Freiheit der Kinder tötet, ihnen aber seelisch fast nie etwas gibt, ist jedenfalls der Wirklichkeit für die Mehrzahl der Fälle sehr viel mehr entsprechend als die üblichen Apotheosen der alles verstehenden *Mütterlichkeit.* Das Allererfreulichste an diesem Buch ist aber die Konsequenz, zu der die Verfasserin gelangt. In schärfster Weise wendet sie sich gegen das ganze oder halbe *Haustochtertum,* das jede Tüchtigkeit in der Frau für ihr ganzes Leben zerstöre; nur in der absolut ausschließlichen Erziehung auch des Mädchens zum Berufsmenschen sieht sie die Möglichkeit irgendeiner künftigen Lösung der zahllosen gegenwärtigen Lebenskonflikte für die Frau. »Das Ergebnis des Kompromisses im Mädchenberufsproblem ist die mit einer Berufsbildung übertünchte Haustochter. Bei diesem Kompromiß sind nicht nur wie bei jedem Kompromiß wichtige, sondern es sind gar wesentliche Dinge unter den Tisch gefallen. Dem Berufsmenschen in der Haustochter wie auch der heimlichen Heiratskandidatin in ihr fehlen gerade die wesentlichen Stücke. Dem Berufsmenschen fehlt es ganz und gar an der Überzeugung, daß diese Berufsarbeit eine Selbständigkeit ist und eine lebenslängliche, natürliche Pflicht. Der Heiratskandidatin aber fehlt nicht nur jedes klare und freie Wissen über das Eheleben, sondern es fehlt ihr auch jede Kenntnis vom Kind und von Mutterpflichten . . . . Wie sehr man aber an diesem Kompromiß hängt, beweist die Anstrengung, mit der man ihn neuerdings in glänzender Aufmachung zu propagieren sucht. Und zwar geschieht das nicht durch kurzsichtige und unbelehrbare Eltern sondern durch berufsmäßige Frauenrechtlerinnen. Denn genau dieser viel betätigte Kompromiß elterlicher Unschlüssigkeit ist es, den sie mit der Forderung stabilisieren; das Mädchen muß sowohl für den Beruf wie für das Haus erzogen werden.« Gerade auch die Frage der Erziehung und Hauswirtschaft, die sie besonders beschäftigt hat, glaubt

Hulda Maurenbrecher durch eine solche allgemeine Berufserziehung später einer vernünftigern Regelung entgegengeführt zu sehen. Sie entwirft ein annäherndes Bild des Lebens der Familie, wie es in ihrer Zukunftsvorstellung erscheint: eine Art Haushaltungsgenossenschaft, die dem Zusammenleben der einzelnen Familien vollkommen Raum läßt, während doch zugleich durch tüchtige berufliche Kräfte für die Haushaltsführung und die sorgsame Pflege und Erziehung der Kinder gesorgt ist, so daß die in nicht häuslichen Berufen tätigen Mütter nicht in ihrer Zeit gehemmt sind. Auf die mehr innerpsychologischen Probleme der Ehe und Mutterschaft, die freilich bei der ganzen Frage noch eine erhebliche Rolle spielen, geht die Verfasserin nicht eigentlich ein; das wäre indes auch wohl der Gegenstand einer besondern Arbeit, und die Frauen können Hulda Maurenbrecher gewiß auch ohne dies für das, was sie in ihrem Buch gegeben hat, dankbar sein.

WISSENSCHAFT

Psychologie / Else Stoeber - Damm

Massenpsychologie

Die Übersetzung des wertvollen Buches von Gustave Le Bon *Psychologie der Massen* /Leipzig, Klinkhardt/ verdanken wir Dr. Rudolf Eisler. Der Rassenseele steht die Massenseele gegenüber, deren Eigentümlichkeit der Verfasser in diesem Werk auf die Spur gehen will. Gegenwärtig tritt dem bewußten Handeln des Individuums die unbewußte Wirksamkeit der Massen entgegen. Le Bon versucht in seinem überaus geistvollen Buch eine psychologische Analyse der Massenseele vorzunehmen, ganz unabhängig von zeitgenössischen Richtungen. Wir stehen augenblicklich in einem Zeitalter der Umbildung, sagt Le Bon, und er sucht die Ursache einmal in der Zerstörung der religiösen, politischen und sozialen Überzeugungen, andrerseits in der Schaffung völlig neuer Existenz- und Denkbedingungen, die durch den großen Aufschwung der Wissenschaft mit der Industrie bedingt sind. Wir stehen somit zurzeit in einer Periode des Übergangs, das Zeitalter, dem wir entgegengehen, ist die »Ära der Massen«. Langsam haben gewisse Ideen von den Geistern Besitz ergriffen, unbekümmert um politische Traditionen und um die individuellen Tendenzen der Herrscher; ganz allmählich sind die Volksklassen in das politische Leben tätig eingetreten. In früheren Zeiten wurde die Zivilisation stets von einer kleinen intellektuellen Aristokratie geschaffen, die Volksmasse als solche schaltete vollständig aus, nur in Zeiten der Zerstörung trat sie in den Vordergrund. Eine bewußte psychologische Kenntnis der Massen war nicht vorhanden, aber hervorragende Staatsmänner, Religionsstifter usw. haben unbewußt die Massen psychologisch richtig gelenkt. »Napoléon erfaßte wunderbar das Seelenleben der Massen des Landes, das er beherrschte, aber er verkannte oft völlig die Seele der fremden Rassen angehörenden Massen, und deshalb unternahm er in Spanien und in Rußland namentlich Kriege, in denen seine Macht Stöße erlitt, durch die sie bald niedergehen sollte. »Heute ist es für einen Staatsmann eminent wichtig Kenntnis von der Psychologie der Massen zu besitzen. Sehr richtig erinnert uns Le Bon daran, daß zum Beispiel bei einer Steuerauferlegung nicht die theoretisch gerechteste von der Masse gebilligt wird sondern jene, von der die Masse im Moment am wenigsten merkt. »Auf diese Weise wird eine noch so große indirekte Steuer allezeit von der Masse angenommen werden, weil sie täglich pfennigweise für Konsumartikel entrichtet, die Gewohnheiten nicht hindert und beeinflußt.« Gegen eine direkte auf einmal zu entrichtende Steuer, die in Wirklichkeit viel geringer ist, wird aber von der Masse, soweit sie nicht schon politisch mehr geschult ist, sofort Protest erhoben. Der Menge fehlt eben nach Le Bon das Maß der Voraussicht, das zur Beurteilung und Abschätzung nötig ist.

Le Bon macht einige charakteristische Bemerkungen zum Begriff der *Massenseele* als solcher. Ganz unabhängig von den einzelnen Individuen besitzt eine Versammlung von Menschen unter bestimmten Umständen ganz neue Merkmale. »Die bewußte Persönlichkeit schwindet, die Gefühle und Gedanken aller Einheiten sind nach derselben Richtung orientiert. Es bildet sich eine K o l l e k t i v s e e l e, die wohl transitorischer Art, aber von ganz bestimmtem Charakter ist.« Le Bon bezeichnet diese charakteristische Kollektivseele als »psychologische Masse.« Nicht das zufällige Zusammensein vieler Individuen bildet eine solche Masse, sondern es muß noch der Einfluß gewisser Reize hinzukommen. Dazu gehören vor allem das Schwinden der bewußten Persönlichkeit und die Konzentration der Gefühle und Gedanken nach einer bestimmten Rich-

tung. Viele räumlich getrennte Individuen können unter dem Einfluß gewisser Gemütsbewegungen die Merkmale einer psychologischen Masse gewinnen. Durch den Zufall vereinigt,tragen ihre Handlungen die spezifischen Merkmale der Massenhandlungen. Die meisten unserer alltäglichen Handlungen sind nur die Wirkung verborgener, uns entgehender Motive. Innerhalb der selben Rasse sind es die selben der Rassenseele zugrunde liegenden Elemente, wodurch sich alle Individuen dieser Rasse ähneln. Und wiederum als Produkt der Erziehung und Erblichkeit tritt gerade infolge der unbewußten Elemente innerhalb der selben Rasse große Unterschiedlichkeit auf.

»In allem, was Gegenstand des Gefühls ist: Religion, Politik, Moral, Sympathieen und Antipathieen usw., überragen die ausgezeichnetsten Menschen nur selten das Niveau der gewöhnlichsten Individuen. Zwischen einem großen Mathematiker und seinem Schuster kann intellektuell ein Abgrund klaffen, aber hinsichtlich des Charakters ist der Unterschied sehr oft nichtig oder gering.« Die intellektuellen Fähigkeiten verwischen sich in der Massenseele und damit auch die Individualität der Individuen. »Das Heterogene versinkt im Homogenen, und es überwiegen die unbewußten Qualitäten.« Infolgedessen werden die Massen auch niemals Handlungen ausführen, zu denen eine besondere Intelligenz zur Ausführung von nöten ist. »Es hat nicht die *ganze Welt* mehr Geist als Voltaire, sondern Voltaire hat gewiß mehr Geist als die *ganze Welt,* wenn man unter dieser die Massen versteht«, sagt unser geistreicher Franzose.

Wodurch kommt nun dieser besondere Charakter der Massenseele? Eine der Ursachen liegt sicherlich darin, daß das Individuum schon durch die Tatsache der Menge ein Gefühl unüberwindlicher Macht erlangt, das noch durch das Gefühl der Unverantwortlichkeit gesteigert wird. Eine andere Ursache ist die Ansteckung und zwar wirkt diese derartig hypnotisch, daß das Individuum der Masse imstande ist sein persönliches Interesse dem Gesamtinteresse zu opfern. Infolge dieser Suggestibilität führt das seines Persönlichkeitsbewußtseins vollständig beraubte Individuum Handlungen aus, die zu seinem sonstigen Charakter und seinen Gewohnheiten im schärfsten Gegensatz stehen. Wie bei einem Menschen in der Hypnose, ist sich das Individuum der Massen seiner Handlungen nicht mehr bewußt. Die Hauptmerkmale des in der Masse befindlichen Individuums sind demnach: »Schwund der bewußten Persönlichkeit, Vorherrschaft der unbewußten Persönlichkeit, Orientierung der Gefühle und Gedanken in der selben Richtung durch Suggestion und Ansteckung, Tendenz zur unverzüglichen Verwirklichung der suggerierten Ideen. Das Individuum ist nicht mehr es selbst, es ist ein willenloser Automat geworden«.

Das Individuum ist in der Masse ein Triebwesen geworden, mit all den Fehlern und Tugenden, die primitiven Wesen eigen sind. Intellektuell ist die Masse dem isolierten Menschen untergeordnet, ihre Handlungen stehen öfter unter dem Einfluß des Rückenmarks als unter dem des Gehirns. Das Individuum kann seine Reflexe beherrschen, die Masse nicht. Im Vollgefühl ihrer unüberwindlichen Macht treibt sie ihre Begierde gleich zur Verwirklichung ihres Begehrens. Das Wort *unmöglich* gibt es für die Masse nicht. Die Gefühle, die von der Masse geäußert werden, sind meist sehr einfach und überschwänglich. So hat auch der Erfolg eines Theaterstücks, der von der Menge abhängig ist, nichts mit dem richtigen Urteil und der Logik zu tun, man kann sich oft den Erfolg eines Stückes gar nicht erklären. Auch eine andere Eigenschaft ist bei der Masse hervorstechend: Das Individuum vermag Widerspruch und Diskussion zu vertragen, nicht aber die Masse. Der leiseste Widerspruch von seiten eines Redners wird sofort mit Wutgebrüll und groben Schmähungen beantwortet. Autoritätsglauben und Intoleranz sind allen Arten der Masse gemein, was, wie Le Bon meint, besonders bei den lateinischen Nationen ins Auge falle. Bei dem Individuum bedinge meistens der persönliche Vorteil die Handlungen, während dieser Beweggrund bei der Masse nicht vorhanden sei, da sie sich blindlings von ihren Trieben fortreißen lasse. Nichtsdestoweniger finden wir doch sittliche Motive bei der Masse. Die elende, heulende Volksmasse, die in der Revolution vom Jahr 1848 die Tuilerien besetzte, nahm nichts von den Gegenständen, die sie blendeten, und von denen ein jeder das Brot für viele Tage bedeutet hätte.

Was das Auffassen neuer Gedanken anlangt, so besteht die Regel, daß die Ideen lange Zeit brauchen, um in der Massenseele Eingang zu finden, aber sind sie einmal erfaßt. so sind die Massen auch

konservativ in ihrer Bewahrung. »Assoziation zwischen ganz ähnlichen Dingen mit nur oberflächlichen Beziehungen, und eilfertige Verallgemeinerung von Einzelfällen«, das sind die Merkmale des Massendenkens nach unserm Autor. Die Masse läßt sich auch stets durch die wunderbaren und legendären Seiten der Ereignisse am stärksten beeinflussen, und die Kunst des Eroberers besteht darin diesen Instinkt der Massenseele richtig zu erkennen und auszunutzen. »Ich habe«, sagte Napoléon zum Staatsrat, »den Krieg in der Vendée beendigt, indem ich katholisch wurde, in Ägypten habe ich dadurch Fuß gefaßt, daß ich mich zum Muselman machte, und die italienischen Priester gewann ich, indem ich ultramontan wurde. Würde ich über ein jüdisches Volk herrschen, so würde ich den Salomonischen Tempel wieder aufbauen lassen.« »Seit Alexander und Caesar hat vielleicht niemals ein großer Mann besser gewußt, wie auf die Massenphantasie Eindrücke zu machen sind«, meint Le Bon. Eine ungeheure Bedeutung für die Masse hat die Tradition, die alle Ideen, Bedürfnisse und Gefühle der Vorzeit umfaßt. Was ist das Volk anderes als ein durch die Vergangenheit geschaffener Organismus? Ohne Überlieferung besteht weder Volksseele noch Zivilisation. »Es ist also das Ideal für ein Volk«, sagt Le Bon, »die Institutionen der Vergangenheit zu bewahren und sie nur unmerklich und schrittweise umzuwandeln. Es ist das ein schwer erreichbares Ideal. Im Altertum waren die Römer, in der Neuzeit die Engländer ziemlich die einzigen, die es verwirklicht haben.«

Eine große Macht knüpft sich auch an gewisse Worte, deren Sinn die Masse nur vag erfaßt, die aber eben die Synthese der verschiedensten unbewußten Erwartungen und Wünsche ist, auf deren Verwirklichung die Masse hofft. Wer der Menge die schönsten Illusionen gab, der übte auch die größte Macht auf sie aus. Die religiösen Illusionen der Vorzeit machten den philosophischen und dann den sozialen Illusionen der Gegenwart Platz.. »Und wenn heute der Sozialismus so mächtig ist«, sagt Le Bon, »so erklärt sich dies daraus, daß er die einzige noch lebende Illusion darstellt. Trotz aller wissenschaftlichen Demonstrationen wächst er weiter. Seine Hauptstärke ist, daß er von Leuten verteidigt wird, die die Wirklichkeit der Dinge genug verkennen, um es zu wagen den Menschen kühn das Glück zu versprechen. Die soziale Illusion herrscht heute auf allen aufgetürmten Ruinen der Vergangenheit, und ihr gehört die Zukunft.« Hier zeigt sich bei Le Bon eine bei einem Wissenschaftler besonders tadelnswerte soziale Befangenheit sowie eine absolute Verständnislosigkeit großen historischen Phänomenen gegenüber.

Bei der Einflößung von Ideen und Glaubenssätzen in die Massenseele muß der denkende Führer vorsichtig zu Werke gehen. Am einfachsten und sichersten erreicht der Führer sein Ziel, wenn er eine Behauptung ganz bestimmt aufstellt und ihr durch eine mehrmalige Wiederholung, möglichst mit den alten Worten, noch mehr Nachdruck verleiht. Daraus erklärt sich auch die erstaunliche Kraft der Reklame, auf die Le Bon gelegentlich hinweist.

Dem *Prestige* widmet unser Verfasser ein besonderes Kapitel. Das Prestige spielt auch eine große Rolle bei der Wahl; besitzt der Kandidat weder ein persönliches Prestige noch Reichtum, so hat er keine Aussicht auf Erfolg: Man sieht, wie Le Bon in allen sozialen Dingen über die Grenzen seines Landes und seiner Klasse nicht hinauszusehen vermag. Dazu kommt noch, daß die Masse in ihren Begierden und in ihrer Eitelkeit geschmeichelt werden will, wonach sich der Kandidat zu richten hat. »Das mündliche Programm unseres Kandidaten«, sagt Le Bon, »kann gar nicht übertrieben genug sein. Die außerordentlichsten Reformen dürfen unbesorgt in Aussicht gestellt werden. Für den Augenblick erzielen ihre Übertreibungen große Wirkung, und für die Zukunft verpflichten sie zu nichts.« Der Redner, der die Massen zu behandeln weiß, bringt sie zu dem, was er will. Le Bon kommt dann auf die Parlamente zu sprechen, die auch die Grundmerkmale der Massen widerspiegeln. »Zum Glück sind aber die Parlamentsversammlungen nur in bestimmten Momenten Massen. In vielen Fällen bewahren die ihnen angehörenden Individuen ihre Individualität, und daher kann denn auch die Versammlung sachgemäße Gesetze ausarbeiten, die einen Fachmann allerdings zum Urheber haben, wodurch das Gesetz in Wahrheit das Werk eines Individuums, nicht einer Versammlung ist. »Trotz aller Schwierigkeiten ihrer Funktion«, meint Le Bon, »stellen die Parlamentsversammlungen noch das Beste dar, was die Völker zu ihrer Regierung und namentlich zur möglichsten Befreiung vom

Joch persönlicher Tyrannei herausgefunden haben. Sie sind sicher das Ideal einer Regierung, wenigstens für Philosophen, Denker, Schriftsteller, Künstler und Gelehrte, kurz für alles, was den Gipfel der Kultur darstellt.«

Insgesamt stellt Le Bons *Psychologie der Massen* mehr ein Gemenge von (zum Teil treffenden) Aperçus dar als eine systematisch-wissenschaftliche Untersuchung. Es ist sicher von Interesse sie kennen zu lernen; aber man muß die Lektüre mit stetiger Kritik begleiten.

×

KurzeChronik Der internationale Kongreß für Neurologie, Psychiatrie und Psychologie wird im September 1914 in Bern während der Landesausstellung stattfinden. Die Organisation dieses Kongresses, der im Jahr 1907 zuletzt in Amsterdam tagte, ist der *Schweizerischen Neurologischen Gesellschaft* angetragen worden. Zum Organisationskomitee gehören Dubois-Bern als Präsident und Monako-Zürich, P. L. Ladame-Genf, Schnyder-Bern, Bing-Basel, Veraguth-Zürich. × Die diesjährige öffentliche Tagung des *Internationalen Vereins für medizinische Psychologie und Psychotherapie* findet am 8. und 9. September in Zürich statt.

×

Literatur *Imago* nennt sich die neue Zeitschrift für Anwendung der Psychoanalyse auf die Geisteswissenschaften /Wien, Heller/, in der der Wiener Forscher Professor S. Freud und seine Schule die psychoanalytische Technik auf die Gebiete der Ästhetik, Literatur und Kunstgeschichte, Mythologie, Philologie, Pädagogik, Folklore, Kriminalistik, Moraltheorie und Religionswissenschaft anzuwenden gedenken. Das 1. Heft enthielt Aufsätze von S. Freud (*Über einige Übereinstimmungen im Seelenleben der Wilden und der Neurotiker*), Otto Rank (*Der Sinn der Griseldafabel*), E. Hitchman (*Zum Werden des Romandichters*), O. Pfister (*Anwendungen der Psychoanalyse in der Pädagogik und Seelsorge*) und A. Robitsch (*Symbolisches Denken in der chemischen Forschung*).

KUNST

Bühnenkunst / Hans Winand

Freilichttheater Das Streben zur Freilichtbühne hat in jüngster Zeit mit einem so starken Impuls eingesetzt, daß grübelnde Beobachter dazu neigen in dieser Breitenentfaltung des Phänomens das Walten tieferer Ursachen und den Ausdruck einer neuen Sehnsucht zu sehen. Man muß schon zu den Tagen des Rokoko zurückschweifen, um in der Geschichte einen ähnlichen Massenexodus des Schauspielkünstlers ins Grüne wiederzufinden. Damals zogen die Liebhaberbühnen der großen Herren aus muschel- und medaillongezierten Sälen in liebevoll gehegte französische Gärten, um zwischen sauber geputzten Taxushecken oder grottengeschmückten Miniaturteichen Schäfer und Schäferin sich tummeln zu lassen. Doch Vergleiche mit jenen Tagen spielerischer Lebenskunst sind unfruchtbar; man darf die Historie außer Spiel lassen, wenn man sich mit unseren neuen Naturbühnen beschäftigt.

Es ist ein Charakteristikum aller mit sich in Zwiespalt liegenden Zeiten, daß sie in jeder Abwechslung neue Werte ahnen möchten. Wenn immer die Kunst, nach Perioden der Fruchtbarkeit, mit einem Richtungswechsel in noch ungewisses und damit unbebautes Neuland strebt, verstärkt sich die Neigung jedes gutgemeinte Experiment unwillkürlich zu einer Mode zu erheben. Das ist ein so regelmäßig wiederkehrender Prozeß, daß man fast von einem Gesetz sprechen möchte. Vermag eine Kunst der breiten Masse keine unmittelbaren Eindrücke zu vermitteln, so hilft sich der Kunsthunger durch Erfindung oder Anerkennung einer Mode. Die Emotionen, die die Kunst versagt, werden auf dem Weg der Autosuggestion oder gegenseitiger Suggestion ersetzt. Man schafft sich künstlich Stoff für Begeisterung und Enttäuschung. Ein solcher Vorgang ist immer nur vorübergehend; selbst Fanatiker einer Höhenkunst kommen gewöhnlich gar nicht erst dazu ihrer Seele Schmerz zu offenbaren. Jenes Erzeugnis der Not ist längst durch ein anderes ersetzt, ehe die Formulierung des Todesurteils vollendet ist.

Man sollte die Mühe nicht scheuen die eine oder andere dieser Freilichtaufführungen, die jetzt von Memel bis zum Belt und vom Bodensee bis Holstein das Land erfüllen, zu besuchen. Die künstlerischen Fähigkeiten der Mitwirkenden bleiben für die Randbemerkungen, die hier folgen sollen, von untergeordneter Bedeutung: Man wird schon in den ersten zehn Minuten die Mängel einer Naturbühne zu spüren bekommen. Ein

solcher Ausflug bringt die etwas paradoxe Erkenntnis, daß die Naturbühne sich just durch ihre Vorzüge dazu verurteilt hinter den Wirkungsfähigkeiten eines geschlossenen Bühnenraums zurückzustehen. Jede Theateraufführung will uns die Illusion einer mehr oder minder idealen Wirklichkeit vermitteln. Diese Wirkung aber kann nur zustande kommen, wenn die Natur oder Künstlichkeit der angewandten einzelnen Mittel einander möglichst nahe verwandt bleibt. Ich kann mir vorstellen, daß eine gleichmäßig schlechte Aufführung in mir eine gewisse Vollkommenheit der Illusion erweckt; ich sah einst in Kufstein in einer Scheune eine ganz indiskutierbare Aufführung des *Biberpelzes*, die mich Hauptmanns Komödie fühlen ließ: aber nur darum, weil alle Darstellungselemente, Raum, Schauspieler, Kulissen und Beleuchtung von einer beruhigend gleichmäßigen Minderwertigkeit waren. Die Folge dieser schönen Harmonie negativer Tugenden störte seltsamerweise nur während der ersten paar Minuten die Illusion. Da keiner über den andern, keines über das andre hinausragte, erstand (bei angeborener Bereitwilligkeit) mit der Zeit der Glaube und unbewußt verhüllte die eigene Phantasie alle Mängel. Das wäre niemals möglich gewesen, wenn unter jenen unglückseligen Mimen auch nur ein wirklich bedeutender Künstler gewesen wäre. In dem Augenblick, da ich mir etwa Sauer in jenes Ensemble verhext denke, ist jede Frömmigkeit aufgehoben, und ein einziger komischer Schauder würde der Inhalt des Abends. In milderen Formen können wir fast bei jedem Theaterbesuch das gleiche beobachten. Ich kenne eine recht mittelmäßige Schauspielerin, die ich mehrfach inmitten eines gleichwertigen Ensembles spielen sah: man zuckt zuerst die Achseln, aber nach einigen Minuten hat man sich mit dem Unvermeidlichen abgefunden; und siehe, es geht. Aber wenn ich mir diese Schauspielerin als Partnerin Bassermanns vorstelle, weiß ich auch, daß ich mich nie mit ihr abfinden könnte sondern den ganzen Abend immer wieder von neuem aus der Illusion gezerrt würde. Wie oft haben wir es, hauptsächlich in früheren Jahren, in der Schumannstraße erleben müssen, daß ein Reichtum und eine künstlerische Vollkommenheit des szenischen Rahmens die Helden der zweiten Besetzung zu komischen oder peinlichen Gestalten erniedrigte: Schauspieler, die mich inmitten eines bescheidenern Kulissenmilieus nie begeistert, aber auch nicht dauernd gestört hätten. Die Naturbühne nun bleibt ihrem ganzen Wesen nach dazu verurteilt bei allen ihren Leistungen Disharmonieen dieser Art zu erzeugen. Ich muß mich dabei notgedrungen nur auf meine eigenen Empfindungen stützen, die Allgemeingültigkeit nicht beanspruchen und auch nur als anspruchslose Beichte eines einzelnen genommen werden wollen. Mir erscheint dabei im Gegensatz zu den Vorkämpfern der Freilichtbühnen die Natur ganz und gar nicht als jene *neutrale Stätte*, die sich willig bereitfindet die künstlerische Arbeit geschminkter und kostümierter Darsteller zu unterstützen. Inmitten irgendeines räumlich begrenzten, von Menschenhänden künstlich geschaffenen Bühnenraums gewinnen die künstlich erregten Mimen in künstlicher Beleuchtung ohne allzugroße Mühe die Illusion der Wirklichkeit: in der *neutralen Stätte* der Natur aber will die ersehnte Täuschung sich nicht einstellen. Ich komme nie über das nur allzuwache Bewußtsein hinweg: Hier spielt der Wind in dieser Buche, die Sonne leuchtet, jetzt ziehen weißgeballte Wolkenwände auf sie zu — und da unten sprechen kostümierte Menschen erdichtete Worte. Hier singt ein Vogel, und dort unten deklamiert ein Mensch ein Leiden, das gar nicht da ist; es wurde ersonnen, um deklamiert zu werden, jener Mensch lernte daheim Worte auswendig, um sie hier, während der Vogel noch zwitschert, vor mir zu deklamieren, um mich andächtig werden zu lassen. Ich sehe mir die *Bühne* näher an: Es ist eine Rasenfläche, von zwei mächtigen Buchen umrahmt, und dort hinten, ja dort hinten ragt ein Felsen auf, an dessen Fuß sich Brombeerstauden ranken.

Nein, diese Wirklichkeit, die keiner Illusion bedarf, kann eure Toga und der messingblitzende Stirnreif nicht erreichen. Hinter diesem Gefühl aber scheint mir wieder jenes Gesetz zu walten, das ich oben streifte, und das da etwa sagt: Nur Gleichartigkeit aller Mittel gibt einer Aufführung die Kraft der Illusion. Der fromme Wunsch die Bäume als Kulissen, den blauen Himmel als Sofitte und die Sonne als Bühnenlaterne zu benutzen, kann nur aus reiner Torheit erwachsen sein. Inmitten der Natur lassen sich nicht durch künstliche Mittel künstlerische Eindrücke übertragen. Die unmittelbare Wirklichkeit der Natur versperrt der mittelbaren

Wirklichkeit der Kunst den Weg. Was hier versucht wird, ist nichts anderes als eine Meiningerei, die vermessener und damit naiver wirkt als das fruchtbar überwundene Requisitenevangelium aus Thüringen. Laßt Lear ruhig auf seiner Theaterheide rasen: dort wird er uns beben und weinen machen. Aber stellt einen Künstler, und sei es der größten einer, maskiert mitten in die Lüneburger Heide und laßt ihn Shakespeares Worte sprechen: und er bleibt nur ein verkleideter Herr, der mehr oder minder gut deklamiert. Wenn ihr aber ins Freie wollt, dann laßt die Kunst der Dichter und der Schauspieler aus dem Spiel. Dann versucht nicht Kunst und Natur blind zu vermengen. Es wird nicht gelingen. Dann veranstaltet Aufzüge, Ritterturniere, Prozessionen, dann veranstaltet englische *pageants*: und wir werden dankbar Farben und Bewegung als eine Augenweide empfinden. Mit Sophokles, Shakespeare und Schiller aber ziehen wir lieber in eine Scheune, als mit *Peer Gynt* oder *Wenn wir Toten erwachen* auf den *echten, wirklichen* Montblanc.

× ×

KurzeChronik Der Nachfolger Bassermanns am Berliner *Lessingtheater,* Heinz Monnard, ist einem Kehlkopfleiden erlegen. × Professor Ferdinand Gregori ist von seinem Posten als Intendant des Mannheimer Hoftheaters zurückgetreten. × Im Juli wurde das vor einigen Jahren geschriebene, aber der Öffentlichkeit nicht übergebene, tief menschliche Drama Gerhart **Hauptmanns** *Gabriel Schillings Flucht* in Goethes Theater in Lauchstädt aufgeführt. Die Buchausgabe erschien jetzt bei S. Fischer in Berlin.

× ×

Literatur Unter dem Titel *On the Art of the Theatre* hat der bekannte englische Bühnenreformator Gordon Craig soeben ein neues Buch erscheinen lassen /London, Heinemann/, das eine wesentliche Ergänzung und Erweiterung seiner in früheren gleichartigen Werken aufgestellten Grundsätze der szenischen Kunst bietet. Das Buch beschäftigt sich eingehend mit Problemen, in deren praktischer Lösung wir den britischen Theatern in den letzten Jahren vorangeschritten sind; so mit der Frage der Beleuchtung und der Vereinfachung der Dekoration. Zugleich bringt das Buch uns wieder zum Bewußtsein, daß Gordon Craig als einer der ersten schon vor dem Emporsteigen Max Reinhardts die Prinzipien einer neuen Regiekunst aufstellte und zum Teil auch verwirklichte. Auch Craigs neues Werk vermittelt dem modernen Regisseur wertvolle Anregungen und nachdenkliche Betrachtungen über die Zukunft unseres Inszenierungswesens.

KULTUR

Verkehr / Felix Linke

Deutsche Eisenbahngemeinschaft Seinerzeit haben sich besonders die süddeutschen Staaten aus partikularistischen Gründen geweigert die preußisch-hessische Eisenbahngemeinschaft erweitern zu helfen. Diese Haltung hat sich an ihren Finanzen bitter gerächt, weil eben Preußen-Hessen wegen seines ausgebreiteten Gebietes eine Tarif- und Verkehrspolitik führen kann, die die sonderstaatlichen Bahnen außerordentlich zu schädigen, ja sogar zu schikanieren vermag. Die Staaten mit eigener Bahnverwaltung haben inzwischen die Fehler ihrer Politik fühlen müssen und sind jetzt mehr denn je geneigt die Eisenbahngemeinschaft, die ja im Lauf der Zeit in vieler Hinsicht schon sehr erweitert worden ist (Güterwagengemeinschaft usw.), noch weiter auszubauen. Das liegt nicht bloß im Interesse der Verkehrsverbesserung und der Verkehrsvereinfachung sondern auch im Interesse des Reiches und der Landesverteidigung. Es ist nun der Gedanke aufgetaucht die Eisenbahnhoheit der einzelnen Staaten aufzuheben und alle Eisenbahnen unter Reichsregie zu stellen. Jeder Deutsche könnte das nur wünschen, denn das wäre ein weiterer Schritt zur Verwirklichung der Reichseinheit. Der Handelstag sowohl wie der Generalstab haben diesen Plan begeistert aufgegriffen und auf die Wichtigkeit dieses Planes mit vielen guten Gründen hingewiesen. Im Reichstag hat man über diese Frage eine Denkschrift verlangt, und es war überall starke Neigung vorhanden der Verwirklichung dieser Idee näher zu treten. Erst als die Frage schon stark in Fluß gekommen war, erkannten die reaktionären Elemente, die den Patriotismus mehr auf der Zunge als im Herzen tragen, daß hier ein Fortschritt drohe, der vor allen Dingen die Eisenbahnarbeiterschaft und die Verwaltung der Bahnen unter die Botmäßigkeit des Reichstags bringen würde. Damit aber müßte die Position der Sozialdemokratie erheblich

gestärkt werden. Aus diesen Gründen mußten also die Interessen des Reichs hinter denen der reaktionären Machthaber zurückbleiben. Um Gründe war man natürlich nicht verlegen. Als hauptsächliches Argument wurde angeführt, daß damit die finanzielle Basis namentlich Preußens völlig erschüttert würde, weil ein großer Teil der Einnahmen Preußens auf den Gewinnen aus den Bahnen beruhten. Dieser Einwand ist nun gänzlich hinfällig, denn es ist nicht einzusehen, warum nicht auch die Reichsleitung die Einnahmen auf die Einzelstaaten entsprechend verteilen könnte. Es ist daher eine wichtige politische wie auch wirtschaftliche Aufgabe an der Vereinheitlichung des Plans einer Reichseisenbahngemeinschaft unausgesetzt weiter zu arbeiten.

× ×

Türkei: Eisenbahnen Die Türkei tut für ihr Eisenbahnnetz noch immer herzlich wenig. So ist auch 1910 das Streckennetz nur wenig ausgebaut worden, während die Roheinnahmen immerhin um 20 % gestiegen sind. Diese Verkehrsvermehrung ist wohl auf die gute Ernte und die Abschaffung des Zwangspasses für Reisen nach dem Innern des Reiches zurückzuführen. Die Gesamtlänge der im Betrieb befindlichen Bahnen beträgt 6232 Kilometer, wovon 1684 Kilometer auf die europäische und 4548 Kilometer auf die asiatische Türkei entfallen. Die wichtigsten asiatischen Bahnen sind: Hedschasbahn (1468 Kilometer), anatolische Bahnen (1033 Kilometer), Smyrna-Cassaba-Bahn (519 Kilometer), Aidin-Bahn (552 Kilometer), Damaskus-Hennah-Bahn (580 Kilometer), Bagdadbahn (200 Kilometer), Jaffa-Jerusalem-Bahn (87 Kilometer). Die meisten Strecken haben Vollspur von 1,44 Meter, nur einige wenige haben 1 Meter und 1,05 Meter Spurweite. Von den Bahnen wurden mit französischem Geld 1697 Kilometer, mit deutschem 1519, mit türkischem 1468, mit österreichischem 955, mit englischem 552 Kilometer gebaut. Man erkennt, wie sehr die Türkei zur Entwickelung der im Land ruhenden Produktivkräfte noch auf die Hilfe des westlichen Europa angewiesen ist.

Die Frage wegen der Linienführung der Schlußstrecke der Bagdadbahn ist nunmehr auch geregelt worden. Basra am Schat-el-Arab, das auf türkischem Gebiet liegt, wird der Endpunkt der Bagdadbahn, nicht Kuweit am Persischen Golf. Die Wahl von Basra, das etwa 80 Kilometer vom Meer entfernt liegt, wird für die Schiffahrt als ungünstig angesehen, da der Schat-el-Arab sehr flach ist. Die Entscheidung erfolgte aber aus politischen Gründen, was natürlich eine große Dummheit ist, umso mehr, als die Absicht besteht die Bahn bei Chor-Abdallah bis an den Persischen Golf zu führen.

× ×

Kurze Chronik Der Verwaltungsrat der schweizerischen Bundesbahnen beschloß den Bau eines zweiten Simplontunnels in eigener Regie auszuführen. × Kürzlich sind die neuen Hafenanlagen im Immingham am Humber in Betrieb genommen worden, die die englische *Great Central Railway* seit dem Jahr 1906 erbaut. Der neue Hafen, der besonders zur Verschiffung der Kohlen aus den Bezirken von Nottingham, Derby und Südyorkshire dient, hat 20 Hektar Grundfläche und 8,5 Meter mittlere Tiefe, 8 elektrisch angetriebene Kohlenverlader können stündlich 790 Tonnen Kohle bewältigen. Der Hafen bietet ferner Raum zur Lagerung von 100 000 Tonnen Kohle. Die Gesamtlänge seiner Geleise beträgt 160 Kilometer. × Zwischen Savona und San Giuseppe an der Eisenbahn Savona-Turin ist eine Hängebahn in Betrieb genommen worden, die in Wagen von je 1 Tonne Inhalt die in dem Hafen von Savona anlangende Kohle über die Apenninen hinweg nach dem 20 Kilometer entfernten San Giuseppe befördert. Die Geleise ruhen auf 32 Meter hohen Pfeilern aus Zement. Die Strecke steigt im Apennin auf 520 Meter Höhe. Die Leistungsfähigkeit der Anlage beträgt 180 Tonnen pro Stunde. × Aus dem Bericht der *Interborough Rapid Transit Company* ergibt sich, daß durch die Einführung der Schnellbahnen der Personenverkehr in New York in hohem Maß gesteigert worden ist. Im Jahr 1906 sind auf den Untergrundbahnstrecken 138 Millionen Reisende, in dem am 30. Juli 1910 abgeschlossenen Berichtsjahr 269 Millionen, also fast die doppelte Zahl, befördert worden. Dabei hat der Straßenbahnverkehr keine Einbuße erlitten. Die Hoch- und Untergrundbahnen haben einen neuen Verkehr großgezogen und den Satz bestätigt, daß die Möglichkeit des Verkehrs den Verkehr erzeugt. × Die städtische Straßenbahn in Dortmund hat einen einschließlich der Druckluftbremse nur 3300 Kilo schweren offenen Anhängewagen mit 21 Sitzplätzen eingeführt, der mit den Stehplätzen 44 bis 50 Personen faßt. Der Wagen ist besonders leicht

gebaut und hat auch den Vorteil sich schnell und leicht zusammenbauen zu lassen, was ihn besonders für die Überseeausfuhr geeignet macht. × In Frankfurt am Main beabsichtigt man an Stelle der alten Mainbrücke einen neuen großen Brückenbau, die Kaiserbrücke, zu setzen. Als Ablösung für die bisherige Unterhaltspflicht trägt der Staat 1 350 000 Mark zu den Kosten bei. Die Kosten der Brücke werden 3 590 000 Mark betragen. Schon 1866 war der Ersatz der alten Brücke durch eine neue beschlossen worden; der Krieg verhinderte den Bau.

Kunstgewerbe / Paul Westheim

Bayrische Gewerbeschau Wer besondere künstlerische Überraschungen in München erwartet hatte, hat den Sinn dieser *Gewerbeschau* nicht recht erfaßt. Man wollte, der Zeitstimmung entsprechend, mehr in die Breite als in die Tiefe gehen. Nach den mannigfachen Raumkunstmanifestationen des letzten Jahrzehnts sollte ein Versuch mit einer Veranstaltung in der Art der früher beliebten Industrie- und Handwerksausstellungen gemacht werden. Man gedachte in den großen Hallen auf der Theresienhöhe alles zu vereinigen, was in bayrischen Werkstätten und Fabriken an Qualitätsarbeit geleistet wird. Mit einem Seitenblick auf die Leipziger Messe, die man durch die Gediegenheit und die einwandfreie Form aller dargebotenen Stücke überbieten wollte, war eine große Verkaufsmesse, eine *Dult,* wie sie es in Bayern nennen, geplant. Der Ausgangspunkt für das gewiß interessante Experiment war die Überzeugung, daß die Idee einer allseitigen Qualitätsproduktion sich in den bayrischen Gewerben bereits soweit durchgesetzt hätte, daß es nur der sorgsamen Sichtung bedürfe, um aus dieser Produktion jede Art Groß- und Kleingerät in anständiger Form und zu annehmbarem Preis darzubieten. Es gehörte Optimismus zu einer solchen Annahme, und es mag auch von vornherein gesagt sein, daß eine restlose Verwirklichung des Programmes noch nicht gelungen ist. Noch kann bei allem Schönen, was in München zu sehen war, nicht die Rede davon sein, daß jedes Stück Hausrat, das gebraucht wird, auch wirklich einwandfrei zu haben wäre. Freilich kann keine Provinz in Deutschland für ihre Produktion diese Behauptung aufstellen. Die Weitherzigkeit, die ganze Ausstellerkategorieen von den Juroren der Gewerbeschau ertrotzten, beweist aber, daß das Ziel noch keineswegs ganz erreicht ist. Vor allem ist es nicht bei den Gewerken erreicht, die in Bayern sich jetzt erst in größerm Umfang zu entwickeln beginnen. Ich nenne nur die Lederbearbeitung, die mit Offenbach oder Wien natürlich nicht zu vergleichen ist, weil sie überhaupt unter jedem Vergleichsniveau steht. Abgesehen von derlei Erscheinungen, die auch unter den Porzellanen, den Wachsarbeiten oder den Möbeln nicht ganz fehlen, spürt man doch hier sehr stark, daß das Problem der untadeligen Qualitätsarbeit sich aus einem Schlagwort der theoretisierenden Literaten zu einem Wertbegriff der praktischen Volkswirtschaft umzusetzen beginnt. Die Tatsache allein, daß man überzeugt scheint der unbequemen Konkurrenz der Leipziger Messe nur durch eine ausgesprochene Niveausteigerung begegnen zu können, ist wertvoll genug. Beweist sie doch, daß eine Mehrheit der Hersteller nicht mehr der Überzeugung ist, daß der Sieg allein der Billligkeit, will sagen: der Geringwertigkeit, zu verdanken ist. Selbst die gelegentlichen falschen Bilder, die die Gewerbeschau zu geben gezwungen war, wollen nicht viel besagen. So, wenn die Nürnberger Textilindustrie in der Musterung ihrer Stoffe eine durchgängige Delikatesse zeigt, obgleich man doch genau weiß, daß sie ihren wirklichen Absatz mit ganz anderen, viel weniger erfreulichen Sachen erzielt. Ist es nicht als Sympton wichtig, daß Unternehmer von dieser Art wenigstens äußerlich mit so einwandfreien Waren zu repräsentieren wünschen? Bezeichnend in diesem Sinn ist auch das Fehlen der Nürnberger Spielwarenindustrie. Sie soll ferngeblieben sein, weil einige Großkommissäre, die die einzelnen Fabrikanten wirtschaftlich in der Hand haben, ihre Beteiligung verhinderten, um die Namen der einzelnen Hersteller nicht öffentlich bekannt werden zu lassen. Vielleicht hätte sich die Macht dieser egoistischen Kommissionäre doch brechen lassen, wenn die Nürnberger es nicht abgelehnt hätten ihre Puppen neben den prachtvollen Steifffiguren zu zeigen. Diese Steiffpuppen, die den künstlerischen Qualitätsbegriff verkörpern, werden von ihnen nach der Schätzung, die sie in allen Kulturländern erfahren haben, als die schärfste Konkurrenz empfunden. Wenn man will, hätte man in diesem Zwist eine Illustration der Entwickelung, die die Gewerbeschau vorwegnehmen wollte.

Anzuerkennen ist die Tendenz den kleinen Gewerbekünstler wieder etwas unsichtbar zu machen. Da hier ja alles auf den Markt und nicht auf eine gewählte Schau deliziöser Kunstleistungen zugespitzt war, war es ganz in der Ordnung, daß einem nicht auf Schritt und Tritt der Stuhl des Herrn Professor *X.*, der Kerzenhalter, das Kattunmuster, das Haferl des Kunstgewerbezeichners *Y.* vorgelegt wurde. Die Zettelchen mit den Herstellernamen, über die die Franzosen sich in Brüssel nicht wenig amüsierten, sind durch Preistäfelchen ersetzt worden. Wie überhaupt mit sichtlicher Vorliebe mit Dingen kokettiert wurde, die ohne den Künstler leidlich gut hergestellt worden waren. Man benennt das (als ob eine Entschuldigung gegeben werden müßte) *Volkskunst*. Wirklich gab es unter den Schmiedearbeiten, den Korbflechtereien und den Töpfereien, die unter den Fingern biederer Handwerksmeister in irgendwelchen verlorenen Nestern entstehen, ganz famose Sachen; Sachen, die man unwillkürlich für den geringen Preis, den sie kosten sollen, erstehen möchte. Die Künstler kommen dafür mehr in den Räumen der Fachschulen und in der Ausstattung der Hallen zur Geltung. Das Niveau dieser Schulen, der für Glas in Zwiesel, für Keramik in Selb und Landshut, für Korbflechterei in Lichtenfels, für Spitzen in Tiefenbach oder Nordhalben ist außerordentlich hoch. Eine Ausnahme bilden nur die diversen Schnitzerschulen, die gegen einen schlechten Modegeschmack bei allem guten Willen nicht aufkommen können. Tüchtig war auch das Meiste aus der Münchener und Nürnberger Kunstgewerbeschule, rühmenswert die kultivierten und wirklich künstlerischen Leistungen der Debschitzschule. Die *Aufmachung* der Hallen sollte jahrmarktsmäßig bunt und lustig werden. Riemerschmid ließ über die große Messe flatternde Bänder und derbe Bauernfarben knallen, für die Porzellane und Gläser hatte man mit hohen Fahnenstangen und Zunftzeichen eine Art Meßstraße entwickelt; am amüsantesten wirkte der von Niemeyer arrangierte Töpfermarkt, bei dem nichts als das Feilschen der Madames und die behäbigen Konturen der alten Marktweiber fehlte.

× ×

Werkbund In Wien hielt der *Werkbund* seine 4. Jahresversammlung ab. Eine mehr dekorative Angelegenheit, die immerhin einigen Anhalt über die Richtung gibt, in der der Bund segelt. Man scheint zu der Erkenntnis gelangt zu sein, daß greifbare Resultate weniger in der Behandlung der zunächst den Künstler angehenden Atelierprobleme als durch Aufklärung über die wirtschaftlichen Voraussetzungen der Qualitätsarbeit zu erreichen wären. So war es folgerichtig, daß man den Österreichern die Ziele des Bundes von einem Volkswirt, von F. Naumann, darlegen ließ. Seine Thesen lassen sich kurzer Hand etwa folgendermaßen zusammenfassen: Die Merkzeichen der neuen Zeit wären Demokratisierung der Auftraggeber, Kapitalisierung der Hersteller und Mechanisierung der Arbeitsweise. Organisierung der freien Künste, Befreundung mit der Maschine und der Arbeitsteilung erscheinen notwendig. Die Unternehmer von Qualitätsindustrieen müssen sich sowohl dem Publikum als auch den Verfertigern von Kunstschund gegenüber als Einheit fühlen, dürfen aber weder den Künstlern noch den Arbeitern gegenüber als Unternehmerverband im gewöhnlichen Sinn dieses Wortes auftreten. Die Arbeiter von Qualitätsindustrien bedürfen eines Lebenshintergrunds, der über dem bloßen proletarischen Dasein steht, wenn sie künstlerische Hilfskräfte sein sollen. Es ist nötig, daß sie den ganzen Arbeitsvorgang ihres Gewerbes verstehen lernen. Die gewerkschaftlichen Erfolge dieser Arbeiter steigen mit ihrer gewerblichen Bildung. Der *Werkbund* kann und will keine Kunstwerke schaffen oder auch nur die Richtung der Formgebung bestimmen; was er aber kann, ist die Förderung derjenigen Organisationen, Auskünfte, Ausstellungen und Untersuchungen, die für das wirtschaftliche Gedeihen von Künstlern, Unternehmern und Arbeitern unentbehrlich sind. In Konsequenz dieser Anschauungen, die in erster Linie auf eine Beeinflussung der nationalen Wirtschaft abzielen, ergab sich als Zweckmäßigkeit eine Abzweigung der österreichischen Mitglieder, die natürlich innerhalb ihres Landes eine andere Taktik einzuschlagen haben als die Reichsdeutschen. Daher der Entschluß neben dem deutschen einen selbständigen österreichischen *Werkbund* zu organisieren. Im übrigen scheint die Bedeutung der Tagung in der Ausstellung zu liegen, die die österreichischen Künstler, vorab der Kreis der *Wiener Werkstätte* und der *Wiener Kunstgewerbeschule,* arrangiert hatten.

Mit den Einladungen zu der Tagung wurde als neue Unternehmung der 1. Band eines Jahrbuchs (*Die Durchgeistigung der deutschen Arbeit* /Jena, Diederichs/) versandt. Statt den Literaten gab man das Wort Männern der gewerblichen Praxis, die aktuelle Fragen ihrer Arbeitsgebiete behandeln sollten. Wesentlich Neues über diese viel erörterten Dinge haben auch sie nicht vorzubringen, wenngleich gelegentlich auch in Einzelheiten manch interessanter Fingerzeig geboten wird. So etwa, wenn R. L. F. Schulz in einem Essay über die Beleuchtungskörper gerade die Künstler, die für jeden Raum einen neuen Entwurf ausgeführt haben möchten, statt sich guter vorhandener Typen zu bedienen, als die Qualitätsverderber für das Gebiet des Bronzegusses nachweist. Ein wenig spät, aber doch immer noch aktuell erscheinen die Ausführungen über den Stand der Bewegung, die Muthesius auf der vorjährigen Dresdener Tagung machte, und die auch in dieser Rundschau (1911, 2. Band, pag. 1064) schon skizziert worden sind. Mit bemerkenswerter Schärfe hat Muthesius sich da gegen all die Programmkünsteleien ausgesprochen, die die künstlerische Entwickelung bedrohen, er warnte vor allem vor jenen 1850ern, die ihr Heil in einem Nachgestalten der barocken Louis Philippe-Ornamentik suchen. Es ist bemerkenswert, daß der *Werkbund* in diesem Punkt geschlossen hinter seinem Führer zu stehen scheint. Unter den vielen Illustrationen des Jahrbuchs, die einen Begriff von der *Werkbund*arbeit geben sollen, fehlen wenigstens alle jene anderen.

×

Kiehl

Der Neuköllner Stadtbaurat Reinhold Kiehl ist, wie zu erwarten war, vom Zweckverband zum Städtebauer von Groß Berlin erwählt worden. Kiehl hat für seine Tätigkeit in Neukölln reichlich Anerkennung geerntet. Mit einem sozialen Empfinden und einem unbestreitbaren Blick für organisatorische Notwendigkeiten verstand er die mannigfachen Probleme dieser rapid wachsenden Arbeitervorstadt zu bewältigen. Das Rathaus, eine Anzahl Schulen, das Körnerparkprojekt weisen auf einen Gestalter von leidlichem Geschmack und vor allem guter Gesinnung. Eigenschaften, die auch einmal eine weniger ansprechende Lösung wie sein Krankenhaus möglich machen. Vielleicht ein wenig zu nachgiebig, zu anschmiegsam, war er doch im ganzen bestrebt vom Stadtbauamt aus in gutem Geist zu wirken. Auf seine Initiative gehen städtebauliche Wettbewerbe und die städtische Bauberatungsstelle, die ein paar gute Resultate aufzuweisen hat, zurück. Welche Fähigkeiten er in sein neues, ganz anders geartetes Amt mitbringt, läßt sich heute noch nicht sagen. Auf seine guten Absichten darf man rechnen. Hoffentlich ist er auch Kraftnatur genug gegenüber den Menschen und Mächten, die sich ihm hier entgegenstemmen werden.

×

KurzeChronik

Die Berliner Kunstgewerbebibliothek hat eine kostbare Stiftung erhalten. Eine Anzahl Kunstfreunde hat sich zusammengetan, den Olbrichnachlaß, die gesamten Skizzen, Entwürfe und Pläne, angekauft und zur dauernden Erhaltung für die Öffentlichkeit der Bibliothek überwiesen. Eine kurze Ausstellung dieser Blätter erinnerte noch einmal daran, wie viel frische und mutige Anregungen von diesem Olbrich ausgegangen waren; sie hätte ihm bei der verblüffenden Delikatesse, mit der das alles gezeichnet war, noch den neuen Ruhm eines erstaunlichen Kalligraphen eintragen können. × Nach einigen Zeitungsmeldungen soll Otto Wagner, der Führer der modernen Wiener Architektenschaft, entschlossen sein in den nächsten Monaten seine Lehrtätigkeit einzustellen. × Der Verband der Kunstgewerbezeichner, von deren Standesbewegung hier des öfteren schon die Rede gewesen, hat Ostern seinen 2. Verbandstag in Plauen abgehalten, der in einem entschiedenen Bekenntnis zum gewerkschaftlichen Zusammenschluß gipfelt. Ein Protokoll, dem ein ausführlicher Geschäftsbericht und eine Übersicht über Stand und Entwickelung des Verbandes vorausgeschickt sind, ist erschienen. × Die Berliner Opernhausfrage ist in ein neues Stadium eingetreten: Das Ministerium erläßt einen neuen Wettbewerb, zu dem die Architekten Billing, Brurein, Dülfer, Fischer, Frentzen, Lossow & Kühne, March, Möhring, Moritz und Schmitz gegen ein Honorar von 3000 Mark aufgefordert worden sind. Ferner steht den Mitgliedern des *Bundes deutscher Architekten* und des *Verbandes deutscher Architekten- und Ingenieurvereine* die Einreichung von Ideenskizzen frei.

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN · DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN

17. Heft | 29. August 1912

KARL SEVERING · DIE TRAGÖDIE DES SYNDIKALISMUS

ES ist keine beneidenswerte Aufgabe aus dem erfolglosen Ausgang einer Lohnbewegung die für das künftige Verhalten notwendigen Lehren zu ziehen, wenn man die Entstehung und den Verlauf der Bewegung nur aus der Perspektive beobachten konnte. Die Gefahr ist nicht gering bei einer kritischen Besprechung derartiger Vorgänge in den Fehler pedantischer Splitterrichterei zu verfallen. An den Ausgängen der letzten großen Streiks in England, besonders an dem Zusammenbruch des Londoner Hafenarbeiterstreiks, aber darf und kann ein Gewerkschafter nicht achtlos vorübergehen. Schon vor seiner Beendigung hat der große Ausstand der Dockarbeiter in der gesamten Presse Deutschlands eine ausgiebige Erörterung erfahren. Nicht allein sozialdemokratische und Gewerkschaftsblätter haben in ausführlichen Betrachtungen der Entstehungsursache und der Methode des Kampfs die verdiente Würdigung zuteil werden lassen, sondern auch die bürgerlichen Zeitungen haben sich in ihrer Art eingehend mit dem Streik beschäftigt. Dazu zwangen seine Ausdehnung, seine Bedeutung für das ganze Wirtschaftsleben Londons und, *last not least*, die Methode seiner Kampfführung. Für die Haltung der Arbeiterpresse kam besonders der letzte Umstand in Frage. Denn Entstehung, Verlauf und Ende des Streiks der Londoner Docker sind ein Schulbeispiel dafür, wie ein Streik n i c h t geführt werden soll.

In der bürgerlichen Presse Deutschlands ist es so dargestellt worden, als ob der Ausstand die Mache einiger Arbeiterführer gewesen sei, als ob die Führer Gosling, Orbell und Ben Tillet den Hafenarbeitern die Bewegung aufgezwungen hätten. So schrieb nach der Beendigung des Streiks selbst die *Vossische Zeitung*:

»Einer der größten Ausstände, die die Welt kennt, hat einzig und allein der Frage gegolten, ob die gesamte Arbeitgeberschaft des Londoner Hafenverkehrs sich dem Befehl eines kleinen Ausschusses der Arbeiter fügen solle oder nicht; ob die Kommandogewalt der Herren Ben Tillet, Gosling und Orbell, die sich selbst zu Diktatoren gemacht hatten, über die ganze Arbeiterschaft ohne Einschränkung anerkannt werden müsse oder nicht. Wenn je ein Kampf um die Macht ausgefochten werden

sollte, so war es dieser. Das gesamte Problem spitzt sich jetzt immer mehr dahin zu, ob die Verbandsleiter ihre tyrannische Herrschaft über die Arbeiter behalten und gar noch weiter ausdehnen, oder ob der Staat und die bürgerliche Gesellschaft Mittel finden die Arbeitswilligen, die doch ihre letzten Freunde und Parteigänger sind, gegen Vergewaltigung jeglicher Art zu schützen.«

Das ist alles ganz falsch. Umgekehrt ist den Führern ein Vorwurf daraus zu machen, daß sie dem Drängen der Arbeitermassen nachgegeben haben, als diese aus einem verhältnismäßig geringfügigen Anlaß den Streik verlangten. Seine Ursache bestand nämlich darin, daß eine Hafenfirma, *The Mercantile Lighterage Company*, einen Arbeiter anstellen wollte, der nicht der Gewerkschaft angehörte. Die Hafenarbeiter erblickten in diesem Vorgehen der Firma eine Verletzung der Abmachungen des Vorjahrs und weigerten sich darum mit dem Nichtorganisierten zusammen zu arbeiten. Aus dem partiellen Streik im Hafen wurde schließlich ein allgemeiner Streik im Londoner Transportgewerbe.

Nun kann man ohne weiteres zugeben, daß der oben geschilderte Vorfall nicht allein sondern nur in Verbindung mit tatsächlichen schweren Mißständen im Arbeitsverhältnis die Erbitterung erzeugt hat, aus der heraus der Streikbeschluß resultierte. Das erklärt die Sachlage, rechtfertigt die Haltung der Führer aber noch nicht. Man mag über die Abmachungen des Vorjahrs denken wie man will, man wird aber immer anerkennen müssen, daß den Unternehmern einige sehr beachtenswerte Erfolge abgerungen worden waren. Jeder, der sich auf die Psychologie des Unternehmertums in derartigen Situationen auch nur oberflächlich versteht, weiß, daß ein formeller Friedensschluß noch nicht die Einstellung aller Angriffe bedeutet. Das besiegte Unternehmertum rächt sich nicht selten durch die allerkleinlichsten Schikanen. Die Klagen der Dockarbeiter über Nichterfüllung der vertraglichen Verpflichtungen, die die Abmachungen des Vorjahrs den Unternehmern auferlegten, scheinen mir eine neue Bestätigung dieser alten Erfahrung zu sein. Umsomehr aber hätten die Führer ihren Einfluß geltend machen müssen, um zu verhindern, daß die beabsichtigte Einstellung eines Nichtorganisierten zum Anlaß einer Art Generalabrechnung mit den vertragsbrüchigen Unternehmern wurde. Es gibt nichts, was die Unternehmer so leicht veranlaßt über Anzettelung von Machtproben zu reden, als Arbeiterforderungen, die mit der Anstellung und Entlassung des Personals im Zusammenhang stehen. *Beschränkung in der Freiheit zu disponieren, Verletzung der Autorität* und ähnliche Redewendungen sind es in der Regel, mit denen die Unternehmer ihren grundsätzlichen Widerstand gegen derartige Forderungen zu erklären versuchen. Kommt es um ihretwillen zu Kämpfen, dann sind es in den meisten Fällen Prinzipienkämpfe in des Wortes ernstester Bedeutung, das heißt Kämpfe, die auf beiden Seiten die Tendenz zeigen den Streik bis ans bittere Ende, bis zum Verbluten zu führen. Ich bin der letzte, der den Gewerkschaften das Wort reden möchte derartigen Kämpfen unter allen Umständen auszuweichen. Es kann Umstände geben, wo es zur Ehrensache einer Organisation wird ihn aufzunehmen. Das Schillerwort »Nichtswürdig ist die Nation, die nicht alles freudig setzt an ihre Ehre« gilt auch für die gewerkschaftlichen Organisationen. Immer aber sollte bei den Entschließungen der Gewerkschaftsführer die Antwort auf die Frage bestimmend sein, ob das Objekt oder das Ziel des Kampfs im richtigen Verhältnis zu den persönlichen und materiellen Opfern steht, die er erfordert.

Dieses elementare Gebot gewerkschaftlicher Kampfführung scheint beim Dockerstreik nicht beachtet worden zu sein. Die Forderungen materieller

Natur, die sich auf die Innehaltung der Abmachungen bezogen, sind nach unwidersprochen gebliebenen Zeitungsmeldungen erst nach dem Ausbruch des ersten Streiks erhoben worden. Das anfängliche und hauptsächliche Ziel der Bewegung war und blieb also die Entlassung des unorganisierten Arbeiters. Dieses Ziel rechtfertigte die große Bewegung aber nicht. Es ist nicht zu leugnen, daß eine massenhafte Einstellung nichtorganisierter Arbeiter in England wie bei uns zur Gefahr für eine friedliche Gestaltung und Entwickelung des Arbeitsverhältnisses werden kann. Das ist ein Gesichtspunkt, der besonders bei uns zu beachten ist. Die Träger der tariflichen Vereinbarungen sind die Gewerkschaften, und solange die Frage nicht gesetzlich entschieden ist, ob die für einen Betrieb oder für ein Gewerbe getroffenen Abmachungen auch für a l l e darin beschäftigten Arbeiter Geltung haben, wird es immer Unternehmer geben, die durch die Einstellung nichtorganisierter Arbeiter getroffene Abmachungen außer Wirkung zu setzen versuchen. Davon konnte im vorliegenden Fall aber nicht die Rede sein, zumal es sich bei der Einstellung des Nichtorganisierten eigentlich gar nicht einmal um eine Neueinstellung sondern um eine Versetzung handelte. Und daß die Beschäftigung des nichtorganisierten ehemaligen Aufsehers als Lichterschiffer die gewerkschaftliche Ehre der Arbeiterkoalitionen verletzt hätte, wird ebenfalls niemand im Ernst behaupten wollen. Es bleibt darum die Proklamation des Streiks um seiner geringfügigen Ursachen willen ein schwerer Fehler, den die Führer hätten verhindern sollen. Ähnlichen Bemerkungen ist vor einigen Wochen in einem Parteiblatt entgegengehalten worden, daß das »leicht gesagt« sei. Man hat dabei auf die Erregung der Massen verwiesen, die durch die Vertragsverletzungen der Arbeitgeber aufs höchste gestiegen gewesen sei. Das soll alles zugegeben sein, und doch entschuldigt diese Erregung der Massen das Verhalten der Führer nicht im geringsten. Jeder, der in der Gewerkschaftsbewegung auf exponiertem Posten steht, weiß, daß der Zorn ein schlechter Berater, und daß nirgends mehr Ruhe und kühle Überlegung erforderlich ist, als bei der Einleitung und Führung wirtschaftlicher Kämpfe. Es ist nicht leicht erregten Massen das auseinanderzusetzen, und es gibt Beispiele in nicht geringer Zahl, die da lehren, daß es mit der sogenannten *Popularität* des Führers sofort vorbei war, der ungeachtet aller Erregung und Verstimmung den Ausbruch eines Aufstands zu verhindern suchte, wenn die nach seiner Überzeugung erforderlichen Voraussetzungen für ein gutes Gelingen nicht gegeben waren. Wer sich dem nicht aussetzen will, darf sich nicht auf vorgeschobene Posten in der Arbeiterbewegung stellen lassen. Der Beruf des Gewerkschaftsführers ist nicht leicht. Immerhin: auf die Dauer bringen schließlich die Massen d e m das größere Vertrauen entgegen, der sich nicht scheut in kritischen Situationen Ansehen und wirtschaftliche Existenz dem Allgemeininteresse zu opfern, wenn er, einer Augenblicksstimmung der Massen zum Trotz, der kühlen Überlegung zum Sieg verhilft. Und dann ist es in allen Fällen besser und leichter eine aussichtslose Sache zurückzuhalten als sie unter niederdrückenden Bedingungen abzubrechen oder auf den Trümmern der Organisation zu klagen.

Dagegen läßt sich nun freilich einwenden, daß die englischen Arbeiter und ihre Führer an die Aussichtslosigkeit ihres Beginnens gar nicht gedacht hätten sondern fest vom Sieg überzeugt gewesen wären. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß das für die Arbeiter zutrifft. Die Führer aber wußten, daß der Kampf unter weit ungünstigeren Verhältnissen begonnen wurde als im

Vorjahr. Die kriegerischen Verwickelungen des Vorjahrs, die Englands Bourgeoisie und Regierung in Atem hielt, drohten diesmal nicht. Damit war ein wesentlicher Faktor, dem das Gelingen der vorjährigen Lohnbewegung mit zu danken war, außer Rechnung zu stellen. Wer das noch nicht vor Ausbruch des Streiks wußte, dem wurde es bald klar gemacht. Schon die ersten Tage zeigten mit aller Deutlichkeit, daß die Unternehmer es nicht nur auf eine Machtprobe sondern auf eine empfindliche Schwächung der Arbeiterorganisation abgesehen hatten. Davon sprach ja auch der bekannte Aufruf, den die Führer zur Beendigung des Kampfes verbreiten ließen. Wenn diese Situation aber einmal erkannt war, dann hätte der Streik nach einer Dauer von 1 oder 2 Wochen abgebrochen werden müssen. Das wäre für die Organisation viel vorteilhafter gewesen als jedes Beginnen den Kampf auf breiterer Grundlage und in verschärften Formen weiter zu führen. Statt dessen versuchten die Führer durch einen allgemeinen nationalen Streik der Hafenarbeiter die Unternehmer gefügig zu machen. Der Versuch ist nicht zur Ausführung gelangt. Das Solidaritätsgefühl der englischen Arbeiter ist noch nicht so ausgeprägt wie bei den Deutschen. Vielleicht kam hinzu, daß die allzu offenkundigen Fehler der Londoner Führer von anderen Gewerkschaftern erkannt waren und der Unterstützung nicht für wert gehalten wurden. Genosse Weingartz hat diesem Gedanken hier Ausdruck gegeben.[1]) Ich meine aber, daß auch die lokale und berufliche Eigenbrödelei der englischen Arbeiter als Erklärung für die Ablehnung mit heranzuziehen ist. Aber sei dem wie ihm wolle: diesmal war die Ablehnung des sogenannten *Sympathiestreiks* eine verdienstvolle Tat. Eine andere Entscheidung wäre die größte der vielen Torheiten gewesen, die der Streik aufzuweisen hat. Wenn es nicht möglich war für 56 000 streikende Londoner Arbeiter die notwendige Unterstützung bei den englischen Gewerkschaften aufzubringen, woher hätten die Leiter der Bewegung die Mittel nehmen wollen, um weitere 40 000 zu unterstützen?

Die deutsche Gewerkschaftsbewegung hat die Art Sympathiestreiks wie er in England inszeniert werden sollte aus der Liste ihrer Kampfesmittel gestrichen. Die Anwendung dieser Kampfesmethode bedeutet nichts weniger als eine Stärkung der Position des Unternehmertums. Sie ist nichts anderes als eine freiwillige Aussperrung und hat, wie jede Aussperrung durch die Unternehmer, die Wirkung die finanziellen Mittel der kämpfenden Organisation schneller zur Erschöpfung zu bringen. Diese Wirkung zu erreichen kann und darf aber niemals das Ziel einer vorsichtigen Gewerkschaftsstrategie sein. Es soll nicht verschwiegen werden, daß in Arbeiterversammlungen auch in Deutschland schon recht oft gefordert worden ist bei Teilaussperrungen, die von den Unternehmern verfügt wurden, auch die nicht von der Aussperrung betroffenen Arbeiter zur Arbeitsniederlegung zu bewegen. Diesen Wünschen ist in der Regel aber nur dann von den Leitungen der Bewegung entsprochen worden, wenn der Zweck der Bewegung damit gefördert, das heißt die Fertigstellung dringlicher Arbeiten und Lieferungen verhindert wurde. Die Erkenntnis von der Nützlichkeit dieser Taktik ist, das darf man ohne Übertreibung sagen, Gemeingut auch der Massen geworden, die sehr wohl wissen, daß der Kamerad, der weiter beschäftigt bleibt, durch Lieferung der Kampfesmunition ihnen mehr nützen kann als einer, der seine Sympathie nur dadurch bekundet, daß er den

[1]) Siehe Weingartz *Rückblick auf die letzten englischen Riesenstreiks* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 844.

Streikfonds aufzehren hilft. Diese ganz nüchternen Erwägungen haben in Deutschland längst dazu geführt den Sympathiestreik als ein durchaus ungeeignetes Mittel im wirtschaftlichen Kampf abzulehnen. Daß der Ausgang des englischen Streiks den Beteiligten die gleiche Erkenntnis verschaffen möge, ist ein Ziel aufs innigste zu wünschen.

Es läßt sich nicht verkennen, daß sich in einigen der letzten englischen Arbeiterkämpfen ein starker syndikalistischer Einschlag zeigte. Syndikalistische Theorieen waren es auch, die bei den Führern der Transportarbeiter die eigenartige Kampfestaktik aufkommen ließen, die Theorieen, daß es im wirtschaftlichen Kampf weniger auf einen beträchtlichen Kampfesfonds und eine geschulte und disziplinierte Masse als vielmehr auf eine begeisterte Kerntruppe ankomme, die im gegebenen Moment die Massen zu großen und allgemeinen Kundgebungen und Bewegungen fortreiße. Begeisterung in allen Ehren: auch auf den wirtschaftlichen Kampf ist das Wort Saint-Simons anzuwenden, daß man begeistert sein müsse, um große Dinge zu vollbringen. Aber Begeisterung ist nicht mit Phrasenrausch und Augenblickswallungen identisch. Auch beim wirtschaftlichen Kämpfer gehen Mut und Begeisterung durch den Magen, und wer bei den Aussperrungspraktiken der Unternehmer, die in nahezu allen Ländern jetzt in Übung sind, noch glaubt mit Begeisterung allein die Massen zum Widerstand bewaffnen zu können, der ist kaum mehr ernst zu nehmen. Der Hunger und das Elend der Londoner Docker haben diese eine Theorie der Syndikalisten grausam ins Unrecht gesetzt. Auch der Appell der Arbeiterführer an die Mildtätigkeit des Bürgertums und die Königspende sind nicht gerade als Beweise für die Richtigkeit ihrer Lehren anzusprechen.

Auch die antiparlamentarischen Neigungen der Hafenarbeiterführer haben durch ihr Verhalten in einigen Phasen des Kampfs keine Rechtfertigung erfahren. Sie haben sich an die Arbeiterpartei und an die Regierung gewandt, um die G e s e t z g e b u n g zum Einschreiten zu veranlassen. Das wird jeder Gewerkschafter billigen, auch derjenige, der vor einer Überschätzung des Parlamentarismus warnen zu müssen glaubt. Zu tadeln ist nur, daß dieser Schritt erst dann erfolgte, als nichts mehr zu retten war, als die Absicht der Unternehmer feststand den Kampf unter allen Umständen bis ans bittere Ende durchzuführen. Wie man den Schritt aber auch bewerten mag, jedenfalls bedeutet er eine vollständige Verleugnung der Lehre, daß die parlamentarische Aktion zur Besserung der Lebenshaltung der Arbeiter ungeeignet sei.

Ob diese Abkehr vom Antiparlamentarismus anhalten wird? Es ist dringend zu wünschen, wenn nicht die schweren Opfer des Riesenstreiks umsonst gebracht sein sollen. In einer Besprechung des Streiks durch den Londoner Korrespondenten der *Leipziger Volkszeitung* heißt es unter anderm:

»Der große Bergarbeiterstreik hat gar keine Lehre gebracht, wenn er nicht bewiesen hat, daß auch die stärkste Arbeiterschicht wenig Aussicht hat gegen ein mächtiges und verbündetes Kapital aufzukommen, daß die Regierung offen oder verdeckt stets auf die Seite der Ausbeuter tritt, und daß die Regierung sich nur dann dazu bequemt die Unternehmer zu einem Kompromiß zu zwingen, wenn die kämpfenden Arbeiter wirtschaftlich stark genug sind das ganze wirtschaftliche Leben in Unordnung zu bringen, und wenn sie auch politisch einen merkbaren direkten Einfluß ausüben können. Alle diese Lehren haben die Führer der Hafenarbeiter mißachtet und sich nur die Illusion vom alleinseligmachenden Sympathiestreik bewahrt. Und noch dazu dem Sympathiestreik in seiner hoffnungslosesten Form, nämlich wenn er einen tatsächlich bereits verlorenen Kampf retten soll.«

Diesen Ausführungen kann man im allgemeinen zustimmen, wie sich überhaupt in der deutschen Parteipresse eine fast einmütige Beurteilung und Bewertung des Streiks gezeigt hat. Der Bergarbeiterausstand ging die Hafenarbeiter nicht direkt an. Jetzt aber ist es der eigene Schaden, der sie klug machen und davor bewahren sollte die begangenen Fehler zu wiederholen. Der heroische Opfermut der kämpfenden Dockarbeiter (der einzige Lichtblick auf den vielen trüben Bildern), gepaart mit der Zielklarheit einer geschulten und disziplinierten Arbeiterschaft, hätte Wunderdinge verrichten können. So aber mußte die Bewegung zur Katastrophe führen, die mit Fug als die Tragödie des Syndikalismus bezeichnet werden kann.

Politische und gewerkschaftliche Organisationsarbeit, befreit von den engen beruflichen Schranken, Schaffung einer den deutschen Gewerkschaftszeitungen ähnlichen Presse für die Mitglieder der Gewerkschaftsverbände, Erziehung zur gewerkschaftlichen Solidarität: das sind die Formeln, deren Erfüllung die begangenen Fehler vermeiden läßt; in England wie überall.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

EDUARD BERNSTEIN · LANDTAGSWAHLPOLITIK IN PREUSSEN

EIN Artikel des Genossen Eisner hat die Frage zur Diskussion gestellt, welches die Taktik der Sozialdemokratie bei den bevorstehenden Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus sein soll. Die Debatte kommt kaum zu früh. Denn wenn die preußische Regierung es auch in der Hand hat die Wahlen bis gegen den Herbst des kommenden Jahrs hinauszuschieben, so können doch Rücksichten verschiedener Art sie veranlassen den Wahltermin in das Frühjahr 1913 zu verlegen. Zu warten, bis die Wahlen angesetzt sind, und dann erst die Wahltaktik zu diskutieren wäre aber sicherlich verfehlt. Jede tiefergreifende Neuerung braucht in einer so demokratischen Partei wie die Sozialdemokratie eine Vorbereitung der Geister. Man muß sich also mindestens darüber klar werden, ob zu solcher Änderung Anlaß und Möglichkeit vorliegen.

Eisners Artikel schlägt eine sehr tiefgreifende Änderung vor. Um die konservativ-klerikale Mehrheit des Abgeordnetenhauses, wenn nicht zu sprengen, so doch mindestens so sehr zu reduzieren, daß das Abgeordnetenhaus ein neues Gesicht erhält, soll die Sozialdemokratie schon bei den Urwahlen überall dort, wo sie selbst nicht Aussicht auf Sieg hat, ihre Stimmen für die liberalen Parteien in die Wagschale werfen. Eine Taktik wie die Sozialdemokratie sie in Preußen noch zu keiner Zeit beobachtet hat. Sie bedeutet in verschiedener Hinsicht einen Bruch mit der bisherigen Praxis.

Da es sich nicht darum handeln kann uns selbst etwas vorzumachen, die Partei vielmehr die Beschlüsse, die sie faßt, mit voller Kenntnis ihrer Natur und Tragweite fassen will und fassen soll, ist es angebracht uns zunächst zu vergegenwärtigen, was die Sozialdemokratie bei der vorgeschlagenen Taktik aufzugeben hätte. Sie würde nach dem Eisnerschen Vorschlag generell verzichten

1. auf die möglichst erschöpfende Zählung ihrer Stimmen im Lande;
2. auf die Verpflichtung der Liberalen zur Gegenseitigkeit im Wahlkampf;

3. auf die Festlegung der Liberalen auf bestimmte Forderungen, respektive ein Mindestprogramm;
4. auf die Differenzierung der zu unterstützenden liberalen Kandidaten.

Diesen sehr bestimmten Verzichtleistungen gegenüber läßt sich das Resultat der neuen Wahltaktik vor der Hand weder, was die Zahl der den Parteien der Rechten abzunehmenden Mandate noch was die Rückwirkung der Mandatsverschiebung auf die Wahlrechtsreform anlangt, mit annähernder Sicherheit abschätzen.

So in Vergleich gestellt scheinen daher Verzicht und Gewinn in keinem Verhältnis zu einander zu stehen, gäbe die Sozialdemokratie bei dem Eisnerschen Vorschlag für einen undefinierten politischen Effekt wertvolle Waffen und Kraftmesser aus der Hand. Man kann sich also nicht wundern, wenn Genossen, die die Dinge in dieser Weise ansehen, zu einer Verwerfung des Eisnerschen Vorschlags gelangten. Zum Verwundern ist nur, daß man dem Genossen Eisner einen Vorschlag zutraut, der weiter nichts als das im obigen Aufgezählte zu bedeuten hätte. In Wirklichkeit hat Eisner mit seinem Vorschlag jedoch viel mehr im Auge, wovon freilich die Leser des *Vorwärts* und anderer dem Vorschlag gegnerisch gesinnter Parteiblätter herzlich wenig oder gar nichts erfahren haben. Für Eisner ist, wie er in der Chemnitzer *Volksstimme* in zwei Artikeln ausführt (die wohl zum Besten gehören, was er in Fragen der Politik geschrieben hat) die Verschiebung der Mandatsverteilung im Abgeordnetenhaus gar nicht das allein Entscheidende. Sein Vorschlag zielt auf mehr. Er will durch die Unterstützung der Liberalen im Wahlkampf, wie er sie vorschlägt, zwar unmittelbar eine möglichst starke Vermehrung der Mandate der Linken im Landtag, mittelbar aber auch eine andere politische Disposition der liberalen Parteien der Sozialdemokratie und der politischen Reform gegenüber bewirken. Er leugnet nicht, daß soweit die Nationalliberalen in Betracht kommen, die andere Verteilung der Mandate ohne Änderung der politischen Disposition dieser Partei in der Tat von sehr problematischem Wert wäre. Er behauptet aber, daß dieser letztere Wechsel sich als Folge der proponierten Änderung unserer Wahltaktik mit Notwendigkeit einstellen werde.

Bevor wir uns der Untersuchung der Frage zuwenden, wie es mit dieser Erwartung aussieht, wird es angezeigt sein nachzuprüfen, wie es sich in Wirklichkeit mit den Verzichtleistungen verhält, die Eisners Vorschlag anscheinend in sich begreift. Gehen wir sie nach der obigen Zusammenstellung Punkt für Punkt durch.

1. Verzicht auf möglichst erschöpfende Stimmenzählung. Bei der Reichstagswahl von 1907 erhielt die Sozialdemokratie in Preußen rund 1 800 000 Stimmen, bei den Wahlen von 1908 zum preußischen Abgeordnetenhaus wurden für sie dagegen nur rund 600 000 Stimmen abgegeben. Sicher wird die Partei im Jahr 1913 bei der Landtagswahl mehr Wähler auf die Beine bringen als 5 Jahre vorher. Aber kein Mensch mit gesunden Sinnen, der die Tücken des preußischen Wahlrechts kennt, wird sich der Vorstellung hingeben, daß selbst bei der intensivsten Agitation es gelingen wird die Zahl unserer Wähler auf mehr als 900 000 zu bringen. Schon die Erreichung dieser Zahl wäre eine Riesenleistung. Und doch bedeutete sie, wie die Reichstagswahl von 1912 gezeigt hat, noch nicht 50 % jetziger Stärke der Wählerschaft der Sozialdemokratie in Preußen. Das Stimmenzählen bei der Landtagswahl hat unzweifelhaft

seinen großen Wert, aber sein Wert ist ein anderer als bei der Reichstagswahl. Es bringt nicht das volle Zahlengewicht der Partei zum Ausdruck sondern hat die Bedeutung einer nur relativen Kraftprobe. Diese bei jeder Wahl in der gleichen Form abzulegen ist deshalb keine Notwendigkeit. Die schreiende Mißvertretung des preußischen Volks beim jetzigen Wahlsystem ist durch den Ausgang der Wahl von 1908 so anschaulich demonstriert worden, daß es dafür keiner erneuten Beweisführung bedarf. Der Sturz dieses Systems ist jetzt die Hauptsache. Wir sind aber darüber alle einig, daß wir, solange nach ihm gewählt wird, niemals aus eigener Kraft so viel Abgeordnete werden durchbringen können, um eine Wahlreform zu erzwingen, die nur annähernd unseren Forderungen entspricht. Für diese Aufgabe sind wir im Abgeordnetenhaus auf die Mitwirkung anderer Parteien angewiesen. Nehmen wir nun an, wir hätten es in der Hand durch eine Verteilung unserer Stimmen, bei der die Zählung in der hergebrachten Form preisgegeben wird, eine Mehrheit für eine uns genehme Wahlreform zustande zu bringen, würde es sich alsdann rechtfertigen lassen zu sagen: Wahlreform hin, Wahlreform her, *in puncto* Zählen muß es beim alten bleiben? Ich denke, die Mehrheit der Genossen würde im Angesicht des bedingten Wertes dieser Zählung anders entscheiden. Sie würde sich sagen, daß man aus keiner Aktionsform einen Fetisch machen darf, dem große Interessen zu opfern sind. Was aber unter dieser Voraussetzung angeht, kann auch unter anderen nicht von vornherein abgewiesen werden.

2. Verzicht auf Gegenseitigkeit im Unterstützen von Kandidaten. Daß wir unsere Stimmen für liberale Kandidaten in die Wagschale werfen sollen, ohne die Liberalen zu Gegenleistungen bei der Wahl zu verpflichten, erscheint vielen Genossen als eine Ungeheuerlichkeit und ist auch mir seinerzeit, als Ignaz Auer im Jahr 1897 mir in einem längern Brief dies als notwendig auseinandersetzte, als eine seltsame Zumutung erschienen. Im normalen Verlauf der Dinge würde ich mich nicht dafür erwärmen können, und auch jetzt sind meines Erachtens hier einige Vorbehalte am Platz. So viel ist aber klar, daß man nicht, um es drastisch zu bezeichnen, zwei Füchse gleichzeitig jagen kann. Will man Mandatspolitik treiben, dann muß man die Idee aufgeben die Position der konservativ-klerikalen Brüderschaft im Landtag empfindlich zu schwächen. Will man aber eine neue Konstellation im Abgeordnetenhaus herbeiführen, dann muß man, wie die Dinge einmal liegen, von der Mandatspolitik große Abzüge machen. Wir wissen ja, wie es selbst bei der Reichstagswahl mit der Gegenseitigkeit zwischen uns und den Liberalen steht. Die Wähler der Liberalen sind in ihrer Mehrheit unsichere Kantonisten, von denen nur ein Teil der Parole der Führer oder Komitees Folge zu geben pflegt. Der Rest rekrutiert sich aus Bevölkerungsschichten, deren politischer Sinn nicht weit reicht. Ist daher schon bei der Reichstagswahl, wo es sich bloß um Überwindung von Vorurteilen, Ärger oder sonstigen seelischen Schwierigkeiten handelt, die Gegenseitigkeit nur in ziemlich beschränktem Maß durchzuführen, so wird sie bei der Landtagswahl, wo zu jenen ideellen noch allerhand recht materielle Unbequemlichkeiten und das Risiko von Maßregelungen hinzukommen, vollends problematisch. Selbst wenn wir Mandatspolitik betreiben, würde beim jetzigen Wahlsystem Eingehen der Liberalen auf die Forderung der Gegenseitigkeit im besten Fall für uns immer nur die Möglichkeit des Gewinns etlicher städtischer Wahlkreise bedeuten.

Wir opfern daher *de facto* nur wenig, wenn wir die Verpflichtung der Libe-

ralen zur Gegenseitigkeit nicht zur Hauptbedingung machen. Allgemein durchführen läßt sie sich eben nicht. Sie zur Hauptbedingung der Unterstützung liberaler Kandidaten durch unsere Partei machen hieße dem konservativ-klerikalen Bund die jetzige Mehrheit verbürgen. Immerhin sind hier Ausnahmen möglich und angezeigt. Es gibt städtische Wahlkreise, wo die Sozialdemokratie heute so viele Wahlmänner aus eigener Kraft durchbringt, daß von seiten der Liberalen nur wenig guter Wille dazu gehört den Sieg des sozialdemokratischen Kandidaten herbeizuführen. Hier muß den Genossen am Ort in Verbindung mit dem Zentralwahlkomitee der Sozialdemokratie Preußens die Freiheit gelassen werden den guten Willen der Liberalen auf die Probe zu stellen. Diese Orte schlechthin in den generellen Verzicht einzubeziehen ist für den Erfolg der in Frage kommenden Taktik durchaus nicht nötig und schon darum nicht empfehlenswert. Es sprechen aber noch bei anderer Gelegenheit zu erörternde Gründe gegen ihre Einbeziehung in den Verzicht.

3. Verzicht auf ein Mindestprogramm der Liberalen. Hier kann es sich nur um die Nationalliberalen handeln, da das Programm der freisinnigen Volkspartei das Reichstagswahlrecht für die Wahlen zum preußischen Abgeordnetenhaus verlangt, und unsere Partei dies als ein Mindestprogramm anerkannt hat. Wie steht es jedoch mit den Nationalliberalen?

In einem Artikel, der gegen den Eisnerschen Vorschlag gerichtet ist, weist Genosse Paul Hirsch darauf hin, daß die Nationalliberalen nicht nur Gegner der Übertragung des Reichstagswahlrechts auf Preußen sind sondern sogar danach streben die seinerzeit vom Zentrum erwirkte Drittelung der Landtagswähler nach Wahlbezirken wieder durch die Drittelung nach ganzen Wahlkreisen zu ersetzen. Womit, wenn dies durchginge, in der Tat der Sozialdemokratie die Erkämpfung neuer Mandate abgeschnitten und die Behauptung der paar erkämpften Mandate, mit vielleicht 1 oder 2 Ausnahmen, unmöglich gemacht wäre. Die Nationalliberalen zur ausschlaggebenden Partei im Landtag erheben hieße nach Hirsch somit unsrerseits die Hand dazu bieten, daß die Sozialdemokraten aus dem Landtag vertrieben würden. Wäre dem wirklich so, so könnte man unseren Genossen in der Tat nicht zumuten für Nationalliberale zu stimmen. Eisner weist aber in einer Replik darauf hin, daß erstens Interessengegensätze zwischen Nationalliberalen und Zentrum jener Verschlechterung im Weg stünden, und daß zweitens die Nationalliberalen, wenn sie die durch uns erlangte Verstärkung dazu ausnutzten das Wahlrecht noch schlechter zu machen als es jetzt ist, sich selbst um die Möglichkeit bringen würden in der uns zu verdankenden großen Zahl später wieder im Landtag zu erscheinen. Das letztere ist nicht das stärkste Argument Eisners, aber es rechtfertigt darum noch keineswegs den Vorwurf »kaum glaublicher politischer Kurzsichtigkeit«, den Hirsch in einem Artikel im *Vorwärts* gegen Eisner zum besten gibt. Denn am Wahlrecht nur die Drittelung ändern und es im übrigen so lassen, wie es jetzt ist, wollen auch die Nationalliberalen nicht. Ich kann mich aus verschiedenen Gründen nur sehr schwer mit dem Gedanken befreunden die Nationalliberalen in die von Eisner proponierte Unterstützungspolitik einzubeziehen, aber das eine kann ich ohne Furcht von den Ereignissen Lügen gestraft zu werden behaupten: Zu einer Wahlrechtsänderung, die den jetzt 2 Millionen sozialdemokratischer Wähler Preußens eine eigene Vertretung unmöglich machen würde, werden, eine Handvoll Scharfmacher ausgenommen, auch die Nationalliberalen nicht die Hand bieten. So steht die Frage nun

doch nicht mehr. Die Nationalliberalen wollen das jetzige Klassenwahlrecht durch ein Pluralwahlrecht ersetzen, das anfechtbar genug ist, aber unsere jetzige Vertretung im Landtag voraussichtlich etwa verzehnfachen würde. Haben doch bei dem nur wenig andern Pluralwahlrecht Belgiens die dortigen Sozialdemokraten von insgesamt 150 Parlamentssitzen alsbald aus eigener Kraft über 30 erobert. Die Koalition Konservative und Zentrum aber wird unter keinen Umständen auch nur so viel bieten, obwohl das Zentrum die Übertragung des Reichstagswahlrechts auf den Landtag auf dem Programm hat. Solange diese Koalition im preußischen Landtag die unbestrittene Mehrheit hat, wird sie vielmehr jede auch nur leidliche Besserung schaffende Teilreform zu hintertreiben suchen. Soll ein Anfang gemacht werden, soll eine Wiederholung des schnöden Spiels von 1909 und 1910 verhindert werden, so muß die jetzige Mehrheit von Konservativen und Ultramontanen gesprengt werden. Darüber helfen uns die volltönendsten Schlagworte nicht hinweg.

Ohne die Nationalliberalen ist aber jene Mehrheit nicht zu sprengen, und die Nationalliberalen über Nacht zu Anhängern der Einführung des gleichen Wahlrechts für das preußische Abgeordnetenhaus zu machen wird keine Taktik fertig bringen. Einige wenige Schwalben machen da keinen Sommer. Will man mit der ganzen Partei rechnen, dann muß man sich darin finden, daß sie für das demokratische Wahlrecht zurzeit nicht zu haben ist. Das zunächst zu Erreichende ist eine andere Parteikonstellation im preußischen Abgeordnetenhaus, eine andere Stellung der Parteien im Land zu einander und die daraus sich ergebenden Rückwirkungen auf das politische Leben und Denken im allgemeinen. Das aber ist das Ziel, das Eisner im Auge hat. Er ist der Ansicht, daß, wenn die Sozialdemokratie die Nationalliberalen bei der Wahl gegen Zentrum und Konservative mit ihrer ganzen Kraft unterstützt, dies von selbst die Haltung der ersteren im Sinn einer kräftigern Verfechtung liberaler Grundsätze beeinflussen und so eine Gesundung des politischen Lebens in Preußen zur Folge haben müsse. Diese Voraussetzung zugegeben, wird seine Taktik manchem, dem sie nach den unvollkommenen Berichten der meisten Blätter unverständlich erschien, mindestens verständlich und manchem auch annehmbar erscheinen.

Es bleibt aber selbst dann noch die Frage, wie man es mit den unter nationalliberaler Flagge segelnden Freikonservativen halten soll. Sie führt zum 4. Punkt der Verzichte.

4. Verzicht auf D i f f e r e n z i e r u n g der liberalen Kandidaten. Wenn im vorhergehenden gesagt wurde, daß es für die vorgeschlagene Taktik nicht genüge einzelne Nationalliberale als unterstützungswürdig herauszusuchen, vielmehr die Partei als Ganzes in Frage komme, so ist damit noch nicht jede Art Aussonderung abgewiesen. Denn es handelt sich ja nicht um ein Bündnis oder Kompromiß sondern um eine freihändige Unterstützung. Einer der Vorteile dieser vor dem Bündnis aber ist, daß unsere Partei bei ihr jederzeit die Linie der Unterstützungsberechtigten dort ziehen kann, wo es ihr beliebt. Sie kann also sehr wohl die Parole ausgeben im allgemeinen für die nationalliberalen Kandidaten zu stimmen, aber notorischen Scharfmachern die Unterstützung zu versagen. Das aber ist in Norddeutschland ganz u n u m g ä n g l i c h. Ohne diesen Vorbehalt würde die vorgeschlagene Taktik vielen Genossen unannehmbar sein, die sonst geneigt wären sie in Betracht zu ziehen. Da jedoch bei Ausnahmen,

die zu machen wären, keine Entscheidung ohne Zustimmung des Zentralwahlkomitees gefaßt würde, ist auch die Furcht unbegründet, daß durch einen solchen Vorbehalt die einheitliche Durchführung der Taktik ernsthaft beeinträchtigt werden würde.

Es haben also, um zusammenzufassen, die schrecklichen *Verzichte* bei näherm Zusehen herzlich wenig auf sich. Sie bedeuten kein ernsthaftes materielles Opfer und keine Beeinträchtigung der Entschließungsfreiheit der Partei. Wie aber steht es auf der Gegenseite mit dem in Aussicht gestellten politischen Gewinn?

Es lag in Hinblick auf Eisners persönliche Veranlagung sehr nahe ihm vorzuwerfen, sein Vorschlag sei pure Phantastik, und seine Kritiker haben sich das auch nicht entgehen lassen. Er hat ihnen aber mit gutem Witz geantwortet, das Glück der Herrschenden sei der »Phantasiemangel bei den Unterdrückten«. In der Tat, wann wäre ein Vorschlag von traditionellen Bahnen abzugehen nicht zunächst als phantastisch bezeichnet worden? Aber nicht jeder solche Vorschlag war und ist Phantastik. Von Leuten, die gewöhnt sind in stereotyper Anwendung von Sätzen des Lexikons des Marxismus Parteien und Klassen sich als Fossilien vorzustellen, ist der seit Jahren in den *Sozialistischen Monatsheften* verfochtene Gedanke durch die Taktik auf andere Parteien erzieherisch einzuwirken als phantastisch verhöhnt worden. Aber wer sich gegenwärtig hielt, daß Parteien und Klassen aus Menschen von Fleisch und Blut bestehen und, wie alle Organismen, dem Gesetz der Veränderung unterworfen sind, der mußte gerade die Idee als grobe Phantastik erkennen, daß in unserer bewegten Zeit die politischen Parteien versteinerte Wesen sein sollen. Eisner ist in der glücklichen Lage für seine Auffassung mit konkreten Beispielen aufwarten zu können. Er verweist auf die große Wandlung, die sich im bayrischen Liberalismus seit der Zeit vollzogen hat, wo dieser die Unterstützung der Sozialdemokratie genießt. Noch vor wenigen Jahren geneigt mit allen Scharfmachern und *Reichsverbändlern* Hand in Hand zu gehen, tritt der bayrische Liberalismus jetzt in der Politik im bessern Sinn des Wortes liberal auf und legt dabei eine früher bei ihm unbekannte Entschiedenheit an den Tag. Das ist auf dem kürzlich in Landshut abgehaltenen Jahreskongreß der bayrischen Sozialdemokratie von den dortigen Vertretern der Partei offiziell anerkannt worden. Ähnlich steht es, wie man weiß, in Baden.

Dieser Hinweis wird dadurch nicht entkräftet, daß man etwa sagt, das seien eben süddeutsche Staaten, in Norddeutschland lägen die Dinge ganz anders. Die Erfahrung ist keineswegs auf Süddeutschland beschränkt. Blicken wir über die schwarzweißroten Pfähle hinaus, so zeigt uns Belgien fast das gleiche Bild. Der heutige Liberalismus Belgiens ist nicht über allen Zweifel erhaben. Aber vom alten Liberalismus der Schule Frère-Orban unterscheidet er sich wie einst ein Franz Ziegler sich von einem Hans von Unruh unterschied. An dem Einwand, daß Wandlungen wie in Süddeutschland in Norddeutschland unmöglich seien, ist nur soviel richtig, daß solche Wandlungen nicht unter allen Umständen zu erwarten sind. Aber gerade darum darf eben die Taktik nicht als etwas für ewige Zeiten Gebundenes betrachtet werden. Was gestern unwahrscheinlich war, kann heute sehr wohl möglich sein. Liegt in Preußen gar nichts vor, was die liberalen Elemente veranlassen könnte sich zu einer wirklich liberalen Politik aufzuraffen? Gärt es nicht hier im Liberalismus wesentlich

stärker als noch vor wenigen Jahren in Bayern? Mit Recht hebt Eisner hervor, daß der Großgrundbesitz, dessen Herrschaft in Preußen das liberale Bürgertum so bitter empfindet, in Bayern wirtschaftlich wie politisch keine erhebliche Rolle spielt. Das selbe gilt für den Einfluß der Magnaten von Kohle und Eisen. Nicht umsonst verbinden sich in den meisten Landesteilen Preußens die Nationalliberalen mit ihren Nachbarn auf der Linken, den Volksparteilern. Es fehlen in den bürgerlichen Klassen Preußens durchaus nicht die materiellen und ideologischen Interessen, die nach einer entschieden liberalen Politik rufen. Wohl aber fehlt es ihrer politischen Vertretung an K r a f t. Und die werden sie ohne Unterstützung durch die Sozialdemokratie schwerlich erringen. Ob die Unterstützung der Liberalen durch die Sozialdemokratie ausreichen wird die Herrschaft der konservativ-klerikalen Mehrheit im preußischen Landtag zu brechen, kann bezweifelt werden. Daß aber ohne diese Unterstützung an der Herrschaft jener Koalition nichts geändert wird, steht außer allem Zweifel.

Es ist daher mindestens am Platz den Vorschlag Eisners nicht auf ein oberflächliches Anschauen hin *ad acta* zu legen sondern ihn unbeeinflußt durch traditionelle Schlagworte ernsthaft zu prüfen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß er seine Schwierigkeiten hat, daß seine Durchführung große Überwindung kosten wird. Aber ich habe zu dem politischen Sinn unserer Arbeiter das Vertrauen, daß diese Gefühlsmomente keine unüberwindliche Schwierigkeit darbieten. Unsere Genossen haben unterscheiden gelernt. Auf den Einwand, daß durch diese Taktik die Genossen verwirrt werden könnten, antwortet Eisner sehr gut: »Ich habe nicht das Recht und keinen Anlaß zu vermuten, daß die Parteigenossenschaft irgendeines preußischen Wahlkreises mindere Intelligenz hat als etwa die Münchener, die Anfang dieses Jahres zu gleicher Zeit die erheblich kompliziertere Aufgabe leistete: bei den Reichstagswahlen gegen einen liberalen Kandidaten mit äußerster Schärfe vorzugehen und dann bei den Landtagswahlen mit den selben Liberalen gemeinsam gegen das Zentrum zu kämpfen, sogar unter Verzicht auf eigene sichere Mandatsgewinne. Es hat das in München jeder verstanden, und niemand ist verwirrt worden.«

Wo es gegen Konservative und deren antisemitisch-zünftlerische Schleppträger geht, wird unseren Genossen in Norddeutschland die Sache gegebenenfalls nicht allzu schwer fallen. Nicht ganz so einfach steht es, wo Zentrumskandidaten in Frage kommen. Bis vor noch gar nicht langer Zeit zum Beispiel wäre mir der Eintausch eines Nationalliberalen gegen einen Zentrumsmann als ein sehr zweifelhaftes politisches Geschäft erschienen. Das Zentrum, das einen erheblichen Prozentsatz seiner Wähler aus den ärmsten Volksklassen rekrutiert, hielt an gewissen demokratischen Überlieferungen fest und war einem überwuchernden Militarismus gegenüber immerhin noch ein mäßigender Faktor. Es ist nicht anzunehmen, daß diese Tendenzen bei allen seinen Leuten erstorben sind. Ich unterlasse es Namen zu nennen, aber von einzelnen Parlamentariern des Zentrums halte ich es für wahrscheinlich, daß sie in diesen Dingen noch die *Alten* sind. Wo solche Leute gegen Nationalliberale in Betracht kommen, würde deren Wahl nicht gerade leicht fallen. Indes, als P a r t e i, als ein politisches Ganzes, hat sich das Zentrum unter den bezeichneten Gesichtspunkten unbedingt verschlechtert. Nach der Art, wie es im Jahr 1910 bei der Beratung der Wahlrechtsvorlage der preußischen Regierung die von dieser vorgeschlagene direkte Wahl preisgab und in die öffentliche Wahl der Abgeordneten willigte, muß man auch in Zukunft von ihm Mitwirkung bei der Hintertreibung der Reform des

Wahlrechts gewärtigen. Und im Reich ist es mit fliegenden Fahnen ins Lager der nationalistischen Rüstungspolitiker abgeschwenkt. Für die großen politischen Entscheidungen kann aber nur die Zusammensetzung und das Verhalten der Parteien, und nicht das Wünschen oder Wollen einzelner Persönlichkeiten den Ausschlag geben.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

KARL LEUTHNER · DIE ENTENTE UND DAS ENDE DER DEUTSCHEN ORIENTPOLITIK

WER denkt heute noch der Tage von Baltischport? Ihr höfischer Glanz ist im Nebel trüber Wochen erloschen. Wer möchte mit den Rosenmalern der Berliner Journalistik holde Hoffnung aus der dürftigen Selbstverständlichkeit schöpfen, daß die Petersburger Offiziösen nach Poincarés Abfahrt in allgemeinen, andeutenden Redensarten sprachen und sogar die Verbeugung vor Berlin nicht vergaßen? War der Empfang des Ministerpräsidenten (wie er noch nie einem Ministerpräsidenten zu teil geworden) nicht ein überzeugender Anschauungsunterricht? Und wem er nicht Klarheit genug vermittelte, dem haben die Londoner und Pariser Ankündigungen der gemeinsam gefaßten Beschlüsse der Ententemächte für den Fall der innern Auflösung der Türkei wohl die Schuppen von den Augen genommen. Doch womöglich noch vernehmlicher redet die Reaktion der Wiener Politik. Nie wird man ergründen, was Berchtold vorschlug, als er nichts vorschlug und es einen Vorschlag nannte. Die Absicht ist gleichwohl unverkennbar. Ich bin auch da, ruft das Wiener Kabinett den Ententemächten zu. Nicht drohend wie Anno 1908 sondern fast flehend. Allein falls der Sukkurs nicht ausbleibt, würde man wohl den Ton wieder verstärken. Ob sich Kiderlen-Waechter, der Balkankenner, Gedanken darüber macht, daß Deutschland zum drittenmal im Lauf von 4 Jahren höflich aufgefordert wurde als Dreibundbürge für die Fehlbeträge der Balkanrechnungen seiner Verbündeten aufzukommen? Ob er nicht darüber nachsinnt, wie seltsam sich das Bismarcksche Bild vom Hammer und Amboß verkehrt hat? Ob Berchtold naiv genug ist dem Verlegenheitswort der großmächtlichen Uneinigkeit in der Orientpolitik wirkende Kraft beizumessen? Ob er wohl vergleichend erwägt, wie man früher bei türkischen Dingen stets in Wien sorglich anfragte, und wie laut er jetzt schreien muß, um sich in empfehlende Erinnerung zu bringen?

Doch reden wir nicht von Kiderlen-Waechter und Berchtold. Reden wir von uns selber, wobei das *uns* alle politisch denkenden und beobachtenden Deutschen Deutschlands und Österreichs bezeichnen soll. Denn es scheint, als müßten wir alle ohne Unterschied der Parteifarbe die Anfangsgründe des äußerpolitischen Denkens uns erst aneignen, sofern es zu diesen gehört, daß man sich bemüht die Tatsachen zu sehen wie sie sind und sie nicht wegzuträumen, wegzuleugnen oder zu verkleinern. Als das englisch-französisch-russische Bündnis jung war, mochte es noch angehen. Aber nun, da 4 Jahre seit Reval vergangen sind, wirkt unsere Selbsttäuschungslust ein wenig kindlich. Schon der Name *Bündnis* wird manchem nicht gefallen: Es heiße doch amtlich nur *Entente*. In diesem Fall wäre jedoch gewiß die Entente dem Bündnis vorzuziehen. Die Entente hat Persien geteilt, Marokko verspeist, die Kriegsbereitschaft (fertig zum Auslaufen der Flotte des einen Ententeglieds für das andere) den erstaunten Blicken geoffenbart. Sie hat weltgeschichtliche Gegensätze, die ein

Jahrhundert den Drehpunkt der Politik gebildet haben, wie die orientalische und indische Frage, für die Nebenbuhler von gestern, für Rußland und England, entweder aus der Gefühlsweite gerückt oder gar zu Gegenständen vertraglicher Auseinandersetzung gemacht. Sie reicht in der *Intimität* so weit, daß die Engländer halb und halb ihren Weg nach Indien dem französischen Wächter anvertrauen. Soll man diesen Leistungen die Früchte des sogenannten *mitteleuropäischen Dreibunds* entgegenhalten, auch wenn man die 25 Jahre seiner Dauer jenen 4 Jahren gleich setzt? Diese Gegenrechnung erübrigt sich wohl.

Aber einen recht wichtigen Posten in beiden Rechnungen wird man doch vergleichen müssen, weil darüber manche Unklarheiten walten: Er betrifft die Beziehungen der einzelnen Glieder beider Bündnisse zu den außenstehenden Mächten. England unterhält weiter sein Bündnis mit Japan, aus dem der russische Krieg und die demütigendste Niederlage der russischen Geschichte entsprungen ist. Aber das bedeutet hier keine Extratour, sondern aus diesem Bündnis ist ein russisch-japanischer Vertrag hervorgegangen, der, was immer man von seiner Haltbarkeit meine, augenblicklich sehr gut funktioniert und beiden Beteiligten bei den Erwerbsmöglichkeiten, die das innerlich zerfallende Chinareich der Herren Yuanschikkai und Genossen darzubieten scheint, lockende Aussichten eröffnet. Und das japanisch-englische Bündnis ist schon deshalb im Verhältnis zur Entente keine Extratour, weil es seit seiner *Revision* für Rußland (und Amerika) sozusagen entgiftet ist: durch die Bestimmung, daß England von der Verpflichtung frei bleibt Japan beizustehen, sobald es von einer Macht angegriffen wird, die mit England einen Schiedsgerichtsvertrag geschlossen hat. Die Frage, was ein solches Bündnis jetzt noch den Japanern fromme, braucht wenigstens den Engländern nicht den Schlaf zu scheuchen. Sie wissen den Großen Ozean, den zu beherrschen ihre Seemacht nicht ausreicht, unter der Kontrolle der wechselseitigen Eifersucht Japans, Amerikas und Rußlands. Glaubte man aber einst, glaubten vor allem die Amerikaner selbst Japan auf seiner Siegesbahn vorwärtsstürmend nach den Philippinen, so bedeutet jetzt der Landbesitz für die Japaner, wie immer deutlicher wird, eine fühlbare Fessel, namentlich solange Rußland seine Anlehnung an die Entente hat. Und inzwischen nähert sich die Eröffnung des Panamakanals.

Wie man sieht, das Pazifiksystem der englischen Politik gliedert sich der Entente vortrefflich an. Doch gilt wohl Ähnliches auch vom Mittelmeersystem. Churchill hat allerdings in seiner Flottenrede die Schiffe Italiens auf die Gegenseite gestellt. Allein man rechnet in London stets mit den äußersten Möglichkeiten, wenn man Flottenrechnungen aufstellt: und hier wurde diese äußerste Möglichkeit sogar ausdrücklich als außerhalb der Grenzen des Wahrscheinlichen liegend hervorgehoben. In der Tat wäre es ein drolliger Einfall sich vorzustellen, wie Italien etwa Brust an Brust mit dem ihm so lieben und teuern Österreich kämpfend den vereinigten Flotten der Entente seine langgestreckte angreifbare Seeküste bloßstellt. Sind die Tage von Racconigi vergessen? Wer war es wohl eigentlich, der Italien ermunterte Tripolis zu überfallen? Seltsam, daß diese Frage so wenig erörtert wird, in der doch das Geheimnis der augenblicklichen Lage im Orient verborgen liegt. Österreich-Ungarn wird es kaum gewesen sein, da es fast zu kriegsdrohenden Vorkehrungen griff, um die italienischen Schiffe von der albanischen Küste fernzuhalten; bei vorheriger Vereinbarung wäre das wohl nicht nötig gewesen. Da-

gegen hat Rußland den Augenblick der Bedrohung der Dardanellen ausersehen der Türkei ihre beste Schutzwaffe, die Möglichkeit der Meerengensperre, zu rauben. Die Angelegenheit der Extratouren läßt sich wohl am raschesten im Zusammenhang mit den Balkanwirren erledigen. An wessen Seite würde Italien in internationalen Entscheidungen über das Schicksal der Türkei stehen? An der Seite Rußlands, Montenegros, Griechenlands oder an der Seite Österreichs und seiner ängstlich die Unversehrtheit der östlichen Adriaküste bewachenden Politik? In der Frage liegt die Antwort. Italien erklärt sich für die Erhaltung des Bestehenden auf dem Balkan (wie Rußland, Bulgarien, Montenegro und Griechenland auch), aber es hat vorgreifend Tripolis und die ägäischen Inseln von dem Bestehenden, gegen das es zu Land und See im Krieg liegt, für den eigenen, dauernden oder vorübergehenden Gebrauch ausgenommen.

Vergessen wir nicht noch eines, was gewöhnlich vergessen wird: Die Ententemächte haben jede ein dienendes Gefolge von Kleinstaaten. Rußland ist da am reichsten ausgestattet: Der ganze Troß der Balkanfürsten zieht ihm nach. Außerdem gebietet es mit England gemeinsam über Dänemark. Und was Belgien und die Niederlande anlangt: sollten sie stark genug sein ihre Neutralität englisch-französischen Wünschen gegenüber aufrechtzuerhalten? Es gibt manchen in Deutschland, der es hofft, keinen, der es so recht glaubt. Auch Spanien wollen wir nicht übersehen: Als ein Stein im Spiel Englands gegen Frankreich verwendbar, dient es zur Rückversicherung der Entente. Was aber die Bedeutung des Gefolges erst im richtigen Licht erscheinen läßt, ist die schnurrige Tatsache, daß die Balkangefolgstaaten Rußlands zugleich auch Italien zu Dienst stehen; freilich bloß dann, wenn es gegen den österreichischen *Bundesgenossen* Front macht. Und das Gefolge der mitteleuropäischen Staaten? Rumänien? Im Frieden sicherlich. Aber sonst?

Überschlagen wir das Gesagte, das lauter bekannte, von niemandem bestrittene Tatsachen in dürren Worten zusammenfassen sollte. Es läßt nur die eine Feststellung übrig: daß die Entente die mächtigste und furchtbarste Vereinigung von Staaten darstellt, von der die Geschichte zu erzählen weiß. Die größte Seemacht der Erde, der zweitstärkste Militärstaat und der Staat der wohl nicht stärksten, aber zahlreichsten Armee, begleitet von einem Gefolge zum Teil waffenstarker Kleinstaaten und berechtigt in gewissen, jedem bekannten Fällen auf die Hilfe Italiens, der dritten sogenannten *Dreibundsmacht*, zu rechnen: das verkörpert eine Zusammenballung von Gefahr für die Ausgeschlossenen, die wahrlich auf die Berliner und Wiener Staatsmänner wie ein Alp drücken müßte. Es muß Nichtdeutschen ein psychologisches Rätsel sein, wie die Bedrohten angesichts solcher Bedrohung ihre Seelenruhe zu wahren vermögen. Kein Nichtdeutscher kennt nämlich die deutsche Harmlosigkeit. Dies Völkchen spürt den Teufel nie. Man braucht nur ein Berliner oder ein Wiener Blatt, beliebig welcher Parteifarbe, in die Hände zu nehmen, und man wird das ganze System von Trostgründen überschauen, mit denen sich die Politiker aller Grade die Wirklichkeit hinwegtäuschen: die Wirklichkeit, die doch jeder kennt. Die einen Trostgründe betreffen die Absichten der Gegner. Man erklärt sie schlankweg für ebenso harmlos wie man selbst ist. Da soll die Revanche erloschen sein, in dem Augenblick, wo Millerand durch ihre geschickte Verwendung zum populärsten Mann Frankreichs geworden ist. Da werden die persönlichen Gefühle des Zaren für Wilhelm II. als deutsches Gut-

haben gebucht, als ob jemand diese persönlichen Gefühle kennte. Da tröstet man sich (namentlich in Wien) mit Vereinbarungen zur Erhaltung des Bestehenden auf dem Balkan, wie wenn Rußland durch solche Abmachungen je einen andern Zweck verfolgt hätte als in Tagen seiner Schwäche oder Beschäftigung an anderen Orten Österreich die Hände zu binden. Frankreichs finanzielles Interesse an der Erhaltung der Türkei muß gleichfalls herhalten. Und doch bewahrt dieses Interesse nur so lange Wirksamkeit als die Türkei in sich erhaltungsfähig ist; über diesen Punkt hinaus müssen gerade die Gläubigersorgen Frankreichs die Beweggründe vermehren, die es an sich schon hat, mit Rußland gemeinsam ein Arrangement wegen der Umordnung oder Umgestaltung des Orients zu treffen. Endlich erinnert man sich sogar des italienischen Bündnisses, obwohl Tag und Nacht gegen Italien gerüstet wird. Noch leichtfertiger und in ihrer Leichtfertigkeit unbegreiflicher sind die namentlich in Berlin geläufigen Berechnungen der Kraftverhältnisse. Für manche deutschen Politiker scheint Rußland seit Mukden von der Landkarte gestrichen zu sein. Sie rechnen so, als würde an die deutsche Grenze gleichfalls nur der eine Schienenstrang der sibirischen Bahn führen, und als wäre die Tatsache, daß die Russen auf eine Entfernung von Tausenden von Kilometern nahezu 800 000 Mann schaffen konnten, nicht für seine europäischen Nachbarn eine schreckhafte Mahnung. Und doch würde Deutschland mit Rußland, dessen Grenze ihm so nahe an die Reichshauptstadt rückt, hart zu kämpfen haben, während alle seine Kräfte gegen Frankreich gebunden wären. Denn Frankreich, das keine russische und keine dänische Grenze hat, kann den letzten Mann gegen Deutschland stellen. Italien? Dessen ist man in Paris so sicher, daß man gemütsruhig die Gebirgskanonen veralten läßt, und die Kriegspropheten mit der Entblößung der Alpengrenze rechnen. Welche Bedeutung kommt noch der Überlegenheit der deutschen Volkszahl zu, von der stets die Rede ist, als wäre ein französisch-deutsches Duell zu erwarten, und nicht ein Krieg nach allen Fronten der einzig denkbare, der einzige, in den sich Frankreich einlassen wird? Warum hört man so selten in Deutschland das bezeichnende englische Wort zitieren, daß an den deutschen Kolonieen die einzige bemerkenswerte Eigenschaft ihre Unverteidigtheit sei? Warum macht man spöttische Bemerkungen darüber, daß England mit seinem Sicherheitsüberschuß zur See von 2 auf 1,6 herabgegangen sei, und sagt sich nicht lieber, daß der Dreimächtestandard bloß für Deutschland praktisch werden könnte? Denn es würde sich mindestens 3 Flotten gegenübersehen, von denen die verachtete russische zweifellos imstande wäre die Ostseehäfen lahmzulegen. Und endlich, wo gibt es in Deutschland oder in Wien einen Menschen, der von der Tiefgründigkeit des Deutschenhasses der Slawen eine Vorstellung hat? Auch gibt sich niemand Rechenschaft darüber, was das englische Wort bedeutet: »Hamburg, Bremen, der Kaiser-Wilhelm-Kanal und die baltischen Häfen würden unter unseren Kanonen liegen, bis die Kriegsentschädigung bezahlt wäre. Wäre unser Werk getan, so könnten wir, das Wort Bismarcks verändernd, Frankreich und Rußland zurufen: Sucht euch Kompensationen in Deutschland!« Bismarck meinte Kompensationen im Orient oder in Übersee. Die Deutschen werden nie verstehen, welcher Abgrund der Verachtung, welche kalte und entschlossene Ausprägung des Vernichtungsgedankens in diesem Satz liegt. Nur weil sie Spießbürger sind, die von der Welt draußen nichts wissen, gibt es Alldeutsche. Spießbürgertum, das sich übernimmt, hat in Beziehung auf Frankreich die famose Geiseltheorie erfunden. Von Österreich aber und seiner gleichzeitig

gegen Italien, Serbien und Rußland Front machenden Politik wollen wir doch lieber nicht erst reden.

Wir wollen in keine Einseitigkeiten nach der entgegengesetzten Richtung verfallen. Es ist, wie hier schon wiederholt ausgeführt wurde, sehr die Frage, ob England die Erfolge seiner Ententepolitik durch Zugeständnisse an Frankreich und Rußland nicht überzahlt hat, und es ist kaum noch die Frage, daß die neugeschaffenen Verhältnisse in Marokko, in Persien, die gemeinsame Orientpolitik von Staaten mit gegensätzlichen Interessen die Keime schwerer Konflikte in der Zukunft in sich tragen. Aber die Nachricht aus London, mit der diese Auseinandersetzungen eröffnet wurden, gestattet uns nicht mehr an eine ferne Zukunft zu denken. Sie ist ein Alarmschuß, ein furchtbares *Hütet euch!*; sie fordert sich für den Augenblick einzurichten, zu retten, was für den Frieden zu retten ist. Die Gefahr der Revaler Tage ist vor unseren Blicken wieder aufgestiegen, aber unendlich vergrößert durch den Zerfall der Türkei. Es wäre nichts verhängnisvoller als zu glauben, man könnte ihr in der Weise begegnen, wie es während des bosnischen Konflikts geschah. Die schimmernde Wehr wird es nicht tun. Wir sind nicht mehr 3 Jahre nach Mukden. Die Kräfte und Möglichkeiten, die in dem deutsch-österreichischen Bündnis zusammengefaßt sind, reichen ebenfalls für die Aufgaben nicht zu, die in der Orientfrage verborgen sind. Der Segen, der aus diesem Bündnis floß, war der Friede, es war eines der wenigen echten Friedensbündnisse der Geschichte, aber es war dies darum, weil überall dort, wo die Möglichkeit angreifender Absichten eines der beiden Verbündeten begann, das Interesse des andern aufhörte. Österreich-Ungarn hat keine unbeglichenen Rechnungen mit Frankreich, Deutschland keine mit Italien; für Deutschland gibt es keine albanische, keine serbische, keine adriatische Frage und keine heimlich gehegten Wünsche seiner Polen in einem Krieg mit Rußland ihre Freiheit zurückzuerobern. Deutschland nimmt gegen Frankreich wie gegen Rußland die bestehenden Grenzen als endgültige hin, nach Osten wie nach Westen steht es bloß in Abwehr.

Und die Bagdadbahn? Die türkische Freundschaft? Es ist das Wort des Rätsels, der lösende Spruch des Augenblicks, daß Deutschland seine Orientpolitik liquidieren muß, wie es seine Marokkopolitik und noch früher seine chinesische Politik liquidiert hat. Die ganze Staatskunst der letzten 20 Jahre, so reich an Worten und Illusionen und so ungenügend im Augenmaß für die Wirklichkeiten der internationalen Machtverhältnisse und darum so arm an Erfolgen, ist jetzt daran abgetragen zu werden. Wo sind heute die Illusionen des Panislamismus? Der reale Wert dieses einst wie eine wirkliche und wirkende Kraft im Völkerleben eingeschätzten Gebildes der Phantasie und der Wünsche vergleicht sich etwa dem der Hoffnungen auf das *erwachende China*, das manche wohl gar als den östlichen Bundesgenossen gegen Rußland gewertet haben. Die militärische Tüchtigkeit aber der türkischen Armee mag noch so groß sein (sie hat ja vor allem die Nation der erfolgreichen Instruktoren getäuscht), aber eine Armee, die meutert und angesichts der dringendsten Lebensgefahr des Staats in Parteilager zerfällt, bildet keinen politischen Faktor mehr, mit dem man rechnen könnte. Sie besitzt vielleicht noch den innern moralischen Trieb einen Verzweiflungskrieg zu führen: Als schöpferische Kraft in dem Staat und Volk, dessen einzige Lebenskraft sie war, kann sie der begeistertste Türkenfreund nicht mehr ansprechen. War die Türkei der große Posten in den Machtrechnungen der deutschen Politik, so ist dieser Posten so

gut wie gestrichen. Damit wird es aber unmöglich die Politik der 20 letzten Jahre deutscher Geschichte fortzusetzen. Ist die Türkei nichts Werdendes, Zukunftsvolles mehr, so wäre alle deutsche Türkenpolitik nur Handlangertum im Dienst Österreichs, aber zum Verderben Österreichs. Bei den Leuten, die sich anschicken in Wien zu erben und das Erbe zum Teil bereits verwalten, überwiegt das Selbstbewußtsein die Überlegung, der Großmachtstraum die klare Machtrechnung. Das deutsch-österreichische Bündnis war ein Friedensbündnis, und wenn es an dem Einspruch Deutschlands gegen ausgreifende Wiener Pläne zugrunde gehen sollte, hat es dem Frieden und den beiden Bundesgliedern einen letzten Dienst getan.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SCHIPPEL · KOLONIALPOLITISCHE GLOSSEN ZU DEN PUTUMAYOGREUELN

MANCHER Leser wird sich vielleicht noch erinnern, wie ich es vor Jahren einmal unternahm einem sogenannten *prinzipiellen Kolonialgegner,* der die Berliner und Hamburger Wahlkreise heimsuchte, das lapidare Marxsche Wort begreiflich zu machen: »Ökonomisch gesprochen [und wie könnte ein wirklicher Marxist jemals von dieser ökonomischen *materialistischen* Auffassung der Geschichte abweichen wollen?] sind die Vereinigten Staaten immer noch [1867] Kolonialland Europas.« Mein Versuch war selbstverständlich durchaus fruchtlos, was aber sicherlich nicht an Karl Marx lag und auch kaum an mir. Es blieb also nach der bezeichneten Seite auch fernerhin dabei, daß mit der Unabhängigkeitserringung, mit der Abschüttelung der Abhängigkeit von irgendeinem europäischen Mutterland auch der koloniale Charakter einer Gebietsentwickelung erlösche: »Wie kann man den Mut haben nach der 100jährigen Selbständigkeit Nordamerikas noch von einer Kolonie zu sprechen?« »Die Belehrung, daß die Vereinigten Staaten bereits seit 140 Jahren (der Unabhängigkeitskrieg begann 1774) keine Kolonie mehr seien, war sachlich notwendig.« Usw.[1])

Das war 1907.

Jetzt mit einemmal, da wir 1912 schreiben, klingt es aus der selben Ecke ganz anders heraus. Im Innern Südamerikas, in einem der weltfernsten, verlorensten Grenzwinkel zwischen Peru, Ecuador, Kolumbien haben sich unsagbare Greuel gegen zwangsweise kautschuksammelnde Indianer abgespielt. In dem Telegramm des britischen Ministers des Auswärtigen an den englischen Vertreter in Lima hieß es schon im Januar 1911 halb warnend, halb drohend, nachdem der erste vorläufige Bericht Sir Roger Casements eingegangen war:
»Viele der obersten Beamten der *Peruvian Amazon Company* haben sich zweifelsohne der empörendsten Grausamkeiten gegen die Indianer schuldig gemacht, worüber reichliche und unwiderlegliche Beweise gesammelt wurden, die von Senor Tizon, dem Vertreter der Gesellschaft in La Chorrera, ohne Widerspruch als unwiderleglich anerkannt worden sind. Unter den Verbrechen, deren diese Leute beschuldigt werden, sind Mord, Tortur, Schändung, beständiges Auspeitschen in einer barbarischen Art und andere Handlungen von unsäglicher Grausamkeit. Dies sind nicht isolierte Fälle sondern der Teil eines Systems.«

Die grauenvollen Enthüllungen selber dürfen wir hier als bekannt voraussetzen.

[1]) Siehe meinen Artikel *Was ist eigentlich eine Kolonie, und was ist Kolonialpolitik?* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1907, 2. Band, pag. 817.

Die Presse der verschiedensten Länder und der verschiedensten Parteien hat der grenzenlosen Entrüstung aller Bevölkerungsschichten beredten Ausdruck gegeben: im allgemeinen, möchte man sagen, sogar die bürgerlichen Zeitungen und Kolonialfreunde noch mehr als die Arbeiterpresse und Kolonialfeinde, wenigstens Deutschlands. Heute interessiert uns der Fall nur für die oben erwähnte theoretische Auseinandersetzung.

»Koloniale« Greuel, »kolonial« politische Bestialitäten, heißt es angesichts der tatsächlichen Mitteilungen abwechselnd im *Vorwärts*. Über »Kolonial«-barbarei schreibt das Hallesche *Volksblatt*. Die *Leipziger Volkszeitung* und die *Bremer Bürgerzeitung* ziehen aus den peruanischen Vorgängen gleich eine umfassende »Kolonialbilanz«, die sich natürlich zu einem vernichtenden Urteil über die ganze bisherige Weltgeschichte und Weltwirtschaft auswächst und schließlich nach der Heraufbeschwörung von Cortes und Pizarro in nachstehendem gipfelt:

»Ein ähnlicher Kolonialskandal, der, was teuflische Grausamkeit gegenüber den unglücklichen Opfern dieser Kolonialpolitik betrifft, den schlimmsten Taten der westindischen Eroberer würdig an die Seite gestellt werden kann, wird jetzt wieder aus Peru gemeldet. Und zwar handelt es sich bei diesen Mitteilungen nicht um unbestätigte, schwer nachkontrollierbare Pressemeldungen sondern um einen amtlichen Bericht der englischen Regierung, der jetzt in Form eines Blaubuches der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Wir entnehmen darüber der Scherlpresse . . .«

Ist so etwas möglich: Peru und Kolonialskandal? »Wie kann man den Mut haben nach der 100jährigen Selbständigkeit Perus /1821/, Ecuadors /1820/ und Kolumbiens /1813/ noch von Kolonie zu sprechen?«, so könnte ich jetzt die Frage an den damaligen Berliner Redner zurückgeben.

In der Tat, es ist schon lange her, daß Peru noch spanische Kolonie war, und unter andere Oberherrschaft ist es niemals geraten. 1810 bis 1811 hatte unter Bolivar, dem südamerikanischen Washington, in Venezuela der langjährige Freiheitskampf gegen das alte Mutterland eingesetzt, wie 1774 bis 1876 die Erhebung der nordamerikanischen Freistaaten gegen England. Bald waren alle spanischen Festlandsgebiete von der Aufstandsbewegung ergriffen, zuletzt auch Peru, das, neben Mexiko, vielleicht am wenigsten unter dem spanischen Joch gelitten hatte und dem alten Regime nun noch am längsten einigen Rückhalt gewährte. 1820 brachten jedoch die verbündeten Argentinier und Chilenen durch ihren Einfall dieses letzte Bollwerk ins Wanken, sie drangen ins Innere Perus vor, besiegten die spanischen Besatzungen und zwangen den Vizekönig zur Räumung des Landes. Am 28. Juli 1821 wurde die Unabhängigkeit auch Perus proklamiert und nach ein paar Jahren wechselnden Kriegsglücks allseitig, von Spanien, von ganz Europa und erst recht natürlich von der schicksalsverwandten nordamerikanischen Union anerkannt. Ähnlich, wenn andere Staaten für das strittige Kautschukwaldland an den Nebenflüssen des obern Amazonenstroms in Frage kommen sollten. In der Republik Kolumbien, einer Vereinigung des alten Kolumbiens mit Venezuela und Ecuador (Quito), war bekanntlich Bolivar selber Präsident. Als die etwas künstliche Verbindung wieder auseinanderfiel, blieb die Selbständigkeit der Teilstaaten unversehrt. Also war es mit aller kolonialen Entwickelung aus?

Und dennoch spricht man allseits, in Berlin und Halle, in Leipzig und Bremen, weiter von Kolonialvorgängen, Kolonialgreueln und zieht mit der Unerbittlichkeit eines prinzipiell geeichten Weltgeschichtsrevisors Kolonialbilanzen. Mit

Recht. Aber warum? Einfach, weil alle maßgebenden Grundzüge der kolonialen Entwickelung nach wie vor vorliegen. Farbige Eingeborene und tieferstehende Vorbesitzer des Landes finden sich hier in Peru unter der politischen Herrschaft von weißen Eindringlingen. Was kann es da weiter ausmachen, daß diese eingenisteten weißen Eindringlinge, die Neueingewanderten oder die voll- und halbblütigen Nachfahren der einstigen Konquistadoren, keine Befehle mehr von spanischen Königen oder Vizekönigen entgegennehmen sondern nunmehr auf eigene Faust vorgehen? Europäisches Kapital stößt hier in Peru nach dem Innern eines fremden kulturniedrigern Erdteils vor und gliedert die Eingeborenen in seine Produktions- oder auch nur Okkupations- und Handelsbetriebe ein. Was macht es da für einen wesentlichen Unterschied, ob man dabei, wie früher, die mutterländisch-spanische oder die tochterstaatlich-peruanische Flagge über dem Ganzen wehen läßt? Die Grundentwickelung bleibt immer die gleiche — koloniale. Und so ist denn der erwähnte Sprachgebrauch unserer *Radikalen* durchaus kein *lapsus linguae* sondern der Ausdruck zielbewußt klarer Unterscheidung zwischen historisch Wesentlichem und Unwesentlichem.

Oder nochmals mit anderen Worten: Das Wesen, der Kern der Kolonialzustände und Kolonialentwickelung liegt in den Vorwärtsbeziehungen zwischen den europäischen Eindringlingen und den eingeborenen Vor- und Urbewohnern, keinesfalls aber in den immer recht sekundären, mitunter sogar ganz gleichgültigen Rückwärtsverbindungen zwischen den überseeischen Eindringlingen und ihrem europäischen Ursprungs- oder Schutzstaat. Die verbindenden Drähte zwischen weißem europäischen Mutterland und weißem überseeischen Tochtergemeinwesen können, wie in Nordamerika seit 1776 und 1783, oder wie in Zentral- und Südamerika seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts, vollkommen zerschnitten sein, und der wirtschaftliche und politische Vorstoß gegen Eingeborene und Einöden, das heißt die koloniale Expansion bleibt genau die selbe; nur daß dabei die alte Oberinstanz in Europa nicht mehr wie früher zu Rate gezogen wird. Es ist einfach eine Instanz weggefallen. In diesem ganz nebensächlichen und deshalb oft schon frühzeitig entbehrlichen, mitunter gleich von vornherein nur dekorativen Oberinstanzenaufsatz die Grundlage und das Wesen der Kolonialpolitik sehen zu wollen, dazu muß man wirklich schon — K. Kautsky sein: »Kein Land bleibt ewig im Stadium der Kolonie, das heißt im Stadium der Abhängigkeit.«[2])

Aus den dargelegten Gründen sind in der Tat, um das Marxsche Urteil konsequent fortzuführen, die nordamerikanischen Vereinigten Staaten während des ganzen letzten Jahrhunderts neben England und in gewissem Sinn sogar im Vorrang vor England die aktivste Kolonialmacht des europäischen Kulturkreises. Im Jahr 1800, also lange nach der Unabhängigkeitserklärung und dem Versailler Frieden, betrug ihr Gebiet 827 844 englische Quadratmeilen, 1900 dagegen 3 026 789. Das ist allein schon fast eine Vervierfachung, den Begriff der *Grenzen* rein politisch-staatsrechtlich gefaßt. Aber ökonomisch waren am Anfang des 19. Jahrhunderts selbst die etwas über 800 000 Quadratmeilen Unionsstammland zum größten Teil noch unerschlossen, noch Hinterland im Sinn der heutigen Kolonialpolitik, noch strittig zwischen alteinge-

[2]) Siehe Kautsky, Vorrede zu *Atlanticus Ein Blick in den Zukunftsstaat* / Stuttgart 1898 /, pag. XX. Über die ganze, interessante *Atlanticus*-Kautskysche Kolonialschrift siehe meinen Artikel *Kolonialbegeisterung, Atlanticus und K. Kautsky* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 784 ff.

sessenen Rothäuten und vordringenden Blaßgesichtern, die nach der neuesten *revolutionären* Geschichtsauffassung eigentlich in Amerika *überhaupt gar nichts zu suchen* hatten. Die einigermaßen zusammenhängende weiße Bevölkerung erreichte damals, wie sich aus der Zählung von 1800 ergibt, erst die Alleghanies, also im Durchschnitt noch lange nicht die Mitte zwischen Küste und Mississippi; nur am obern Ohio, in Kentucky und Tennessee schoben sich einige halbverlorene Vorposten weiter nach dem Mississippi zu vor. Nordwärts, nach den Großen Seen hin, riet noch 1823 der Kommandant des Indianerforts Dearborn, des heutigen Chicago, selbst auf den bloßen befestigten Posten zu verzichten, weil aus dem ganzen umliegenden Land doch nie etwas Gescheites werden könne, das die Kosten einer noch so kleinen Besatzung und die Gefahr eines Eingeborenenkriegs jemals zu lohnen verspräche. Erst 1825 wurde unter dem Präsidenten Monroe der Beschluß gefaßt die im Osten des Mississippi wohnenden Indianervölker wenigstens über den Missisippi hinüber zu verpflanzen. So sahen, ein viertel und selbst ein halbes Jahrhundert nach der Unabhängigkeitserringung die alten Unionsgebiete mit ihren 800 000 Quadratmeilen in Wirklichkeit aus. Etwa wie heute Südafrika oder wie bis vor kurzem die südamerikanischen, kanadischen, australischen, sibirischen Siedelungsstriche: verhältnismäßig schmale Siedelungsstreifen, von den Haupteinbruchsstellen der modernen weißen Völkerwanderung ausgehend, nach dem Innern zu jedoch ein unermeßliches, unerschlossenes Hinterland. Nun sind aber selbst in den heute 3 Millionen Quadratmeilen nicht mit eingerechnet: Alaska (erst in den letzten sechziger Jahren erworben) mit seinen 577 390 Quadratmeilen, die Philippinen (1898) mit gegen 832 968 Quadratmeilen, Portoriko (seit 1901 Territorium) mit 3600 Quadratmeilen, Hawai (1896 annektiert, seit 1900 Territorium), die Panamakanalzone (1904), von Kuba gar nicht zu reden. Man sieht, unsere neuesten Parteitheoretiker sind vorzüglich beschlagen: Mit der Selbständigkeitserklärung eines überseeischen Gebiets hört die koloniale Expansion und der koloniale Grundzug der ganzen ökonomischen Entwickelung auf — sobald man nur, ähnlich dem Vogel Strauß, im gleichen Augenblick das Sehen und Überlegen einstellt.

NOCH eine andere kolonialpolitische Lehre legen die peruanischen Erfahrungen von neuem nahe. So sehr die staatliche Unabhängigkeitsgewinnung der überseeischen Weißen, deren ferneres Regieren auf eigene Faust, ohne den Einfluß der europäischen Oberinstanz, einen sozialen Fortschritt bedeuten k a n n, so wenig ist der Wegfall des europäisch-staatlichen Einflusses i m m e r schon an sich eine Besserung. Er kann ebenso gut die Ausschaltung eines ausbeutungsmildernden, die Eingeborenen vor dem Allerschlimmsten schützenden Faktors bedeuten. Je nachdem. Die Engländer haben im Lauf der Zeit auf einigen westindischen Zuckerinseln mehrfach die Selbstregierung bald erweitert, bald eingeschränkt. Nach der Erweiterung stand man gewöhnlich recht bald vor um so gefährlicheren inneren Gärungen; kaum fühlten die Pflanzer das Heft fester in ihren Händen, kaum wußten sie sich vor dem Veto der Londoner Regierung oder ihres Gouverneurs sicherer als früher, so schnitten sie Gesetzgebung und Verwaltung um so unbekümmerter lediglich nach ihrem beschränktesten Profitstandpunkt zu, so daß die Neger und indischen Kulis aus dem Regen in die Traufe gerieten, während das Mutterland bei drohenden oder wirklich ausbrechenden Tumulten und Un-

ruhen schließlich doch in der Aufbietung von Schiffen und Truppen die Kosten zu tragen hatte. Die älteren Burengeschlechter in Südafrika flüchteten (unter anderm) deshalb aus dem Bereich der britischen Oberherrschaft, weil sie bei voller Selbstregierung jenseits des Vaal in der Sklavenhaltung und Kaffernvertreibung freier zu werden hofften. Bei der Dinuzuluaffäre von 1908 waren die nächstinteressierten und zunächst auch politisch maßgebenden Natalweißen die Feuerbrände, die britischen Reichsvertreter, die noch mancherlei höhere und zukünftige Interessen zu wahren hatten, die beschwichtigenden Löschmannschaften. In Britisch Ostafrika toben weiße Siedler immer von neuem gegen das mutterländische Eingreifen, das einer allzu rücksichtslosen Arbeiterbeschaffung und Landaneignung im Weg steht. Das grandioseste Beispiel jedoch von im Grunde ähnlichen Erfahrungen gewähren abermals die Vereinigten Staaten. Als der demokratische Norden, mit seinem bäuerlich-bürgerlichen europäischen Zuschnitt, die aristokratische südstaatliche Pflanzerwirtschaft mit ihrem Sklavereisystem allzusehr zu beengen begann, proklamierten nach endlosen parlamentarischen Kongreßkämpfen die Südstaaten — die Unabhängigkeit und entfesselten so den geschichtlich denkwürdigsten, vieljährigen Bürgerkrieg, um ihr ungeheures Sklavereigebiet ohne nordstaatliche Antisklavereipolitik selber zu regieren. Welch eine Naivetät also die Lösung aller derartiger Kolonialfragen einfach in Unabhängigkeitserklärungen erblicken zu wollen. Vielfach setzt gerade die uneingeschränkte Unabhängigkeit die schlimmsten Böcke direkt zu Gärtnern ein, während das Mutterland, die europäische Vormacht diese Böcke mehr an die Leine legen würde.

Bei den jetzt enthüllten peruanischen Greueln wird gleichfalls niemand leugnen, daß wenn England als etwaiges Mutterland die Vollmacht zum Einschreiten im Putumayoquellgebiet hätte, es auch einschreiten würde: gegen die *Peruvian Amazon Company* und für die Eingeborenen. Ob genügend und nachhaltig, ist eine andere Frage; tatenlos zusehen würde es sicherlich nicht; die öffentliche Meinung Englands und Europas würde das unzweifelhaft erzwingen. Was wird Peru, das seit einem Jahrhundert unabhängige, tun? Anscheinend hat es in der Greuelzone überhaupt noch keine Anfänge einer wirklichen staatlichen Organisation herauszubilden vermocht, und eine energische Zusammenraffung der mehr zentralen Staatskräfte nach den Urwald- und Innengebieten dürfte ihm fernliegen, schon wegen der Belastung für die seit langem spottschlecht gefüllte Staatskasse. Nach anderen Mitteilungen wäre der schwache überseeische Pflanzstaat sogar auf die wüste Konzessionswirtschaft und die Nebeneinnahmen aus den großkapitalistischen Ausbeutungsgesellschaften wie ein armer Bettler finanziell angewiesen. Mit der bloßen Selbstregierung (immer der Weißen, nicht der Eingeborenen!) war hier also den schutzbedürftigen Indianern wirklich nicht geholfen.

Nun verstieg sich, als ich im 6. Berliner Wahlkreis einmal das Kolonialproblem anzuschneiden versuchte, der Korreferent sogar zu der vermeintlich g a n z r a d i k a l e n Forderung: müsse schon Kolonisation sein, dann solle das K a p i t a l s e l b e r auf eigene Faust, auf eigenen Gedeih und Verderb, diese Entwickelung für sich vollziehen, Staaten und Reiche aber sollten überhaupt mit verschränkten Armen beiseite bleiben. Das wäre nun vollends, wie Putumayo gleichfalls von neuem beweist, das R e a k t i o n ä r s t e, das sich denken ließe. Privatkapitalisten und private Kolonialgesellschaften, mit allen modernen Machtmitteln gegen hilflose Eingeborene leicht auszurüsten, aber ohne jede Verant-

wortung gegenüber der Gesamtheit, ohne jeden Zwang auch die Zukunft und die Interessen anderer zu berücksichtigen, haben sich jederzeit als die brutalsten Repräsentanten der kolonialen Ausbeutung entpuppt. Dies lehrte zuletzt die Kongogesellschaft, dieses späteste und seltsamste Großgebilde der Privatkolonisation, bis es durch die Unterordnung unter Belgien zu normaleren Entwickelungsbedingungen zurückgeführt wurde. Dies lehrt soeben die kleinere *Peruvian Amazon Company*. Mag der heutige, auf Klassengegensätzen aufgebaute Staat noch so wenig ein einheitliches, allseitiges Kulturgesamtinteresse verkörpern: selbst in seiner einseitigsten und rückständigsten Gestalt steht er turmhoch über der Beschränktheit und Brutalität des ersten besten großkapitalistischen Flibustierhaufens, der bei seinem überseeischen Tun und Treiben nur den augenblicklichen Profit der Nächstbeteiligten kennt, wenn auch nachher die Sündflut hereinbrechen mag.

Sagt man deshalb überhaupt Kolonisation, so muß man auch Kolonisations-p o l i t i k sagen: Unterordnung der zunächst aktiven ökonomischen Kräfte unter die weiteren Gesichtspunkte, die das gesamtstaatliche Leben und die allgemeinere soziale Entwickelung vorschreibt.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

LUDWIG QUESSEL · DAS RUSSISCHE IMPERIUM

MEHRERE Ereignisse der letzten Tage: die Kaiserbegegnung in den finnischen Schären, die Zusammenkunft des deutschen Reichskanzlers mit dem Leiter der russischen Auslandspolitik und der Besuch des Fürsten Katsura in Petersburg, haben das Interesse für die russische Weltmachtpolitik wieder in den Vordergrund politischer Erörterung gerückt. Man beginnt sich darauf zu besinnen, daß die Vernichtung der russischen Flotte bei Tsuschima das drohende Gespenst russischer Vorherrschaft in Europa, das viele Jahrzehnte hindurch alle demokratischen Politiker ängstigte, wohl verscheuchen konnte, daß dieses Ereignis aber doch nicht imstande war Rußland aus der Reihe der Weltmachtpolitik treibenden Staaten zu streichen. Solange freilich die russische Konterrevolution ihr Ziel noch nicht vollständig erreicht hatte, war die aggressive Kraft des Zarenreichs nach außen gelähmt. Jetzt aber, wo so ziemlich in allen Klassen der russischen Gesellschaft der Glaube an die wundertätige Mission der sozialen Revolution verflogen ist, zeigt sich uns wieder die bedeutungsvolle Tatsache, daß das russische Reich die einzige europäische Großmacht ist, die W e l t m a c h t p o l i t i k a l s k o n t i n e n t a l e P o l i t i k treiben kann. Wie das Zarenreich auch ohne Verfügungsgewalt über eine Flotte sein Imperium ausbreiten kann, zeigt uns das russische Vordringen in Nordpersien, dem das seegewaltige britische Weltreich nicht Einhalt zu gebieten vermag. Das Zarenreich braucht nicht zu warten, bis die patriotische Gebärde der Milliardenbewilligung zur Wiederherstellung der Flotte greifbare Wirkungen gezeitigt hat; seine geographische Lage gestattet es ihm der Vorherrschaft in Asien auf dem Landweg zuzustreben. Auf Grund des kürzlich erst gemeldeten Abkommens mit Japan, dazu noch gestützt auf Frankreichs und Englands Freundschaft, die ihm angesichts des sich täglich verschärfenden deutsch-englischen Gegensatzes nicht so leicht gekündigt werden wird, kann das Zarenreich auch ohne Hilfe einer Flotte, allein durch Verwendung seiner Landstreitkräfte überall seine Positionen in Asien stärken.

Gerade im gegenwärtigen Zeitpunkt, wo die Geschichte Asiens vor einer großen Wendung steht, ist es nützlich sich daran zu erinnern, daß die gewaltige Ausdehnung des russischen Imperiums nach Osten, sich durch unaufhörliche Landkriege, bei denen die Flotte nur eine bescheidene Rolle spielte, vollzogen hat. Die berauschenden Erfolge russischer Eroberungspolitik, die nur einen Vergleich mit dem Siegeszug des britischen Imperiums zulassen, und angesichts deren der slawophile Professor Pogodin »seinen Gedanken stille stehen und seinen Geist erschaudern« fühlte, sind ohne erhebliche maritime Streitkräfte errungen worden. Und wenn Friedrich Engels bei seinem historischen Rückblick auf den stürmischen Aufstieg des einstigen Großfürstentums Moskau aus dem blutigen Schlamm tartarischer Unterjochung zu dem Glanz eines zwei Erdteile umspannenden Weltreichs voll Bewunderung ausruft, daß ein Russe, der Imperialist sei, »früher oder später vor dem Zarentum auf die Knie fallen müsse«, so dürfen wir heute, wo große asiatische Reiche, vom kapitalistischen Maulwurf untergraben, rettungslos zusammenbrechen, nicht vergessen, daß die großartige Entwickelung des russischen Imperiums in Asien nicht der Beherrschung der See und ihrer Verbindungswege sondern der zähen, durch keine Mißerfolge entmutigten Beharrlichkeit der russischen Landmacht zu danken ist.

Was die russische Auslandspolitik heute erfüllt, ist nicht das Gefühl der Entsagung sondern das kraftvolle Bewußtsein erweiterter Ziele. Ein kräftiger imperialistischer Hauch dringt wieder durch alle Schichten der Gesellschaft und weckt die panslawistischen Traditionen aus den dumpfen Banden des Schlafs. Lauter als je jauchzt man in Moskau und Petersburg der hell aufstrahlenden Sonne des russischen Weltreichs entgegen, das sich vom Archipel bis zum Eismeer, von Konstantinopel bis zum Stillen Ozean aufbaut, ein Reich, für das Kleinasien, Persien, Ostturkestan, die Mongolei und die Mandschurei als neue Herrschafts- und Kolonisationsgebiete dienen sollen. Mit wollüstigem Behagen empfindet der russische Imperialist die furchtbare Tragik der revolutionären Kämpfe im osmanischen und persischen Reich, die alle Kräfte dieser Länder verzehren und sie zur wehrlosen Beute ihrer Gegner machen. In der Tat, nie war die Gelegenheit zur Erweiterung des russischen Imperiums so günstig wie jetzt. Versuchen wir daher die historischen und ökonomischen Triebkräfte des russischen Imperialismus uns klar zu machen.

Wesentlich einfacher als die historischen sind die ökonomischen Triebkräfte des russischen Imperialismus. In erster Reihe interessiert an der Ausbreitung des Imperiums sind der Beamtenadel und die Vertreter der Industrie. Der höhere Beamtenadel, aufgewachsen in den Traditionen russischer Eroberungspolitik, die es verstand seit Jahrhunderten alle Halbjahr ein Gebiet von der Größe Bayerns dem russischen Imperium einzuverleiben, sieht in der weitern Ausdehnung der russischen Herrschaft ein Mittel seinem meist besitzlosen Nachwuchs Ämter und Würden zu verschaffen. Ohne zu erhebliche Gefahr für die Finanzen kann der russische Staat immer neue asiatische Gebiete an sich reißen, da sein Steuersystem, insbesondere das Branntweinmonopol, dafür sorgt, daß der Reichskasse dadurch nicht zu große Opfer auferlegt werden. So erscheint dem höhern Beamtenadel die Ausbreitung des Imperiums als ein Geschäft, das sich für ihn und den Staat bezahlt macht. Für die Vertreter der russischen Industrie handelt es sich bei der imperialistischen Politik um die Eroberung weiter ungewerblicher Märkte. Der russische Industrielle ist Imperialist, weil der schnell emporgeschossenen Moskauer Indu-

strie der innere Markt nicht mehr genügt. Das geringe Wachstum der Aufnahmefähigkeit des innern Marktes schafft für die Erzeugnisse russischer Industrie ein Ausfuhrbedürfnis, das auf Eroberung ungewerblicher Gebiete hindrängt. In weit höherm Maß aber als die Industrie Westeuropas ist die russische Industrie auf staatlich geschützte Märkte angewiesen, weil sie ihrer hohen Produktionskosten wegen auf freien Märkten nicht konkurrenzfähig ist. Als Beispiel dafür sei nur darauf verwiesen, daß nach einem Bericht des russischen Finanzministeriums die Kattune von Manchester im nördlichen Persien, ungeachtet des kostspieligen Transports auf dem Rücken des Dromedars über unglaublich schlechte Wege, mit denen Moskaus konkurrieren, obwohl diese teils auf der Eisenbahn teils auf dem billigen Wasserweg dorthin gelangen können. Diesem unangenehmen Zustand vermag sich die russische Industrie mit einem Schlag zu entziehen, sobald das russische Imperium errichtet ist. Soweit nicht schon Verwaltungsmaßnahmen ausreichen der russischen Industrie die westeuropäische Konkurrenz vom Hals zu halten, erreicht man dies leicht und sicher durch die prohibitive Zollgesetzgebung. Kein Wunder also, daß das industrielle Moskau jede Erweiterung des russischen Imperiums im Osten mit Jubel begrüßt. Daß neben dem russischen Industrie- auch das Finanzkapital starke Interessen an der Ausdehnung des Imperiums hat, bedarf keines nähern Nachweises. Mag daher auch der Ausbau der russischen Stellung in Asien ungeheure Mittel erfordern, die zum Teil der russische Steuerzahler aufbringen muß, so sorgt doch das ökonomische Interesse der politisch einflußreichsten Klassen dafür, daß der historische Gang russischer Eroberungspolitik in Asien, dem wir uns jetzt zuwenden wollen, keine Unterbrechung erleidet.

Wie wichtig es ist bei einer Prüfung der russischen Auslandspolitik die ökonomischen und historischen Triebkräfte, die zur Erweiterung des Imperiums drängen, nicht außer acht zu lassen, zeigt ein Artikel des Genossen Ledebour über den russischen Imperialismus, der jüngst die Runde durch die Parteipresse machte. Ganz kritiklos gibt darin Ledebour die alarmierenden Ansichten wieder, die der berühmte Asienreisende Sven Hedin in seiner jüngst veröffentlichten Schrift *Ein Warnungsruf,* die Propaganda für eine Verstärkung der schwedischen Rüstungen macht, geäußert hat. Ledebour sieht schon die Zeit kommen, in der Skandinavien das Schicksal Polens und Kaukasiens teilen wird. Ich weiß nun nicht, welche Beweggründe Sven Hedin zur Veröffentlichung jener Schrift bestimmt haben. Jedenfalls war aber die russische Presse nicht im Unrecht, wenn sie den Teil seines Warnungsrufs, der die angeblichen russischen Gelüste auf Schweden schildert, als ein Produkt politischer Phantastik zurückwies. Was könnten die politisch maßgebenden Schichten der russischen Gesellschaft durch die Eroberung der skandinavischen Halbinsel, die doch nur auf dem Weg eines europäischen Krieges zu erreichen wäre, denn eigentlich gewinnen? Neue Absatzgebiete für die russische Industrie lassen sich dort nicht eröffnen. Ganz im Gegenteil. Durch Einbeziehung Skandinaviens in die russische Zollgrenze entstände der russischen Industrie ein gefährlicher Gegner, und was das bedeutet, weiß man in Moskau sehr wohl zu schätzen, da man dort an dem einen Lodz gerade genug hat. Allerdings ist es richtig, daß Rußland durch territoriale Eroberungen das Weltmeer zu erreichen sucht. Ganz falsch aber ist es, daß es den Russen vollkommen gleichgültig sei, nach welchem Teil des Weltmeers sie vordringen. Das russische System der

Schiffahrtsstraßen, die geographische Lage der führenden Industrieen weisen die russische Eroberungspolitik gebieterisch nach dem Süden hin. Schon Mendelejew erklärte, daß die russische Industrie mit der Westeuropas nur dann konkurrieren kann, wenn sie sich mehr im Süden Rußlands konzentriert, in der Nachbarschaft der Schwarzerde, der Kohlenbergwerke und des Mittelmeers. Es hat daher einen guten Sinn, wenn der Russe Konstantinopel die *Zarenstadt* nennt und die Beherrschung der Dardanellenstraße als erstrebenswertes Ziel betrachtet. Übrigens ist auch in keiner Periode der russischen Geschichte die greifbare Absicht Skandinavien dem russischen Imperium einzuverleiben zutage getreten. Paul I. wollte allerdings im Bund mit Napoléon I. territoriale Eroberungen in Westeuropa ohne Rücksicht auf die ökonomischen Interessen des Adels erzielen und hat dabei seine begehrlichen Blicke wohl auch auf Skandinavien geworfen. Die Folge war ein Aufstand derjenigen, die sich durch seine Auslandspolitik in ihrer wirtschaftlichen Existenz gefährdet sahen, bei der der Selbstherrscher niedergeschlagen und erdrosselt wurde. Auf die Pfade Pauls I. begab sich am 12. Oktober 1808 sein Nachfolger Alexander I., als er mit Napoléon I. das geheime Übereinkommen abschloß, das Europa in ein französisches und ein russisches Machtgebiet schied. Obwohl dies Übereinkommen Rußland die Möglichkeit gab Schweden niederzuwerfen und Finnland dem russischen Imperium einzuverleiben, führte dieser große Erfolg doch nicht zur Fortsetzung jener nach Westen gerichteten Eroberungspolitik. Die ökonomischen Interessen erwiesen sich abermals stärker als der Wille des Selbstherrschers. Da Alexander I. die Verschärfung der Kontinentalsperre und die Rücknahme einer Verordnung, die den französischen Waren den Eingang in Rußland versperrte, nicht zugestehen durfte, erfolgte der Bruch mit Napoléon, der 1812 zum Krieg führte. Noch weit mehr als vor 100 Jahren liegt aber heute die Eroberung Skandinaviens außerhalb der Richtlinien russischer Eroberungspolitik. Die Vermehrung der Bevölkerung des Zarenreichs um 8 Millionen demokratisch gesinnter, nicht slawischer Westeuropäer, die durch geschichtliche und kulturelle Bande mit den zarenfeindlichen Bewohnern Finnlands und der Ostseeprovinzen verbunden sind, wäre für die innere Sicherheit des Reichs eine so große Gefahr, daß die russischen Imperialisten wirklich nicht recht klug sein müßten, wenn sie auf eine Eroberung Skandinaviens hinsteuern würden, lediglich um auf diesem Weg den Atlantischen Ozean zu erreichen.

Auf dem Boden der Wirklichkeit bewegt sich dagegen Ledebour, wenn er die Aufmerksamkeit der Partei auf die russischen Machterweiterungsgelüste in Asien lenkt. Er erzählt uns, daß das internationale Proletariat allen Grund habe »gegen die zarische Beutesucht und die zarischen Umtriebe ein Veto einzulegen«. Das ist meines Wissens schon mehrfach geschehen. So hat die sozialistische Internationale in Kopenhagen eine geharnischte Resolution gegen die zarischen Umtriebe in Persien angenommen. Der Erfolg war gleich null. Wir dürfen uns eben der Einsicht nicht verschließen, daß durch sozialistische Resolutionen, selbst wenn sie von internationalen Kongressen angenommen werden, der russische Imperialismus sich nicht schrecken läßt. Mit einiger Aussicht auf Erfolg wird man ein »Veto« gegen »zarische Umtriebe« nur einlegen können, wenn man zu positiven Vorschlägen für eine sozialistische Auslandspolitik gelangt, zu Vorschlägen, die eine konkrete Lösung der großen Fragen der Weltpolitik im sozialistischen Sinn

enthalten. Die bloße Negation der bürgerlichen Weltpolitik durch das perhorreszierende Schlagwort *Imperialismus* bringt uns keinen Schritt weiter. In Asien liegen jetzt die Dinge so, daß durch den kriegsschwangern Gegensatz zwischen Deutschland und England das russische Reich in die Lage versetzt ist seine Macht und seinen Einfluß in Persien, in Türkisch Armenien, in Chinesisch Turkestan und im östlichen Asien zu festigen, überall, wo seine Grenzen mit denen ihrer Auflösung entgegeneilenden asiatischen Staaten zusammenstoßen. Der Entscheidungskampf um den Besitz Asiens, der durch den japanisch-russischen Krieg in weite Ferne gerückt schien, hat tatsächlich schon begonnen. Immer deutlicher tritt zutage, daß die asiatischen Staaten, das persische, osmanische und chinesische Reich, ihre niedrigere Zivilisationsstufe angesichts der unwiderstehlichen Gewalt einer höhern Zivilisation nicht aufrecht erhalten können, aber auch nicht über die moralischen Kräfte verfügen sich die demokratischen und technischen Errungenschaften Westeuropas anzueignen. Keines der drei Reiche besitzt ausreichende Widerstandskraft gegenüber einem Angriff einer europäischen Großmacht. Am deutlichsten tritt dies bei Persien in die Erscheinung. Wehrlos liegt das Reich infolge der von der russischen Diplomatie geschürten Revolution in Permanenz, die alle Kräfte des Landes verzehrt hat, zu den Füßen seiner Feinde. Schon heute ist Persien kaum mehr als ein russisches Protektorat. Freilich darf man sich nicht einbilden, daß die Vorherrschaft Rußlands in Persien gewissermaßen über Nacht eingetreten ist. Auf persisches Gebiet führt die russische Eroberungspolitik bis auf Peter den Großen zurück. Was jetzt in Persien geschieht, ist lediglich die Konsequenz einer 200 Jahre umfassenden historischen Entwickelung. Das Rußland Nikolaus' II. bringt lediglich mit modernen Mitteln das zum Abschluß, was das Petrinische Rußland in Angriff nahm.

Kurz zusammengefaßt, stellt sich die russische Eroberung Persiens wie folgt dar: Die wilde Anarchie, in die das persische Reich 1722 durch den Aufstand der Afghanen verfiel, bestimmte Peter den Großen ein Heer nach Persien zu schicken. 3 persische Provinzen am Kaspischen Meer: Gilan, Masenderan und Astrabad, die fruchtbarsten des Reichs, wurden im selben Jahr von den Russen annektiert. 12 Jahre lang währte dort ihre Herrschaft, bis sie 1735 von Nadir Schah, einem zum Monarchen avancierten Räuberhauptmann, der im blutigen Bürgerkrieg sich ganz Persien unterwarf, vertrieben wurden. Dieser Mißerfolg führte zu einer halbhundertjährigen Ruhepause. Erst gegen Ende des 18. Jahrhunderts nimmt Katharina II. das Werk Peters des Großen wieder auf. Ihr Heer wendet sich 1796 gegen Persien und erobert die unter persischer Oberhoheit stehenden Gebiete an der Westküste des Kaspischen Meers. Dieser zweite russische Eroberzug gegen Persien fand aber bald durch den Tod der Kaiserin ein Ende. Aber schon 1801 überzieht ihr Nachfolger Paul I. den Schah Feth Ali mit Krieg. Sein gewaltsamer Tod, der zu einem Frontwechsel der europäischen Politik Rußlands führte, bleibt auf Persien ohne Einfluß. Alexander I. besetzt das von den Persern unterworfene Georgien und macht dieses Gebiet 1802 zu einer russischen Provinz. Unaufhaltsam erstreckt nun das Zarenreich sein Imperium über die persischen Grenzdistrikte. In dem Jahrzehnt 1804 bis 1813 werden die persischen Provinzen Gandscha, Schirwan, Lenkoran und Karabagh erobert. Ein von den Persern 1826 unternommener Versuch die an Rußland verlorenen Gebiete zurückzugewinnen endet mit einem völligen Mißerfolg. Grausam wird der Aufstand

der Perser in den eroberten Provinzen unterdrückt; siegreich überschreitet das russische Heer den Araxes und dringt bis Täbris vor, das 1827 von den Russen besetzt wird. Im Frieden von Turkmantschei /1828/ mußte Persien die Provinzen Eriwan und Nachitschewan an Rußland abtreten. Wichtiger als dieser Gebietszuwachs war für die russische Diplomatie der Zuwachs an Einfluß in Persien, den dieser Krieg ihr verschafft hatte. Lockend eröffnete sich der russischen Politik die verführerische Aussicht auf dem Landweg über Persien den Indischen Ozean zu erreichen. Erschreckt durch die Erfolge der russischen Waffen, spannt jetzt aber England seine Kräfte aufs äußerste an, um die Moskowiter von den indischen Gewässern fernzuhalten. Es beginnt nun jene bis zum Ende des 19. Jahrhunderts reichende Epoche, in der der russische Rubel dem britischen Sovereign in Teheran den Rang streitig zu machen sucht. Zweimal hetzt Rußland die Perser auf Herat, um dieses Bollwerk auf der Straße nach Britisch Indien dem russischen Einfluß zu erschließen. Ende der vierziger Jahre ist der Einfluß der russischen Partei in Teheran bereits so erstarkt, daß Rußland ohne Schwertstreich die persischen Häfen Rescht und Astrabad zu strategischen und kommerziellen Zwecken ausgeliefert erhält, wodurch das Kaspische Meer in einen russischen Binnensee verwandelt wird. Mit Beginn des 20. Jahrhunderts gehen die staatlichen Hoheitsrechte Persiens allmählich auf Rußland über. 1900 und 1901 besorgt Rußland der persischen Regierung eine Anleihe von etwa 72 Millionen Mark und verpflichtet Persien bis zu ihrer Amortisation keine anderen Anleihen in anderen Ländern aufzunehmen. Als Gegenleistung kommen sämtliche Zölle, mit Ausnahme der des Persischen Golfs, unter russische Kontrolle. Gleichzeitig verzichtet Persien bis 1910 auf sein staatliches Hoheitsrecht Eisenbahnen zu bauen. Dagegen baut Rußland in Nordpersien große Chausseen zu kommerziellen und strategischen Zwecken, die von russischen Truppen bewacht werden. Dank diesen russischen Chausseen wird die Konkurrenz Manchesters in Nordpersien ausgeschaltet, und der persische Exporthandel über Rußland geleitet. Über die Rolle, die der russische Rubel bei der persischen Revolution spielte, sind wir schlecht unterrichtet. Immerhin ist so viel klar, daß es das eifrige Bestreben der russischen Sachwalter in Teheran war diese in Permanenz zu erhalten. Die tatsächliche Anarchie, die eine Folge dieser Dauerrevolution war, gestattete Rußland die wichtigsten Städte des nördlichen Persiens militärisch zu besetzen. Wie die Finanzen und der Verkehr Persiens so befindet sich auch die bewaffnete Macht zurzeit unter russischer Kontrolle, da die Gendarmeriedienste verrichtenden persischen Kosaken, die erst neuerdings wieder um 700 Mann verstärkt worden sind, ebenfalls unter dem Kommando russischer Offiziere stehen. Nachdem die Reform der persischen Finanzen durch den Engländer Morgan Shuster an dem Widerspruch Rußlands gescheitert ist, befinden sich die wichtigsten Hoheitsrechte unangefochten in den Händen der zarischen Regierung. Daran ändert auch der russisch-englische Vertrag von 1907 nichts, der Persien in eine russische Einflußzone im Norden, eine englische im Süden und eine dazwischen liegende neutrale teilt. Tatsächlich erstrecken sich die finanziellen, militärischen und polizeilichen Machtbefugnisse des Zarenreichs weit über die russische Einflußsphäre hinaus. Rußland ist Persien gegenüber die befehlende Schutzmacht, die die heimische Staatsgewalt, nachdem sie sie der wichtigsten Hoheitsrechte entkleidet, vorläufig aufrecht erhält, um den Bewohnern den Übergang in die neuen Verhältnisse zu erleichtern. Ob die einheimische Regierung sich absolutistisch oder parlamentarisch

gibt, ist dabei von geringer Bedeutung, da die Vertreter Rußlands immer weitere staatliche Befugnisse für sich in Anspruch nehmen und der persischen Staatsgewalt nur untergeordnete Rechte übrig lassen. Rußland behandelt Persien heute nach den selben Grundsätzen, wie England seine Schutzstaaten in Indien, die ganz allmählich ihrer staatlichen Existenz verlustig gingen.

Von Kaukasien aus dringt Rußland heute aber nicht nur in Persien vor sondern sucht auch in Türkisch Armenien Einfluß zu gewinnen. Auch hier gilt sein Vordringen dem Indischen Ozean. Wie im Osten Kaukasiens sich das zarische Imperium auf Kosten des persischen Reichs unaufhaltsam ausdehnte, so im Westen auf Kosten des türkischen. Anderthalb Jahrhunderte sind vergangen, seit die ersten Russen kaukasisches Gebiet betraten. Den Weg dorthin eröffnete ihnen Katharina II., die ihre Truppen bis an die Tore Konstantinopels führte. 1774 fiel das nördliche Kaukasien an Rußland. Im unermüdlichen Kampf gegen die kaukasischen Völkerschaften schiebt Rußland sein Imperium gegen Türkisch Armenien vor. Von 1803 bis 1824 werden die kaukasischen Gebiete Mingrelien, Imeretien und Abchasien Rußland einverleibt. Da bricht 1828 der zweite türkische Krieg aus. Paskewitsch erstürmt die armenische Festung Kars und schlägt den Feind bei Achalzych. Siegreich dringen die Russen bis Erserum vor, das ihnen 1828 in die Hände fällt. Freilich mußten sie in der Folge das eroberte Land wieder räumen und sich mit dem Erwerb der Küste des Schwarzen Meers vom Asowschen Meer bis Sankt Nikolaja begnügen. Abermals neuen Gebietszuwachs auf Kosten der Türkei bringt den Russen der dritte türkische Krieg, der 1877 ausbricht. Wieder wird die armenische Festung Kars mit stürmender Hand genommen. Durch die Einverleibung des nördlichen Teils von Türkisch Armenien mit den Städten Kars, Ardahan und Batum war der Weg betreten, der den russischen Doppeladler über Armenien, Kurdistan und Mesopotamien an den Persischen Golf führen soll. Auf diesem historischen Hintergrund gewinnen die Nachrichten, daß Rußland seine kaukasischen Truppen mobilisiert, erst die richtige Bedeutung. Zunächst wird freilich die zarische Diplomatie nach persischem Muster dafür Sorge tragen, daß auch im osmanischen Reich ihr die Revolution in Permanenz (für die der albanische Aufstand bereits einen vielversprechenden Auftakt bildete) den Weg ebnet. Erst wenn die Widerstandskraft der Türkei durch die inneren Wirren gebrochen ist, wird die klug abwartende russische Diplomatie aus ihrer Reserve heraustreten.

Wenden wir uns jetzt dem chinesischen Reich zu, das mehr als ein Fünftel der ganzen Bevölkerung der Erde umfaßt, so sehen wir, wie auch hier der russische Imperialismus die ungeheure Gunst der Lage geschickt auszunutzen versteht. Vom Westen und Norden aus bedroht heute russische Eroberungslust das chinesische Reich. Im Westen ist es Chinesisch Turkestan, dessen Eroberung Rußland durch die Besetzung von Kuldcha, das von 1871 bis 1881 schon einmal der russischen Staatshoheit unterstand, langsam vorbereitet. Sowohl das russische wie das chinesische Turkestan war ursprünglich ein Teil des gewaltigen Mongolenreichs, das Timur im 15. Jahrhundert in Kämpfen voll wilder Grausamkeit gegründet hatte. Nach dem Tod Timurs /1405/ zersplitterte sich Turkestan in viele kleine Gebiete und war jahrhundertelang der Tummelplatz räuberischer Nomadenscharen, bis schließlich in Ostturkestan das chinesische und in Westturkestan das russische Imperium für asiatische Begriffe leidlich geordnete Zustände schuf. Die russischen Eroberungen

in Westturkestan, die mit dem Namen des Generals von Kauffmann aufs engste verknüpft sind, vollzogen sich zunächst auf Kosten der kleinen selbständigen Fürsten. Sie erregten im industriellen Moskau um so größern Jubel als sie ein weites, wirtschaftlich sicheres und politisch gefahrloses Absatzgebiet der russischen Industrie erschlossen. 1868 geriet der Emir von Buchara unter russische Oberhoheit, 5 Jahre später ereilt den Chan von Chiwa das gleiche Schicksal, 1884 unterwarfen sich die Turkmenen von Merw, 1891 wird das Pamirgebiet besetzt, und 1871 erfolgte der erste Zusammenstoß mit den Chinesen, die schon 100 Jahre früher Ostturkestan ihrem Imperium unterworfen hatten. Geschickt nutzten die Russen die Empörung des unter chinesischer Oberhoheit stehenden Chans von Kaschgar dazu aus, um Kuldscha zu besetzen, das sie freilich 1882 an China wieder zurückgaben. Seit dieser Zeit betrachtet Rußland jedoch das ganze chinesische Turkestan als seine natürliche Einflußsphäre, und sein erneutes Vordringen nach Kuldscha zeigt, daß es die Zeit zur Ernte gekommen sieht. Wie in Chinesisch Turkestan so ist auch in der Mongolei Rußland heute zu territorialen Expansionsbestrebungen entschlossen. Die Gebiete, die das Zarenreich dem chinesischen zu entziehen gedenkt, sind etwa 10mal so groß wie das Deutsche Reich, reich an prächtigen Feldern und Naturschätzen. Auch hier erfordert das Verständnis der russischen Politik eine Bloßlegung der historischen Triebkräfte. Auf den weiten, fast menschenleeren Gebieten, wo heute im Norden die chinesischen Nebenländer die ostsibirischen Territorien berühren, stieß die russische Eroberungslust Jahrhunderte hindurch auf keinen Mitbewerber. Unaufhaltsam konnte sich das Zarenreich bis zum Stillen Ozean ausdehnen, ohne irgendeinen Konflikt heraufzubeschwören. Wer hätte auch Rußland um Gebiete beneiden sollen, die nur als Verbrecherkolonieen verwertbar schienen? Es verdient in diesem Zusammenhang hervorgehoben zu werden, daß das östliche Sibirien nicht von der Staatsgewalt sondern auf eigene Faust von Kosaken erobert und zum Teil gegen den Willen der Regierung seit dem 17. Jahrhundert von Russen besiedelt wurde.[1]) Hier im Osten ist die russische Eroberungspolitik auch sehr jungen Datums. Sie geht nur bis 1849 zurück, in welchem Jahr zum erstenmal russische Kriegsschiffe vor der Amurmündung erschienen. 5 Jahre später erfolgte der erste bewaffnete Vorstoß von Nertschinsk aus gegen das chinesische Amurgebiet, der aber bei den Chinesen keinen Widerstand auslöste. In aller Freundschaft fand eine Grenzregulierung statt, die das ganze Gebiet am linken Ufer des obern und mittlern sowie beide Ufer des untern Amur von der Mündung des Ussuri an den Russen überließ. Für das weitere Vordringen Rußlands auf chinesischem Gebiet gab der Sieg Japans über China den Anstoß. Als die Japaner die chinesische Armee niedergeworfen hatten, drangen die Russen in die Mandschurei. 1896 mußte ihnen China Zollerleichterungen für ihre Industrieprodukte einräumen, und der im selben Jahr abgeschlossene Eisenbahnvertrag gab Rußland das Recht die Mandschurei mit einem Netz von Eisenbahnen zu überziehen. Als 1901 der mandschurisch-sibirische Bahnbau vollendet war, stand Rußland in Ostasien auf dem Gipfel seiner Macht. Rußland war durch seine kontinentale Politik die vorherrschende Macht in Asien geworden. Überraschend schnell war in Erfüllung gegangen, was Stanley, der große koloniale Sachkenner, seinen Landsleuten vorausgesagt hatte. Was nutzt euch Wei-hai-wei, rief Stanley voll patriotischer Erregung

[1]) Über die Besiedelung Sibiriens siehe den interessanten Artikel Schippels *Sibirien als Siedelungskolonie* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte*, pag. 914 ff.

aus, wenn Peking die Endstation der Eisenbahn von Sankt Petersburg ist? Mit Schiffen und Landungstruppen seid ihr nicht imstande die Chinesen vor den russischen Zumutungen zu schützen, und von Peking ist die Eisenbahn leichter und schneller bis Hongkong durchgeführt als sie von Moskau bis Port Arthur zu bauen war. Denkt daran, daß, wenn Rußland vermöge seiner Eisenbahnanschlüsse erst China unterworfen hat, das britische Asien bald nachfolgen muß.

Die Gefahren, die Stanley zum Beginn des 20. Jahrhunderts für das britische Asien drohend am Zukunftshorizont emporsteigen sah, hatten die englischen Staatsmänner schon lange beunruhigt. Schon vor der Fertigstellung der sibirisch-mandschurischen Bahn waren die englischen Diplomaten bemüht gewesen zwischen Britisch Asien und Russisch Asien d e u t s c h e P u f f e r einzuschieben. Diesem Zweck diente zum Beispiel das Yangtseabkommen zwischen England und Deutschland. Will man den Wert, den Deutschland als Puffer für England in Ostasien erlangen konnte, recht verstehen, so darf man nicht an die deutschen Schiffe und Landungstruppen in Ostasien denken. Für diese galt das, was Stanley von der englischen Wehrmacht in Ostasien gesagt hatte: daß man nämlich mit Schiffen und Landungstruppen den russischen Vormarsch nach Peking nicht aufhalten könne. Im Gegensatz zu England konnte aber Deutschland dem Zarenreich gegenüber seine asiatischen Interessen durch einen Einfall in das europäische Rußland zur Geltung bringen. Hierin lag für England der Wert Deutschlands als Puffer zwischen sich und Rußland in Ostasien. Da nun aber Deutschland von der russischen Politik nicht loszueisen war, was seine Weigerung das Abkommen über die Aufrechterhaltung des territorialen Besitzstands in Ostasien auch auf die Mandschurei auszudehnen klar erkennen ließ, so entschloß sich die britische Regierung ein anderes Eisen ins ostasiatische Feuer zu legen. Trotz der Bedenken, die sich einem Bündnis mit einer ostasiatischen Macht entgegenstellten, schloß England am 30. Januar 1902 mit Japan ein gegen Rußland gerichtetes Defensivbündnis. Nun hatte England einen *Degen* in Asien gegen die allrussische asiatische Hegemonie. Zu Hilfe kam dem britischen Imperialismus dabei der Umstand, daß der Anspruch Rußlands auf Vorherrschaft und der Anspruch Japans auf Gleichberechtigung in der Tat unversöhnlich waren. Dieser Gegensatz drängte zu einem Krieg und konnte nur durch einen Krieg entschieden werden. Nach Japans Sieg über Rußland ging eine tiefe Bewegung durch die asiatischen Reiche. Die Revolution in Persien kündete das Erwachen der Demokratie in Asien an. Nach dem kläglichen Ende der persischen Revolution und dem Zusammenbruch der jungtürkischen Herrschaft unter dem Ansturm der albanischen Insurgenten wird man aber trotz des Sturzes der Mandschudynastie die asiatische Demokratie als einen Faktor gegen den Vormarsch des russischen Imperiums in Asien kaum mehr in Rechnung stellen können. Auf der andern Seite eröffnet das Abkommen Rußlands mit Japan neue Perspektiven. Englands *Degen* gegen die russische Eroberungspolitik ist damit schartig geworden, und zwar in einem Augenblick, wo drei asiatische Reiche durch das Dunkel innerer Wirren und durch die stürmische See erregter Leidenschaften ihrem Untergang entgegensteuern.

In mancher Hinsicht ist zurzeit Englands Lage in Asien Rußland gegenüber ähnlich der, die zu Beginn des Jahrhunderts bestand. Die erregte Beurteilung, die das transpersische Bahnprojekt im englischen Oberhaus erfuhr, er-

innert vielfach an die Warnungsrufe Stanleys vor der Fertigstellung der sibirisch-mandschurischen Bahn. Doch diesmal scheinen die englischen Staatsmänner die russische Gefahr weniger ernst anzusehen und nur dafür sorgen zu wollen, daß Deutschland bei der Aufteilung der asiatischen Reiche leer ausgeht. Mit dazu trägt freilich der Umstand bei, daß heute Japan als gleichberechtigte Macht neben Rußland steht. Es ist jedoch nicht recht einzusehen, was England dabei gewinnen sollte, wenn Rußland und Japan gemeinsam die chinesischen Nebenländer an sich reißen und über das eigentliche China ihr Protektorat errichten. Die Schutzherrschaft über Arabien, die England bestenfalls gewinnen kann, ist wohl kaum als ein genügendes Äquivalent für den Verlust seiner Position in Persien und die Bedrohung seines indischen Besitzes durch Rußland anzusehen.

Kein Zweifel: Nicht mehr in Afrika sondern in Asien erheben sich die imperialistischen Vulkane, die Europa mit glühenden Lavaströmen zu überziehen drohen. Bei der Abwendung der von dort drohenden Gefahren sollte sich die deutsche Sozialdemokratie nicht auf die Annahme wirkungsloser Protestresolutionen beschränken sondern Richtlinien einer Politik zu gewinnen suchen, die zugleich dem industriellen Ausfuhrbedürfnis Deutschlands und der kulturellen Hebung der asiatischen Völker dient.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

KASPAR SCHMIDT · DIE SOZIALDEMOKRATIE UND DIE POLITIK IN BAYERN

MIT dem 11. Parteitag der bayrischen Sozialdemokratie, der vom 3. bis zum 5. August in Landshut stattfand, konnte die Partei das 20jährige Jubiläum der Beteiligung an der bayrischen Landespolitik feiern. In der Geschichte eines Volks sind 20 Jahre eine sehr kurze Spanne Zeit. Um so mehr fallen die Erfolge, die die bayrische Sozialdemokratie seit ihrem ersten Parteitag in Regensburg im Juni 1892 zu verzeichnen hat, ins Gewicht, und sie machen es jedermann deutlich, daß die sozialdemokratischen Bestrebungen mehr darstellen als eine »Volkskrankheit«, wie der Minister Freiherr von Hertling meinte, daß sie auch weder durch Gewaltmittel noch durch Intrigen aufgehalten, geschweige denn unterdrückt werden können. Wie bescheiden nehmen sich heute die 67 Delegierten des Regensburger Parteitags gegenüber den rund 190 Delegierten in Landshut aus und die 16 Seiten Text des Regensburger Verhandlungsprotokolls gegenüber den 158 des vorigen. Fortschritt auf allen Seiten: in der Zahl der Abgeordneten sowohl als auch in der Zahl der sozialistischen Wähler: 1893, bei der ersten Landtagswahl, an der sich die bayrische Sozialdemokratie mit Erfolg beteiligte, 125 952 Stimmen und 5 sozialdemokratische Abgeordnete, 1912 dagegen 331 503 Stimmen und 30 Abgeordnete. In Regensburg rüstete seinerzeit die Partei zum Kampf, um sich den Eintritt in das Landesparlament zu erzwingen. Dieser war gegen die beiden großen Parteien, Zentrum und Liberale, gerichtet, die beide bestrebt waren die Sozialdemokratie vom Landtag fernzuhalten und die eine Stütze in dem damaligen indirekten Wahlsystem besaßen, das auf der Volkszählung von 1875 fußte. Unsere Genossen gaben sich daher keiner großen Hoffnung hin. Sprach doch sogar der unentwegte alte Kämpfer Gabriel Löwenstein in seinem Referat die Ansicht aus: »Eine größere Anzahl von Vertretern in den Landtag zu bringen ist allerdings nicht möglich. Darum

handelt es sich auch nicht. Hauptsächlich ist es uns darum zu tun im bayrischen Landtag zum Wort zu gelangen.« Und tatsächlich brachte es die Partei unter dem alten Gesetz das erste Mal nur auf 5, das zweite Mal auf 11 und das dritte Mal auf 12 Vertreter.

Seit ihrer Beteiligung an den Landtagswahlen erachtete es die Sozialdemokratie für ihre Hauptaufgabe das alte unzeitgemäße Wahlgesetz durch ein modernes, gleiches und geheimes zu ersetzen. Bei ihrem ersten Wahlgesetzentwurf, gleich nach ihrem Eintritt in die Kammer im Jahr 1893, erklärten sich sowohl die Liberalen als auch das Zentrum gegen eine Änderung des geltenden Wahlgesetzes, und es bedurfte jahrelangen unermüdlichen und zähen Ringens, bis ein greifbarer Erfolg erzielt wurde. Die ausdauernde und geschickte Agitation und Propaganda der Sozialdemokratie zwang schließlich das Zentrum als erste größere Partei den Widerstand gegen das veraltete Wahlgesetz aufzugeben, während die Liberalen noch auf ihrem frühern Standpunkt stehen blieben und den ersten Entwurf ablehnten. Die Folge dieser neuen veränderten Situation war das bekannte taktische Zusammengehen der Sozialdemokratie mit dem Zentrum bei den Landtagswahlen von 1905, das darauf hinausging eine Zweidrittelmehrheit für ein neues Wahlrecht zusammenzubringen. Das war ein neues, ungewohntes Vorgehen, das aber, besonders in Bayern selbst, richtig verstanden, unter den gegebenen Umständen für notwendig erkannt und dementsprechend gewürdigt wurde. Gewiß fehlte es nicht an Stimmen, die sich dagegen wandten und schädliche Folgen für die Sozialdemokratie prophezeiten. Meines Wissens ist von diesen Prophezeiungen nichts eingetroffen, auch eine Schädigung der sozialdemokratischen Partei infolge dieser angeblich zur Versumpfung führenden und die klaren Ziele und Bestrebungen der Sozialdemokratie verwässernden Kompromißpolitik ist nicht bemerkt worden. Im Gegenteil hat sich die Wahlbeteiligung unserer Parteikreise unter dem neuen Gesetz sehr gehoben, obwohl es nicht allen Grundsätzen des Parteiprogramms entspricht und nur durch ein wahltaktisches Zusammengehen mit dem Zentrum zustande kam.

Auf dem diesjährigen bayrischen Parteitag spielte wieder das Zusammengehen der Sozialdemokratie mit einer bürgerlichen Partei die Hauptrolle in der Diskussion, nämlich das Wahlabkommen mit den Liberalen und den beiden Bauernbundorganisationen zum Zweck der Schwächung des Zentrums. Auch dieses verdankt seine Entstehung ganz besonderen Umständen und war durch das provokatorische Verhalten des Zentrums gegen die Sozialdemokratie und die Auflösung des bayrischen Landtags veranlaßt worden.[1]) Es war nach Lage der Dinge ebenso notwendig und geboten wie das damalige zur Erlangung eines modernen Wahlrechts und stand ihm an Wichtigkeit kaum nach. Es wurde durch den Selbsterhaltungstrieb der Sozialdemokratie erheischt: handelte es sich doch um Beseitigung der ultramontanen Mehrheit mit ihrem beispiellosen Denunziations- und Bevormundungssystem, um die Sicherung des Koalitionsrechts, die Ausübung der staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten, besonders der Beamten. Alles dies stand auf dem Spiel, wenn es nicht gelang dem Zentrum, das immer mehr bestrebt ist Bayern zu einer römischen Provinz zu machen, Verluste beizubringen. Hierzu bot aber das Wahlabkommen mit

[1]) Siehe Timm *Die Bedeutung der bayrischen Landtagswahlen 1912* und *Nach den bayrischen Landtagswahlen 1912,* ferner meinen Artikel *Hat sich das Wahlabkommen bei den bayrischen Landtagswahlen bewährt?* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1912, II. Band, pag. 84 ff., 215 ff. und 481 ff.

anderen Parteien die einzige Möglichkeit. Wenn das Ziel das Übergewicht des Zentrums zu beseitigen trotzdem nicht ganz erreicht ist, so lag das daran, daß die Zentrumspartei die Machtmittel des Staates vorwiegend in der Hand hat, und das gegenwärtige Wahlgesetz dem Zentrum besonders zugute kommt. Wenn unter diesen Umständen die Zentrumsmehrheit beim ersten gemeinsamen Ansturm bis auf 6 heruntersank, so ist das ein nicht hoch genug zu bewertender Erfolg. Geschadet hat der Sozialdemokratie das gemeinsame Vorgehen nicht, der Gewinn von 9 Mandaten hat aber ihre Macht nicht unwesentlich gestärkt. Das war auch die Meinung der übergroßen Mehrheit des Landshuter Parteitags, der das Wahlabkommen billigte. Nur 17 von 187 Stimmen waren dagegen.

Damit dokumentierte der Parteitag, daß die heutige Sozialdemokratie über die *großen Ideen* des Handwerksburschenkommunismus aus den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts hinaus, und daß die Katastrophentheorie überwunden ist, die den Gedankengang sozialdemokratischer Neulinge so leicht beherrscht, und die man neuerdings wieder in die Partei einzuschmuggeln versucht. Die Sozialdemokratie begnügt sich heute nicht mehr mit bloßer P r o p a g i e r u n g der sozialistischen Ideen in den Parlamenten; sie ist schon längst dazu übergegangen diese so weit wie möglich zu v e r w i r k l i c h e n. Negationspolitik zu treiben ist ihre Sache nicht mehr. Sobald sie dazu imstande war, hat sie sich rege an positiver Arbeit in den Parlamenten beteiligt. Und je mehr ihre Macht und ihr Einfluß auf Grund vermehrter Mandate wächst, desto mehr wächst auch ihre positive Mitarbeit in den Parlamenten. Herauszuholen, was an Vorteilen für die Arbeiter in politischer, wirtschaftlicher und geistiger Beziehung herauszuholen ist, muß die Losung der Partei sein. Wenn wir dabei die Hilfe bürgerlicher Parteien in Anspruch nehmen müssen, so ist das wirklich nicht so schlimm. Und wenn durch die Beteiligung am Präsidium unter Übernahme der damit zusammenhängenden Verpflichtungen noch mehr Erfolge zu erzielen sind, so dürfen wir auch da nicht versagen. Die Mehrzahl der Parteigenossen versteht dies und stimmt dem zu, wenn es auch einigen *Prinzipienfesten* nicht in ihre Schablone paßt. Der Landshuter Parteitag hat recht gehandelt, als er so entschied.

Die bayrische Sozialdemokratie sieht sich einer Reihe gesetzgeberischer Aktionen gegenüber, zu denen sie naturgemäß Stellung zu nehmen hat. So steht eine Änderung des Armen- und Heimatgesetzes, der Gemeindeordnung, des Gemeindebeamtengesetzes, des Lehrergesetzes usw. vor der Tür. Das eine oder das andere Gesetz wird bereits den nächsten Landtag beschäftigen, und es wäre Aufgabe des Parteitags gewesen sich zu diesen Fragen zu äußern. Aber die Erledigung der geschäftsmäßigen Organisations- sowie der brennendsten Tagesfragen ließ nicht mehr Zeit für weiterliegende Dinge übrig. Von vielen Seiten wurde eine Änderung der Organisationsgliederung verlangt; auch mußte die Beratung eines neuen Kommunalwahlprogramms, die von dem vorletzten Parteitag auf den diesjährigen verschoben worden war, wiederum von der Tagesordnung abgesetzt werden. Es wurde deshalb die Abhaltung eines außerordentlichen Parteitags für das nächste Jahr beschlossen.

Falsch wäre es auf diesem nur die territoriale Neueinteilung der Organisation zu behandeln, wie vielfach gewünscht wurde. Nebst der Änderung des Gemeindewahlprogramms und Beratung der in Aussicht stehenden Gesetzesänderungen harren noch weitere Probleme der Lösung. So ist beispielsweise in

der letzten Zeit die Agitation für Abschaffung der bayrischen Reichsratskammer, dieses sonderbaren Zerrbildes einer parlamentarischen Körperschaft, ganz von der Tagesordnung verschwunden. Es geht hier ähnlich wie mit der Änderung des preußischen Dreiklassenwahlrechts: Die Kräfte sind zersplittert, es erfolgt kein gemeinsamer Angriff; die eine Partei zieht dahin, die andere dorthin, die dritte wieder nach anderer Richtung. Das Zentrum ist gegenwärtig wahrscheinlich für unveränderte Beibehaltung der Institution, sonst für kleine Änderungen, die Liberalen für eine Reformierung, und die Sozialdemokratie für strikte Abschaffung des Oberhauses. Unter solchen Umständen geschieht überhaupt nichts; sondern alles bleibt beim alten. Da ist doch die Frage aufzurollen, ob hier nicht eine Änderung der Taktik vorzunehmen ist. Die Ansicht (die lange die Geister beherrschte) das preußische Dreiklassenhaus durch Nichtbeteiligung an den Wahlen von selbst unmöglich werden, es in sich verfaulen zu lassen ist schließlich als absurd aufgegeben worden. Das preußische Dreiklassenparlament verfault nicht. Ebensowenig macht sich die bayrische Reichsratskammer von selbst unmöglich. In Landshut ist diese Frage gar nicht erwähnt worden. Es wäre daher wünschenswert, daß dies auf der Tagung im nächsten Jahr geschieht. Da diese in die landtagsfreie Zeit fällt, kann sie besser vorbereitet werden, und es könnte ihr dann auch etwas mehr Zeit zu ihrem eigentlichen Zweck, zur Behandlung der bayrischen Politik und ihrer Methoden, bleiben.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

MAX SOKAL · VON ZIERKUNST UND ARBEIT

HEUTE beginnt die Bohèmegebärde der Kunst, mit der ein Philisterium der Vergangenheit hätte verscheucht werden sollen, sich zu entzerren. Ein unbedingtes Eigenbewußtsein will ihr Klarheit schaffen, und es war auch an der Zeit. Die Fratze des Prinzips, die den Vertretern der gezügelten Ordnung zur Abschreckung entgegengehalten wurde, wurde schließlich zum bleibenden Ausdruck, und die Schablone der herzlich begrüßte Anlaß für die Popularisierung geistigen Elends. Während sich eine neue Abschichtung künstlerischer Sondertendenzen vollzog, waren die Masken einer abgelegten Garderobe an die große Öffentlichkeit verhandelt worden. Man fürchtete kunstunverständig zu sein, wenn man die neue Pose nicht verteidigte, und man erblickte so in ihr den Ausdruck der Zeit. Während die künstlerische Arbeit neuem Gestalten nachsann, wurde die Schablone in den Massen entfesselt. Der *Stil* wurde zu einem Mittel der Volksbeglückung erhoben. Die Güter sind versagt; so sollten es die Linien tun.

Die hohe Kunst ist heute vielfach Besitzfolge und -mittel geworden. Die Massen, die um die Ruhe des Augenblicksminimums kämpfen, sind dem Bedürfnis entfremdet über den drückenden Tag hinaussehen zu wollen. Der Staat gibt dem Künstler die Unabhängigkeit nicht oder nur halb, und nur die langsame und mühsame Arbeit vereinzelter Bestrebungen versucht die Spalte zwischen Volksempfinden und Kunst zu schließen. Aber diese Arbeit ist schwer. Die Wandlungen des künstlerischen Ausdrucks, die ein so großes Getöse im Kreis der um jeden Preis Beteiligten auslösen, daß der naive Erstlingsblick ein geistiges Bedürfnis zu spüren glaubt, während wenig anderes die Feder zu den Worten treibt als die Pein nicht geistreich genug zu sein, werden ein Zeitvertreib für eine kunstbesorgte Minorität. Der Abfall wird dann dem

Volk gespendet. Während die Feinschmecker der Linie und der Farbe in kritischen Genüssen schwelgen und über neue Formulierungen ihrer inneren Erlebnisse brüten, wandern die Mißgeburten ihrer nutzlosen Freiheit in ungezählter Vervielfachung in die ohnmächtige Öffentlichkeit.

Ein aufmerksamer Gang durch eine Arbeitsstadt von heute gibt diesen Abstraktionen Wahrheit und Wirklichkeit. Der Blick kann über all diese in sinnlosen Formen erstarrte Lächerlichkeit nicht hinwegkommen. Reihe an Reihe starren trostlos und grundlos verunstaltete Fassaden auf einen zwecklosen Weg. Wie wenig Freude in diesen erstarrten Formen. Niemand will die nackte Wahrheit sagen, daß für die Sträflinge der städtischen Massenberufe n i c h t s da sei, um ihr Dasein zu heben, und so lügt die Schablone ein Mehr vor, als ob dieses Mehr ein Wunsch und nicht bloß eine hingeworfene Verächtlichkeit wäre. Indes, glücklich schon der, über dessen Haupt sich auch nur ein verunstaltetes Dach schließt. Der Müde denkt nicht an Lüge und an den Betrug der Augen. Die Obdachlosigkeit wohnt weit und breit, während in der City eifrig an den kunstgerechten Auswüchsen der neuesten Ornamentik gearbeitet wird, und alle Arbeitskraft bei Putz und Schmuck gefesselt bleibt.

Die Zweckkunst, wie man das betastende Spiel mit dem künstlerischen Ausdruck heute nennt, und das Kunstgewerbe unterliegen in ihrer Verwendung der freien Disposition des Besitzes, wie jede andere Produktion. Man spreche also ja nicht von einer Freiheit dieser Arbeitsart. Unfrei wie jede Arbeit ist auch sie. Ihre Erlösung von dem Wüten des Klischees ist eine Reinlichkeitssache, ihre Ökonomisierung eine Notwendigkeit.

Es ist müßig Worte über die Ertötung des Lebens durch die Schablone zu verlieren. Der flüchtige Blick, der an Erdachtem hängend ohne Besinnen über die Bilder der Straßen hingleitet, fühlt die groben Angriffe auf sein Auge vielleicht nicht so unmittelbar, aber auch er verfängt sich zuweilen in eine Schlangenlinie, die den Triumph des Geistes über die Materie darstellen soll, oder er wird von den längst erstarrten Formen unbewußt bedrückt. Diese Verquickung von *künstlerisch* genannter Zierarbeit mit den Gebrauchsgegenständen des täglichen Lebens ist nichts als ein Mangel an Sachlichkeit. Die Forderungen des Lebens werden nicht erfüllt, aber sie werden mit spielerischen Farcen umschlängelt. Die Nebensächlichkeit wird zur Aufgabe, und diese zur Begleiterscheinung. Die Sorge um äußere Zutaten ersetzt die Zweckbefriedigung. Bei solcherlei Verfahren hat man immer an einander Rückhalt. Der Alltag, der seine Vervollkommnung in der Verplattung des Außergewöhnlichen sucht und findet, entreißt der Kunst den ihr jeweils besondern Ausdruck, oder was er sonst dafür ansieht, und versucht sich mit den ihm fremden Resten so herzurichten, daß man sehe, es gehe ihm nichts ab. Die Häuser sind schlecht, aber sie sind verziert. Wenn das Äußere eines Hauses nichts weiter sagt als Fenster, Tor und Dach, hat kein Blick Grund haften zu bleiben und ist frei. An Gebrauchsgegenständen (und das Haus ist ein solcher) muß man vorbeisehen können, nicht sie ansehen müssen. Die anmaßende Hohlheit findet sich in ihren Dingen wieder. Jeder Tisch muß eine Art *Individualität* haben, sonst steht er nicht. Die Dinge ringeln sich in der selbstgefälligen Art ihrer Schöpfer in sich zusammen.

In Wien ist jetzt mit dem Sieg eines Neuerers ein Kampf beschlossen worden, der mehr als anderthalb Jahre um die g l a t t e F a s s a d e eines Hauses tobte.

Aber die durch das Wiener Ästhetentum beeinflußte Öffentlichkeit sieht und bekämpft oder verteidigt nur die Fassade d i e s e s Hauses, aber nicht die prinzipielle Bedeutung der Frage. Eine kleine Gruppe der Bevölkerung hat die unmittelbare Bedeutung der Frage allerdings erkannt, das waren die sogenannten *Stukkaturer,* und ihre Beschwerden bewirkten, wie es hieß, die feindselige Haltung der städtischen Behörden gegen die allzuglatte Fassade.

Der Architekt Adolf Loos, der dieses Haus gegenüber der Hofburg baute, hat eine arge Zeit hinter sich, und er hat einen großen Erfolg errungen, wenn man bedenkt, daß er die glatte Fassade behauptet und die niederträchtige Art, mit der in Wien hinterrücks und um die Ecke herum gestritten wird, überwunden hat. Die Fassade seines Hauses, dessen Unterteil marmorbekleidete Geschäftsräume birgt, ist im obern Wohnteil ganz glatt und ohne jede Verzierung. In einem Vortrag, den der Architekt in einem der größten Wiener Säle vor einem dichtgedrängten Auditorium hielt, erzählte er von der Geschichte seiner Qualen und von der widerspruchsvollen, planlosen Haltung der Behörden gleichwie der Öffentlichkeit. Er erinnerte an die vergessene Selbstverständlichkeit, daß die Bauordnung, die man dazu benutzt hatte, um ihm Schwierigkeiten zu machen, wie alle Bauordnungen seit jeher keinen andern Sinn hatte als der Geschmacklosigkeit, nicht aber den der Schmucklosigkeit zu wehren, und daß sie nur der Protzerei steuern sollten, gerade wie die ehemaligen Kleiderordnungen. Schließlich überstand Loos die Kampagne gegen das Haus, die von der Presse und dem Publikum sehr kriegerisch geführt wurde, dank seiner unerschütterlichen Hartnäckigkeit so ehrenvoll, daß die ziellose Übertreibungswut verstummen mußte, und nunmehr die offizielle Öffentlichkeit das Haus in Schutz nimmt. Jetzt steht dieses Haus unberührt auf einem der ersten Plätze Wiens. Es hat den ästhetischen Zungenkampf überstanden. Aber die bedeutungsvollere Seite des Problems ist dem Publikum entschmuggelt worden, und niemand hat es eine grobe Entstellung genannt, daß diese neue Architektur auf den Tummelplatz ästhetischer Spitzfindigkeiten verwiesen wurde, da doch ihre besondere Bedeutung in dem Kampf gegen eine nutzlose, geisterstickende Arbeit liegt.

Man begreift nicht, wie der Öffentlichkeit das klar gesetzte Wort von Adolf Loos unterschlagen werden konnte, das den Ausgangspunkt seiner Bauweise bildet: *Ornament und Verbrechen.* Unter diesem Titel hat Loos in mehreren Städten einen Vortrag gehalten, in dem die Anhaltung zur ornamentierten Arbeit ein Verbrechen genannt wird. Dieser scharfen Fassung wird sofort der Einwand von der schwierigen Definition des *Ornaments* entgegengesetzt werden. Die Ausartung des Ornaments und die *Ausschmückung* von Gebrauchsdingen ist aber so arg, so leicht zu beobachten und auch so weitverbreitet, daß der Kampf noch viel niederzuringen hat, bis er an die Grenzen kommt. Mangelt es hier an einer kunstgerechten Definition, so wird trotzdem jeder begreifen, worum es geht, und die es am besten begreifen, werden k e i n e Definition gelten lassen. Es geht darum, ob jede Arbeit getan werden muß, wenn sie bezahlt wird, und ob geisttötende Arbeit erhaltenswert ist. Es geht darum, daß zwei glatte Häuser besser sind, wenn man die Häuser braucht, als ein kostbar geschmücktes und teuer aufgeputztes. Es geht darum, daß, ehe das Besteck den Tisch verschönt, der Tisch anderer, wenn auch ungedeckt, Speisen tragen muß. Es geht um die Planlosigkeit der Arbeit in einer Gesellschaft, die ihre Kulturhöhe allein an der Bezwingung der Materie (oder auch

an ihrer Mißhandlung) mißt und Menschen geringer achtet denn je. Erkannten Wahrheiten zum Trotz und unter der bewährten Führung der Indolenz wandelt die Gegenwart alle alten Wege. Die Freiheit der Wenigen ist die Knechtschaft der Vielen. Kein Unternehmen wird eine Ausgabe wagen, ehe es nicht die Lebenbedürfnisse unmittelbarster Art stillen kann. Gleichwohl treiben alle Gemeinschaften im Rahmen ihrer Einrichtungen allen möglichen Aufwand unter allen möglichen unsinnigen Vorwänden, ehe ihre Mitglieder überhaupt nur leben können. Aber wenn nicht die Not die Menschen einander nahe bringt, verspüren sie sehr wenig von dem ihnen vermeintlich oft genug verdeutlichten Empfinden für Mitmenschen. Die offenbarsten Notwendigkeiten des Lebens werden den Wehrlosen verweigert, und die Arbeitskräfte, die sie ihnen schaffen könnten, werden zur Erschaffung einer Welt mit einander an Nutzlosigkeit wetteifernder Überflüssigkeiten gefesselt gehalten. Ein Stil, der sich dem Zweck darbietet und die Kunst nicht durch Heranzerrung zu einer ihr wesensfremden Verwendung mißbraucht, ist in seiner programmatischen Einfachheit frei von den schweren Vergehungen einer ohne alle Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit herumtappenden Arbeitsweise. Er spart, und einer lahmen Wirtschaft tut Sparen wohl.

In *Ornament und Verbrechen* untersucht Adolf Loos die Arbeitsgruppe des Kunstgewerbes, der Innen- und Außenarchitektur. Wem würde es im Angesicht einer hochgerühmten Geschmacksindustrie wie der Wiens einfallen das Überhandnehmen dieser Produktionsgruppe als wirtschaftliche Störung zu empfinden? Der Ästhet findet bestenfalls dies oder jenes *grauenvoll* und kauft nachher etwas Ähnliches, aber er würde doch brav in den gewerbefördernden Chorus einstimmen, daß so und so viele Menschen ihren Broterwerb gerade darin finden. Wer aber würde es wagen die Bemerkung zu tun, daß der größere Teil der Luxusindustrie auf dem Niveau des Wohltätigkeitsballs stehe, dessen Wohltaten in verschiedenem Belang die Ballgäste genießen, unter der alten wienerischen Devise *Es kummt a Göld unter d'Leut*? Die Wahnvorstellung, das Glück der Menschen sei beschlossen, wenn sie irgend einen Fetzen benähen oder bemalen, ist noch immer nicht beschämend genug, als daß ihr nicht der öffentliche Segen zu teil würde. Aber die Kultur ist so hoch verstiegen, daß sie solche Worte nicht erreichen. Eine erste Tageszeitung sprach kürzlich von einem »Genuß der Anmut«, der den »Wohlstand« begleitet. Sie schweigt über den Genuß der Armut, von dem sie gemessenen Abstand hält. Es fällt der öffentlichen Verantwortung nicht ein sehen zu wollen, daß die Gütererzeugung einer Bedürfnisskala zu entsprechen hat, deren Ausgangspunkt der Bedarf an Lebensmitteln im weitern Sinn ist, das heißt an Mitteln, die das bloße Leben vermitteln sollen. Zuerst muß der Bedarf an Lebensmitteln gedeckt sein. Erst dann kommen die Güter an die Reihe, die den »Genuß der Anmut« vermitteln sollen.

Die gesellschaftlich überflüssige Arbeit ist aber zugleich eine geisterstickende; zumindest zu einem so großen Teil, daß man davon sprechen muß. Es ist doch nicht gleich, ob und welcher Zweck die Arbeit beseelt. Unter sonst gleichen Bedingungen wird die geistige Verfassung eines von der Zweckmäßigkeit seiner Arbeit überzeugten Arbeiters eine andere sein als die eines in den unübersehbaren Arbeitsmechanismus eingekeilten Menschen, der nicht weiß, was und warum er zu schaffen hat, oder der gar die volkswirtschaftliche Nutzlosigkeit des Arbeitsprodukts kennt.

An dieser Stelle soll nur von einem Teil der Arbeitsverschwendung, von der ornamentierten, der Zierarbeit, von den kunstgewerblichen Auswüchsen die Rede sein. Wenn gar eine längere fachgewerbliche Erziehung darauf verwandt wird neue Linienverschlingungen zu ersinnen, deren Zweck ein künstlerischer Eindruck sein soll und vielleicht nur eine mit Entsetzen gemischte Verblüffung ist, so ist zwischen den Gehirnen des Ornamentersinners und eines Stallknechts, der eine Mistgabel zusammenrichtet, das des zweiten zu wählen. Unsere künstlerisch hohe Kultur ist nichts gegen einen solchen wirklichen Gebrauchsgegenstand. Dies sei trotz aller Entrüstungsgesten über solch einen Vergleich ruhig ausgesprochen. Die Menschen, die an die Arbeitsarten der *hinzutuenden* Gewerbe gekettet sind, werden dem wahren Zweck aller menschlichen Arbeit zuvörderst lebensnotwendige Güter zu schaffen mehr und mehr entfremdet. Sie vermehren die Masse der durch die immer vehementer um sich greifende Arbeitsteilung mechanisierten Menschen. Was soll dem gegenüber das geweihte Wort *Einsicht in das Ganze*? Die Menschen, die lediglich unter der Einsicht handeln ihr bißchen Brot zu erwerben, sehen nicht, was sie als Entgelt an Arbeit leisten. Sie tun das Verlangte, solange sie vermögen. *Arbeitsbefriedigung* klingt bei solcher Abstumpfung mehr als Hohn. Wem es nicht klar ist, welches geistige Leiden eine Tätigkeit der Zierarbeit mit sich bringt, der frage doch einen solchen Arbeiter, woran er außer an seine Sorgen und an den Arbeitsschluß während seiner Arbeit noch denkt. Man wird auch nicht behaupten können, daß ein heutiger Durchschnittsarbeiter die allgemein nützliche von der relativ unnützen Produktion nicht zu sondern vermag.

Puritanismus ist kein Schimpfwort. Aus ihm ist alle Größe und Macht geworden, die heute die Welt beherrscht. Und wir hätten allen Grund so lange puritanisch zu sein, bis wir die Mittel haben unser Leben *anmutig* zu gestalten.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

RUNDSCHAU

ÖFFENTLICHES LEBEN

Genossenschaftsbewegung / Gertrud David

Österreich Auch in unserm Nachbarland geht es vorwärts, obwohl die Konsumvereinsbewegung dort ebensowenig wie bei uns sich einer freundlichen Förderung von oben herab zu erfreuen hat. Das kürzlich ausgegebene Jahrbuch des *Zentralverbands österreichischer Konsumvereine* berichtet über die Fortschritte des Jahres 1910. Ende dieses Jahrs waren dem Verband 512 Genossenschaften angeschlossen, das sind 27 mehr als zu Ende des Vorjahrs. Darunter befanden sich 416 Konsumvereine mit 249 457 Mitgliedern, gegen 388 Vereine mit 224 047 Mitgliedern im Jahr 1909. Der Gesamtumsatz der Konsumvereine belief sich 1910 auf 77,9 Millionen Kronen, wobei ein Reingewinn von 3 269 878 Kronen erzielt wurde. Die Geschäftsanteile der Mitglieder betrugen 3,8 Millionen, die Reservefonds, Spareinlagen, und Anleihen 7,0 Millionen Kronen. Ferner gehörten dem Verband noch 52 Produktiv- und 14 Wohnungsgenossenschaften an. Zur Statistik berichteten 36 Produktivgenossenschaften mit 2541 Mitgliedern, einem Gesamtumsatz von 5,7 Millionen und einem Reingewinn von 204 000 Kronen. Die Geschäftsanteile hatten die Höhe von 555 000 Kronen, die Reservefonds die von 217 000 erreicht, Wie der Bericht mitteilt, sind die meisten Produktivgenossenschaften noch nicht über die Anfangsschwierigkeiten hinaus; sie laborieren noch an Kapitalmangel.

Für die österreichische Großeinkaufsgesellschaft liegen bereits die Ziffern des letzten Jahres vor. Ihr Umsatz stieg von 20 082 752 Kronen im Jahr 1909 auf 22 292 651 Kronen in 1910 oder um 11,0 %. Die Steigerung ist damit wesentlich kleiner als die des Jahres vor-

her. Es wurde ein Reingewinn von 186 407 Kronen erzielt. Im August 1911 bezog die Gesellschaft ihr neues Zentralmagazin in Wien, in dem sich auch die Kaffeerösterei (bis jetzt der einzige Produktionszweig der Gesellschaft) befindet. Am Schluß des Jahres wurden 173 Personen beschäftigt.

Der *Zentralverband* gibt nicht weniger als 5 Organe heraus; eine Folge der Vielsprachigkeit des Landes. Das deutsche Fachblatt *Der Konsumverein* erscheint in einer Auflage von 4650 Exemplaren, das tschechische in einer solchen von 1350 Exemplaren. Das populäre Organ *Der Pionier* wird in 77 000 Exemplaren, die tschechische Ausgabe dieses Blatts in 12 000, die polnische in 2800 Exemplaren hergestellt. Für Böhmen besteht seit dem 1. Juli 1910 ein besonderes Landessekretariat mit 2 Sekretären. Es soll den Rückgang der böhmischen Genossenschaften, die sich infolge separatistischer Streitigkeiten von der allgemeinen Bewegung abzusondern beginnen, aufhalten, was ihm aber bis jetzt nicht gelungen ist.

× ×

Österreich: Genossenschaftstag 1912

Der 10. Verbandstag des *Zentralverbandes österreichischer Konsumvereine* fand am 27. und 28. Juni in Graz statt. Er war wegen der ungünstigen Lage des Kongreßorts schwächer besucht als die früheren, nahm aber unter dem Vorsitz des Verbandsobmanns Abgeordneten Dr. Renner einen äußerst anregenden Verlauf. Die beiden wichtigsten Punkte der Tagesordnung waren die Frage der Bau- und Wohnungsgenossenschaften und das Verhältnis der Konsumvereine zur Gewerbeordnung.

Die erste Frage ist dadurch aktuell geworden, daß das österreichische Parlament eine Reihe von Gesetzen beschlossen hat, die als erste Ansätze einer staatlichen Wohnungsfürsorge betrachtet werden können, und die vor allem der gemeinnützigen Bautätigkeit eine Reihe von Erleichterungen bringen. Immerhin bleibt für die Baugenossenschaften noch die schwierige Frage der Kapitalsbeschaffung zu lösen. Dr. Renner, der zu diesem Punkt das Referat hatte, begründete eine Resolution, die den Verbandsvorstand auffordert die Fragen einer Organisation der Sparkraft der Bevölkerung, der Beschaffung eines gemeinnützigen Kreditinstituts und den in Deutschland unternommenen Versuch einer Volksversicherung zu studieren und dem nächsten Verbandstag darüber Bericht zu erstaaten. Der Verbandstag beschloß entsprechend.

Zur Frage *Gewerbeordnung und Konsumvereine* hatte Dr. Frey das Referat Er wendete sich gegen die in Österreich immer mehr überhand nehmende Praxis der Behörden die Konsumvereine zu gewöhnlichen Handels- und Gewerbebetrieben zu stempeln, sie der Gewerbeordnung zu unterwerfen und in zünftlerischem Interesse allerlei Schikaniereien auszusetzen. Er protestierte auch gegen die unklare und zweideutige Fassung des neuen Genossenschaftsgesetzentwurfs, durch die diese Praxis der Behörden begünstigt werde. Der Genossenschaftstag schloß sich einstimmig diesem Protest an und nahm außerdem eine weitere Resolution an, durch die die Genossenschaften aufgefordert werden über alle Rechtsfälle, durch die sie geschädigt werden könnten, dem Vorstand Bericht zu erstatten.

In der Generalversammlung der Großeinkaufsgesellschaft, die im Anschluß an den Verbandstag stattfand, erstattete der Geschäftsführer Kokrda den Bericht für 1911, dessen Zahlen oben mitgeteilt wurden. Nach kurzer Debatte wurde eine Erhöhung des Stammkapitals von 750 000 auf 1 Million Kronen beschlossen. Die Verteilung des Reingewinns wurde in der von der Verwaltung vorgeschlagenen Weise vorgenommen; nach Verzinsung der Geschäftsanteile wurde der ganze Überschuß den verschiedenen Fonds überwiesen.

× ×

Landwirtschaftliche Genossenschaften

Vom 11. bis zum 13. Juli fand in Dresden der 28. Genossenschaftstag des *Reichsverbandes deutscher landwirtschaftlicher Genossenschaften* statt. Sehr im Gegensatz zu den Konsumvereinen erfreuen sich ja die landwirtschaftlichen Genossenschaften der lebhaftesten Anerkennung und Förderung von oben, obwohl ihre Tätigkeit auf gar nichts anderes hinausläuft als die der genossenschaftlichen Aschenbrödel der Gesetzgebung, nämlich auf die Ausschaltung kleiner wirtschaftlicher Existenzen und Organisierung der vorher von diesen planlos geleisteten Arbeit. So war also auch dieser Kongreß von einer Reihe von Ehrengästen mit hohen Namen und Titeln besucht. Den Vorsitz hatte der Generalanwalt Geheimrat Haas übernommen, der von schwerer, mehrjähriger Krankheit wieder genesen ist. Unter den Begrüßungsreden ist die des sächsischen Staatsministers Grafen Vitzthum von

Eckstädt erwähnenswert, der darauf hinwies, daß die sächsische Regierung einen durch den letzten Etat auf 9 Millionen Mark erhöhten Fonds zur Gewährung von Darlehen an landwirtschaftliche Genossenschaften bestimmt hat. Der Redner hob ferner in einer gar nicht übel durchdachten Ausführung hervor, daß die Genossenschaften einen Ausgleich zwischen Individualismus und Kommunismus darstellten, worauf ihre Hauptbedeutung in der gegenwärtigen Zeit schwerer sozialer Kämpfe beruhe.

Dem von Generalanwalt Haas erstatteten Jahresbericht ist zu entnehmen, daß die Zahl der landwirtschaftlichen Genossenschaften im ganzen Reich gegenwärtig 26 026 beträgt. Es sind dies 16 735 Spar- und Darlehnskassen, 2373 Bezugsgenossenschaften, 3467 Molkerei-, 3353 sonstige und 98 Zentralgenossenschaften. Davon gehören 20 435 Genossenschaften, die in 41 Bezirks- und Landesverbände organisiert sind, dem *Reichsverband* an. Die Zentralein- und -verkaufsgenossenschaften des *Reichsverbandes* setzten im letzten Jahr für 220 Millionen landwirtschaftliche Bedarfsartikel und für 95 Millionen Mark Erzeugnisse ab. Die Zentraldarlehnskassen hatten 1911 einen Umsatz von 303 Millionen Mark, gegen 261 im Vorjahr.

Die Verhandlungen des Genossenschaftstags trugen zum großen Teil einen ausgesprochenen programmatischen Charakter. So hielt Professor Dade einen Vortrag *Die sittliche und wirtschaftliche Kraft der Genossenschaftsbewegung in der deutschen Landwirtschaft,* in dem er für eine politische Einigung der deutschen Landwirtschaft (natürlich im konservativen Sinn) Propaganda machte. Dabei entwickelte er ganz eigentümliche Theorieen über die Begrenzung des genossenschaftlichen Gedankens. Er bezeichnete ihn selbst als sozialistisch, meinte aber, daß gegenüber dieser sozialen Tendenz die individualistische nicht zu kurz kommen dürfe. »So würde eine Ausdehnung der genossenschaftlichen Bewegung«, heißt es in der von ihm empfohlenen Resolution, »auf den wichtigsten Faktor der Produktion, den Grund und Boden, also auf den landwirtschaftlichen Betrieb selbst, nicht zu empfehlen sein, weil dadurch die Entfaltung der persönlichen Fähigkeiten des einzelnen Landwirts, seine Selbständigkeit und sein Gefühl der Verantwortung auch gegen seine Familie und gegen den Staat leiden würden und dadurch außerdem der Ackerbau seines urgermanischen Charakters als des Eigenbetriebs in der Familie entkleidet würde.« Diese Motivierung ist jedenfalls sehr angreifbar. Man kann aus der seitherigen Erfahrung geschöpfte gewichtige Bedenken gegen die genossenschaftliche Bewirtschaftung des Grund und Bodens hegen. Wenn aber tatsächlich der genossenschaftliche Betrieb auch auf diesem Gebiet dem privaten überlegen wäre (und nur in diesem Fall könnte ja seine Einführung überhaupt in Frage kommen), dann dürften derartige ideologische Gründe wie das angeblich gefährdete Verantwortlichkeitsgefühl des Familienvaters oder gar die Rücksicht auf den »urgermanischen Charakter« des Ackerbaus, wobei sich der Herr Professor noch in einem kleinen historischen Irrtum befindet, absolut keinen Gegenstand bilden. Natürlich wurde die vorgelegte Resolution einstimmig angenommen.

Weit schlimmer trieb es der Geheime Oberregierungsrat Dr. Kapp, der über die Bedeutung der öffentlichen Lebensversicherung für die ländliche Bevölkerung unter Mitwirkung der Genossenschaften und ihrer Verbände sprach. Sein Referat war in der Hauptsache ein gerade an dieser Stelle kaum zu erwartender von einer ebenso großen Gehässigkeit wie sachlichen Unkenntnis Zeugnis ablegender Angriff gegen die demnächst ins Leben tretende gewerkschaftlich-genossenschaftliche Volksversicherung. Statt sich in dem von Konkurrenzneid getragenen Kampf der privaten Lebensversicherungsgesellschaften gegen die Selbsthilfe der gewerkschaftlich und genossenschaftlich organisierten Volksmassen unbedingt auf die Seite des Volks zu stellen, machte Herr Dr. Kapp die Regierung scharf gegen die »sozialdemokratische Volksversicherung«, ein Unternehmen, das »auf die Untergrabung unserer Staats- und Gesellschaftsordnung gerichtet« sei, und dem deshalb die staatliche Genehmigung zu versagen wäre. Zugleich empfahl er den landwirtschaftlichen Genossenschaften, um den Abfluß der in der Lebensversicherung zusammenfließenden großen Sparkapitalien in die Großstädte und die Industriezentren zu verhindern, die »Ergänzung der reichsgesetzlichen Zwangsversicherung durch eine auf freier Selbsthilfe beruhende Kapitallebensversicherung im Weg einer großzügig ausgestalteten Volksversicherung.« Wenn also die Arbeiter sich eine Volksversicherung schaffen, so treiben sie Staatsumsturz, wenn die Bauern (etwas sehr *post fe-*

stum) auf die selbe Idee kommen, ja, Bauer, so ist das eben etwas ganz anderes. Nun das Geschrei der privaten Lebensversicherungen auch gegen dieses Unternehmen (vorausgesetzt, daß überhaupt etwas daraus wird) wird den Herrn Oberregierungsrat schon darüber belehren, daß dem Kapitalismus eine staatstreu gefärbte Konkurrenz ebenso unangenehm ist wie eine angeblich rötlich leuchtende. Der Genossenschaftstag nahm die vorgelegte Resolution an.

× ×

KurzeChronik Das preußische statistische Landesamt hat kürzlich eine Übersicht über den Stand der deutschen eingetragenen Genossenschaften zu Beginn der Jahre 1910, 1911 und 1912 veröffentlicht. Leider ist die Statistik sehr unvollkommen, da sie nur die Zahl der Genossenschaften, nicht aber die der Mitglieder und ebensowenig etwas über die Geschäftsergebnisse bringt. Es bestanden in Deutschland zu Beginn des Jahres 1910 29 437 Genossenschaften, 1911 30 489 und 1912 31 771. Unter den im Jahr 1912 gezählten Genossenschaften befanden sich 18 052 Kredit-, 2117 landwirtschaftliche und 393 gewerbliche Rohstoff-, 1325 landwirtschaftliche und 316 gewerbliche Werkgenossenschaften, 236 Wareneinkaufsvereine, 17 Maschinen-, 476 landwirtschaftliche und 109 gewerbliche Magazingenossenschaften, 3878 landwirtschaftliche und 382 gewerbliche Produktiv-, 356 Zuchtviehgenossenschaften, 2321 Konsumvereine, 1176 Wohnungs- und Baugenossenschaften und 115 Vereinshäuser. × Der 9. Genossenschaftstag des *Hauptverbandes deutscher gewerblicher Genossenschaften,* der in Straßburg tagte, betrachtete es als seine Aufgabe Front gegen die Konsumvereine zu machen, die angeblich die ihnen zugewiesene Aufgabe überschritten hätten und zu einer schweren Gefahr für den kaufmännischen und gewerblichen Mittelstand geworden seien. Es wurde deshalb die Einführung einer Umsatzsteuer für Konsumvereine verlangt. × Auch die Rabattsparvereinler, die im Juli in Stettin ihre Tagung abhielten, wobei 80 Delegierte 425 Vereine mit rund 66 000 Mitgliedern vertraten, konnten es sich natürlich nicht versagen wiederum gegen die Konsumentenorganisationen Sturm zu laufen. Es wurde eine Resolution angenommen, in der die Regierung aufgefordert wird bei der Verabschiedung der Novelle zum Einkommensteuergesetz dahin zu wirken, daß die in der 1. Kommissionsberatung angenommenen Bestimmungen (durch die den Konsumvereinen die Festsetzung eines bestimmten steuerfreien Rabatts unmöglich gemacht wird) Annahme finden. × Die genossenschaftliche Einigung Frankreichs soll nun endlich Tatsache werden. Die Verschmelzung wird in der Weise vollzogen werden, daß die Einkaufszentrale der neutralen *Union coopérative* in Bordeaux in das Pariser *Magasin de gros des coopératives socialistes et ouvrières* übergeht, wobei aber die Worte *socialistes* und *ouvrières* als Zugeständnisse von der andern Seite fallen sollen. Die beiden Sekretäre sollen zukünftig gemeinschaftlich ihres Amtes walten. Wenn bloß nichts wieder dazwischen kommt!

× ×

Literatur Das Verhältnis von Konsumvereinen und Kleinhandel behandelt der Direktor des *Hauptverbandes deutscher gewerblicher Genossenschaften,* Richard Hetz, Amtsrichter a. D., in einer Schrift, die *Konsumvereine, Kleinhändler und Handwerker* betitelt ist /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/. Wenn man nicht schon an Angriffe auf die Konsumvereine aus dem Lager der gewerblichen Genossenschaften gewöhnt wäre (sitzt doch der Hauptgesetzesmacher gegen die Konsumvereine im preußischen Landtag, der Abgeordnete Hammer, im Ausschuß des genannten Verbands), so würde man diesen Leistungen eines Genossenschafters gegen Genossenschaften mit dem größten Erstaunen gegenüberstehen. Es ist immerhin ungewöhnlich, wenn ein Direktor eines genossenschaftlichen Verbands für die eigentliche Idee der Genossenschaft, für das in ihr liegende höhere Wirtschaftsprinzip keinen Funken von Verständnis hat, wenn er *seine* Genossenschaften empfiehlt und nach Möglichkeit vom Staat gefördert sehen möchte, weil sie Schichten der Bevölkerung, als deren Interessenvertreter er sich fühlt, Nutzen bringen, und andere Genossenschaften, die eben diese Bevölkerungskreise schädigen könnten, obwohl sie für andere weit größere und wichtigere Bevölkerungsschichten von Vorteil sind, in der gehässigsten Weise bekämpft und gesetzliche Maßnahmen gegen sie verlangt, wie sie die überhitzteste Phantasie unserer Konsumvereinstöter noch kaum geboren hat. Jedermann, der eine Sache verficht, sucht ihr natürlich den Anschein des Rechts zu geben. Auch Hetz

tut dies, und er schließt dabei folgenden *circulus vitiosus*. Er »stellt zunächst fest«, daß die Konsumvereine nicht in der Lage sind die kapitalistische Wirtschaftsepoche abzulösen und durch die genossenschaftliche zu ersetzen; aus den und den Gründen. »Folglich« ist ihre gegebene Aufgabe die heutige Wirtschaftsordnung nur zu ergänzen (wo sie nämlich reparaturbedürftig ist). »Folglich« überschreiten sie die ihnen zukommenden Aufgaben, wenn sie sich so entwickeln, daß sie die heutige Wirtschaftsordnung in irgendeinem Punkt zu erschüttern drohen. »Folglich« müssen sie dann unterdrückt werden. Es lohnt sich nicht über Beweisgründe, die sich auf so einer Logik aufbauen, ernsthaft zu diskutieren. Nur die Konsequenzen, zu denen der Verfasser kommt, seien erwähnt, teils der Kuriosität halber teils weil es bei der heutigen Art der Mittelstandsretterei gar nicht ausgeschlossen ist, daß über kurz oder lang entsprechende Anträge in den Parlamenten gestellt werden. Von einem direkten Verbot der Konsumvereine will Hetz absehen, weil das zu viel böses Blut machen würde. Dagegen empfiehlt er neben einer Anzahl kleinerer Mittel, wie Verbot des Lieferantengeschäfts, des Verkaufs der selbstproduzierten Waren an Nichtmitglieder, Entziehung der Schankkonzession usw., die weitgehendste steuerliche Bedrängung. Der Antrag Hammer zum neuen preußischen Einkommensteuergesetz, der den festen Rabatt der Konsumvereine zur Steuer heranziehen will, ist ihm nicht weitgehend genug, weil ja die Vereine durch Herabsetzung ihrer Verkaufspreise sich zu einem großen Teil dieser Steuer entziehen könnten. Er verlangt daher statt dessen eine Umsatzsteuer, und zwar eine progressive. Sie soll mit 1 % des Umsatzes bei Vereinen mit unter 40 000 Mark Umsatz beginnen und auf 5 % bei solchen mit über 2 Millionen Mark Umsatz steigen. Da die Konsumvereine leicht 11 % Reingewinn erzielen könnten, so dürfte ein solcher Betrag »nicht als zu hoch erscheinen«. Der Herr will also den größeren Konsumvereinen fast die Hälfte ihres gesamten Überschusses und den kleinsten immer noch 10 % wegsteuern und hält dies noch für sehr bescheiden. Die Krone bildet aber folgender Vorschlag. Damit die Konsumvereine nicht wie die Hamburger *Produktion* durch Verwandlung in eine Aktiengesellschaft sich der Ausnahmebehandlung entziehen können, soll außerdem durch Gesetz bestimmt werden, daß auch solche Personenvereinigungen oder Gesellschaften, die den Großbezug oder die Herstellung für Konsumentenorganisationen vornehmen, der Steuer unterworfen werden. Auf dem freien Markt konkurrierende Privatbetriebe sollen natürlich nicht getroffen werden. Die Auslassungen des Verfassers sind hier ausführlich behandelt worden, nicht wegen der tatsächlichen Bedeutung der Schrift sondern nur, um zu zeigen, wie weit der Haß gegen die Konsumvereine heute geht, und welche seltsamen Blüten er treibt.

Staatssozialismus / Wilhelm Schröder

Allgemeine Tendenz

Das reichsstatistische Amt brachte Ende Juli 1912 in den *Vierteljahrsheften zur Statistik des Deutschen Reichs* eine Darstellung der Finanzen des Reichs und der Bundesstaaten, die auf den Voranschlägen für 1911 und den Rechnungsabschlüssen für 1909 beruht. Die darin mitgeteilten Zahlen sind vor allem im Hinblick auf die Lage des Staatssozialismus in der Gegenwart von Bedeutung. Das Reich und die Einzelstaaten haben danach im Jahr 1911 nicht weniger als 9200 Millionen Mark eingenommen und ausgegeben; das macht auf den Kopf der Bevölkerung des Reichs 142 Mark. Zu der Summe von mehr als 9 Milliarden Mark sind noch die in der Reichsstatistik nicht mit angeführten Einnahmen und Ausgaben der Gemeinden hinzuzuzählen, die nach oberflächlicher Schätzung nicht wesentlich hinter denen des Reichs und der Einzelstaaten zurückbleiben werden. Mehr als zur Hälfte beruhen die Einkünfte auf Erwerb. In dieser Form nehmen Reich und Staat 4842 Millionen Mark ein. Es kommen hierbei in Betracht Eisenbahnen, Bergwerke, Domänen, Forsten, Banken, Post, Telegraph, Lotteriebetriebe, Elektrizitätswerke, Gasanstalten usw. Das Reich ist dabei verhältnismäßig am wenigsten beteiligt, es zieht aus Erwerbseinkünften bei einem Etat von 3,2 Milliarden nur 905 Millionen, während 3937 Millionen auf die Einzelstaaten entfallen; diese 3937 Millionen bilden fast zwei Drittel der einzelstaatlichen Gesamtetats. Der Reinertrag der Bundesstaaten aus den werbenden Anlagen beträgt 270,6 Millionen, der des Reichs beträgt 121,4 Millionen Mark, wovon mehr als zwei Drittel auf Post und Telegraphen entfallen. Im übrigen verteilen sich die Reinerträge aus den Erwerbsunternehmungen auf die einzelnen

größeren Staaten folgendermaßen: Preußen 644,8, Bayern 131,6, Sachsen 54,6, Württemberg 40,9, Baden 25,5 und Hessen 18,1 Millionen. Bei den übrigen Staaten bleiben die Reinerträge hinter 10 Millionen zurück.

Diese Zahlen lassen erkennen, daß heute ohne Erwerbsunternehmungen eine geordnete Staatswirtschaft überhaupt nicht mehr möglich ist. Und da der Erfahrung nach bei Reich, Staat und Gemeinde das Streben nach Erwerbsquellen ständig zunimmt, so gehört die Frage nach der Sozialisierung der Kulturmenschheit im Grunde genommen schon seit mehreren Jahrzehnten überhaupt nicht mehr zu den umstrittenen.

Aber auch die Unantastbarkeit des Privateigentums ist längst nicht mehr das Schibboleth, das die Anhänger der bürgerlichen Ordnung von der umstürzlerischen Sozialdemokratie scheidet. Am meisten hüten noch die Konservativen das ehedem liberale Dogma; doch auch bei ihnen wird manche Stütze unzuverlässig. So läßt sich der Politiker Dietrich von Oertzen, ein Mann, der nicht allein gegen die Sozialdemokratie sondern auch gegen das Reichstagswahlrecht eifrig zu Felde zieht, bei einer nachträglichen Betrachtung des evangelischsozialen Kongresses im *Reichsboten* folgendermaßen aus: »Es muß zugegeben werden, daß hier die Beseitigung der großen Schäden des Privatbetriebs durch *Vergesellschaftung* etwas Bestechendes haben kann. Aber, ganz allgemein gestellt, kann doch auch hier die Frage nach dem Sozialismus nicht bejaht werden. Es gibt auch Großbetriebe, zum Beispiel solche, die mit dem Geschmack des Publikums, mit der Mode, zu tun haben, die für Staatsbetrieb ohne Zweifel ungeeignet sind. Dagegen gibt es dann freilich auch andere, bei denen man den Staatsbetrieb nur befürworten, und Verstadtlichung oder Verstaatlichung mit starkem Recht fordern kann. Sehr richtig ist als Beispiel in Essen der Kohlenbergbau genannt worden, mit dessen privater Ausbeutung in der Tat die allergrößten Mißstände verbunden sind. Gibt es denn nun aber (darauf kommt es an) allgemeine Gesichtspunkte, nach denen man die Betriebe scheiden könnte, die sich für Gemeinbetrieb respektive für Privatbetrieb eignen? Die Antwort mag eine zweifache sein. Sozialismus ist erstens am Platz bei allen denjenigen Großbetrieben, die ein großes öffentliches Interesse befriedigen. An großen allgemeinen Interessen soll der einzelne sich nicht bereichern. Und zweitens hat die öffentliche Gewalt alle diejenigen Betriebe selbst zu übernehmen, die ein Monopol in Privathand bedeuten. Denn Trusts und Syndikate sind verderbliche Gebilde. Gewiß ist in dieser Frage das letzte Wort noch nicht gesprochen. Aber sie steht so sehr auf der Tagesordnung, daß alle Parteien sich mit ihr abfinden und versuchen sollten ein festes Programm zu gewinnen. Die Verstaatlichung des Steinkohlenbergbaus, die Produktion der Armee- und der Eisenbahnbedürfnisse in eigenen Werken, sind Forderungen, denen konservative Bedenken nicht entgegenstehen.«

Es scheint also, daß man im Lager der Rechten die Depossedierung der Thyssen, Stinnes und Krupp ohne Schmerz ertragen würde.

× ×

Arbeitslosenversicherung

Für unsere sozialpolitischen Zustände ist die Behandlung, die man auf sogenannter *staatserhaltender* Seite dem Problem der Arbeitslosenversicherung angedeihen läßt, recht bezeichnend. Ende Juli wurde in der Presse von einer angeblichen Äußerung des badischen Ministers von Bodman Notiz genommen. Danach soll der Bundesrat sich zurzeit mit der Frage der Arbeitslosenversicherung befassen, so daß von einem bemerkenswerten Fortschritt auf sozialpolitischem Gebiet die Rede wäre. Die Äußerung des badischen Ministers stände nun allerdings im scharfen Widerspruch zu einer Erklärung, die der Staatssekretär von Delbrück vor einigen Monaten im Reichstag abgegeben hat. Nach Herrn von Delbrück wäre die Arbeitslosenversicherung, wenn sie überhaupt in Fluß kommen sollte, nur durch die Kommune zu fördern. Die Frage hänge so eng zusammen mit einer Reihe von Aufgaben der Gemeinden, sie sei auch so von deren besonderen wirtschaftlichen Verhältnissen abhängig, daß an eine andere Lösung als auf kommunaler Grundlage vorläufig nicht zu denken sei. Dem Einwand, daß das Reich dennoch die Sache in Angriff nehmen könne, begegnete der Staatssekretär mit der Wendung, daß für eine solche gesetzliche Regelung zurzeit noch alle Unterlagen fehlten. Ehe die Dinge in den einzelnen Gemeinden nicht weiter gefördert seien, wäre das Reich völlig außerstande auf gesetzlichem Weg der Frage näherzutreten. Nun haben ja einige Gemeinden bereits die Arbeitslosenversicherung ein-

geführt, so Straßburg im Elsaß schon vor mehreren Jahren, Schöneberg im Januar 1911 und Stuttgart durch einen Beschluß am 1. August dieses Jahres. Aber diese kommunale Arbeitslosenfürsorge, die der preußische Staatssekretär seiner Angabe nach weiter entwickelt sehen will, stößt in der gesamten konservativen Presse auf eine erbitterte Gegnerschaft. Die Versicherung ist in den erwähnten Gemeinden nach dem sogenannten *Genter System* eingerichtet. Also die Gewerkschaften erhalten für jeden Fall, in dem sie ein Mitglied bei Arbeitslosigkeit unterstützen, einen Zuschuß; außerdem richten die Gemeinden für die Nichtorganisierten eine besondere Versicherung ein. Nun tritt ein, was niemanden verwundern sollte: Die Nichtorganisierten fühlen sich der Sorge für ihre Familie enthoben und denken nicht, oder nur in Ausnahmefällen, an eine Versicherung gegen Arbeitslosigkeit, und die kommunalen Zuschüsse kommen somit zum größten Teil den organisierten Arbeitern zugute. Die reaktionäre Presse bezichtigt daher die Gemeinden der Unterstützung der Sozialdemokratie und bringt so den Philister gegen die Arbeitslosenversicherung überhaupt auf.

Aber noch ein anderer Weg wird von der arbeiterfeindlichen Presse eingeschlagen. Die *Rheinisch-Westfälische Zeitung* ist bekanntlich das Sprachrohr jener Großindustriellen, die nach dem Ausspruch des alten Herrn Bueck die Gewerkschaften mit unerschütterlichem Willen vernichten und niederschlagen wollen. Diese Zeitung bewies nun Ende Juli in einer Erörterung über die Arbeitslosenunterstützung durch Reich oder Kommunen, daß beides überhaupt nicht nötig sei, weil die Gewerkschaften selbst diese Unterstützung längst eingeführt hätten. Es wird kaum anzunehmen sein, daß die *Rheinisch-Westfälische Zeitung* ihre Sinnesrichtung geändert und sich zu der Ansicht bekehrt hat, daß schon um der Arbeitslosenunterstützung willen die Unorganisierten durch das Unternehmertum den Gewerkschaften zugeführt werden sollten. Der Hinweis des großindustriellen Blattes ist mithin nichts als eine Verlegenheitsfloskel; sie soll gleichfalls die öffentliche Meinung gegen die staatliche und kommunale Arbeitslosenunterstützung einnehmen.

×

Bayern: Wasserkräfte Im bayrischen Abgeordnetenhaus gab es Mitte Juli lebhafte Erörterungen wegen der Ausnutzung der Wasserkräfte des Landes. Im Jahr 1910 hatte der Landtag den Ausbau des Walchensees beschlossen: Nicht nur die bayrischen Staatsbahnen sollten auf diese Weise mit elektrischer Kraft betrieben, auch die Industrie des Landes sollte billig mit Elektrizität versorgt werden. Die heutige Regierung verschleppt jedoch diese Angelegenheit und läßt es zu, daß der Berliner Elektrizitätskonzern immer mehr auch in Bayern festen Fuß faßt. In der Kammer der Reichsräte war man bereits so weit die Regierung zum Aufgeben ihres Plans von 1910 aufzufordern; etwas abgeschwächt riet in der Abgeordnetenkammer der Abgeordnete Oser im Namen des maßgebenden Zentrums den Ministern sich in der Sache nicht zu überstürzen. Der sozialdemokratische Abgeordnete Adolf Müller erhob gegen die Zentrumspartei die Anschuldigung, daß sie heute in dieser wichtigen Frage die Interessen des großen Privatkapitals vertrete. Grundsätzlich halte aber die Sozialdemokratie daran fest, daß die Wasserkräfte nur durch den Staat ausgebaut werden sollen. Es werde dem frühern Verkehrsminister vorgeworfen, daß er die Vorarbeiten verschleppt habe; sei dies der Fall, dann müsse dem Beamten der Prozeß gemacht werden; andernfalls habe er sich gegen derartige Angriffe zu verteidigen. Der Verkehrsminister gab jetzt der Dürre des vorigen Sommers, die die Berechnungen umgestoßen hätte, die Schuld an dem langsamen Fortgang der Arbeiten. Bestimmte Beschlüsse wurden in der Angelegenheit nicht gefaßt.

×

Kurze Chronik Ende Juli hat die Abgeordnetenkommission zur Beratung des preußischen Wassergesetzentwurfs ihre 1. Lesung erledigt. In einem Bericht, den ein Mitglied der Kommission, der Abgeordnete Gerhardus, in der *Kölnischen Volkszeitung* veröffentlichte, heißt es über die Ergebnisse der Beratungen: »Ob die an sich wohl zweifellos richtigen Grundgedanken des Gesetzentwurfs, wonach: 1. für die Benutzung der Wasserläufe in erster Linie das Gemeinwohl maßgebend sei; 2. im übrigen jedoch die Durchführung nützlicher wirtschaftlicher Unternehmungen jedermann und nach jeder Richtung ermöglicht, und 3. im Fall etwaiger Kollisionen die Benutzung der Wasserläufe in einer den Interessen aller Berechtigten nach billigem Ermessen entsprechenden Weise im Ausgleichsverfahren geregelt

werden soll, in einer die gesamte Volkswohlfahrt gewährleistenden Weise durchgeführt sind, wird weiter zu prüfen sein von den in Betracht kommenden wirtschaftlichen und kommunalen Interessentenkreisen.« × In München tagte am 24. Juni die Hauptversammlung des *Bayrischen Landesvereins zur Förderung des Wohnungswesens*. Zu dem Thema *Wohnungsfrage und Enteignungsrecht* wurde eine Resolution angenommen, die die Unterstützung des Kleinwohnungbaus durch den bayrischen Staat zwar anerkennt, um so mehr aber bedauert, daß alle Versuche zur Reform des Enteignungs- und Ortsstraßenrechts bisher gescheitert sind. Es wird dann die bestimmte Erwartung ausgesprochen, daß dem Landtag in seiner nächsten Session endlich die seit Jahren verheißenen Vorlagen über das Zwangsenteignungsrecht für Ortsstraßen, Herstellung von Ortsstraßen und Umlegung von Baugrundstücken zugehen werden.

Geistige Bewegung / Wilhelm Hausenstein

Rousseau

Man hat unlängst mit zahllosen Gedenkartikeln die 200. Wiederkehr des Geburtstags Rousseaus gefeiert. Die Zahl dieser Artikel soll nun hier nicht um einen weitern vermehrt werden. Aber ich möchte die Aufmerksamkeit der Leser auf ein kleines Buch über Rousseau lenken, dessen 2. Auflage zufällig in einem Augenblick erschien, in dem sie von selbst den Charakter einer Säkularschrift annahm: Ich meine das gediegene Büchlein des Erlanger Philosophen Paul Hensel *(Rousseau* /Leipzig, Teubner/). Diese Darstellung entspricht zwar nicht durchweg den Auffassungen und den Interessen, die wir als Sozialisten an das Problem *Rousseau* hinanbringen. Manche Linien des Problems, die uns besonders erregen, sind in Hensels Buch nur dünn gezeichnet. Manche fehlen ganz. So vermißte ich den Nachweis der Beziehungen, die zwischen Rousseaus sozialphilosophischen Normen und der Verfassungsgeschichte seiner Vaterstadt, überhaupt zwischen Rousseaus Abstraktionen und der Wirtschaftsgeschichte, Sozialgeschichte und Psychologie der aufsteigenden bürgerlichen Gesellschaft bestehen. Hettner hat einiges aus diesen Beziehungen sehr hübsch skizziert: er verweist auf Du Crest und Fatio, die beiden Genfer Revolutionäre aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, auf die Wandlungen der Genfer Verfassungsgeschichte. Eine Würdigung Rousseaus, die auf das vom Standpunkt der Dynamik der gegenwärtigen Sozialgeschichte Lebendige, auf die aktuellen Linien des Problems abzielt, mußte unseres Erachtens gerade die historische Determination herausstellen, das Kollektivgeschichtliche an Rousseau; und gerade damit ergäbe sich ja die Möglichkeit Rousseaus Gestalt, das Persönliche wie das Generelle, das Spezielle wie das Absolute an ihr am schärfsten zu profilieren.

Faßt man, wie Hensel zweifellos will, das Problem *Rousseau* als ein aktuelles Problem gegenwärtiger geistiger Bewegung, so ist weiter eine systematische Untersuchung der Stellung Rousseaus zur Eigentumsfrage unumgänglich. Hensel berührt dies Problem zwar mehrfach; und was er aussagt, ist sorgfältig und richtig. Rousseau ist (Hensel hat da unbedingt recht) nicht Sozialist. Aber nun wäre es gerade fesselnd zu sehen, weshalb er trotz sehr bemerkenswerter sozialistischer Ansätze nicht Sozialist geworden ist. Kaum eine Frage ist bei Rousseau bewegender für uns als die nach den gemeingeschichtlichen Ursachen seines Übergangs von ökonomistisch-sozialistischen Denkmotiven zu den Gedankengängen eines formalegalitären Verfassungsliberalismus. Betrachtet man Rousseau aus solchen Interessen heraus (einerlei wie dann die Resultate ausfallen), dann gewinnt er gesteigerte Bedeutung für die politischen Wirklichkeiten, in deren Mitte wir leben, und die wir für das eigentlichste Zentrum des zeitgenössischen Lebens halten.

Es soll nun mit diesen kritischen Andeutungen nicht gesagt sein, daß Hensels Buch eine deutliche Distanzierung des Problems *Rousseau* überhaupt vermissen ließe. Was ich meine, ist dies: Sein Buch vollzieht diese Distanzierung, die im tiefsten Grund doch eine ökonomische, soziale, politische ist, wesentlich nur auf dem Gebiet und in den Formen der geistesgeschichtlichen Abstraktion. Faßt man den Entschluß das Problem *Rousseau* derart einer Transsubstanziation ins rein Geistesgeschichtliche, ja Philosophisch-Systematische zu unterwerfen, dann kann man gewiß mit Fug und Recht sagen, daß Hensels Monographie die wertvollste Konzentration der Frage ist, die Rousseau für die reine Geisteswissenschaft bedeutet. Mit besonderer Schärfe hebt Hensel die methodologische Zweideutigkeit der Geschichtsphilosophie, Sozial- und Rechtsphilosophie Rousseaus hervor: die Verquickung rein historischer, auf wahre oder angebliche Tat-

sächlichkeiten gerichteter Darstellung mit einem normativen, konstruktiven Denken, das ideale Maßstäbe findet. Und mit einer glücklichen Entschiedenheit, die über diese so oft verwirrte (und auch im Zeitalter der exakten Ethnologie noch sehr lebendige) Elementarfrage bei Rousseau eine bestimmte Auffassung mitgibt, entscheidet sich Hensel für eine Ansicht, die in den geschichts- und rechtsphilosophischen Grundgedanken Rousseaus trotz ihrer oft episch-historischen Farbe Deduktionen von normativem Wesen erblickt. Diese Auffassung ist von Rousseau selber zum Überfluß programmatisch akzeptiert. So findet sich bei ihm eine (von Hensel nicht zitierte) Stelle, die deutlich ausspricht: »Es gibt tausend Möglichkeiten, nach denen sich die Menschen historisch vereinigen konnten; aber es gibt bloß eine Möglichkeit sie richtig zu assoziieren. Darum gebe ich in diesem Werk [dem *Contrat*] nur eine Norm, nach der man Gesellschaften bilden sollte, wiewohl in der ganzen Menge der geschichtlich faktischen Assoziationsformen vielleicht nicht eine zu finden ist, die nach den Rechtsmaßstäben meines *Contrat* positiv entstanden wäre. Aber ich suche eben überhaupt nur einen Rechtsmaßstab und rede nicht von geschichtlichen Fakten.«

Sehr gut ist bei Hensel die Darstellung der kollektivistischen Dynamik, die bei Rousseau den Begriff der *volonté générale* beseelt. Rousseau erscheint bei Hensel als ein vollkommen moderner Denker, wenn er die Expropriation des Individuums als eines denominierten Individuums ablehnt, dagegen eine Expropriation als rechtsgültig anerkennt, die als ein überindividueller, sozialer Akt, als eine kollektive Phase in der Geschichte der Gesellschaft erscheint.

Das Beste an Hensels Rousseaubuch ist die Darstellung der Erziehungslehre. Diese Darstellung zumal ist voll von mitempfindendem Erlebnis, und ich stehe nicht an sie kongenial zu nennen. Dieses Kapitel ist in dieser Form um so wichtiger, als gerade in Rousseaus Pädagogik die meisten auch für uns gültigen positiven Gedanken enthalten sind, die er überhaupt gedacht hat: der Gedanke der Erziehung durch manuelle Arbeit, der Gedanke einer unliterarischen Erziehung, die dem Kind kein von lebendiger Bedeutung entblößtes Wort mitteilt, der Gedanke einer Erziehung, die vom Kind die Affektation ethischer Sentiments fernhält, der Gedanke einer Erziehung nicht durch persönliche Autorität sondern durch eine dem Kind begreiflich gemachte Gewalt sachlicher, objektiver Zusammenhänge im Leben, der Gedanke einer Erziehung zur Einsicht in die Gegenseitigkeit aller menschlicher Leistungen.

× ×

Kurze Chronik Ende August findet im Haag der 2. internationale Kongreß für moralische Erziehung statt. Das allgemeinste Programm des Kongresses faßt die Einladung in die Worte: »Der Kongreß wird durchaus keine Propaganda machen weder für irgendeinen Verein noch in irgendeiner Richtung sondern allen, die für Fragen der moralischen Erziehung Interesse haben, welcher Nationalität und Religion sie auch angehören, welche Gesinnung oder Geistesrichtung sie haben mögen, gleiche Gelegenheit eröffnen ihre eigene Meinung kundzugeben und die anderer zu hören.« × Es wird zurzeit ein Aufruf zur Begründung einer *Gesellschaft für positivistische Philosophie* verbreitet. Den Aufruf unterzeichneten unter anderen Forel, Eugen Dietzgen, Freud, Lamprecht, Liszt, Mach, Müller-Lyer, Tönnies, Verworn. Auskünfte erteilt Dozent Baege, Waldow St. 23, Friedrichshagen bei Berlin.

× ×

Literatur In einer lebendig geschriebenen Broschüre über *Weltanschauung und Sozialdemokratie* /München, Birk/ gibt Genosse Paul Kampffmeyer (im Sinn der verschiedenen Einzelartikel, die er in den *Sozialistischen Monatsheften* gebracht hat) eine elementare und zusammenfassende Einführung in die Probleme des Verhältnisses des Sozialismus zur Religion, zum physiologischen und zum ökonomischen Materialismus, zu Kant und zum Idealismus. Er weist bei seinen Ausführungen mehrfach zustimmend auf die bekannten Argumentationen Max Adlers hin. Der wertvollste Grundgedanke der anregenden Schrift scheint mir die Betonung des sozialistischen Wirklichkeitsgeistes zu sein.

WISSENSCHAFT

Naturwissenschaften / Frida Ichak

Mutationen Der Darwinismus und seine Kritik hat die Frage nach der Vererbung erworbener Eigenschaften bei den Tieren in den Vordergrund der Entwickelungslehre gerückt.

Nach den berühmten Versuchen Weismanns hat sich in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Forschern mit der Frage beschäftigt, welchen Einfluß das Soma auf die Keimzellen des Tieres ausübt. Dabei ist es gelungen auf experimentellem Weg ganz überraschende Beispiele der Beeinflussung des Keimplasmas durch das Soma zu erhalten. Interessante Produkte von Tierzüchtung konnte man unter anderm auf der letzten Hygieneausstellung in Dresden sehen. So ist es zum Beispiel Fischer geglückt nachzuweisen, daß sich durch bestimmte Temperaturen entsprechende Lokalrassen von Schmetterlingen erzeugen lassen. Von der mitteleuropäischen Vanessa urticae wurden durch Temperatureinflüsse 4 neue Rassen hervorgebracht: durch Wärme die beiden südeuropäischen Rassen Vanessa turcica und Vanessa ichnusa, durch Kälte die lappländische Vanessa polaris und die nordjapanische Vanessa connexa. Ähnliche Versuche mit Hitze, Kälte, Feuchtigkeit und Trockenheit hat Tower an Coloradokäfern angestellt. Das Resultat war überraschend. Ließ man nämlich veränderte thermische und hygroskopische Faktoren auf die erwachsenen Käfer einwirken, so blieben sie selbst zwar unverändert, aber ihre Nachkommen zeigten die selben Merkmale wie die Käfer, die schon als Puppen diesen Einwirkungen ausgesetzt waren. Diese Tatsache konnte nur so erklärt werden, daß sich bei den Käfern die Geschlechtsprodukte erst dann vollkommen entwickeln, wenn die Käfer selbst volle Reife erlangt haben.

Daß das Keimplasma in direkter Abhängigkeit vom Soma steht, zeigten besonders die Versuche von Guthrie an Hühnern. Guthrie verwandte zu seinen Züchtungsversuchen Hühner, die in ihrer Farbe vollkommen reinrassig waren. Von den absolut homozygotischen Exemplaren wurden junge schwarze und weiße Weibchen herausgesucht und ihre Eierstöcke vertauscht. Nach Eintritt der Geschlechtsreife wurden dann diese Hühner mit den vertauschten Ovarien gepaart, und zwar so, daß jedes Huhn von einem Hahn derjenigen Farbe befruchtet wurde, von der sein Eierstock stammte, also weiße Hühner mit Eierstöcken von schwarzen und schwarze Hühner mit Eierstöcken von weißen Hähnen. Der größte Teil der Kücken fiel einfarbig aus, von der Farbe des Hahns und des Huhns, zu dem der Eierstock ursprünglich gehört hatte; aber viele Nachkommen waren gefleckt: die Nachkommen der schwarzen Hühner mit den *weißen* Ovarien wiesen schwarze Flecken auf, die Nachkommen der weißen dagegen weiße. Diese Züchtungsversuche beweisen, daß die Keimzellen vom Körper beeinflußt werden, in dem sie leben; denn wären nur die Keimzellen für die Nachkommenschaft maßgebend, so müßte man in dem geschilderten Fall reine Farben erhalten.

So interessant diese Versuche an und für sich sind, so lassen sich doch keine endgültigen Schlüsse aus ihnen ziehen; denn man kann nicht nachweisen, wie weit die direkte Beeinflussung der Ovarien bei Artsveränderung geht. Interessant sind in dieser Hinsicht die Experimente von P. Kammerer über die Veränderung im Farbenkleid des Feuersalamanders auf schwarzer und gelber Erde. Obwohl eine direkte Einwirkung der Erdfarbe auf das Keimplasma augenscheinlich nicht stattfinden kann, färbte sich doch das Tier immer mehr und mehr schwarz respektive gelb, je nachdem es auf schwarzer oder gelber Erde gehalten wurde, und diese Farbenveränderung trat auch bei den Nachkommen auf. Wir haben hier also einen Fall von ganz außerordentlicher Anpassung vor uns. Kammerer hat auch in anderer Hinsicht bei den Feuersalamandern Veränderungen durch Zucht hervorgebracht. Die Feuersalamander sind in der Weise lebendgebärend, daß die Larven schon im Mutterleib die Eihüllen sprengen und nach der Geburt noch mehrere Monate im Wasser leben. Der Alpensalamander dagegen, dem keine Gewässer zur Verfügung stehen, bringt gleich lungenatmende Salamander zur Welt. Kammerer gelang es nun die Instinkte der Tiere geradezu zu vertauschen: Indem er den Feuersalamander trocken hielt und dem Alpensalamander ein Wasserbecken und feuchte Umgebung darbot, erreichte er, daß eine große Anzahl von Larven des Alpensalamanders frühzeitig ins Wasser stießen, während der Feuersalamander mit der Zeit lungenatmende Tiere gebar. Diese Experimente zeigen deutlich den Einfluß der Umgebung auf die ursprünglichen Eigenschaften des Lurchgeschlechts.

×

KurzeChronik Am 29. Mai ist in Bonn Professor Eduard Strasburger, einer der bedeutendsten Botaniker unserer Zeit, gestorben. 1905 wurde Strasburger von der *Linné-Society* in London durch die große goldene Medaille ausgezeichnet. ×

In der Schweiz ist im Alter von 71 Jahren der ehemalige Professor an der Universität Lausanne François Forel gestorben. Der greise Naturforscher wurde besonders durch seine Gletscherforschungen und sein 3bändiges Werk über den Genfer See berühmt. × Am Gojenberg bei Bergedorf wurde die neugegründete Hamburger Sternwarte eingeweiht. × Ein Institut für Radiumforschung soll in Warschau errichtet werden. Graf Josef Potocki will die Mittel zur Gründung des Instituts zur Verfügung stellen, falls Frau Curie sich bereit erklärt in dem Institut zu arbeiten. Frau Curie hat vorläufig das Anerbieten abgelehnt, die Gründung des Instituts jedoch befürwortet. × Die *Kaiser Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften* plant die Begründung eines speziellen Instituts für wissenschaftliche Pflanzenzüchtung in Berlin. × Vom 26. bis zum 31. Juli fand in Prag der 6. internationale Kongreß für Radiologie und Elektrologie statt; er war mit einer Fachausstellung verbunden.

×

Literatur

×

Eine anspruchslose, aber sehr sachliche *Einleitung in die Experimentalphysik* gibt R. Börnstein in der Sammlung *Aus Natur und Geisteswelt* /Leipzig, Teubner/. Das Bändchen behandelt die Erscheinungen des Gleichgewichts und der Bewegung; doch ist der Stoff so angeordnet, daß man hier fast lückenlos eine kurzgefaßte Mechanik findet. Die Versuche, auf die sich die Betrachtungen stützen, sind so ausführlich beschrieben, daß man sie leicht nachmachen kann. × In seinem Buch *Aus dem Luftmeer* gibt M. Sassenfeld mehr als die Sammlung, der das Werkchen angegliedert ist (*Dr. Bastian Schmids Naturwissenschaftliche Schülerbibliothek* /Leipzig, Teubner/), verspricht. Es ist eher ein kurzer Leitfaden der Meteorologie als nur eine Lektüre für Schüler. Faßt man das Buch in diesem Sinn auf, so findet man viel Anregendes. Besonders interessant sind die Mitteilungen des Autors über die Registrierballons oder *ballons sondes,* die ohne Mannschaft automatisch Temperatur, Feuchtigkeit und Druck in verschiedenen Höhen registrieren. Sie sind so eingerichtet, daß bei bestimmter Höhe die Hülle platzt, oder ein Ventil sich öffnet, und der Ballon hinabsteigt. × In wesentlich veränderter 3. Auflage liegt nun K. Kraepelins *Leitfaden für den biologischen Unterricht* unter dem Titel *Einführung in die Biologie* vor /Leipzig, Teubner/. Es gibt wenige Lehrbücher, die die Vorzüge der Wissenschaftlichkeit mit didaktischer Routine so sehr vereinigen wie dieses. Vor allem ist die Systematisierung des umfangreichen Materials anerkennenswert. Der Autor fängt seine Betrachtungen mit der Pflanzenwelt an, da sich hier die physikalisch-chemischen Bedingungen des Lebens und die Abhängigkeit von der Umwelt leichter verfolgen lassen als bei der Tierwelt. Auf die Beziehungen der Pflanzen zu einander folgt die Betrachtung der Beziehungen der Pflanzenwelt zur Tierwelt und der Tiere zu einander. Erst nachdem die Erscheinungen des Lebens und die daraus sich ergebenden Gesetze klargelegt sind, wird die eigentliche Biologie (Bau und Lebenstätigkeit der organischen Zelle) behandelt. Der letzte Abschnitt des Buches befaßt sich mit dem Menschen. Einige Kapitel aus der Psychophysik behandeln die Sinnesorgane und -empfindungen, ein kurzer anthropologischer Abriß beschließt das Buch.

Psychologie / Else Stoeber - Damm

Ausstellung

Aus Anlaß des 5. Kongresses für experimentelle Psychologie, der vom 16. bis zum 19. April in Berlin tagte, hatte das *Institut für angewandte Psychologie und psychologische Sammelforschung* eine interessante Ausstellung veranstaltet, die von Professor Dr. William Stern-Breslau mit einer Ansprache eröffnet wurde. Der Redner erläuterte die Unterschiede zwischen der angewandten Psychologie, der die Ausstellung dienen sollte, und der theoretischen Psychologie. Die angewandte Psychologie richtet ihr Augenmerk auf die Verschiedenheiten des Seelenlebens; sie treibt eine ausgedehnte Sammelforschung, ihre Methode hat eine größere Lebensnähe als die der theoretischen Psychologie, und sie ist geigneter eine ersprießlichere Arbeitsgemeinschaft zwischen den Psychologen mit den Vertretern der anderen Gebiete herzustellen. Die 1. Gruppe der Ausstellung enthielt Hilfsmittel zur Untersuchung der Individualität von Kindern, Geisteskranken, Primitiven usw.: Fragebogen, Prüfungslisten, Personalienbücher, Materialien für experimentelle Prüfungen.

In der 2. Gruppe befanden sich psychologisch bemerkenswerte Erzeugnisse von Kindern, Geisteskranken, Primitiven, Übernormalen: Literarisches, Zeichnun-

gen, Plastiken usw. Da gab es zum Beispiel Serien von Zeichnungen zur Veranschaulichung der verschiedenen Darstellungsformen und Darstellungsgrade oder der zeichnerischen Behandlung eines selbstgewählten Themas durch Schulkinder. Man sah die zeichnerische Behandlung einer Geschichte (meist *Hans Guck in die Luft)* durch deutsche, indische und japanische Kinder, Aquarelle von 10jährigen Kindern zur Veranschaulichung der Verwendung von Farben durch Kinder. Da gab es Zeichnungen von Taubstummen, um die psychischen Folgeerscheinungen der Taubheit zur Darstellung zu bringen. Auch Serien selbstgefertigter Spielsachen veranschaulichten aufs trefflichste die verschiedenen Stufen der Entwickelung der Kinderpsyche. Professor Stern hatte Prosaerzählungen, Reime und Gedichte, zum Teil Entwickelungsserien, zusammengestellt und erläutert. Kerkerpalmipseste, Wandinschriften und Selbstbekenntnisse gefangener Verbrecher fehlten nicht, die in den Zellen und Geheimschriften von Professor Lombroso gesammelt und veröffentlicht worden waren.

Die 3. Gruppe bestand aus Materialien zum Studium der Ausdrucksformen. Da waren handschriftliche Dokumente bei verschiedenen Arten von geistiger Störung aus der psychiatrischen Klinik von Professor Sommer-Gießen. Von Dr. Levy-Suhl-Berlin waren Versuchsresultate über Veränderungen der Handschrift unter dem Einfluß verschiedener Suggestionen ausgestellt. Da sah man Zusammenstellungen von Werken über Physionomik und Mimik, *Composite-Pictures* von Verbrechern, hergestellt von der Polizeidirektion in Dresden und dem Polizeipräsidium in Berlin. Mit großem Fleiß und großer Umsicht waren hier also zahlreiche Objekte zusammengestellt, deren Wert sich allerdings nur näherer Betrachtung erschließt.

× ×

Psychologenkongreß 1912

Der Psychologenkongreß selbst, der zum erstenmal in unserer Hauptstadt tagte, brachte eine Fülle interessanter und belehrender Vorträge. Professor Dr. Oswald Külpe-Bonn hielt einen Vortrag *Über die Bedeutung der modernen Denkpsychologie.* Er gab einen kurzen Überblick über die Entwickelung der neuern Psychologie, die eine deutliche Tendenz zeige von physiologischen und die bloße Empfindung betreffenden Untersuchungen zu den Funktionen des höhern Seelenlebens fortzuschreiten. Neue Elemente des Seelenlebens traten in das alte Schema. Die neuere Denkpsychologie zwang auch zur Anerkennung der nichtanschaulichen Wissensinhalte, was vor allem für manche Anwendungsgebiete der Psychologie wichtig wurde, so für die Ästhetik und die Pädagogik. Es gibt eben auch ein Wissen ohne Anschauung, was die Pädagogik mehr beachten sollte, die besonders seit Pestalozzi nur in der Anschauung das Fundament allen Unterrichts sieht. Die Pädagogik, sagt Professor Külpe, sollte der Übung und Festigung dieser unanschaulichen Wissensinhalte und ihren Verknüpfungen mehr Interesse zuwenden als bisher: das Definieren, Urteilen, Schließen, kurz die formale Bildung sollte mehr in den Vordergrund treten. Professor Müller-Göttingen sprach über *Lokalisation der visuellen Vorstellungsbilder.* Es zeigt sich, daß in der Art und Weise, wie wir ein Gesichtsbild in den Raum stellen, 2 Faktoren zu unterscheiden sind: ein objektiver, sich auf die betreffende Raumstelle beziehender, und ein subjektiver, sich auf die Person beziehender. Daraus ergeben sich unter anderm wichtige Anwendungen für die Lokalisation von Halluzinationen.

Professor Sommer-Gießen behandelte das Thema *Die Kausalitätsvorstellungen und ihre Störungen.* Er unterscheidet im Prozeß dieser Vorstellungen 2 verschiedene Vorgänge. Der eine ist die Kausalsetzung; dieser Teilprozeß ist kein intellektueller Vorgang sondern besteht in der Einfühlung eigener Zustände, zum Beispiel Muskelempfindungen, in das fremde Objekt, wie sie etwa der Billardspieler hat, wenn er die von ihm abgestoßene Kugel mit dem Blick verfolgt. Der andere Teilprozeß ist intellektueller Art und bezieht sich auf die Verbindung der außerlogischen Kausalsätze mit einem objektiven Kausalvorgang. Die Störungen der Kausalitätsvorstellung beziehen sich entweder auf den einen oder andern Prozeß. So findet zum Beispiel bei hochgradiger Idiotie, bei Paralyse usw. keine Kausalsetzung, das heißt keine Einfühlung statt.

Professor Ranschburg-Budapest besprach *Neuere Untersuchungen über die Hemmung gleichzeitiger Reizwirkungen.* In einer Reihe verschiedenartiger Farben-, Ton- oder Formwahrnehmungen fließen die von den gleichen Eindrücken ausgehenden Erregungen zusammen, so daß statt zum Beispiel zweier Eindrücke nur ein einziger wahrgenommen werden kann.

Eine Anzahl interessanter Apparate demonstrierte Professor Ach-Königsberg, Apparate, die die Anstellung von Reaktionsversuchen in längeren Serien gestatten. Die sinnreichen, aber komplizierten Apparate sollen den Abfall der Stärke der Willensnachwirkung in der Zeit zu untersuchen ermöglichen und Einblicke in die Lehre vom Temperament geben.

Mit großem Interesse folgte man den Ausführungen Professor Lehmanns-Kopenhagen *Über den Stoffwechsel während geistiger Arbeit.* Jede Bewußtseinserscheinung setzt einen Nervenprozeß voraus und kommt nur durch eine Arbeit des Organs zustande. Die Messung der vom Organismus geleisteten Arbeit ist recht schwierig. Professor Lehmann versucht durch sehr komplizierte Apparate die während einer Sekunde ausgeatmete Kohlensäuremenge v o r, w ä h r e n d und n a c h der Arbeit zu bestimmen. Es ergab sich folgendes Resultat: Eine geistige Arbeit bestimmter Art und Größe hat bei dem selben Individuum eine konstante Vergrößerung der ausgeatmeten Kohlensäuremenge zur Folge und entspricht demnach genau wie eine physikalische Arbeit stets einer konstanten Energiemenge. Die Kohlensäureproduktion wird durchweg um so größer, je größer die nach Aufmerksamkeitsspannung gemessene Schwierigkeit der geistigen Arbeit wird.

Über die Bedeutung der Psychologie für die übrigen Wissenschaften gab Professor Marbe-Würzburg ein interessantes eingehendes Sammelreferat. Er verlangte zum Schluß die Errichtung von psychologischen Instituten an allen Universitäten.

Zur Frage der allgemeinen geistigen Leistungsfähigkeit nahm Professor Spearmann-London Stellung. Auf Grund von Untersuchungen an 1247 Personen schließt er sich der Theorie des a l l g e m e i n e n F a k t o r s an, die da besagt, daß die allgemeine geistige Leistungsfähigkeit in a l l e n intellektuellen Leistungen zur Geltung kommt und dadurch die Beziehungen zwischen den einzelnen Fähigkeiten schafft. Eine Stütze findet diese Theorie in der Physiologie, wo jetzt die Ansicht durchdringt, daß jede spezielle geistige Leistungsfähigkeit zwar einerseits auf der Tüchtigkeit der entsprechenden neuronen Komplexe beruht, andrerseits aber auch der Tüchtigkeit der ganzen Hirnrinde einschließlich der Blutzirkulation entspricht. Professor Kresow-Turin demonstrierte einige optische Täuschungen, und Professor Martin aus Kalifornien sprach über die Lokalisation der visuellen Bilder normaler und anormaler Personen.

Der Prager Professor Kraus behandelte das Problem *Schuld, Unzurechnungsfähigkeit und Geisteskrankheit.* Nach ihm gibt es keine Zustände der Unzurechnungsfähigkeit, abgesehen von der Kindheit und angeborener moralischer Idiotie. Die Konsequenzen, die sich daraus für das Strafrecht ergeben, sind leicht ersichtlich.

Der Vortrag des Professors Schumann-Frankfurt *Einige Hauptprobleme der Lehre von den Gesichtswahrnehmungen* zeigte, wie eine exakte und tiefdringende Analyse die scheinbar einfachsten Prozesse in ihrer Kompliziertheit aufdeckt. Es ergab sich unter anderm zur Evidenz, daß bei Größenwahrnehmung und Vergleich dem Urteil eine wichtige Rolle zukommt.

Von besonderm Interesse für die Psychiater waren die Ausführungen M. Wertheimers-Frankfurt *Über experimentell-psychologische Analyse einiger hirnpathologischer Defekte,* in denen er eine neue Auffassung der Alexie darlegte.

Professor Peters-Würzburg berichtete über eine statistische Untersuchung zur Frage der Vererbung intellektueller Fähigkeiten. Es zeigte sich durchweg ein Zusammenhang zwischen den Leistungen der Kinder und denen ihrer Eltern und Großeltern.

Von anderen Vorträgen sei noch der Vortrag V. Madays-Prag *Die Psychologie der Berufswahl* erwähnt. Die meisten Menschen wählen ihren Beruf nicht nach ihrem Wunsch sondern nach äußeren Umständen, woraus innere Unstimmigkeiten entspringen, die sich in einer Reihe von Reaktionen Luft machen. Die kindlichen Berufswünsche lassen sich unter 3 Rubriken unterbringen: Lust an der Ortsveränderung (Kutscher, Schaffner), Kampflust, technisches Interesse; diese letzten beiden, vom Vortragenden als die beiden großen Kulturfaktoren bezeichnet, streiten sich um die Vorherrschaft in der Seele des Kindes.

Eine Übersicht über die psychologischen Methoden der Intelligenzprüfung gab Professor Stern-Breslau. Unter *Intelligenz* versteht er die allgemeine Fähigkeit sich geistig neuen Eindrücken anzupassen. Neben der Binetschen Methode erwähnt er die anderen Arten der Intelligenzprüfung und mahnt zur Vorsicht, da dieses ganze Gebiet noch jung ist.

O. Pfungst-Berlin gab einige phonographische Demonstrationen *sprechender* Hunde. Es handelt sich hier weder um

sinnvolles noch papageienmäßig nachahmendes Sprechen sondern vielmehr um ein unterdrücktes Bellen, wie es manche Hunde zeigen. In diese Lautäußerung werden die betreffenden Wörter hineingehört; von *sprechenden* Hunden kann also keine Rede sein.

× ×

KurzeChronik Der nächste Kongreß für experimentelle Psychologie findet in 2 Jahren in Göttingen statt. × Der treffliche pädagogische Schriftsteller, Dr. F. W. Foerster, hat seine Stellung als Privatdozent an der Universität und am Polytechnikum in Zürich niedergelegt, nachdem ihm der Erziehungsrat gegen den Vorschlag der Fakultät und der Hochschulkommission die Erweiterung seiner *venia legendi* auf das Gesamtgebiet der Pädagogik verweigert hatte. Foerster, ein Sohn des Berliner Astronomen, hatte sich wegen seiner Verurteilung in einem Majestätsbeleidigungsprozeß nur in Zürich habilitieren können. × Unter dem Vorsitz des Professors Dr. Sommer fand in Gießen der 1. Kongreß für Familienforschung, Vererbungs- und Regenerationslehre statt.

KUNST

Dichtkunst / Max Hochdorf

Novellen In ihrem neuen Buch *Jens Himmelreich* /München, Langen/ erzählt Karin Michaelis die Tragödie des adligen Zuchtstiers, der seinen Besitzern viel Geldsegen brachte. Damit ließen sie den Sohn Pastor werden, und der Sohn findet, daß ein Zuchtstier ein Gott ungefälliges Wesen sei. Und Vater und Mutter werden Opfer des unsittlichen Stiers durch Himmelsfügung oder durch Gemeinheit des Schicksals. Karin Michaelis versteht solche Humore viel besser als das pathetische Gerede, und die vielen Schrullen, Scheinheiligkeiten und Mysterien, die sie sonst noch aufdeckt, sind wahrlich Skizzen von sehr großem Talent.

Die *Narren der Liebe* /München,Langen/, von denen Richard Huldschiners Novellen erzählen, sind zum Beispiel ein Mörder und Madonnenmaler oder ein in Werthergefühlen weinender Jüngling. Der Mörder malt das Gesicht der Geliebten, fürstet sie zur Gottesjungfrau und geht hierauf fröhlich in den Tod. Der Jüngling ist ein Deutscher, aber in Italien mit Sonne durchglüht, und als er nach dem halbitalienischen Trient auf die Brautfahrt geht, begegnet es ihm, daß er mit dem eben nach Italien reisenden Herrn Goethe ins Gespräch kommt. Huldschiners Geschichten sind sehr sorgfältig geschrieben, mit einer leisen, wohl gewollten Altmodischkeit. Der Dichter gefiel sich da einmal in halbpoetischen Träumen.

Das *Tagebuch eines bösen Buben,* einer echten Yankeerange, läßt der *Delphinverlag* in München verdeutschen und mit allerhand sehr lustigen Zeichnungen ausstatten. Dieser Schorschi ist ein Gesinnungsbruder der unvergeßlichen Brüder Max und Moritz, und er schreibt sich sein eigenes Tagebuch in seiner eigenen Orthographie. Er ist noch viel schnoddriger und unverbesserlicher als seine deutschen Kameraden.

Mit der Manier seiner ersten Arbeiten schreibt Willy Speyer weiter kleine Skizzen, die ein wenig ironisch über die Lebensdinge plaudern. Er ist bei all seiner scheinbaren Vornehmheit der Gefahr nicht ausgewichen aufs gewaltsam Erregende abzusehen. Was sich zwischen einem Prinzen, einer Kokotte und einem Kellner im *cabinet particulier* begibt, das hat einmal Felix Salten in einem gut pointierten Einakter skizziert. Es ist fast die gleiche Geschichte bei Speyer, nur daß an die Stelle des Prinzen ein Herzog tritt. (*Der Herzog, die Kokotte und der Kellner* /München, Langen/). Die Geliebte des Herzogs ist die Schwester des Kellners, der Herzog und Schwester bedient, der seiner Schwester in den Mantel hilft, als sie zum Herzog schlafen geht usw.

Der Wiener Alfred Polgar will aus der Ruhe, aus der Unbeweglichkeit vor dem stürmischsten Leid seine Ironie begründen. Seine Novellen sind eigentlich nur Aphorismen in novellistischer Form. Wenn er so ein Bändchen *Hiob* /München, Langen/ nennt, dann will er auch einen Witz machen; denn sein Hiob müßte nach seiner Moral ein Glücksgünstling sein, und er wurde doch ein Elendsjämmerling. Da unter tausend Aphorismen höchstens einer gelingt, sind auch alle Polgarschen Aphorismennovellen nicht so gut wie das erste, mit Recht an den Beginn gestellte Stück.

Ein Weltenfahrer, der in Ägypten und in der afrikanischen Wüste die Menschen und Pflanzen kennt, ist Willy Seidel. Er erzählt aus solchem Wissen die Leidenschaftsgeschichte *Der Garten des Schnihon,* die mit Gift und Tod verklingt, aber auch Fröhlicheres meldet. /Leipzig, *Inselverlag*/. Sein Ta-

lent ist der großen ethnischen Novelle nicht gewachsen. Dagegen erzählt er das Erlebnis friedlicher Europäer im Märchenhaus eines orientalischen Sonderlings mit gutem Humor.

× ×

KurzeChronik Der parnassische Lyriker Léon Dierx, der von seinem Volk zum Dichterfürsten gewählt worden war, ist in Paris gestorben. Es fand eine neue Fürstenwahl statt, bei der Paul Fort erkoren wurde. × Der ständige Sekretär der Stockholmer Akademie, E. D. af Wirsin, der bei der Verteilung der Nobelpreise die Hauptrolle spielte, ist, 70 Jahre alt, gestorben. × Theodor Reinach hat 400 Verse einer unbekannten Sophoklestragödie entdeckt, die dem Sagenkreis des Hermes entnommen ist. × Erich Schmidt hat der Berliner Akademie Mitteilung von nachgelassenen Tagebüchern Otto Ludwigs gemacht. Entwürfe und Fragmente sind sehr zahlreich in diesen Aufzeichnungen. Sie enthalten Pläne zu einem *Saul*, zu einer Yorcktragödie, zu einem Andreas Hofer-Stück, zu einem *Arminius*, und anderes mehr. × Der Verlag Julius Zeitler in Leipzig, der in sehr zarter Ausführung das *Deutsche Garten*-Buch einer englischen Dame veröffentlicht hatte, bringt auch den Nachklang des Werks *Der einsame Sommer*: leise Stimmungen unter Blumen und säuselnden Bäumen. × J. Potapenko hat das sehr interessante Problem vom Zusammenbruch langjähriger, ungestörter Ehen durch ein einziges Ereignis sehr welt- und menschenklug gelöst und einen ergreifenden Roman zum Eheproblem geliefert. Der Roman gewährt auch belehrende Einblicke in das Gesellschaftsleben Petersburgs (*Vom Schiffbruch der Ehe* /Wien, Rosner/). × Viktor Wall ist eher ein Historiker als ein Dichter, und so ist die Geschichte *Der Kreuzweg* /Berlin, Fleischel/, die er dem Aufstieg und Verfall eines Wiener Kleinbürgers widmet, ein etwas trockener Roman, aber ein durch allerhand Zeitanspielungen merkwürdiges und lesenswertes Buch. × *Chadschi Murat*, ein nachgelassener, in russisch-türkischer Kriegsromantik spielender Roman Tolstojs, ist in Fischers *Bibliothek zeitgenössischer Romane* aufgenommen worden. × Nicht minder gut ausgestattet ist Tolstojs Jugendbuch *Die Kosaken*, das Ullstein in einer sehr zu begrüßenden neuen Serie *Auslandsbücher* bringt. Zu dieser Volksausgabe hat Bruno Wille eine gut unterrichtende Einführung gegeben. Erzählungen der Selma Lagerlöf, vereinigt unter dem Titel *Unsichtbare Bande*, gehören zur gleichen Sammlung; ferner Maupassants *Bel-ami* und das berühmte, erquickende Musterbeispiel englischen Humors, Jerome K. Jeromes *Drei Mann in einem Boot*. × Bruno Wolfgang bereichert die *Kleine Bibliothek Langen* mit einem Bändchen seiner lustigen, ironischen Skizzen *Hexentanz*. × Ganz in den Ton der *Kleinen Bibliothek Langen*, in diese leichte, manchmal gruselige, manchmal artig frivole Art, passen auch die Bändchen Josef Conrads *Das Biest*, Barbara Rings *Zwei Jahre später*, Hermann Wagners *Sieg der Dummheit*. Alles sehr unterhaltsame, nie törichte, nie philisterhafte Lektüre. × Hermann Stegemann geht in den Bahnen der gehobenen Familienliteratur und schildert in seinem Roman *Thomas Ringwald* /Berlin, Fleischel/ einen prachtvollen, noch im hohen Alter zur großen Lebens- und Liebestat fähigen Mann. Ringwald hat zu Beginn des Greisenalters die Wahl zwischen politischem Ruhm und baldigem Tod. Und er wählt das erste. Schilderungen von Überschwemmungen, von bewegten Stadtratssitzungen, von lyrischen Konzerten und Sommerfesten geben dem Buch die malerische Abwechselung. Daß keiner der Charaktere durchlebt sondern alles nur literarisch behandelt, sehr geschickt behandelt ist, mindert den Wert solcher Bücher kaum. × Paul Oskar Höcker hat für die Ullsteinsche Romanbibliothek den *Fasching* verfaßt, ein Unterhaltungsbuch, das mit seiner Tantenplauderei, mit seiner Prinzenromantik und Künstlerbummelei alle naiven Leser höchlichst ergötzen wird.

× ×

Literatur Nachdem Björnstjerne Björnson in Aulestad Grundbesitzer geworden war, schickte er seine Tochter Bergliot, heute Frau Bergliot Ibsen, nach Paris. Bergliot sollte dort Gesang studieren, und nicht nur der Segen des Vaters begleitete sie sondern auch dessen sehr zärtliche, lange und belehrende Briefe. Alles, was so vom Jahr 1887 bis 1890 zwischen Vater und Tochter an Gedanken und Empfindungen ausgesprochen wurde, ist wertvollstes menschliches Dokument. Bergliot war in Seelennöte geraten, sie wußte nicht, wohin ihr Herz zu wenden. Wohl noch nie hat ein Va-

ter Worte gesagt, die an Aufrichtigkeit und tiefsehender Frauenkenntnis den Björnsonschen gleich wären. Björnson schildert seinen Sommermorgen und auch seinen Winterschneemorgen. Er gibt über Gesang und Musik die feinsten Urteile ab und achtet dabei so weit die Freiheitsrechte seiner Tochter, daß sein Takt wie ein befeuerndes Beispiel erscheint. Vielleicht sind diese Briefe Björnstjerne Björnsons an seine Tochter Bergliot Ibsen /Berlin, S. Fischer/ kostbarer als ein ganzer Band seiner Poesie. Und noch ein anderes: Briefe von Dichtern an ihre Geliebten und Freunde sind unzählig auf uns gekommen. Solche Aussprache zwischen Vater und Kind wurde selten gehört, und sie gewinnt deshalb Bedeutung als Zeugnis eines sehr tiefen ganz und gar auf Wahrheit beruhenden Verhältnisses.

KULTUR

Landwirtschaft / Arthur Schulz

Liberale Agrarliteratur

Die agrarpolitische Parteiliteratur des deutschen Linksliberalismus ist weder besonders groß noch besonders wertvoll. Gerade das umfangreichste Werk dieser Gattung, Georg Gotheins als Materialsammlung immerhin schätzbares *Agrarpolitisches Handbuch* /Berlin, Liebheit & Thiesen/ kann als Erkenntnisquelle am wenigsten uneingeschränkt empfohlen werden. Lesenswerten Artikeln pro innere Kolonisation und kontra Fideikommißbildung stehen zu viele handelspolitische Aufsätze gegenüber, aus denen allzusehr ein gewisser Doktrinarismus spricht. (Siehe über Gotheins Ansichten meinen Artikel *Freihandel in der Landwirtschaft* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1910, 1. Band, pag. 168 ff.)

Im Vergleich zu Gotheins Handbuch bedeutet die Schrift des bekannten elsässischen Landwirts und Landtagsabgeordneten Alfred Wolf-Hunspach *Die Stellung des Bauern in der deutschen Wirtschaftsentwickelung* /München, *Nationalverein/* einen Fortschritt gerade auch in handelspolitischen Fragen. »Hier scheint mir«, schreibt der Führer der fortschrittlichen Volkspartei Elsaß-Lothringens, »eine Art historisch-kritischer Überlegenheit mehr am Platz als leidenschaftlicher Streit prinzipienfester Theoretiker, die ihre Hypothesen um jeden Preis verteidigen. Ich kann hierin Brentano und anderen nicht folgen, die ihr Freihandelsideal als sichtbaren Wegweiser in weiter Ferne aufstellen und verteidigen mögen. Wir, die wir auf dem steinigen Weg des politischen *Werktags* gehen, tun besser mit den Tatsachen dieses Werktags zu rechnen. Der Doktrinarismus im deutschen Liberalismus hat uns schon so viel auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet (Versicherungsgesetze und Freisinn und anderes) geschadet, daß wir daraus gelernt haben sollten.« Gegenüber Gothein, mit dessen Darlegungen er nicht in allen Punkten einig sei, erklärt Wolf, daß »weite Kreise des Liberalismus auch in der fortschrittlichen Volkspartei heute geneigt sind dem Zollgedanken zwar keine prinzipiellen, aber praktische Zugeständnisse zu machen. . . . In einem Punkt herrscht volle Einigkeit, daß nämlich der sofortige Übergang zum Freihandel von keiner Seite gefordert wird. In diesem Sinn ist es richtig, daß es ausgesprochene Freihändler heute nicht gibt. . . . Die Prophezeiungen der Gegner des Zolltarifs, Handelsverträge würden sich überhaupt nicht abschließen lassen mit solchen Zöllen, und wenn doch, nur solche, die unserer wirtschaftlichen Entwickelung die schwersten Schädigungen bringen würden, sind nicht entfernt in dem Umfang Wahrheit geworden, in dem sie damals erhoben wurden. Unsere Industrieentwickelung hat ihren Fortgang genommen, die Ziffern der Ein- und Ausfuhr sind weiter gestiegen, der prophezeite große Krach ist nicht gekommen. Auch die in Aussicht gestellte schwere Schädigung der Bauerninteressen durch Verschlechterung der Kaufkraft der Masse ist nicht eingetroffen.« Die Zölle hätten auch nicht, wie angekündigt, allein dem Großgrundbesitz genützt. »Die Abnahme bei den Betrieben von über 20 Hektar um insgesamt 1 324 519 Hektar von 1895 bis 1907 widerspricht der Annahme, daß Zölle unbedingt der Konzentration der größeren Betriebe zugute kommen.« Infolge dieser Erfahrungen sei »der Zollfanatismus im wesentlichen zu Ende und seine nochmalige Entfachung dürfte den Reaktionären recht schwer fallen, aber fast ebenso schwer die Schaffung einer elementaren Stimmung für freie Wirtschaftspolitik«.

Verständigerweise tritt Wolf für die gänzliche Abschaffung aller Futtermittelzölle, dagegen für Aufrechterhaltung der Vieh- und Fleischzölle ein. Bei Aufhebung der letzteren müßte infolge der Einfuhr des argentinischen Frostfleisches ein Preissturz eintreten, der für

den Bauern ohne weiteres ruinös wäre. Dagegen eröffne bei Aufrechterhaltung der Vieh- und Fleischzölle »die bisherige Entwickelung der deutschen Viehzucht die bestimmte Aussicht, daß es dem Bauern gelingen wird den inländischen Bedarf an Fleisch zu decken, unter dem Vorbehalt natürlich, daß gewisse Hemmungen in der Bodenbesitzverteilung und Produktionskostenhöhe wegfallen«. Man möge deshalb »nicht immer das Gebiet als Tummelplatz erregter Stimmung wählen, das des deutschen Bauern Arbeitsfeld darstellt«. (Siehe hierzu meinen Artikel *Prairievieh- und Frostfleischeinfuhr oder Eigenfleischversorgung?* in den *Sozialistischen Monatsheften,* 1911, 1. Band, pag. 97 ff.)

Recht nachdenkliche Worte findet Wolf auch gegen das oft gehörte Argument, daß die Aufhebung der Getreidezölle gerade den ausübenden Landwirten durch Herabdrückung der Bodenpreise nützen werde. »Eins wird unseren Landwirten nie in den Kopf gehen, daß das Steigen der Güterpreise für die Landwirtschaft schlimm sei. Gerade mit dem sachlich zutreffenden Argument, daß höhere Grundstückspreise nur dem Verkäufer oder Verpächter zugute kämen, nicht aber den Käufern, Erben oder Pächtern, läßt sich nichts ausrichten beim besser gestellten Bauern. Steigende Güterpreise erhöhen das Gefühl der Existenzsicherheit, sinkende das der Unsicherheit. Es spielen hier starke suggestive Empfindungen eine große Rolle, mit denen zu rechnen ist und die eine direkt ökonomische Wirkung ausüben. Es ist für mich nicht der geringste Zweifel, daß eine plötzliche Herabsetzung der Getreidezölle auch die Bodenpreise des Bauernlands zum Sinken brächte, und zwar nicht nur in den Betrieben, die überschüssiges Getreide absetzen, sondern auch in den anderen. Eine merkwürdige Annahme, die sich indessen auf Kenntnis der eingewurzelten Stimmung stützt, als ob gute Getreidepreise ohne weiteres Blüte der Landwirtschaft zur Folge hätten.... Die Katastrophe eines allgemeinen Bodenpreissturzes... träfe auch den Bauernstand, der zu hohen Preisen übernommen, geerbt und gepachtet hat, und die Folgen eines solchen Sturzes sind unabsehbar.«

Mit dem sachkundigen Inhalt der Schrift kontrastieren an einigen Stellen Urteile und Behauptungen, die sich nicht aufrechterhalten lassen. In der Politik des Freiherrn von Wangenheim glaubt der Verfasser den Geist der »alten gerissenen Bauernleger« an der Arbeit zu sehen. Er sollte aber billigerweise anerkennen, daß gerade Freiherr von Wangenheim schon seit vielen Jahren ein ziemlich weitgehendes und in seiner Klasse leider recht seltenes Verständnis für die Notwendigkeit der Bauernansiedlung bewiesen hat. Unzutreffend ist auch Wolfs Behauptung, daß »die Halbblutzucht wesentlich Domäne des Großgrundbesitzes« sei. Im Gegenteil, die Aufzucht der jungen Militärpferde liegt ganz überwiegend in den Händen der Bauern, und von ihnen kauft der Großgrundbesitz geeignete Jährlinge und Zweijährige, um sie nach kurzem Training den staatlichen Remontekommissionen vorzustellen (siehe diese Rundschau, 1911, 2. Band, pag. 723 ff.). Solche Schwächen und Irrtümer können indessen an dem im ganzen günstigen Urteil über die Schrift des volksparteilichen Politikers nichts ändern. Sie ist ein bemerkenswertes Dokument jener durch alle Parteien gehenden geistesgeschichtlichen Entwickelung, die Wolf selbst konstatiert und würdigt, indem er schreibt: »Ein Stück des Agrarstaatsideals werden wir in alle Industriezukunft retten müssen, und es ist nicht uninteressant, daß auch Sozialdemokraten neben Freunden in unseren Reihen mehr als früher die Notwendigkeit betonen unsern Bestand an Landvolk und Ackerkultur höher einzusetzen in die wirtschaftliche Zukunftsrechnung unseres Volkes als es bisher geschah«.

× ×

Landarbeiter Wie recht Wolf hat, wenn er den Bauern glücklich preist, der mit arbeitsfähiger Familie seinen Betrieb führen kann, sieht man ein, wenn man das vom Direktor des Arbeitsamts der Landwirtschaftskammer für die Provinz Brandenburg, Heinrich Szagunn, bearbeitete, leider etwas spät publizierte Enquetewerk *Die landwirtschaftlichen Arbeiterverhältnisse in der Provinz Brandenburg im Jahre 1905* /Berlin, Puttkammer & Mühlbrecht/ studiert. Nach den sorgfältigen Erhebungen der Landwirtschaftskammer fehlten 1905 in Brandenburg 64 853 landwirtschaftliche Arbeiter, nicht weniger als der 5. Teil der zum Betrieb unbedingt erforderlichen Arbeitskräfte. Ganz im Niedergang begriffen ist das Scharwerkerinstitut. Während vor 40 Jahren die Hofgängerstellung noch ziemlich allgemein war, hielten 1905 nur 2879 Arbeiterfamilien (10 %) noch Hofgänger. Von den 178 895 ständigen landwirtschaftlichen Arbeitern in der ganzen

Provinz standen 60 429 (34 %) in dem jugendlichen Alter von 14 bis 20 Jahren. Meistens schon vor dem 20. Lebensjahr beginnt der Abfluß der Arbeiter nach der Stadt; auch der Eintritt in das Heer ist für viele der Anlaß den ständigen Wohnsitz in der Stadt zu nehmen. Von den über 14 Jahre alten Kindern der vorhandenen Arbeiterfamilien haben sich 20 622 anderen Berufen zugewandt, und zwar 7784 dem städtischen Gesindedienst, 4760 dem Handwerk, 4235 der Industrie, dem Handel und Gewerbe, 1008 dem Beamtenstand und 2835 anderen nicht landwirtschaftlichen Berufen. Davon wohnen 8266 in Berlin und 2957 in anderen Großstädten. (Über verwandte Erhebungen der pommerschen Landwirtschaftskammern siehe diese Rundschau, 1911, 1. Band, pag. 284 ff.) 30 % aller ständigen Arbeiter befanden sich auf der letzten Stelle unter 1 Jahr, 23 % 1 bis 2 Jahre. Diesen *Zugvögeln* und nicht seßhaftigen Elementen standen immerhin noch 17 % gegenüber, die länger als 5 Jahr auf einer Stelle tätig sind. Szagunn meint, daß die Nichtseßhaftigkeit der Arbeiter die Nichtseßhaftigkeit der Landwirte zur Folge hat und eine der Ursachen bildet, weshalb der landwirtschaftliche Besitz von Hand zu Hand wandert.

In der ganzen Provinz wurden 1905 23 425 ausländische Wanderarbeiter beschäftigt, von denen 67 % Polen aus Rußland, 22 % Polen aus Galizien, 5 % Ungarn und je 3 % Ruthenen und Deutsche aus dem Ausland waren. Ganz unberechtigterweise verläßt sich Szagunn auf Rußland als die Hauptquelle unseres ausländischen Wanderarbeiterbedarfs. Die »ungeheuren Massen slawischer Bauern, die dort unter andauernden Hungersnöten zu leiden haben,« glaubt Szagunn für unsere Landwirtschaft noch mehr verwendbar machen zu können. Allein diese Massen dürften infolge der auch nach Stolypins Ermordung energisch betriebenen Agrarreformen, sobald sie nach Auflösung der unhaltbaren *Obschtschina* einmal Privateigentümer ihres Bodens geworden sind, in der Steigerung der Produktivität und Rentabilität ihres Landes ihre Lebensaufgabe suchen und für die Wanderarbeit nach Deutschland nicht mehr zu haben sein. Die landwirtschaftlichen Arbeitgeber werden daher rechtzeitig Anstalten treffen müssen, um die inländische Landarbeiterschaft vor weiterer Abbröckelung zu bewahren und sie wieder zu vermehren. Das wird sich aber durch die von Szagunn vorgeschlagenen Mittel, die an sich harmlose Prämiengewährung und die schon nicht mehr harmlose Beschränkung der Freizügigkeit der Kinder und Jugendlichen, nicht erreichen lassen. Auch die Aussicht auf Erwerbung eines kleinen Eigentums in späterm Alter dürfte schwerlich genügen. Wirklich helfen kann nur eine möglichst umfangreiche Bauernkolonisation und eine sie ergänzende sozial einwandfrei gestaltete Landarbeiteransiedlung (siehe meinen Artikel *Sozialdemokratie, Landarbeitergewerkschaft, Landarbeiteransiedlung* in diesem Band der *Sozialistischen Monatshefte,* pag. 790 ff.).

Eins der kleinen Mittel zur Milderung des Landarbeitermangels ist die Organisation der Rückwanderung jener deutschen Familien, die sich zum Teil schon vor Jahrhunderten in Polen und Rußland, besonders in Wolhynien und an der Wolga angesiedelt haben, seit mehreren Jahren aber wegen Verlustes alter Privilegien und wegen wirtschaftlicher Notstände ihre bisherigen Wohngebiete verlassen. Der *Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer* in Berlin vermittelt den unbemittelten Rückwandererfamilien Instmannsstellen, den bemittelten (es sind das etwa 20 %) Landarbeiter- und Bauernrentengüter. Über die bisherigen beachtenswerten Erfolge seiner Tätigkeit berichtet dieser Verein in einer im Selbstverlag veröffentlichten Broschüre *Deutsche Rückwanderer.* Wer wie ich in Posen und Westpreußen, wo allein die Ansiedlungskommission bisher etwa 4000 Rückwandererfamilien mit Land ausgestattet, und in Ostpreußen, wo die *Landgesellschaft* gleichfalls einige Hundert ansässig gemacht hat, zahlreiche Wirtschaften deutscher Rückwanderer gesehen hat, kann nur wünschen, daß möglichst viele dieser zum größten Teil tüchtigen Familien unserer Volkswirtschaft zurückgewonnen werden.

× ×

KurzeChronik Die internationale Gartenbauausstellung, die im Juni dieses Jahres in der Londoner Vorstadt Chelsea stattfand, zeigte mir, daß die Züchtung und Pflege edler Blumen, vielleicht die nationalste Kunst des Inselvolks, in England in hoher Blüte steht, und daß auch der Anbau früher und feiner Gemüse heute auf den britischen Inseln nicht mehr so rückständig ist wie zu der Zeit, als Fürst Peter Krapotkin den englischen Farmern und Gärtnern die Kanalinseln Frankreich, Belgien und Holland als

Muster vorhielt. Immerhin tragen diese Länder auch heute noch viel zur Versorgung des berühmten und sehr sehenswerten Blumen-, Obst- und Früchtemarkts in *Covent Garden* bei. × Auch der deutsche Feldgemüsebau leidet beträchtlich unter der überlegenen Konkurrenz der durch bessere Technik und niedrigere Arbeitslöhne begünstigten Belgier und Holländer. Die preußische Regierung hat sich daher neuerdings zu verstärkter Förderung dieses bisher arg vernachlässigten Betriebszweigs entschlossen. × Die *Deutsche Gesellschaft für Züchtungskunde* hielt ihre diesjährige Wanderversammlung in Halle ab, um den in der Welt einzig dastehenden *Haustiergarten,* eine Gründung Julius Kühns, kennen zu lernen. Aus diesem Anlaß veröffentlichte Professor Simon von Nathusius im Verlag von Schaper in Hannover einen mit 52 Abbildungen ausgestatteten Leitfaden, in dem er die Kühnschen Sammlungen und Kreuzungsexperimente vom Standpunkt der heutigen Züchtungslehre und der an Gregor Mendel anknüpfenden Erblichkeitsforschung würdigt.

Kolonisation / Gerhard Hildebrand

Arbeiterfrage Die von Egon Freiherrn von Dalwigk zu Lichtenfels bei Dietrich Reimer in Berlin veröffentlichte Broschüre *Dernburgs amtliche Tätigkeit im allgemeinen und seine Eingeborenenpolitik in Deutsch Ostafrika im besondern* ist nicht damit abgetan, daß man sie als Beitrag zur Psychologie des *kolonialen Junkertums* bezeichnet. Die *junkerliche,* das heißt die patriarchalische Auffassung vom Arbeitsverhältnis ist im Deutschland der Gegenwart sicherlich dem Untergang geweiht, und wenn es auch in den verlorenen Winkeln des deutschen Ostens Tagelöhnerschichten gibt, mit denen der einzelne Gutsbesitzer noch heute sehr junkerlich-patriarchalisch verfährt, so sind das nur abbröckelnde Inseln in der Flut wachsenden proletarischen Selbstbewußtseins, die zu stützen niemand ein Interesse haben kann, der die Flut nicht nur als unüberwindlich sondern auch als größten Kulturfortschritt ansieht. Ich bin daher nach Durchsicht zahlreicher Preßstimmen mit großem Mißtrauen an die Lektüre der Dalwigkschen Broschüre herangegangen, ja mit Verwunderung darüber, daß ein Mann wie der Konsul Vohsen, der an der Spitze der deutschen Kongoliga steht, eine Broschüre mit derartig *reaktionären* Ansichten überhaupt in seinem Verlag publizieren könne. Doch mußte ich mich davon überzeugen, daß Dalwigk nur den Niederschlag von Erfahrungen gibt, die fast jeder Europäer nach längerm Verkehr mit den afrikanischen Negern mitteilt. Im Durchschnitt äußern sich alle Europäer nach längerm Aufenthalt in den Kolonieen dahin, daß der Neger heute noch einer festen Leitung bedarf, daß freilich ebenso auf der andern Seite jede Ungerechtigkeit, jede Brutalität sich durch Fortlaufen der Neger oder durch noch größere Unannehmlichkeiten bestraft macht. Es versteht sich, daß diese Selbstregulierung des Verhältnisses zwischen Negern und Europäern nur so lange vorhält als der Neger die Möglichkeit besitzt in sein Dorf zurückzukehren oder sich unerkannt respektive ungehindert von einem andern Europäer anwerben zu lassen. Jede Eingeborenenpolitik, die ihm diese Möglichkeiten nimmt, die also darauf ausgeht den Negern die eigene Scholle zu rauben, sie zu einer übermäßig langen Dauer ihres Arbeitskontrakts zu zwingen und sie einer Kontrolle zu unterwerfen, die den Wechsel ihres Arbeitsverhältnisses über den bloß launenhaften Kontraktbruch hinaus ungebührlich erschwert, ist deshalb ohne weiteres zu verwerfen. Aber im allgemeinen ist in allen deutschen Kolonieen nicht mit einem Überangebot von Arbeitskräften sondern mit Arbeitermangel zu rechnen, und solange dieser Zustand dauert, wird in der Praxis, namentlich bei ausreichender Kontrolle durch die schon aus politischen Gründen zur Vorsicht genötigte Verwaltung, das patriarchalische System seine für den Neger günstigeren Seiten stärker zur Ausbildung bringen als seine ungünstigen, kulturhemmenden.

Zurückzuweisen ist die Behauptung des Freiherrn von Dalwigk, daß die Regierung verpflichtet sei den Pflanzern Arbeiter zuzuführen und sie dadurch vor dem Ruin zu bewahren: Einmal, weil es weiße deutsche Untertanen seien, die ihr Leben und ihre Gesundheit aufs Spiel setzen, um den afrikanischen Boden der deutschen Kultur zu erschließen, dann, weil die Regierung besonders dazu aufgefordert habe. »Gewarnt sind die Pflanzer niemals worden, und das wäre Aufgabe der Regierung gewesen, wenn man sie ihrem Schicksal überlassen wollte.« Mit diesen Maximen kämen wir allerdings zur Einführung der Zwangsarbeit, über die übrigens Dalwigk zu streiten für zwecklos hält, »da

keine Regierung bei den jetzt in Deutschland herrschenden Ansichten einen solchen Arbeitszwang einführen kann«. Aber auch die indirekten Mittel die Neger zur Arbeit zu erziehen können nicht unter dem Gesichtspunkt einer Verpflichtung der Regierung gegenüber den Pflanzungsbesitzern betrachtet werden. Die Frage, ob der deutsche Ansiedler oder die Pflanzungsgesellschaft an irgendeinem Punkt in den Kolonieen genügend Arbeitskräfte findet, gehört zu den Vorfragen, die ebenso wie die Landfrage, die Kapitalfrage, die Klima-, Verkehrs- und Absatzfrage vor der endgültigen Niederlassung erledigt sein müssen und Privatsache des einzelnen Unternehmers sind. Die Regierung kann nur Dienste leisten, die im Interesse der allgemeinen Landeskultur liegen, nicht solche, die dem einzelnen Unternehmer jede Verlegenheit und jedes Risiko ersparen. So kann auch der Arbeitsmarkt nur in dem Grad beeinflußt werden, in dem beispielsweise die Einführung einer Hütten- oder Kopfsteuer durch die finanziellen Bedürfnisse der Kolonie gerechtfertigt ist, oder in dem die Schaffung von Verkehrsmitteln und einer gut funktionierenden Arbeitsvermittlung das Angebot von Arbeitskräften belebt sowie an die Stellen der stärksten Nachfrage leitet. Aber wollte die Kolonialverwaltung es als ihre Pflicht betrachten alle deutschen Ansiedler und Pflanzungsgesellschaften mit der von ihnen beanspruchten Anzahl von Arbeitern zu versorgen, dann würde eine endlose Treiberei die notwendige Folge sein.

Die Klagen Dalwigks über das Treiben der Inder in Ostafrika mögen berechtigt sein, aber wenn er, wie es scheint, das Übel mit der Wurzel ausgerottet sehen möchte, dadurch daß den Indern die Existenz in Deutsch Ostafrika bis zur Unmöglichkeit erschwert wird, so vermißt man zunächst einmal greifbare Vorschläge, kommt aber schließlich doch auch zu dem Ergebnis, daß mit Radikalmitteln nichts geholfen ist. Er gibt selbst zu, daß es nicht an den Indern allein liegt, wenn der Neger im Kleinhandel nach allen Regeln der Kunst über den Löffel barbiert wird, denn »die *Deutsch Ostafrika-Linie* und die *Deutsch Ostafrika-Gesellschaft* zwingen die Inder den Reis zu einem solchen Preis abzugeben, daß dieser kaum für die Neger zu erschwingen ist«. Meiner Erinnerung nach sind es gerade indische Großhändler gewesen, die durch Organisation direkter Reistransporte das Monopol der genannten Gesellschaften gelegentlich durchbrochen haben. Ferner ist nicht zu übersehen, daß der ostafrikanisch-indische Handel eine große Zukunftsbedeutung besitzt und sich weder hüben noch drüben ohne indische Vermittlung im höchstmöglichen Maßstab entwickeln kann. Endlich mag es wohl für Deutsch Ostafrika zutreffen, »daß die Inder, die nach Afrika kommen, durchschnittlich zum Auswurf ihrer Rasse gehören«, aber keineswegs zum Beispiel für Natal, wo sich die Zahl der Inder von 41 000 im Jahr 1891 auf über 141 000 im Jahr 1911 vermehrt hat, und wo die Inder in der Zuckerfabrikation und sonstigen Gewerbezweigen eine Leistungsfähigkeit aufzuweisen haben, die die Neger bei weitem nicht erreichen. Man wird ihnen also im deutschostafrikanischen Kleinhandel gewiß auf die Finger sehen müssen, sie aber zur Entfaltung des indisch-afrikanischen Überseehandels und vielleicht auch mancher afrikanischen Produktionszweige nicht entbehren können. Außerdem ist zu beachten, daß jede ungebührliche Behandlung der Inder in Ostafrika auch auf die Beziehungen des deutschen Handels in Indien ungünstig zurückwirkt. Die südafrikanische Inderfrage gehört nicht zu den geringsten Verlegenheiten der Londoner Zentralregierung, da hier die *Autonomie* der südafrikanischen Union ständig mit den Interessen des Gesamtimperiums in Konflikt gerät. Hier ist einer der Punkte, an dem es sich zeigt, daß mit bloßer patriarchalischer Bevormundung der Neger nicht alles getan ist, daß die Küstenneger vielmehr auch geistig und moralisch zu einer gewissen Widerstandsfähigkeit gegen Halsabschneiderei erzogen werden müssen.

× ×

Südkamerun Die Handelskammer für Südkamerun hat unter dem Titel *Der Handel in Südkamerun in den Jahren 1908 bis 1911* einen 280 Druckseiten starken Bericht herausgegeben /Berlin, Dietrich Reimer/, der zum Teil als Verteidigungsschrift, in noch höherm Grad als temperamentvolle Anklageschrift gegen die »Herren vom grünen Tisch« im Kolonialamt und im Reichstag zu wirken bestimmt ist. Zu verteidigen und zu rechtfertigen gibt es allerdings in Südkamerun allerlei, was uns *Humanitätsduslern* im Mutterland an den Zuständen Südkameruns nicht gefällt, und wofür wir in der Regel die Kautschukfirmen, ihre Angestellten und Agenten verantwortlich zu machen ge-

neigt sind. Daß nach dieser Richtung hin eine Verständigung auf recht bedeutende Schwierigkeiten stößt, mag durch die bloße Anführung folgender Stelle des Berichts beleuchtet werden: »Will man die Konsequenzen der zu Hause gepredigten Humanität ziehen, so bleibt den Europäern nichts anderes übrig als die Kolonie sofort zu verlassen und die Eingeborenen ihrem frühern Zustand zurückzugeben. Beim Zusammentreffen einer hohen Kultur mit primitiven Naturvölkern (und dieser Gegensatz drückt dem Südkamerunhandel sein Gepräge auf) läßt sich die Schonung des einzelnen Eingeborenen nicht durchführen. Diese Schonung hat zur Voraussetzung, daß die Kolonisation bei ihrem Vordringen auf das langsame Wachstum der Aufnahmefähigkeit des Eingeborenen Rücksicht nimmt. Das Tempo der Kolonisation wird aber nicht von Eingeborenen sondern von Europäern angegeben. Wenn sogar die öffentliche Meinung zu Hause nach einer *schnellen Entwickelung* der Kolonieen verlangt, so darf sie sich den unvermeidlichen Konsequenzen dieser Forderung nicht verschließen.«

Solchen Auffassungen gegenüber, die bei den Kameruner Südfirmen traditionell vorherrschen, gilt es allerdings *zu Hause* die Ansprüche an eine schnelle Entwickelung der Kolonie nicht zu überspannen und den Sonderinteressen des Handels in einer verständigen Verwaltung und Kontrolle ein Gegengewicht zu schaffen, damit die Rücksicht auf die Aufnahmefähigkeit der Eingeborenen und das ihnen mögliche Tempo des Fortschritts nicht zu kurz kommt. Im übrigen braucht die hier zutage tretende Differenz zwischen den Auffassungen kein Hindernis für die Würdigung der Leistungen, Bedürfnisse und Wünsche des Südkameruner Handels zu sein, der doch auch seinerseits anerkennt, daß mit dem schließlich unausbleiblichen Rückgang der natürlichen Kautschukbestände die selbständige Produktion der Eingeborenen mehr und mehr das Rückgrat der Südkameruner Kolonialwirtschaft werden muß.

Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Richtung, die die Mittellandbahn auf das obere Njong- und Dumegebiet hin bekommen hat, die Einflußzone des Hafens von Kribi bedeutend eingeschränkt wird. Die in der Handelskammer für Südkamerun vereinigten Firmen von Kribi plädieren deshalb dringend dafür die Mittellandbahn nicht über den Njong hinaus fortzuführen und statt dessen ihre Hauptlinie über Jaunde, Dengdeng und Kunde nach dem Nordosten bis zur südlichen Schiffahrtsgrenze des zum Chari-Tschad-System gehörigen Logone weiterzuführen. Da sie sich hierfür auf wichtige Gründe und auf die Zustimmung unparteiischer Gouverneure und Schutztruppenoffiziere berufen können, ist dieser Vorschlag zum mindesten noch ernster Prüfung wert. Für sich selbst beanspruchen die Kameruner Südfirmen eine Eisenbahn von Kribi nach Dongo an der obern Schiffbarkeitsgrenze des zum Ssanga gehörigen Dscha (Ngoko). Ursprünglich ist ja wohl die Absicht vorhanden gewesen die Verbindung mit dem obern Ssangasystem von Duala-Edea aus mit der Mittellandbahn herzustellen. Dies ist namentlich deswegen noch heute ein sehr beachtenswerter Plan, weil die Bahn von Duala bis zum Njong nun einmal da ist und die Verbindung mit dem Ssangasystem viel schneller erreichen kann als ein von Kribi aus erst vollständig neu zu erbauender Schienenweg. Denn auch die Schnelligkeitsfrage spielt jetzt nach der bedeutenden Vergrößerung Südostkameruns aus politischen wie wirtschaftlichen Gründen eine Rolle. Deshalb wäre zu erwägen, ob man nicht den Südkameruner Bedürfnissen in der Weise entgegenkommen kann, daß man die Mittellandbahn zwar nicht nach Dongo zum Dscha, aber weiter nördlich durch das Quellgebiet des Dscha und Bumba im Gebiet von Lomie nach Nola an der obern Schiffbarkeitsgrenze des Ssanga führt. Der Bumba wird bis in die Gegend zwischen Lomie und Posten Plehn hin ebenfalls für schiffbar gehalten, so daß hier neben dem Ssanga noch ein weiterer natürlicher Zubringerweg für diese Trasse zur Verfügung stehen würde. Einer Südbahn Kribi-Ebolowa-Akoafim bliebe dann immer noch für später die Aussicht auf eine Weiterführung nach Dongo, falls es sich nicht als zweckmäßiger erweisen sollte sie zur Aufschließung des neuerworbenen Kameruner Südgebiets zu benutzen und sie zu diesem Zweck nach dem Iwindostromsystem zu leiten.

Südkamerun ist abgesehen von seinem Kautschukreichtum, der eine planmäßige Kultur wahrscheinlich auch noch in Konkurrenz mit Ceylon und Malakka gestatten wird, ein Ölpalmengebiet erster Ordnung. Daneben läßt sich dort Reis- und Zuckerrohrkultur im großen Umfang (zum Export) betreiben. Die Bevölkerung steckt allerdings noch in tief-

ster Barbarei, so daß Menschenfleisch vielfach sehr geschätzt wird. Aber das besagt schließlich nicht viel, wenn man sich die außerordentlich schnelle Umwandlung der nicht weniger barbarischen, wenn auch politisch bereits besser organisierten Aschantibevölkerung binnen weniger Jahrzehnte britischer Herrschaft vergegenwärtigt. Zur Kenntnis des Landes, seiner Bewohner und der wirtschaftlichen Zukunftsmöglichkeiten bringt der Südkameruner Handelsbericht viel gutes Material.

× ×

Brasilien: Santa Catharina Unter den von Deutschen verhältnismäßig stark besiedelten 3 südlichsten brasilianischen Bundesstaaten ist der mittlere, Santa Catharina, bis in die Gegenwart hinein am wenigsten vorwärts gekommen. Während sich in den Nachbarstaaten Parana und namentlich Rio Grande do Sul mit fortschreitender Siedelung bedeutende Binnenverkehrswege erschlossen, blieb Santa Catharina mit Ausnahme einer kleinen Minenbahn im äußersten Süden ohne Schienen. Sein wichtigster oder wenigstens bester Hafen Sao Francisco liegt in der äußersten Nordostecke auf einer Insel, der nächstbeste Hafen Florianopolis (Desterro) zwar dem mittlern Teil des Staates vorgelagert, aber ebenfalls auf einer Insel, und der demnächst in Frage kommende Hafen Itajahy in der Nähe der bedeutendsten deutschen Kolonieen lohnte die Ausbaukosten nicht, solange das Hinterland nicht durch Eisenbahnbau erschlossen wurde. Hierfür aber besaß der Staat nicht die Mittel und der Bund kein Interesse, auch das private Kapital hielt zurück. Die Folge war, daß die Siedelung kaum über 100 Kilometer landeinwärts ging, und das ganze ausgedehnte Hinterland bis zu den argentinischen Misiones hin eine fast völlig menschenleere Einöde blieb. Die erste Wendung zum bessern kam, als im Jahr 1906 eine deutsche Studiengesellschaft gegründet und 1907 in die *Santa Catharina-Eisenbahngesellschaft* umgewandelt wurde, die eine 75 Kilometer lange Bahn von Blumenau an der obern Schiffahrtsgrenze des Itajahy bis zur Hansakolonie baute. Aber die Aussichten dieser kleinen Stichbahn blieben angesichts der geschilderten Verhältnisse ungünstig, solange sich nicht die brasilianische Bundesregierung für die Unterstützung des Unternehmens interessierte. Dies Interesse ist aber erst in den allerletzten Jahren durch ganz eigentümliche Umstände erweckt worden. Brasilien hat im Lauf der letzten Jahre die politische und wirtschaftliche Bedeutung der großen Durchgangsbahnen erkannt. Den einzigen Verkehrsweg zwischen Nord und Süd bildete bis vor nicht langer Zeit der Ozean. Die Verhältnisse drängten schließlich zur Schaffung einer binnenländischen Bahnverbindung, in erster Linie zwischen Rio de Janeiro respektive Sao Paulo und Rio Grande do Sul, dann aber auch zwischen dem brasilianischen System und Paraguay, Argentinien und Uruguay. So kam es vor Jahr und Tag zur Vollendung einer großen Durchgangsbahn Rio de Janeiro-Montevideo, die auch den Staat Santa Catharina zwischen Uniao da Victoria im Norden und Alto Uruguay im Süden auf eine Länge von 363 Kilometer quer durchschneidet, ein menschenleeres Hinterland in 300 bis 400 Kilometer Entfernung von der Küste. Natürlich kann diese Bahn vom großen Durchgangsverkehr allein nicht existieren, und es blieb der Bundesregierung nun weiter nichts übrig als sich auch für die Herstellung der Anschlüsse zu interessieren. Innerhalb des Staates Santa Catharina kommen hauptsächlich 2 große Ostwestbahnen in Frage. Im Norden die Linie Sao Francisco-Uniao da Victoria, die aus politischen Gründen schließlich bis Paraguay durchgeführt werden soll, und in der Mitte die Fortsetzung der Santa Catharina-Eisenbahn. Diese Bahn wird von der Bundesregierung übernommen und auf deren Rechnung von der deutschen Gesellschaft ausgebaut, und zwar im Osten von Blumenau bis zur Itajahymündung, deren Hafen nun endlich ausgebaut werden soll, im Westen bis zum Kreuzungspunkt mit der Nordsüdbahn und dann weiter bis zur Mündung des Rio Pepiry Guassu in den Uruguay, das heißt bis zum Zusammentreffen des Uruguay mit der argentinischen Grenze. Die ganze Länge der Santa Catharina-Eisenbahn einschließlich der zunächst in Aussicht genommenen Zweiglinien wird 1000 Kilometer betragen. Das Baukapital bringt die Bundesregierung durch eine 4prozentige Goldanleihe auf, deren ersten Teilbetrag von 48 Millionen Mark die *Santa Catharina-Eisenbahngesellschaft* übernimmt, die natürlich auch den Bau selbst herstellt und den Betrieb der Bahn bis 1971 pachtet. Dies ist die erste größere Beteiligung deutschen Kapitals am brasilianischen Bahnbau, wichtig nicht nur durch die mit ihm der deutschen Industrie gesicherten Aufträge sondern auch durch

die endliche Erschließung eines brasilianischen Staates, in dessen Küstengebieten bereits viel deutsche Arbeit geleistet, dessen Entwickelung aber bisher durch die Ungunst der Verhältnisse stark hinter der der Nachbarstaaten zurückgeblieben ist. Man darf das Zustandekommen dieses Vertrags wohl als Beweis dafür ansehen, daß die brasilianische Regierung sich von der Grundlosigkeit ihres lange gehegten Mißtrauens gegen deutsche Betätigung in Südbrasilien überzeugt hat und in Zukunft unsere Landsleute nicht schlechter zu behandeln gedenkt als die Angehörigen anderer Nationen, die in Brasilien kolonisatorische Arbeit leisten.

×

KurzeChronik Der Außenhandel von Deutsch Ostafrika erreichte im vergangenen Jahr die Summe von 45 891 642 Mark gegen 38 658 777 Mark im Jahr 1910. Auf die Ausfuhr entfielen 22 437 760 Mark gegen 20 805 394 Mark im Jahr 1910. × Der Außenhandel von Kamerun stieg von 45 404 174 Mark im Jahr 1910 auf 49 778 397 Mark und in der Ausfuhr von 19 923 667 auf 21 250 883 Mark. × Der Außenhandel von Togo erreichte 1911 die Höhe von 18 937 582 Mark gegen 18 039 244 Mark im Vorjahr, die Ausfuhr stieg von 7 222 123 auf 9 317 552 Mark. × Die Einnahmen der im Betrieb der Ugandabahn befindlichen Schiffahrt auf dem Viktoriasee betrugen im Verkehr mit den Häfen von Deutsch Ostafrika 1909-1910 728 104 Rupien, 1910-1911 bereits 1 008 739 Rupien gleich rund 1,4 Millionen Mark. × Der Außenhandel von Deutsch Neuguinea ist von 7 325 184 Mark im Jahr 1910 auf 9 251 991 Mark im vergangenen Jahr gestiegen, darunter die Ausfuhr von 3 593 110 auf 4 002 850 Mark. × Der Außenhandel von Samoa betrug 1911 8 456 221 Mark gegen 6 996 107 Mark im Vorjahr. Die Ausfuhr stieg von 3 528 760 Mark auf 4 389 983 Mark. × Nur der Handel Deutsch Südwestafrikas hat im vergangenen Jahr einen Rückgang gehabt, im ganzen von etwas über 79 Millionen auf 73 875 202 Mark und in der Ausfuhr von 34 691 371 auf 28 573 247 Mark. Der Rückgang ist durch die Abnahme der Diamanten-, der Kupfer- und Bleierzausfuhr verursacht. Tierische Produkte zeigen im ganzen eine Tendenz zum Ansteigen. × Die Kamerun er Nordbahn (160 Kilometer) hat in ihrem 1. Betriebsjahr vom 1. April bis Ende 1911 eine Gesamteinnahme von 380 432 Mark erzielt. Die Ausgaben für den Betrieb erreichten 319 642 Mark (84 % der Einnahme), so daß ein Betriebsüberschuß von 60 790 Mark übrigblieb. Mehr als der 4. Teil der Einnahme entfiel auf den Personenverkehr, und zwar benutzten nicht weniger als 87 079 Eingeborene die Bahn. Im Güterverkehr gingen 76 von 100 Tonnen nach der Küste, ein Beweis für die starke Wirkung der Bahn auf die Ausfuhr. × Die Vorbereitung der Kongo-Sangha-Ubangi-Expedition des *Kolonialwirtschaftlichen Komitees* zur Erforschung der Wasserverhältnisse von Neukamerun wird so betrieben, daß die Ausreise im Dezember erfolgen kann, um die Periode der abnehmenden Wasser bis zum Niedrigstwasserstand (Januar bis April) auszunutzen. × Ein im *Tropenpflanzer* zustimmend abgedruckter Artikel der *Deutschen Lebensmittelzeitung* über den Bananenhandel in der Südsee weist auf die ständig wachsende Aufnahmefähigkeit des westlichen Nordamerika und des australischen Commonwealth für Bananen und auf die günstige Lage auch Samoas neben anderen Südseeinseln für die Aufnahme dieses Produktionszweigs hin. Daß die Entwickelung der deutschen Südseegebiete zu wesentlichen Teilen vom Aufschwung der großen pazifischen Märkte abhängt, war schon seit langem erkennbar. Neuerdings sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß sich diese Kombination allmählich anbahnt. × Die Rhodesia-Katanga-Eisenbahn erhält nun endlich im Lauf dieses Jahres ihre Fortsetzung von Elisabethville nach Kambove (162 Kilometer), worauf im nächsten Jahr die Strecke Kambove-Bukama (320 Kilometer) begonnen werden soll, deren Fertigstellung für 1914 in Aussicht gestellt wird. Zwischen Bukama und Kongolo verkehrt ein Dampfer.

×

Literatur Einen *Wirtschaftsatlas der deutschen Kolonieen* /Berlin, Dietrich Reimer/ hat Professor Dr. M. Eckert auf dem deutschen Kolonialkongreß 1910 angeregt und im Auftrag des Vorstands der *Deutschen Kolonialgesellschaft* mit Unterstützung der bekannten Kolonialkartographen Paul Sprigade und Max Moisel bearbeitet. Der Atlas umfaßt 52 Blatt und ist ein wertvolles Hilfsmittel zur Einführung in die deutsche Kolonialkunde. Der Landkartenteil enthält außer einer Weltkarte »zur Übersicht der politischen Verteilung der

Erde« und einer Isochronenkarte der Erde mit Darstellung der wichtigsten Eisenbahn- und Postdampferlinien nebst den Zonen, die von Berlin aus auf schnellstem Weg in gleichen Zeitabschnitten erreicht werden, eine politische Karte von Afrika und je eine Karte der einzelnen afrikanischen Kolonieen Deutschlands, der Südseekolonieen insgesamt und des Pachtgebiets Kiautschou einschließlich des Bereichs der Schantungeisenbahn. Hierzu kommen dann außer Stadtplänen von Lome, Duala, Daressalam usw. zahlreiche Spezialkarten, aus denen eine Vorstellung über die Bevölkerungsdichtigkeit, die Gesundheitsverhältnisse für Europäer, die Niederschläge, die allgemeinen wirtschaftlichen Grundlagen (Ackerbau, Viehzucht, Tsetsegefahr, Plantagengebiete), über die Verteilung der Nahrungsmittelpflanzen, der Faserpflanzen, der Öl, Kautschuk und Gummi liefernden Pflanzen und über das Vorkommen von Mineralien zu gewinnen ist. An die Spezialkarten schließen sich graphische Darstellungen über die Entwickelung des Welthandels, des deutschen Außenhandels, spezieller deutscher Einfuhrprodukte (Baumwolle, Kautschuk, Kakao, Palmkerne und Kopra) und über den Außenhandel der einzelnen deutschen Kolonieen, den deutschen Anteil daran, ihre Hauptausfuhrprodukte. So weit wie möglich werden die graphischen Darstellungen für eine 10jährige Periode (1900 bis 1909 respektive 1901 bis 1910) gegeben. Aus dieser Aufzählung ergibt sich, daß der Atlas sehr reichhaltig ist. Er erfüllt seinen Zweck so vollkommen wie es der derzeitige Stand der landeskundlichen Forschung und ihr erstmaliger Niederschlag in einem Wirtschaftsatlas nur eben zulassen. Im einzelnen muß man freilich bei der Benutzung des Atlas eine gewisse Vorsicht beobachten. So nimmt sich die Schiffbarkeit des obern Benue und seiner Nebenflüsse auf der Kameruner Karte recht stattlich aus. Tatsächlich ist der Strom ganze 2 Monate im Jahr bis Garua aufwärts für Dampfer passierbar, und alle übrige Schiffahrt im deutschen Benuegebiet beschränkt sich auf einen bescheidenen Boots- und Kanuverkehr. Für den obern Njong in Südkamerun, der als Zubringer für die Mittellandbahn in Frage kommt, berechnet Emil Zimmermann gelegentlich seiner Durchreise (im April des Jahres) bei 200 Betriebstagen die Höchstleistung auf 8000 Tonnen stromab und 6000 Tonnen stromauf mit dem Hinzufügen, ob diese Höchstleistung erreicht werde, könne erst die Zukunft zeigen. Schiffbarkeit ist also in Afrika ein sehr relativer Begriff, und ähnlich sind alle übrigen Angaben, namentlich auch die der Spezialkarten, jeweils mit einem Körnchen Salz zu genießen. Trotz dieser überall festzuhaltenden Bedingtheit kann der Atlas noch über den unmittelbaren Darstellungszweck hinaus zur Auffrischung, in manchen Fällen sogar als Quelle kolonialwirtschaftlicher Anregungen dienen, besitzt also eine sehr weitgehende Brauchbarkeit.

DIVERSA

Neuerscheinungen

Bibelausgaben Es ist zu bemerken, daß in unseren Tagen, in denen von zwei Seiten: von der monistischen *Aufklärung* und von der vergleichenden Religionswissenschaft, die Grundlagen der biblischen Religion unterminiert werden, gleichwohl ein besonderes, aus dem Gefühl stammendes Bedürfnis nach näherer und innigerer Beschäftigung mit der Bibel sich zeigt. Man sieht das auch an der Tatsache, daß gerade in den letzten Jahren eine Reihe neuer Bibelausgaben erschienen ist. Ich meine damit nicht die von den Bibelgesellschaften zu kirchlich-propagandistischen Zwecken hergestellten Drucke. Ich meine vielmehr Ausgaben, die von neutralen oder einer entschieden modernen Richtung angehörenden Verlegern veranstaltet werden, die die *Heilige Schrift* nur als Werk für sich, keinesfalls als Stütze einer kirchlichen Organisation nehmen. Was ist es, daß die Bücher der Bibel, trotz aller naturwissenschaftlichen und historischen Gegenbeweise, mit unseren Empfindungen unauflöslich vereinigt? Als Epos kann der Bibel Homer zur Seite gestellt werden, die Ethik kann man auch im Stoizismus suchen, und der Nimbus des Alters muß mit anderen, mit babylonischen und ägyptischen Schriftstücken geteilt werden. Es ist also nicht das einzelne, überhaupt nicht irgendein bestimmtes Moment, das der Bibel ihre einzige Stellung verleiht. Es ist vielmehr die Gesamtheit, die das ganze menschliche Leben umfaßt: alle seine Gefühle, Wünsche, Hoffnungen, sein ethisches Wollen, auch die Lust am Gegenständlichen, die Freude an der künstlerischen Form; dazwischen die trockenen Rechtsbeziehungen, Vorschriften über Dinge, die unserm Gesichtskreis längst entrückt, ja kaum mehr vorstell-

bar sind. Und alles zusammen von dem Reiz, den nur etwas ausüben kann, was uns von frühester Jugend auf vertraut ist. Für die Worte dieser Urkunde haben Tausende von Menschen ihr Leben gelassen. Ein Jahrhundert folgte dem andern, die Menschen und die Anschauungen wurden andere, aber diese Schrift blieb bestehen, wurde einer Generation von der andern übergeben und von jeder mit immer neuer Bedeutung übernommen. Die blutvollen Erzählungen von den Patriarchen, den Richtern und den Königen wirken auf das Gemüt, auch wenn der Verstand sich von naiver Gläubigkeit längst abgewandt hat, und die Stimmung des Alten Testaments (wie sie in Hauptmanns *Hirtenlied* liegt) übt seinen verjüngenden Zauber auf jeden nicht rationalistisch Verhärteten. Die Leidenschaft und sittliche Erhabenheit der Propheten, die die Geistesreligion gegründet haben, führt auch heute noch auf jene Höhe der Ethik, die eine Einheit von Gesinnung und Tat erfordert. Die prophetische Religion, die ihren zweiten Niederschlag dann nach jahrhundertelanger Wirkung und Entwickelung im Neuen Testament und in der gleichzeitigen nichtkanonischen jüdischen Literatur findet, hat das sittliche Handeln zum religiösen Postulat gemacht, und diese Errungenschaft ist der Menschheit bis heute nicht wieder verloren gegangen. Ihre Quelle aber findet man in jenen alten Büchern. Wenn in den letzten Jahrzehnten versucht wurde die Religionsurkunden anderer Völker an deren Stelle zu setzen, so soll gewiß nicht verkannt werden, daß überall eine religiöse Entwickelung stattgefunden hat, die den unmeßbaren Wert der menschlichen Seele in allen Völkern zeigt. Gleichwohl versteht man es, daß dem universellsten Künstler unserer Tage (der eben starb), daß dem August Strindberg, wie er am Schluß seines Lebens in seinem *Blaubuch* sich gesteht, die heiligen Schriften der anderen im letzten Grunde zu »einfach« und »fremd« waren, und daß er schließlich alles beiseite warf und »Jesaja, Hiob und den Psalter« las. Strindberg kann auch nicht finden, »daß die Heiligkeit der Bibel durch die neuen Entdeckungen verringert wird«. In der Tat: Wer die bibelkritische Literatur aufmerksam liest, findet, daß bei aller Parallelität, ja Gleichheit mit anderm, bei aller Berührung und Durchsetzung von anderm, doch in der Bibel ein Eigenes bleibt, das auf eine, dem andern unbekannte Höhe führt. Das gerade macht die starke Einheit der Bibel, die sie bei aller Atomisierung ihrer Bestandteile durch die minutiöse Quellenscheidung, wie sie die scharfsinnige Arbeit der modernen Theologie zustande gebracht hat, trotz der Widersprüche im Kleinen doch als ein mit innerer Notwendigkeit zusammengehöriges Ganze erscheinen läßt.

Ein wirkliches und letztes Eindringen in den Gehalt und den Sinn der biblischen Schriften kann natürlich nur geschehen, wenn man sie in den Ursprachen liest. Aber gerade für die Deutschen ist in der Lutherschen Übersetzung ein Werk geschaffen, das an Fülle des Lebens selbst neben dem Original bestehen kann. Das kräftige, ruhige und leidenschaftliche Hebräisch des Alten und das durch das Eindringen der Volkssprache sich merkwürdig verjüngende Griechisch des Neuen Testaments sind von Luther in ein Deutsch von unvergleichlicher Erhabenheit und Wärme gebracht worden. Über den Wert der Lutherbibel kann hier nichts mehr ausgesagt werden. Wenn sie aber als Kunstwerk heute so dasteht wie früher, so ist sie doch, wie nachgerade jeder weiß, in der Genauigkeit durch die Forschung der Zwischenzeit überholt. Man denkt jetzt historischer, und so sehr man sich gegen ein Überwuchern des kritischen Geistes schützen muß, der mit allen spitzfindigen Deduktionen oft gerade gegen einfache Tatsachen blind ist, die von der Empfindung als selbstverständlich begriffen werden, so sehr ist es zu begrüßen, wenn auf der andern Seite durch diese Kritik auch der allegorisierende Überzug späterer Jahrhunderte, der die natürliche Quelle des wirklichen Lebens verdeckt, wieder entfernt wird. Es ist erfreulich, daß man heute doch schon so ziemlich allgemein das *Lied der Lieder* als das nimmt, was es ist: als die ewige Poesie der Liebe zwischen Mann und Weib in einzigartiger Form, nicht als einen blassen Freundschaftsschemen oder gar als Lobgesang zum Ruhm einer Kirche. Der konkreten Sprache Luthers widerstreitet an sich solche Allegorisierung durchaus; nur durch die modernierenden Überschriften, die der Lutherbibel beigegeben sind, wird jener Schein ermöglicht.

Die Neuausgabe der Lutherschen Übersetzung der *Heiligen Schriften,* die der in vieler Hinsicht verdienstvolle Verlag von Georg Müller in München in 4 Bänden besorgt hat, hat mit dem Usus jener Überschriften vernünftigerweise gebrochen. Diese Ausgabe gibt den Lutherschen Text wieder, zu dem ja auch die Empfindung stets greifen wird, während

der kritische Verstand die vortreffliche Kautzsch-Weizsäckersche Textbibel nehmen wird, die in größtmöglicher Genauigkeit den gegenwärtigen Stand der Bibelwissenschaft widerspiegelt. In der äußern Form gibt die Müllersche Ausgabe die *Heiligen Schriften* als ein Erzeugnis der Weltliteratur. Die Absätze nach Versen und die dadurch notwendig werdende traditionelle Spaltung der Seiten sind weggefallen, der Text geht in fortlaufender Erzählung weiter. Man kann das Ganze lesen wie man ein gutes Buch liest, in das man sich vertieft, und das man immer wieder in Stunden der Stimmung zur Hand nimmt. Die Ausstattung der 4 Bände ist von schöner Einfachheit: gar kein kirchlicher Habitus, ohne den man sich eine Bibel sonst kaum vorstellen konnte. Ein klarer Druck, ohne Ziererei, ein gutes Papier, ein großes und dabei handliches Format: so sind die Bände recht geeignet wirklich von dem Leser in Gebrauch genommen zu werden. Der Müllersche Verlag, der schon öfter seine guten Instinkte bei Neuausgaben bewiesen hat, zeigt hier, wie man die Bibel auch als Werk der erzählenden Kunst genießen kann, ohne daß sie von ihrer sittlichen Würde einbüßt. Die Müllersche Bibel ist ein wirkliches Gebrauchsbuch, und es wird sicher sehr viele geben, die sich diese Bände zu dauerndem Besitz anschaffen werden.

Ein anderes Gesicht zeigt die große Ausgabe, die vom Verlag George Westermann in Braunschweig unter dem Titel *Die Bücher der Bibel* veranstaltet wird, und von der bisher nur der 1. und der 6. Band erschienen sind. Sie will alles vereinigen, was die Bibel bieten kann: künstlerischen Genuß, wissenschaftliche Erkenntnis und religiöse Erbauung. F. Rahlwes hat die einzelnen Bücher mit Einleitungen versehen, die deren Charakter skizzieren und auch einiges über den geschichtlichen Zusammenhang mitteilen. Dem Text selber ist die Übersetzung von Eduard Reuß zugrunde gelegt, doch sind auch die Fortschritte mit berücksichtigt, die die Bibelwissenschaft in den beiden Jahrzehnten seit dem Erscheinen der Reußschen Arbeit gemacht hat. Die Erforschung der hebräischen Metrik, die seitdem ein großes Stück weitergediehen ist, legte dem Herausgeber die Notwendigkeit nahe den rhythmischen Charakter namentlich der eigentlich poetischen Teile stärker hervortreten zu lassen: eine Arbeit, die seinem feinen Verständnis größtenteils gut gelungen ist. Neu und eigenartig, aber innerlich vollständig berechtigt, ist die Einteilung des Ganzen nach dem Charakter der einzelnen Stücke. So umfaßt der 1. Band unter der Überschrift *Überlieferung und Gesetz* den sogenannten *Hexateuch,* also das Fünfbuch Mose und das Buch Josua; der 6. Band führt den Titel *Die Liederdichtung* und enthält die Psalmen, die sogenannten *Klagelieder Jeremias* und das *Lied der Lieder.* Was aber dieser Ausgabe ihre besondere Bedeutung gibt, das ist ihr Äußeres. Sie ist in einer schöngezeichneten Antiqua gesetzt, die poetischen Stellen in Versanordnung, ohne jede Kapiteleinteilung, dagegen mit neuen Obertiteln, die das Ganze in eine Reihe einzelner Erzählungen, Gedichte usw. gliedern. Über die Zeichnungen E. M. Liliens, der es versucht hat Bilder aus dem Geist des Alten Testaments zu schaffen, soll hier nichts ausgesagt werden, da man schon über solch ein Unterfangen, je nachdem man überhaupt die Dichtung der Bibel einer Steigerung durch Illustrationen für fähig hält oder nicht, verschiedener Meinung sein wird. Mit vollendeter Sorgfalt ist das Buch gedruckt, mit zum Teil sehr schönen roten Initialen und Titelzeilen, in Quartformat und auf wundervoll gelblichem Papier. Ein relativ einfacher Pergamenteinband, ohne jede Überladenheit, umschließt das Buch. Der Verlag Westermann schafft hier eine Bibelausgabe, für die das meist mißbrauchte Epitheton *monumental* wohl zutrifft, wenn man von ihm den Beigeschmack des Unhandlichen, Steifen und bewußt Pathetischen entfernt. Wenn diese Gesamtausgabe abgeschlossen ist, wird das, was sie bedeutet, noch hier im Zusammenhang besprochen werden.

So hätten wir die ganze Bibel jetzt in neuer Gestalt, nachdem schon vor einiger Zeit der *Inselverlag* mit einem dünnen, billigen Auswahlband (von der Art seiner übrigen schönen Editionen) den Anfang damit gemacht hatte die Bibel der Literatur einzugliedern. Gerade diejenigen, die durch das gesalbte Äußere der üblichen Bibelausgaben verhindert werden sie unbefangen zu lesen, werden den Verlegern, die dieses unternahmen, Dank wissen und gleichzeitig ihr Augenmerk auf die Wiedererstarkung des religiösen Gefühls richten, die, ob man sie nun begrüßt oder beklagt, jedenfalls beachtet zu werden verdient, und die auch die erneute Beschäftigung mit den Urkunden der alten, historischen Religion mit bewirkt.

JOSEF BLOCH

VERANTWORTLICH FÜR DIE REDAKTION HERMANN REHLÄNDER IN NEUBABELSBERG · VERLAG DER SOZIALISTISCHEN MONATSHEFTE G. M. B. H. IN BERLIN DRUCK VON HANS DOHRN IN BERLIN

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA

3 0112 004231541